

Burgen und Schlösser in Mittelbaden

Herausgeber
Hugo Schneider

Burgen und Schlösser in Mittelbaden



HISTORISCHER VEREIN FÜR MITTELBADEN

Herausgeber
Hugo Schuchman

Mittelbaden
in
und Schlösser
Burgen



Verlag Historischer Verein für Mittelbaden
Gesamtherstellung: A. Morstadt Buch- und Offsetdruck Kehl

Inhaltsverzeichnis

(die Nummer hinter dem Namen der Burg oder des Schlosses, z.B. (1) entspricht jener auf der Übersichtskarte).

Vorwort	13
Einführung	14
Übersichtskarte	16
Verzeichnis der Burgen, Schlösser und Orte	18
Burgen	21
<i>Hans-Martin Maurer</i>	

Von der Murg bis zur Oos

Das Schloß Rastatt (1)	41
<i>Wolfgang E. Stopfel</i>	
Das Schloß zu Kuppenheim (2)	54
<i>Gerhard Hoffmann</i>	
Schloß Favorite (3)	55
<i>Wolfgang E. Stopfel</i>	
Schloß Rotenfels (4)	67
<i>Gerhard Hoffmann</i>	
Schloß Amalienberg (5)	70
<i>Gerhard Hoffmann</i>	
Das Schloß Neu-Eberstein (6)	73
<i>Gerhard Hoffmann</i>	
Das Jagdhaus in Sandweier (7)	83
<i>Gerhard Hoffmann</i>	
Die Burg Alt-Eberstein (8)	85
<i>Gerhard Hoffmann</i>	

Von der Oos bis zur Rench

Das Neue Schloß in Baden-Baden (9)	93
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Jesuitenschlößchen bei Baden-Baden (9)	103
<i>Margot Fuß</i>	
Die Burg Hohenbaden (9)	104
<i>Karl-Bernhard Knappe</i>	
Das Jagdschloßchen auf dem Fremersberg (9)	123
<i>Wolfgang E. Stopfel</i>	

Das Wasserschloß Tiefenau (10)	126
<i>Franz Zoller</i>	
Die Altenburg bei Sinzheim (11)	127
<i>Franz Zoller</i>	
Die Wasserburg Stollhofen (12)	128
<i>Adolf Hirth</i>	
Die Yburg (Iburg) (13)	130
<i>Bertram Sandfuchs</i>	
Das obere Schloß Neuweier (14)	139
<i>Karl Schwab</i>	
Das untere Schloß Neuweier (14)	142
<i>Willi Daferner</i>	
Das Wasserschloß Bach in Kappelwindeck (15)	147
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Schloß Rittersbach (16)	149
<i>Hugo Schneider</i>	
Die Burg Alt-Windeck (17)	150
<i>Karl-Bernhard Knappe</i>	
Das Schloßchen Hub-Walden (18)	161
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Wasserschloß Waldsteg (19)	161
<i>Hugo Schneider</i>	
Der Burgstadel Bärenstein (20)	164
<i>Hugo Schneider</i>	
Die Burg Neu-Windeck (21)	166
<i>Hans-Martin Maurer</i>	
Das Schloß Aubach (22)	170
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Wasserschloß in Großweier (23)	172
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Schloß Lindenhaus bei Sasbach (24)	173
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Schloß in Sasbach (bei Achern) (24)	174
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Brigittenschloß (Burg Hohenrod) (25)	177
<i>Hugo Schneider</i>	

Das Wasserschloß in Oberachern (26).....	179
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Schloß Rodeck (27)	181
<i>Adolf Hirth</i>	
Die Burg Bosenstein (28)	185
<i>Hans-Martin Pillin</i>	
 Von der Rench bis zur Kinzig	
Das Schloß in Renchen (29)	193
<i>Hugo Schneider</i>	
Die Ullenburg (30).....	196
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Schloß Gaisbach (31).....	202
<i>Dieter Kauß</i>	
Die Schauenburg (32)	204
<i>Hans-Martin Pillin</i>	
Die Burg Fürsteneck (33)	216
<i>Hans-Martin Pillin</i>	
Die Burg Neuenstein (34)	220
<i>Dieter Kauß</i>	
Die Bärenburg (35)	222
<i>Dieter Kauß</i>	
Die Burg Friedberg (36)	223
<i>Dieter Kauß</i>	
 Raum Offenburg	
Das Schloß Staufenberg (37)	227
<i>Karl-Bernhard Knappe</i>	
Das Schlößchen (Haus) v. Neveu (37)	241
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Schloß in Weier (38)	242
<i>Michael Friedmann/Nikolaus Harter</i>	
Der Freihof in Waltersweier (39)	242
<i>Michael Friedmann/Nikolaus Harter</i>	
Das Schloß Uffhofen (40).....	243
<i>Michael Friedmann/Nikolaus Harter</i>	
Das Amtshaus in Offenburg (40).....	244
<i>Michael Friedmann/Nikolaus Harter</i>	

Das Bezirksamtsgebäude in Offenburg (40)	245
<i>Hermann Sprauer</i>	
Die Schlösser zu Fessenbach (41)	249
<i>Michael Friedmann/Nikolaus Harter</i>	
Die Burg Bilenstein (42)	251
<i>Michael Friedmann/Nikolaus Harter</i>	

Hanauerland und Ried

Das Schloß Lichtenau (43)	255
<i>Ludwig Lauppe/Lisbeth Lauppe</i>	
Das Schloß zu Rheinbischofsheim (44)	258
<i>Claus Honold</i>	
Die Festung Kehl (45)	260
<i>Carl-Helmut Steckner</i>	
Die Burgen (Schlösser) um Kehl (45)	271
<i>Klaus Hornung</i>	
Das Schloß Burneck (45)	276
<i>Klaus Hornung</i>	
Das Schloß Kork (46)	277
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Schloß Willstät (47)	278
<i>Carl-Helmut Steckner</i>	
Das Schloß von Eckartsweier (48)	286
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Schloß in Marlen (49)	287
<i>Wilhelm Marx</i>	
Das Schloß Waseneck (50)	287
<i>Wilhelm Marx</i>	
Das Schloßchen in Altenheim (51)	289
<i>Wilhelm Marx</i>	
Der Burgstadel zu Müllen (52)	289
<i>Wilhelm Marx</i>	
Die Rohrburg bei Altenheim (53)	290
<i>Wilhelm Marx</i>	
Die Mörburg bei Schutterwald (54)	293
<i>Hugo Schneider</i>	

Die Burg Schwanau (55)	294
<i>Hugo Schneider</i>	
Die Schlösser in Nonnenweier (56)	295
<i>Hugo Schneider</i>	
Von der Kinzig bis zur Bleiche	
Die Wasserschlösser in Hofweier (57)	299
<i>Josef Bayer</i>	
Die Burg in Niederschopfheim (58)	301
<i>Josef Bayer</i>	
Das Herrenhaus Philipphof in Diersburg (59)	302
<i>Josef Bayer</i>	
Das Schloß Diersburg (59)	303
<i>Josef Bayer</i>	
Das Schloß zu Schuttern (60)	308
<i>Hubert Kewitz</i>	
Die Adelsitze in Oberweier (61)	309
<i>Hubert Kewitz</i>	
Das Schloß von Heiligenzell (62)	310
<i>Ekkehard Klem</i>	
Die Tiefburg Lahr (63)	313
<i>Karl List</i>	
Die Burg zu Burgheim bei Lahr (63)	319
<i>Karl List</i>	
Die Burg Altgeroldseck auf dem Rauhkasten (64)	320
<i>Karl List</i>	
Die Burg Hohengeroldseck (65)	323
<i>Karl List</i>	
Die Burg Lützelhardt (66)	335
<i>Albert Panther</i>	
Das Schloß Dautenstein (67)	341
<i>Hubert Kewitz</i>	
Das Müller-Schlößle bei Seelbach (68)	345
<i>Hubert Kewitz</i>	
Das Mollenkopf-Schlößchen und das Schlößchen Weiherdamm in Schuttertal (69)	345
<i>Gerhard Finkbeiner</i>	

Das Schloß Mahlberg (70)	347
<i>Bertram Sandfuchs</i>	
Das Schloß in Schmieheim (71)	357
<i>Hubert Kewitz</i>	
Das Schloßchen Orschweier (72)	359
<i>Hubert Kewitz</i>	
Das Schloß zu Altdorf (73)	360
<i>Hugo Schneider</i>	
Das Schloß in Rust (74)	362
<i>Hubert Kewitz</i>	
Das Balzare-Schlöble in Rust (74)	364
<i>Hubert Kewitz</i>	
Das Ettenheimer ‚alte‘ Schloß (75)	366
<i>Robert Furtwängler</i>	
Das Ichtratzheimsche Haus in Ettenheim (75)	370
<i>Hubert Kewitz</i>	
Die Gisenburg (76)	372
<i>Josef Naudascher</i>	
Die Rauenburg (77)	375
<i>Hubert Kewitz</i>	
Die Kirnburg (78)	375
<i>Friedrich Hinn</i>	

Kinzig- und Gutachtal

Das Schloß Ortenberg (79)	381
<i>Franz Xaver Vollmer</i>	
Das Schloßchen in Berghaupten (80)	392
<i>Michael Friedmann/Nikolaus Harter</i>	
Der Gröbernturm (81)	394
<i>Thomas Kopp</i>	
Das Harmersbacher Schlöble (82)	397
<i>Eugen Lehmann und Karl-August Lehmann</i>	
Das Schloß Haslach i.K. (83)	398
<i>Manfred Hildenbrand</i>	
Der Befestigungsturm auf dem Galgenbühl in Haslach i.K. (83)	402
<i>Manfred Hildenbrand</i>	

Die Burg Schnellingen (84)	403
<i>Werner Scheurer</i>	
Die Burg Fischerbach (85)	404
<i>Werner Scheurer</i>	
Die Burg Weiler (Ramsteinweiler) (85)	405
<i>Werner Scheurer</i>	
Die Burg Waldstein (85)	406
<i>Bertram Sandfuchs</i>	
Der Schwiggenstein (86)	409
<i>Manfred Hildenbrand</i>	
Die Burg Mühlenbach (87)	410
<i>Manfred Hildenbrand</i>	
Die Heidburg (88)	411
<i>Manfred Hildenbrand</i>	
Die Burg Hausach (89)	418
<i>Kurt Klein</i>	
Der Gutach-Turm (90)	423
<i>Ansgar Barth</i>	
Das Schloß Hornberg (91)	425
<i>Ansgar Barth</i>	
Die Turmruine im Tiefenbach (91)	433
<i>Hugo Schneider</i>	
Die Burg Althornberg (92)	433
<i>Karl Volk</i>	
Die Burg Triberg (93)	436
<i>Karl Volk</i>	
Die Burg Wolfach (94)	439
<i>Eugen Dieterle</i>	
Das Schloß zu Wolfach (94)	442
<i>Josef Krausbeck</i>	
Die Burg Gippichen (Gypchen) (95)	452
<i>Josef Krausbeck</i>	
Die Burg Walkenstein im Wolftal (96)	454
<i>Hans-Gottfried Haas</i>	
Die Romburg im oberen Wolftal (97)	455
<i>Hans-Gottfried Haas</i>	

Das Schloß Burgbach (98)	457
<i>Hans-Gottfried Haas</i>	
Die Burg Schiltach (99)	458
<i>Hans Harter</i>	
Die Willenburg bei Schiltach (100)	468
<i>Hans Harter</i>	
Die Klingenburg im Hinter-Lehengericht (101)	474
<i>Hans Harter</i>	
Die Schenkenburg (102)	476
<i>Hans Harter</i>	
Der Burgstall bei Schenkenzell (103)	486
<i>Hans Harter</i>	
Das Schlöble bei Schenkenzell (103)	487
<i>Hans Harter</i>	
Die Burg Wittichenstein (104)	489
<i>Hans Harter</i>	

Schanzen und Linien in Mittelbaden

Schanzen in Mittelbaden	497
<i>Thomas Kopp</i>	
Die Stollhofener Linien	507
<i>Hugo Schneider</i>	
Fachausdrücke	510
Verzeichnis der Mitarbeiter	514

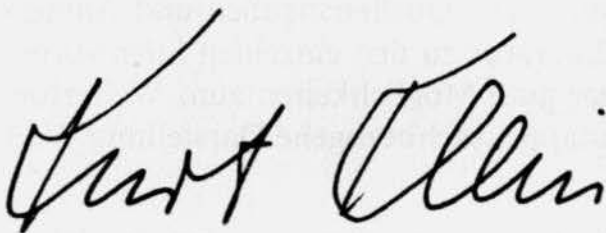
Vorwort

Es erfüllt mich mit großer Freude, daß nach dem im Jahre 1983 erschienenen Gesamtregister der „Ortenau“ — bearbeitet von Herrn Anton Wagner — nun 1984 die Neubearbeitung des Bandes „Burgen und Schlösser in Mittelbaden“ folgen kann. Vor 50 Jahren herausgekommen, war der Band seit langem vergriffen. Wegen seiner Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit geschätzt, konnte sich der Historische Verein für Mittelbaden nicht länger dem Wunsch verschließen, das Werk neu herauszubringen.

Allerdings sollte dies nicht eine bloße Neuherausgabe sein. Die vielen neuen Erkenntnisse auf dem Gebiet der Burgenforschung allgemein sowie die über einzelne Burgen und Schlösser unseres Gebietes insbesondere zwangen zu einer Neubearbeitung. Sie wurde von Mitgliedern des Vereins geleistet, die sich vielfach nicht mit dem begnügten, was der alte Burgenband und die Sekundärliteratur berichteten, sondern zu den Quellen zurückgriffen. Ihnen sei darum für ihre Beiträge sowie das zur Verfügung gestellte Bildmaterial herzlich gedankt.

Ebenso sei gedankt Herrn Hugo Schneider, in dessen Händen die Redaktion lag, sowie dem engeren Kreis der Mitarbeiter Herrn Theo Schaufler und Herrn Dieter Kauß sowie Herrn Manfred Hildenbrand. Herr Anton Wagner überprüfte die gesamte Bibliographie. Herr Johannes Mühlán war ein wichtiger Berater in Fragen der Bildausstattung. Gedankt sei auch der Firma A. Morstadt, Buch- und Offsetdruck, Kehl für die treffliche technische Gestaltung des Werkes.

Möge der Band die an ihn gestellten Erwartungen erfüllen, und möge er bei den Freunden der Heimatgeschichte gute Aufnahme finden.



*Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen.
Wer bewahret und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.*

J. W. v. Goethe

Einführung

Verschiedene Gründe veranlaßten den Historischen Verein für Mittelbaden, den 1931 als 21. Heft erschienenen Jahresband „Burgen und Schlösser in Mittelbaden“ neu zu bearbeiten.

Der Kenntnisstand der Einleitung von 1931 ist weit überholt, so daß Einzelkorrekturen und Ergänzungen nicht ausreichen. Das Wissen über einzelne Burgen und Schlösser hat sich dank eingehender Einzelforschung oft beträchtlich vermehrt. Auch die Betrachtungsweise hat sich geändert, denn man wünscht heute mehr über die Bauten und ihre Geschichte zu erfahren als über genealogische Zusammenhänge. Schließlich erwartet der Leser eine bessere Veranschaulichung des Stoffes durch geeignetes Bildmaterial. All diese Gründe bewogen den Vorstand des Historischen Vereins, auf eine reine Neuauflage zu verzichten und dafür eine neue Bearbeitung auf der Grundlage des alten Werkes zu unternehmen.

Wie beim Band von 1931 umfaßt das Werk wieder den ganzen Raum von Mittelbaden und zwar von Rastatt bis zur Kirnburg bei Herbolzheim. Auch Schwanau jenseits des Rheines wurde, wenn auch nur kurz, in die Darstellung einbezogen, da es seit 1973 den Namen für die aus Ottenheim, Allmannsweier, Nonnenweier und Wittenweier gebildete neue Gemeinde Schwanau abgab.

Gefordert wurde, daß die Neubearbeitung wissenschaftlich zuverlässig und leserfreundlich sei. Im Allgemeinen wurde auf Quellenangaben und Anmerkungen verzichtet. Jedoch wurde die Literatur zu den einzelnen Stichworten weitgehend erfaßt, so daß der Benützer gute Möglichkeiten zum Weiterforschen hat. Außerdem wurde auf eine knappe, sachbezogene Darstellung Wert gelegt.

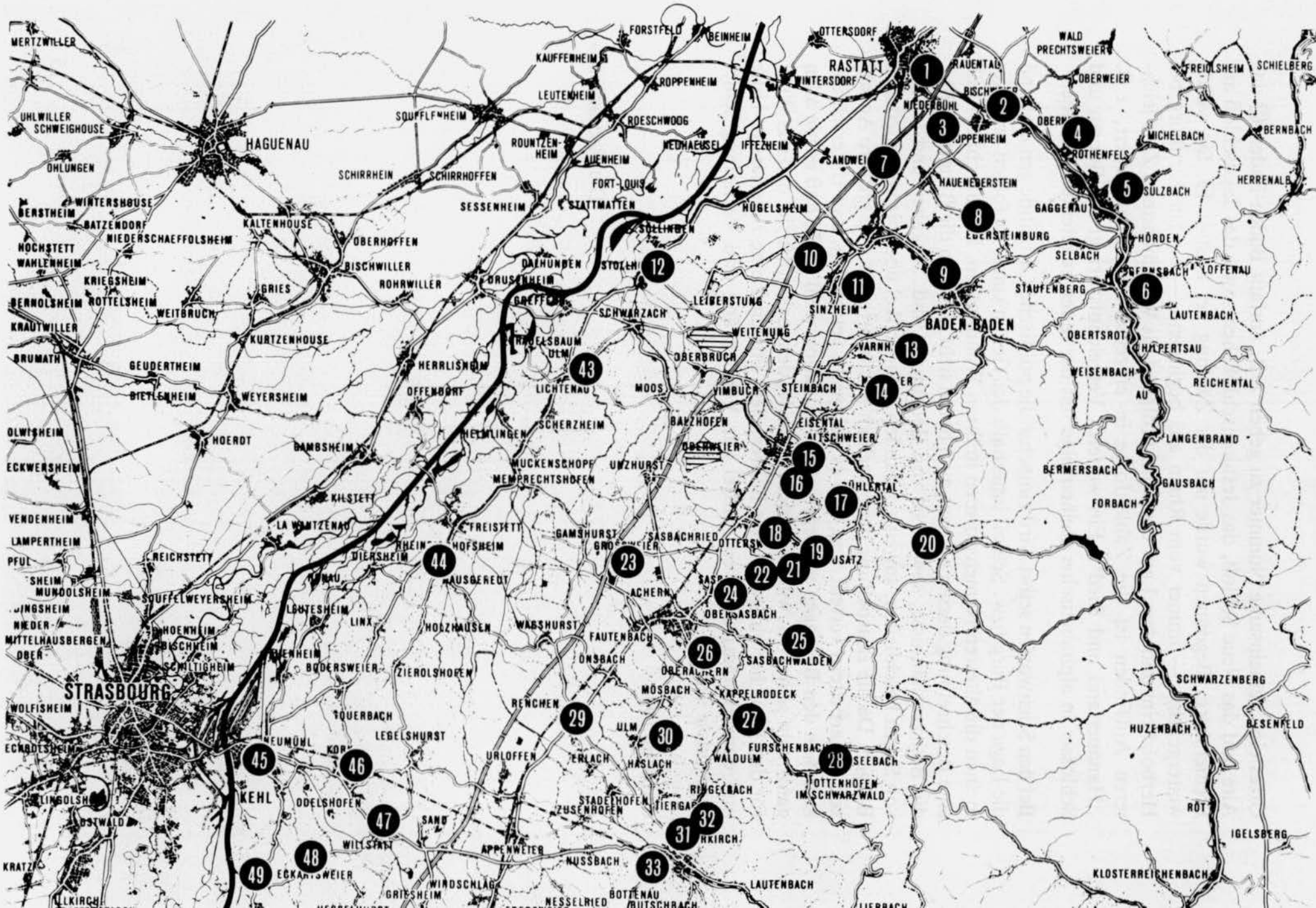
Die Beiträge sind nach einem gewissen Schema angelegt, so daß das Werk mehr einen lexikographischen Charakter besitzt. Um die jeweilige Burg bzw. Schloß leichter aufzufinden, wurde eine Karte beigelegt, in der zwar nicht die Namen der verschiedenen Burgen eingetragen sind, sondern an ihrer Stelle eine Zahl in einem Kreis, z. B. ①, ② etc. Die Legende bringt nun die Zahlen in der Reihenfolge und dahinter zu jeder einzelnen Nummer den Namen. Aus Raumgründen erwies es sich als zweckmäßig, den Burgen und Schlössern eines

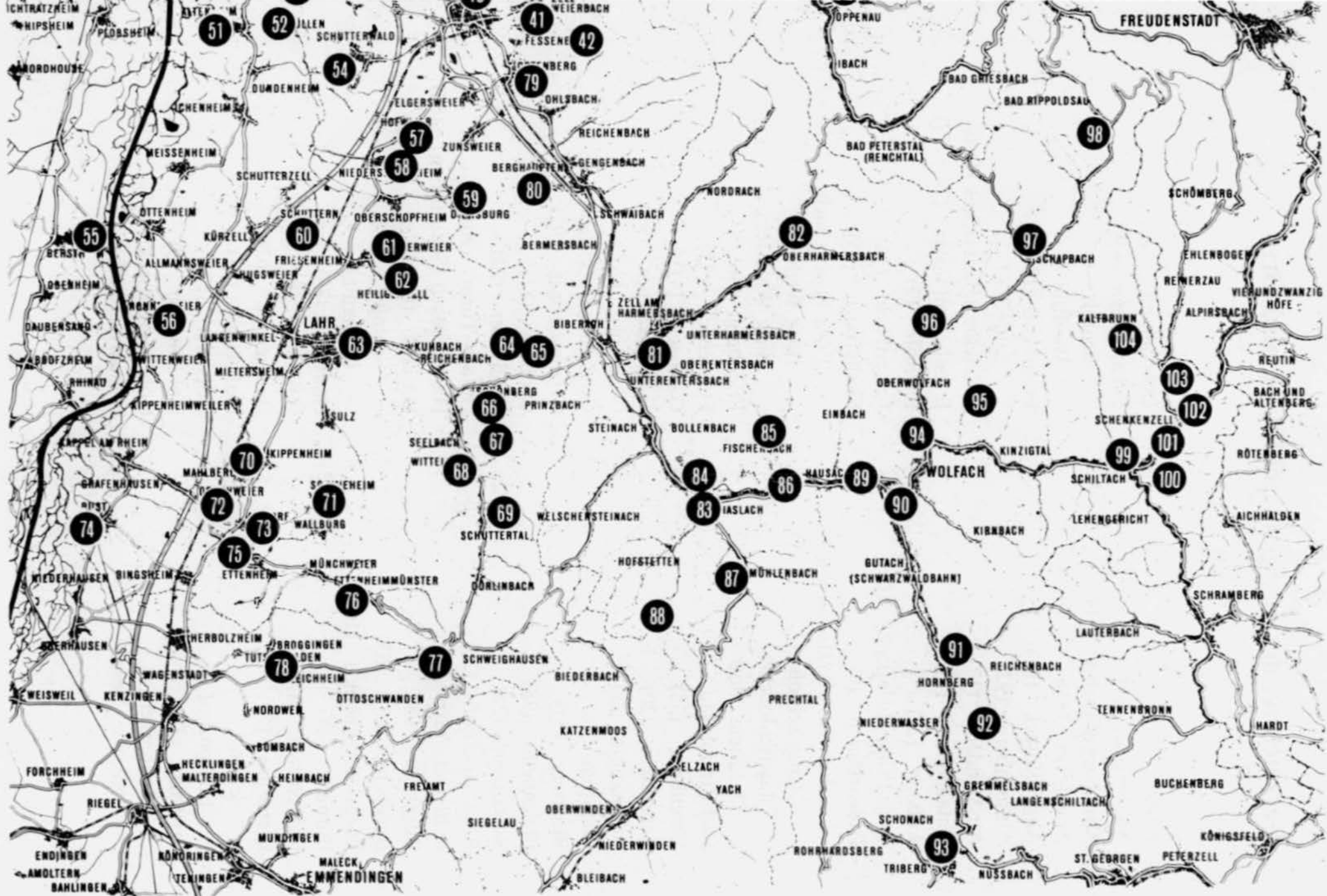
Ortes eine gemeinsame Nummer zu geben z. B. umfaßt Baden-Baden ⑨ das Alte und das Neue Schloß, das Jesuitenschlößchen sowie das Jagdschloß am Fremersberg. Begonnen wurde mit der Zählung bei Rastatt ①. Sie wurde weitergeführt — immer vom Rhein aus beginnend — bis zur Kirnburg bei Herbolzheim und dem Lauf der Kinzig folgend bis Wittichenstein. Zum leichteren Auffinden ist die Zahlenfolge in einzelne Räume gegliedert, z. B. „Hanauerland und Ried“. Ein weiteres Verzeichnis bringt die Burgen und Schlösser in alphabetischer Reihenfolge mit der ihnen zugeteilten Nummer.

Bei den Stichworten selbst wird zunächst die politische Gemeinde genannt und die Lage der Burg bzw. Schloß innerhalb der Gemarkung. Es folgen im allgemeinen die ältesten Namensformen in ihren Wandlungen. Daran schließt sich eine Beschreibung dessen an, was man heute sieht, alsdann die Baugeschichte, die Besitzverhältnisse, soweit sie von Bedeutung sind. Angaben und Inhalte von Sagen beschließen, soweit vorhanden, den Artikel über die verschiedenen Burgen. Da die Bearbeitung der einzelnen Stichworte auf eine größere Anzahl von Mitarbeitern verteilt war, ließ es sich nicht vermeiden, daß Unterschiede zwischen den Beiträgen vorliegen. Die Redaktion weiß auch, daß es nie allen ganz recht sein wird, was geschrieben wurde, dennoch hofft sie, daß das Werk für den Besucher ein geeigneter Führer, dem Forscher eine zuverlässige Hilfe und dem Heimatfreund ein Mittel zur Vermehrung und Vertiefung seiner Kenntnisse sei.

Oktober 1984

Die Redaktion





Verzeichnis der Burgen, Schlösser und Orte

- Altdorf (73)
Alteberstein (8)
Altenburg (Sinzh.) (11)
Altenheim (51)
Altgeroldseck (64)
Althornberg (92)
Alt-Windeck (17)
Amalienberg (5)
Aubach (22)
Bach (Kappelwindeck) (15)
Baden-Baden (9)
 Altes Schloß (Hohenbaden)
 Neues Schloß
 Jagdschlößchen
 Jesuitenschloß
Bad Rippoldsau (98)
Bärenburg (35)
Bärenstein (20)
Berghaupten (80)
Bilenstein (42)
Binzburg (57)
Bleichheim (78)
Bosenstein (28)
Brigittenschloß (25)
Bühlertal (20)
Burgbach (98)
Burgheim/Lahr (63)
Burgstall (Schenk.) (103)
Burneck (45)
Dautenstein (67)
Diersburg (59)
 Schloß
 Philippshof
Durbach (37)
 Staufenberg
 Schloß v. Neveu
Ebersteinburg (8)
Eckartsweier (48)
 Schloß
 Wolfhül
Ettenheim (75)
 Schloß
 Ichtratzheimisches Haus
Ettenheimmünster (76), (77)
Favorite (3)
Fessenbach (41)
Fischerbach (85)
 Burg Fischerbach
 Burg Weiler
 Burg Waldstein
Friedberg (36)
Fürsteneck (33)
Gaisbach (31)
Gippichenburg (95)
Gisenburg (76)
Goldscheuer (50)
Gremmelsbach (92)
Gröbern (81)
Großweier (23)
Gutach-Turm (90)
Harmersbach (Schlößchen) (82)
Haslach (83)
 Schloß
 Galgenbühl
Hausach (89)
Heidburg (88)
Heiligenzell (62)
Hofstetten (88)
Hofweier (57)
Hohenbaden (9)
Hohengeroldseck (65)
Hohenrod (25)

Hornberg (91)
 Schloß
 Tiefenbach
 Hub-Walden (18)
 Hundsfeld (45)
 Ippichen (95)
 Kaltbrunn (104)
 Kappelwindeck (Bach) (15)
 Kehl (45)
 Festung
 Hundsfeld
 Schloßjockelskopf
 Auenheim
 Bierkeller
 Kirnburg (78)
 Klingenburg (101)
 Kork (46)
 Kuppenheim (2)
 Lahr (63)
 Tiefburg
 Burgheim
 Lauf (21)
 Lautenbach (34)
 Lichtenau (43)
 Lützelhardt (66)
 Mahlberg (70)
 Marlen (49)
 Mörburg (54)
 Mühlenbach (87)
 Müllen (52)
 Müller-Schlößchen (68)
 Neueberstein (6)
 Neuenstein (34)
 Neuweier (14)
 Oberes Schloß
 Unteres Schloß
 Neu-Windeck (21)
 Niederschopfheim (58)
 Nonnenweier (56)
 Oberachern (26)
 Oberharmersbach (82)
 Oberkirch (31), (32), (33)
 Obertsrot (6)
 Oberweier (61)
 Oberwolfach (96)
 Offenburg (40)
 Bezirksamt
 Amtshaus
 Uffhofen
 Oppenau (36)
 Orschweier (72)
 Ortenberg (79)
 Ottenhöfen (28)
 Ottersweier (18)
 Ramsbach (35)
 Ramsteinweiler (85)
 Rastatt (1)
 Rauenburg (77)
 Renchen (29)
 Rheinbischofsheim (44)
 Rittersbach (16)
 Rodeck (27)
 Rohrburg (53)
 Romburg (97)
 Rust (74)
 Schloß Rust
 Balzareschlößchen
 Sandweier (7)
 Sasbach/Achern (24)
 Schloß
 Lindenhaus
 Sasbachwalden (25)
 Schapbach (97)
 Schauenburg (32)
 Schenkenburg (102)
 Schenkenzell (103)
 Burgstall
 Schlößle
 Schiltach (99)
 Schloßjockelskopf (45)

Schmieheim (71)
Schnellingen (84)
Schönberg (64), (65)
Schuttern (60)
Schuttertal (69)
Schutterwald (54)
Schwanau (55)
Schwigenstein (86)
Seelbach (66), (67), (68)
Sinzheim (10), (11)
Staufenberg (37)
Stollhofen (12)
Tiefenau (10)
Tiefenbach (91)
Tiergarten (30)
Triberg (93)
Uffhofen (40)
Ullenburg (30)

Unterentersbach (81)
Varnhalt (13)
Waldsteg (19)
Waldstein (85)
Walkenstein (96)
Waltersweier (39)
Waseneck (50)
Weier (38)
Weiler (85)
Willenburg (100)
Willstätt (47)
Wittichenstein (104)
Wolfach (94)
 Burg
 Schloß
Wolhül (48)
Yburg (13)
Zell-Weierbach (42)

Burgen

Hans-Martin Maurer

Der Aufsatz wurde mit gütiger Erlaubnis des Verfassers entnommen: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart, Die Zeit der Staufer. Geschichte-Kunst-Kultur. Katalog der Ausstellung Band III Aufsätze. Stuttgart 1977, S. 119—128.

„Ich verfüge über ungemein viele, starke, uneinnehmbare Burgen“, schrieb König Philipp, der Sohn Friedrich Barbarossas, stolz und mit dem Unterton einer Drohung an den Papst. Er untermauerte damit seine Erklärung, weshalb er die „Last“ des Königtums übernommen habe: Kein deutscher Fürst sei reicher, mächtiger und ruhmvoller als er. Nach der Ermordung Philipps verlobte sich sein Rivale und Nachfolger, König Otto IV., mit der Tochter des Verstorbenen, der Erbin des staufischen Besitzes. Der Chronist Arnold von Lübeck berichtet darüber: „Er nahm sie als Gattin auf mit ihrem väterlichen Erbe, mit vielen Reichtümern und mit dreihundertfünfzig Burgen.“ Die Zahl und Stärke der Burgen war nach diesen Aussagen eine Grundlage und ein Maßstab herrscherlicher Macht.

Aber es war nicht der König allein, der über ein Netz von Burgen gebot, er mußte dieses Machtmittel mit zahlreichen anderen Magnaten teilen. Unter allen architektonischen Schöpfungen der Stauferzeit, dieser Blütezeit der Baukunst, war die Burg die eigentümlichste. Höfe, Dörfer, Städte, Kirchen, Klöster gab es zu allen Zeiten, die Ritterburg aber ist ein unverwechselbares Produkt des Mittelalters. Sie ist wie kein anderer Bautyp geeignet, Strukturen, Wesen und Geist staufischer Zeit zu repräsentieren.

I. Burgenbau und Adelspolitik

Die hochmittelalterliche Burg in ihrer typischen Art entstand, als isoliert gelegene Befestigungen (die es längst vorher schon gab) zu Wohnsitzen führender Geschlechter — und nur für sie und ihre Hofhaltung — ausgebaut wurden. Wann dieser folgenreiche Vorgang einsetzte, läßt sich recht genau bestimmen: kurz nach der Mitte des 11. Jahrhunderts. Es gibt bedeutende geschichtliche Strömungen, deren Anfänge im Unsichtbaren, Geistigen, Psychologischen liegen und die deshalb nicht leicht zu fassen sind. Beim Burgenbau war das Gegenteil der Fall. Er muß von den Zeitgenossen, von denen, die ihn betrieben, und von denen, die ihn erlebten, also von allen, als eine bewußte Neuerung, eine kühne Reform, ein abenteuerliches Wagnis angesehen worden sein. Vielleicht ahnten viele, daß er eine Systemveränderung bewirkte oder zumindest signalisierte. Jeder der vielen Grafen und reichen Edelherren, der eine Höhenburg erbaute oder als Wohnung umbaute, muß einen Entschluß gefaßt haben,

dessen Tragweite offenbar war: Er zog aus besiedeltem Gelände auf bisher unwegsame, unwirtliche Höhen. Urbarmachung, Planierung, Wegebau und der Burgenbau selbst erforderten einen immensen Aufwand. Die Lage in den Wäldern und auf den Bergen brachte Gefahren und Unbequemlichkeiten mit sich und zog dauernde hohe Folgekosten für die Zufahrt, die Instandhaltung und den Betrieb (zum Beispiel für Heizung und Wasserversorgung) nach sich.

Aber der Burgenbau in seiner frühen Phase bedeutete noch mehr: Er war eine Herausforderung der zentralen Gewalten, des Königtums und Herzogtums, die bisher die Befestigungshoheit für sich in Anspruch nahmen. Die Burgenbauer mußten damit rechnen, den Argwohn der Reichsgewalt, vielleicht Gegenmaßnahmen und Strafexpeditionen auf sich zu ziehen. Sie waren sich im klaren, sich wie kleine Könige zu benehmen, Selbstherrlichkeit zu demonstrieren, Autonomie zu beanspruchen, denn die Verfügung über ständig intakte Militärplätze bedeutet nun einmal Macht, Anteil an der Herrschaft. Das war denn auch der eigentliche Grund des Burgenbaus.

Der Burgenbau setzte auch eine Zäsur im Verhältnis von Adel und Bevölkerung. Man kennt das Aussehen der Herrenhäuser vor dem Burgenbau noch immer nicht, da archäologische Untersuchungen darüber fast ganz fehlen, sicher aber ist, daß sie vielfach in den Dörfern oder in deren Nachbarschaft lagen, wenn auch durch Umfang, erhöhte Lage und Absperrungen mittels Zäunen und Gräben hervorgehoben. Die Adligen nannten sich vor dem Burgenbau nach den Dörfern und lebten in der dörflichen Umwelt. Der Wegzug aus den alten Höfen auf die Berge bedeutete eine Distanzierung, wie sie eindrücklicher nicht möglich gewesen wäre. Die Grafen und reicheren Hochadligen ließen die Dorfbevölkerung hinter sich, unter sich, lebten von jetzt an erhaben auf den Gipfeln, durch Höhenunterschiede bis zu mehreren hundert Metern getrennt. Dies mußte zwangsläufig die ständischen Unterschiede vertiefen, das Klassenbewußtsein des Adels stärken, der ländlichen Bevölkerung aber die Unterlegenheit täglich sichtbar machen.

Die Kühnheit des Adels, militärische Anlagen dauernd für sich in Anspruch zu nehmen und damit die militärische Hoheit des Reiches und der Herzogtümer zu durchlöchern, setzt die Krise der zentralen Gewalt voraus. Die Anfänge des adligen Burgenbaus fallen denn auch präzise in eine der schwierigsten Perioden des hochmittelalterlichen Königtums. Die für die Reichsgewalt verheerenden Folgen des frühen Todes Heinrichs III. und der langjährigen turbulenten Vormundschaftsregierung für seinen sechsjährigen Sohn wurden in der Literatur oft beschrieben. Heinrich IV. hätte wohl dennoch die Chance gehabt, den Adel in die Schranken zu verweisen — wie es seinem Vater und Großvater gegen beginnende „Verherrschaflichungstendenzen“ gelungen war —, wenn er seine verbliebenen Machtmittel besonnen und konsequent eingesetzt hätte. Er aber überwarf sich mit den Herzögen, indem er sich auf den Adel stützte, und dann begann der epochale Kirchen- und Kulturkampf des 11. Jahrhun-

derts, der „Investiturstreit“, der alle Kräfte des Königs aufzehrte und dem Adel den lange erwünschten Freiheitsraum verschaffte. Möglicherweise erlaubte der König selbst seinen Anhängern im Kampf gegen Fürsten und Kirche, sich Burgen zu erbauen, und seine Feinde taten dasselbe ohne Erlaubnis oder mit der des Gegenkönigs. Als die Nachfolger die Reichsgewalt wieder zu festigen suchten, war der Burgenbesitz des hohen Adels schon jahrzehntelang ein Faktum, fast schon Gewohnheitsrecht. Kein späterer König konnte mehr ernsthaft versuchen, die Aristokratie insgesamt von ihren Burgen wieder zu vertreiben. Bestenfalls konnte es gelingen, den Kreis der zum Burgenbau Berechtigten einzuschränken.

Die mittelalterliche Gesellschaft stellt sich seit dieser Zeit als Feudalstaat dar, als eine politisch-soziale Ordnung, die vorwiegend aristokratisch bestimmt war. Zwischen dem König und der Bevölkerung war eine Schicht, die an der Herrschaftsausübung beteiligt war und maßgebend das öffentliche Leben bestimmte. Die Burg als befestigte Residenz der Hocharistokratie ist bezeichnend für den soziologischen Aufbau des Reiches und versinnbildlicht den selbständigen Anteil der führenden Adelsfamilien an militärischer und politischer Macht. Vielleicht aber ist sie nicht nur ein Zeichen, eine Folge dieses Systems, sondern mehr: eine der Ursachen dafür. Denn gerade der Burgenbesitz war geeignet, die in der Mitte des 11. Jahrhunderts gewonnene Stellung zu festigen und für die Zukunft zu sichern.

Die im 11. Jahrhundert einsetzende Entwicklung ist oft als partikularistisch, dezentralistisch und schädlich für die Macht des Reiches negativ beurteilt worden. Das mag vom imperialen Standpunkt aus richtig sein, aber sie bedeutete auch eine Beschränkung der Macht in einer Hand, die Verhinderung eines dynastischen Despotentums, sie bedeutete Verteilung der Macht, politische Vielfalt, bis zu einem gewissen Grad: Pluralismus.

Die Grafen und Edelherrn (nobiles) scheinen sich zunächst im allgemeinen mit jeweils einer ausgebauten Burg, auf der sie ihren Wohnsitz einrichteten, begnügt zu haben. Die Burgen waren Festungen und Residenzen zugleich und wurden zu festen Mittelpunkten der Adelherrschaften, um die herum die Besitzungen sich gruppierten. Das Verhältnis von Adligen und ihren Burgen wurde in der Folge so eng, daß sie sich gegenseitig die Namen gaben. Nicht nur die Herren benannten ihre Burgen, sie selbst empfangen von ihren Burgen ihre Namen, und allmählich entstanden daraus Familiennamen.

Konnte das Königtum und die Herzogsgewalt den Burgenbau des Hochadels schon nicht hindern, so gab es nur noch eine wirksame Gegenmaßnahme: sich selbst am Burgenbau zu beteiligen und die Gegner damit möglichst zu überflügeln. Dieser Burgenbau aber hatte einen etwas anderen Charakter: Es ging nicht darum, sich Wohnsitze zu schaffen, sondern Stützpunkte zu erhalten. Die Burgen wurden ein Instrument der Raumbherrschaft und strategischer

Planung. Schon Kaiser Heinrich IV. versuchte, wenn auch noch ohne durchschlagenden Erfolg, Sachsen burgenpolitisch in den Griff zu bekommen.

Es war ein Staufer, Herzog Friedrich II. von Schwaben (1105—1147), der Vater Friedrich Barbarossas, von dem als erstem chronikalisch bezeugt wird, daß er die territorialpolitische Bedeutung der Burgen klar erkannte und systematisch davon Gebrauch machte. Otto von Freising, ein naher Verwandter, berichtet, der Herzog habe das Land zwischen Basel und Mainz seinem Willen dadurch gefügig gemacht, daß er den Oberrhein entlang zog, an passender Stelle eine Burg erbaute, von hier aus das Gebiet ringsum bezwang, dann weiterrückte, um einen anderen Platz zu befestigen und so weiter zu verfahren. Es kursierte daher das Sprichwort, schreibt der Chronist, Herzog Friedrich ziehe am Schweif seines Pferdes immer eine Burg mit sich. Wenn die Maßnahmen des Staufers so Aufsehen erregten, daß sich ein geflügeltes Wort darüber bildete, dann muß er der erste oder einer der ersten gewesen sein, der den Burgenbau nach einem durchdachten Konzept im großen Stil als Machtinstrument betrieb. Andere Reichsfürsten, Herzöge und Bischöfe, sind ihm bald gefolgt und haben in anderen Landschaften Stützpunktsysteme aus Burgen geschaffen.

Diese Burgen wurden mit abhängigen Adligen, freien Rittern oder Ministerialen besetzt. Aus dem Lehenswesen heraus entwickelte man für die Burghüter aus ritterlichem Stande ein besonderes Dienstverhältnis, das Burglehenrecht. Die Burgmannen erhielten Wohnungen auf den Burgen (auch für ihre Familien) und waren verpflichtet, sich ständig hier aufzuhalten und stets zur Verteidigung bereit zu sein. Sie führten ein ihrem Stande gemäßes Leben und gaben somit auch den königlichen und fürstlichen Burgen ein ritterlich-adliges Gepräge.

Die Staufer, die unter Barbarossa alle anderen Geschlechter an Besitz und Macht weit überflügelten, verfügten am Ende des 12. Jahrhunderts auch über die meisten Burgen. So konnte König Philipp im Jahre 1206 mit gutem Grund sich seiner durch Burgen gesicherten Machtbasis rühmen.

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts setzte dann eine neue Welle des Burgenbaus ein. Nun erfaßte auch die unterhalb des Grafenstandes stehenden Adligen, die Reichsministerialen, Fürstenministerialen und die kleineren Edelherren der Ehrgeiz, Burgherren zu werden, und viele von ihnen besaßen die Mittel, ihr Vorhaben zu verwirklichen. Es begann ein neues Werken, Roden, Graben, Planieren und Bauen auf den Bergen, und in allen Landschaften zogen weitere Ritterfamilien von den Dörfern auf die Höhen. Das 13. Jahrhundert wurde zur Hauptphase des deutschen Burgenbaus, der bisherige Burgenbestand dürfte sich verdoppelt, in manchen Landschaften verdreifacht haben. Die Initiative aber ging vielfach von den mittleren Adelsschichten aus.

Auch diese Phase hängt eng mit der verfassungsgeschichtlich-soziologischen Entwicklung zusammen. Die Doppelwahl von 1198 und der anschließende Krieg zweier Rivalen um den Thron hatte einen erneuten Zerfall der Reichsgewalt zur Folge. Die Herzogtümer hatten bereits seit langem Durchlöcherungen und Verkleinerungen ihrer Gebiete und überhaupt Autoritätsverluste hinnehmen müssen. Auch das Grafenamt war mehr und mehr ausgehöhlt worden. All das war eine Folge der von der Forschung oft beschriebenen „Verherrschaftlichung“, der „Territorialisierung“, das heißt des Überwucherns der öffentlichen Ämter durch lokale Gewalten, durch Hausmachten, durch eigenständige, auf Erbgütern und -rechten gegründete Herrschaften. Es war eine Weiterentwicklung der durch den Burgenbau des hohen Adels eingeleiteten Emanzipationsbewegung der Aristokratie. Sie erfaßte nun auch die mittlere und teilweise die untere Adelsschicht. Die nichtgräflichen Freiadligen und die reicheren Ministerialen suchten sich aus der Gebundenheit zu lösen, betrieben eigenen Herrschaftsausbau und trachteten nach politisch-rechtlicher Selbständigkeit. Wiederum war der Burgenbau sichtbarer Ausdruck dieses Strebens und mehr noch: gleichzeitig Sicherung und Stabilisierung des Erreichten, also ein konstitutives Element der Adelherrschaft.

So bedenklich vom Standpunkt des Königtums und der zentralen Gewalten die Aufsplitterung der Machtausübung auf zahllose Herrschaftsträger war, so brachte diese Entwicklung andererseits einen Aufschwung und eine Blüte des Adels nicht nur in politischer, sondern auch in kultureller und geistiger Beziehung hervor. Es war die große Zeit des deutschen Rittertums. Kultivierte Lebenshaltung, ritterlicher Tugend- und Ehrenkodex, Pflege des Heldenlieds und Minnegesangs, Freigebigkeit gegen die Kirche, Edelmut gegenüber den Frauen und der Drang zu hohen Idealen und zur Vervollkommnung der Lebensformen zeichnen das staufische Rittertum aus. Die Suche nach ausgeglichenen, kraftvollen, in sich geschlossenen Formen schlug sich auch in der Architektur des Burgenbaus dieser Zeit nieder. Die Burgbaukunst erreichte einen hohen Stand. Die ritterlichen Bauherren und ihre Baumeister schufen die Architekturformen, die man heute zusammenfassend als staufischen Burgenbau bezeichnet und die das darstellen, was als der klassische Typ einer Ritterburg angesehen wird.

II. Gestalt und Funktion

Die baugeschichtliche Forschung hat mehrere Versuche unternommen, bestimmte Bautypen zu erkennen und voneinander abzugrenzen und so eine *Typologie der Burg* zu entwerfen. Zu einer einheitlichen Auffassung kam sie bisher nicht. Bekannt ist die durchgebildete und mit vielen Beispielen dargelegte Gliederung von Karl Heinz Clasen (im Reallexikon der Deutschen Kunstgeschichte). Er unterscheidet drei Haupttypen:

— die Ringburg, die gegen alle Richtungen gleich verteidigungsbereit ist,

- die Abschnittsburg, die von einer Seite her besonders bedroht und daher an dieser Stelle stark geschützt ist,
- das Kastell mit regelmäßig rechteckigem Grundriß.

Die Untergliederung ergibt sich nach Clasen aus dem Vorhandensein und der Lage der Türme, einer Schildmauer und der Wohngebäude. Liegen Steinbauten unmittelbar an der Umfassungsmauer einer Ringburg, spricht Clasen von einer Randhausburg oder Gadenburg; wird die Mauerverteidigung durch eine Zentralverteidigung ergänzt, ergeben sich die Typen Turmburg, Wohnturmburg oder Hausburg. Die Abschnittsburgen teilt Clasen je nach den Verteidigungsbauten in Frontturmburgen, Schildmauerburgen, Schildmauerburgen mit Frontturm und Abschnittsburgen mit Hausdeckung. Die Kastelle werden in Mauerkastelle, Randhauskastelle, Vierturmkastelle und Einhauskastelle unterteilt.

Walter Hotz unterscheidet (in seiner „Kleinen Kunstgeschichte der deutschen Burg“) zwischen nur zwei Obertypen: Zentralburg und Axialanlage. Die Untertypen bestimmen sich nach dem Grundriß der Ummauerung und, ähnlich wie bei Clasen, nach dem Vorhandensein und der Lage des Turmes.

Von diesen und anderen Typologien darf man indessen nicht zu viel erwarten, denn sie ergeben sich ausschließlich aus Beobachtungen baulich-formaler Art. Sie sind weder in Deckung zu bringen mit einer zeitlichen Abfolge noch mit einer geographischen Unterscheidung, noch mit ständischen Gegebenheiten oder funktionalen Gesichtspunkten. Sie beziehen bestenfalls, aber auch nur teilweise, die topographische Geländesituation ein. Sie sind daher auch nicht ohne weiteres geeignet, historische Aussagen daran zu knüpfen. Diesen wie anderen Typologien haftet weiter die Schwierigkeit an, daß sich die Typen einerseits gegenseitig nicht eindeutig ausschließen, andererseits nicht alle Formen erfaßt sind. Versucht man, bestimmte Burgen in diese Systeme einzuordnen, hat man oft die Wahl zwischen mehreren Typen, oder sie fügen sich überhaupt nicht ein, sondern erweisen sich als Zwischenformen. Die deduktiv gewonnenen Gliederungsschemata bringen zwar eine gewisse Ordnung in die bauliche Vielfalt, aber sie bleiben äußere theoretische Einteilungen ohne inneren Zwang und ohne tiefere historische Begründung.

Eine andere Ordnungshilfe ist die Typisierung nach der Lage im Gelände: Höhenburg, Gipfelburg, Felsburg, Spornburg (Zungenburg), Tiefburg, Wasserburg, Inselburg, Höhlenburg. Im Formalen bleibt wiederum die Einteilung nach dem ständischen Rang der Besitzer, da sie im Baulichen keine klare Korrespondenz findet (Reichs-, Fürsten-, Territorial-, Grafen-, Hochadels-, Ministerialenburg). Problematisch ist eine Systematisierung nach Funktionen, da Burgen in aller Regel mehrere Aufgaben gleichzeitig zu erfüllen hatten (Hof-, Domänen-, Festungs-, Verwaltungs-, Rodungs-, Verkehrsburg).

Die ritterlichen Bauherren bauten aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nach „Typen“. Aber sie hatten doch vergleichbare Vorstellungen und Modellbilder vor Augen und hielten sich an bestimmte Bauregeln und Bauelemente, wenn diese auch im Einzelfall variiert angewandt wurden. Diese festen Bauformen waren an Funktionen und gestalterische Ziele geknüpft und müssen in deren Zusammenhang gesehen werden. Dabei ist es aber für Burgen geradezu charakteristisch, daß sie ein ganzes Bündel von Aufgaben in einem zu erfüllen hatten. Die Gestalt der Burg wird also durch gebräuchliche bauliche Elemente und Formen bestimmt, die sich aus den verschiedenen Funktionen, Gestaltungszielen und dem Stilgefühl der Erbauer ergaben, die aber in jedem Einzelfall zu einem eigenen Gesamtbild zusammengesetzt wurden. Grundsätzlich ist anzunehmen — was die Burgenkunde aber häufig unterlassen hat —, daß die Bauformen bereits im Hochmittelalter einem zeitlichen Wandel unterlagen. Im folgenden wird in der gebotenen Kürze der Versuch gemacht, gebräuchliche Bauelemente in Verbindung mit den Funktionen der Burg zu beschreiben. Dabei wird die spätstaufische Burg im Vordergrund stehen, da aus dem 13. Jahrhundert noch zahlreiche Ruinen und Bauteile von Burgen bis heute erhalten sind.

Der äußere Charakter ist in erster Linie durch die *Wehrfunktion* bestimmt. Der Adel hat enorme Kosten und einschneidende Unbequemlichkeiten auf sich genommen, um sein Leben an natürlich und künstlich geschützten Orten sicher zu verbringen. Wo immer möglich, suchte man die Höhenlage, die jedem Gegner den Nachteil, von unten nach oben angreifen zu müssen, aufzuzwang. Im 13. Jahrhundert war die Spornlage besonders beliebt, die Lage am Ende eines Höhenzuges oder Bergvorsprungs. Die Burg besaß in diesem Fall einen schmalen Zugang von der Höhe her und konnte für Wohn-, Verpflegungs- und Bauzwecke befahren werden, ohne daß der Vorzug der Überhöhung (abgesehen von diesem Zugang) aufgegeben wurde.

Näherte man sich der Burg, mußte man zuerst einen *Graben*, oft zwei, in manchen Fällen drei Gräben überschreiten. Bei Tief- und Hügelburgen umzogen die Gräben die ganze Anlage, bei Burgen in Rand- und Ecklage nur zwei oder drei Seiten, bei den zahlreichen Spornburgen konnte man sich auf einen „Abschnittgraben“ beschränken, der nur die Zugangsseite abriegelte. Bei Höhenburgen mußten die Gräben meist in mühseliger Arbeit aus dem Felsgrund herausgemeißelt werden (der dann zugleich auch als Steinbruch benutzt werden konnte).

Nach dem Überqueren der Gräben stand man vor der *Umfassungsmauer*, die das Innere wie ein schützender Mantel umschloß, hoch aufragend, starr wie ein Panzer, in den unteren Teilen ohne jede Öffnung und selbst oben nur durch wenige kleine Scharten und Fenster durchbrochen. Die Mauer war der wichtigste Verteidigungsbau, deshalb massig, häufig zwei Meter stark oder noch mächtiger, erbaut in Schalenbauweise mit dazwischenliegendem Füll-

werk. Das für die mittelalterliche Kriegführung so wichtige Prinzip der Überhöhung, schon für die Lage der Burgen bestimmend, kam auch hier zur Anwendung, indem man die Mauer weit in die Höhe zog, oft 10, 12 oder 15 Meter hoch. Sie sollte nicht nur unübersteigbar sein, sondern den Eindringling in hoffnungsloser Distanz halten. In überlegener Höhe, auf den Wehrgängen, geschützt durch Zinnen, standen die Verteidiger. Schießscharten in Verbindung mit Schießkammern kamen erst im Laufe des 13. Jahrhunderts auf, zuerst in Form langer Schlitze für Armbrustschützen.

Besonders gut bewehrte Burgen verfügten schon im 13. Jahrhundert über eine zweite äußere Mauerlinie. Diese zusätzliche Mauer, Zwingermauer genannt, konnte weniger hoch und geringer an Stärke sein und erfüllte doch ihren Zweck. Nicht nur, daß der Gegner zwei Mauern überwinden mußte, er geriet nach dem Übersteigen der äußeren in den Zwischenraum, den „Zwinger“, in dem er den Verteidigern schutzlos ausgesetzt war.

Den Burghof bemaß man nur eben so groß wie unbedingt notwendig. Je kleiner er war, je kürzer die Mauerlinie ringsum, desto leichter war er auch mit geringer Mannschaft zu verteidigen. Die Grundrißformen waren meist einfach und übersichtlich (vier- bis achteckig), wenn auch selten streng geometrisch regelmäßig. Nur die Tief- und Wasserburgen erbaute man öfter über konsequent rechteckigen oder quadratischen Grundrissen.

Dem Sicherheitsbedürfnis der Burgherren genügten Höhenlage, Gräben und Mauern noch nicht. Der imposanteste Wehrbau stand inmitten der Burg, auf der höchsten Stelle oder an der meistgefährdeten Seite: der *Bergfried*. Die Fortifikationsprinzipien wiederholen sich hier auf einen einzigen Bau verdichtet noch einmal:

- gewaltige Mauerstärke von oft drei bis vier Metern, um Geschosse und Stöße unwirksam zu machen
- Reduzierung der Öffnungen auf ein Minimum, indem Fenster durch Scharten ersetzt sind und der Zugang unmittelbar ins hochgelegene Obergeschoß hinauf verlegt wird (sechs bis zehn Meter hoch)
- aufs letzte gesteigerte Überhöhung durch die Turmgestalt mit 20 bis 40 Metern Höhe.

Daß der Bergfried in den typischen Ausmaßen des 13. Jahrhunderts nicht als Wohnung gedient haben kann (wie oft angenommen wird), ergibt sich nicht nur aus seiner Verschlossenheit, sondern auch aus der geringen Innenfläche (von 10 bis 25 qm). Er war Fluchtbau für den Fall äußerster Gefahr. Freilich, so fest und uneinnehmbar er sich darstellt, über seinen praktischen Wert läßt sich dennoch streiten: Wie wollte man sich in diesem engen, unwirtlichen Bau noch lange halten, wenn der Gegner die Burg besetzt hatte? Aber der Bergfried hatte noch eine ganz andere Funktion, die über Zweckmäßigkeitserwägungen weit hinausging (wovon unten zu berichten ist).

Ein Teil der Burgen erhielt anstatt des Bergfrieds oder zusätzlich zu ihm einen anderen Wehr-Bauteil: die sogenannte *Schildmauer*. Sie entstand dadurch, daß eine Seite der Umfassungsmauer noch massiger und stoßfester als die anderen Teile (bis zu drei und vier Meter dick) und noch höher (15 bis 30 Meter hoch) ausgeführt wurde. Manche Schildmauern erhielten schmale Innenräume und Gänge, die von hochgelegenen Türen aus zugänglich waren. Die Schildmauer war nur sinnvoll bei Spornburgen, bei denen eine Seite wegen fehlender Überhöhung besonders bedroht war. Bei diesen aber war sie dem Bergfried fortifikatorisch überlegen, da sie nicht nur punktuell schützte, sondern als mächtige, unüberwindbare Wand, als gewaltiger Schild die Burg frontal deckte. Die Schildmauer scheint denn auch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und im 14. Jahrhundert den Bergfried auf Spornburgen allmählich abgelöst zu haben. Ihr Vorkommen beschränkt sich aber auf bestimmte Landschaften.

Die zweite wichtige bauliche Anforderung an die Burg war, *Wohnen* angemessen und selbst für gehobene Ansprüche zu ermöglichen. Die Burg mußte zwei sich eigentlich ausschließenden Aufgaben gerecht werden: Sie mußte als Militäranlage unzugänglich und hermetisch verschlossen sein und gleichzeitig der führenden Gesellschaftsschicht einen standesgemäßen Lebensbereich bieten.

Die in dieser Doppelfunktion angelegte Problematik zeigt sich schon beim Tor. Der Charakter als Wohnsitz verlangte eigentlich leicht begehbare, befahrbare, große und möglichst auch repräsentative Zugänge. Militärisch aber war das Tor ein schwacher Punkt, ein Hauptangriffsziel, weil sich hier die Mauern öffneten und die Türen verhältnismäßig leicht eingestoßen werden konnten. Man beschränkte sich daher auf einen einzigen Zugang, machte das Tor nicht größer als notwendig, schützte es durch zusätzliche Wehreinrichtungen wie Fallgatter und später durch Zugbrücken, brachte es oft seitlich an, deckte es durch Mauerknicke oder Türme und schuf in manchen Fällen ganze Torhallen oder Tortürme. Die größeren Burgen hatten mehrere Tore hintereinander, um Rückzugsmöglichkeiten offenzuhalten.

Innerhalb der Umfassungsmauern standen Wohngebäude, in der Umgangssprache schlicht *hus*, in den lateinischen Urkunden *domus*, in der gehobenen Literatur auch *palas* genannt. Noch heute sieht man in den Ruinen die Mauergerippe mit den Konsolen, Absätzen oder Löchern für die Balkendecken in mehreren Geschossen übereinander, die Kamine für die *Kemenaten* (heizbare Räume), die Fensteröffnungen mit Sitzbänken, manchmal Fälze für die Läden, die Aborterker, die Nischen und Konsolen für allerlei Wohnbedürfnisse. Wandverputz, Wandbehänge, Raumeinteilung und Mobiliar sind fast überall verschwunden. Kamine und Abflußrohre erinnern an ehemalige Küchen. Selbst bei den Wohnbauten ließ man militärische Überlegungen nicht beiseite. Sie wurden im 13. Jahrhundert meist ganz aus Stein erbaut, hatten kräftige

Wände auch gegen den Burghof und waren mehrere Geschosse hoch. Im Erdgeschoß mied man Fenster ganz, im ersten Obergeschoß beschränkte man sich auf schmale Öffnungen, erst in den oberen Teilen und oft nur nach außen gegen Talseiten öffneten sich größere Fenster. Lange Zeit verzichtete man auf Innentreppen und machte die Geschosse nur durch äußere, hölzerne Freitreppen zugänglich.

Neben den Einrichtungen für den Burgherren benötigte man Räume für Burgmannen, Wachpersonal, Gesinde, Ställe für Pferde und Magazine für Vorräte. Je nach Größe des Personals mußte man ein oder mehrere Gebäude errichten. Lebenswichtig war ein Brunnen oder wenigstens eine Zisterne.

In manchen Burgen vereinigte man die Funktionen des Turmes und des Herrenhauses in einem Bau: dem Wohnturm. Vor allem im Südwesten vorkommend, hatte er die Festigkeit, die Höhe, den hochgelegenen Eingang und in den unteren Teilen die Fensterlosigkeit mit dem Turm gemeinsam, war aber großflächiger und konnte in den oberen Geschossen bewohnt werden.

Die Burg war notwendigerweise auch ein *Wirtschaftsbetrieb*, eine Funktion, über die man freilich wenig aus den Quellen erfährt und die auch in der Forschung selten erwähnt wird. Die Familie des Burgherrn, die Bediensteten, Ministerialen, Burgmannen, Wächter und Torwarte mußten verköstigt werden. Man mußte Vorräte für Gefahrenzeiten bereithalten, Wein einlagern, Waffen und Rüstungen pflegen, Pferde und Hunde betreuen, Holz und Wasser transportieren, Waren auf den Märkten kaufen, ständige Baureparaturen durchführen und Handwerker beauftragen. Wirtschaftsbauten, Speicher und Ställe wurden in die Herrenhäuser eingebaut oder umgaben als eigene Gebäude die Burghöfe. Da aber hier der Platz eng war, baute man weitere Anlagen in die geräumigeren „suburbia“, die Vorburgen, hinaus. Hier entstanden oft ganze Gutshöfe, Domänenbetriebe, die die Burg mit Lebensmitteln versorgen konnten. In der Nähe zahlreicher Burgen gibt es heute noch Mühlen, Fischweiher und vor allem große Wälder, aus denen man sich den wichtigsten Energiestoff, das Holz, besorgte und in denen man den beliebtesten Sport, die Jagd, betrieb. Im Anschluß an Hochadelsburgen entstanden Handwerkersiedlungen, Kaufleute ließen sich nieder, Märkte entstanden und schließlich Städte. Die siedlungsbildende Wirkung der Burgen bestimmt heute noch die Topographie zahlreicher Orte.

Auch *kirchliche* Dienste wurden auf den Burgen ausgeübt, und sie hinterließen auf vielen Burgen der staufischen Zeit die schönsten Räume: die Burgkapellen. Auf den größeren Burgen waren es selbständige Gebäude, vielfach bei den Toren gelegen, in den kleineren nur sakral gestaltete Einzelräume. Zwar erhielten die Burgkirchen keine Pfarreirechte, aber in den Kapellen wirkten eigens angestellte Priester, die die Messe lasen. Neben den kirchlichen

Diensten konnten sie auch andere kulturelle Aufgaben übernehmen: die Ausbildung der Jugend, die Besorgung von Kanzleidiensten und das Vorlesen literarischer Werke.

Die bisher beschriebenen Aufgaben der Burg entsprangen praktischen Bedürfnissen, aber sie erklären die Gestalt der Burg, wie sie sich in vielen Ruinen bis heute darstellt, noch nicht ausreichend. Besucher von Burgen, gerade auch historisch nicht vorgebildete, sind immer wieder überrascht von der Formgebung der ehemaligen Bauherren und ihrer Baumeister. Das beginnt schon bei den Umfassungsmauern, selbst denen der mittleren Adelsschichten. Wo immer es der verfügbare Werkstein erlaubte, stellte man Steinmetzen in Dienst, ließ grobe Steinblöcke rechtwinklig auf gleiche Höhenmaße bearbeiten und verlegte die Quader kunstgerecht in durchgehenden waagrechten Schichten und streng lotrecht in die Höhe. Die Kanten der meist polygonalen Mauern sind durch Randschlag hervorgehoben, laufen kerzengerade von unten nach oben, gliedern die Wände und betonen die Korrektheit der Werkarbeit. Ein wichtiges Stilmittel aber war der Buckelquader, in Süd- und Mitteldeutschland weit verbreitet, der den Mauern ein eigentümlich kraftvolles, drohendes und gleichzeitig ein lebendig bewegtes Aussehen gab. Die Tore, ebenfalls in Quader gefaßt, schlossen rundbogig oder flach-spitzbogig und sind gelegentlich durch Profile oder Gesimse geschmückt. Auch die Gebäude im Innern sind in exakt gefügten Hausteinmauern, manchmal in Quaderwänden erbaut. Die beheizbaren Wohnbauten der Burgherren zeigen vielfach vornehm gestaltete Schmuckformen: Rundbogen- und Spitzbogenportale, spätromanische und frühgotische Fensterfassungen, oft durch Säulchen geteilt und manchmal mit Maßwerk geziert, in den oberen Geschossen immer reicher werdend, gelegentlich zu Arkaden ausgestaltet. Verziert sind häufig auch Kamine, Konsolen und Erker. Das waren nicht nur Zweckbauten, hier wurde bewußt Baukultur gepflegt, Reichtum und Kunstsinn zur Schau gestellt, Repräsentation getrieben, der adlige Rang und die gehobene gesellschaftliche Stellung der Burgherren demonstriert. In diesen gepflegten Bauformen zeigt sich die *höfisch-gesellschaftliche* Funktion der Burg. Der Burghof war Schauplatz aristokratischen Lebens, Freitreppen, Arkaden, Galerien, Söller, vornehme Fenster und Quaderwände säumten ihn. Hier konnte man Zusammenkünfte abhalten, Verträge schließen, Beratungen durchführen, kleinere Turniere veranstalten, Feste feiern und fahrende Sänger auftreten lassen.

Der Rang der Burgeigentümer verlieh der Burg über die militärische, wohnliche, wirtschaftliche, sakrale und baukünstlerische Bedeutung hinaus eine weitere, politisch ihre wichtigste: die *zentralörtlich-herrschaftliche* Funktion. Burgen wurden zu Mittelpunkten von Herrschaften und Verwaltungsbezirken, von politischen und administrativen Einheiten. Die abhängige Landbevölkerung mußte Zinsen, Gülden, Steuern auf die Burgen liefern und in manchen Fällen Fronen leisten. Auf Burgen saßen Vögte, Schultheißen, Richter,

Amtmänner, die administrative, richterliche und polizeiliche Aufgaben ausübten. Von Burgen aus wurden Straßen überwacht, die Schifffahrt kontrolliert, Bergbau in Gang gesetzt und Wälder kolonisiert. Auf den Burgen wurden Entscheidungen gefällt, die das öffentliche Leben bestimmten und vielen zum Schicksal in gutem und bösem Sinne werden konnten. Hier waren Kanzleien, auf denen man Gütereinkäufe, Vereinbarungen, Testamente beurkunden lassen konnte. Die Anziehungskraft der Burgen ließ vor ihren Mauern, das wurde schon erwähnt, Fronhöfe, Gewerbebetriebe, Märkte und Städte entstehen, die die zentrale Bedeutung noch steigerten.

Dieser Charakter der Burg machte nicht nur weitere Verwaltungs- und Wirtschaftsbauten notwendig, auch die Burg selbst wurde zum gestalterischen Ausdruck der Herrschaftsfunktion. Schon die Höhenlage wirkte wie ein Symbol der ständischen Erhabenheit. Die stolze Höhe der Umfassungsmauern, die Wucht und Geschlossenheit des Baukörpers markierten aristokratische Distanz. Selbst die Fortifikation dürfte nicht nur militärische Gründe haben, sondern als Ausweis des Burgherrn verstanden worden sein, zur führenden Schicht zu gehören, als eine überzeugende Dokumentation herrscherlicher Stellung.

Baulicher Schwerpunkt, architektonische Steigerung der Baumasse und überwältigender Ausdruck aristokratischer Ansprüche aber war der mächtige Turm, der Bergfried, der den Burghof und die ganze Anlage beherrschte und weithin sichtbar über sie hinausragte. Er verzichtet zwar, abgesehen von einigen Ausnahmen, auf bauplastischen Schmuck, aber er ist auf zahlreichen Burgen ausgezeichnet durch gediegenste Steinmetzkunst, durch besonders exakt bearbeitete voluminöse Buckelquader, durch geradlinige Fugen, durch fein umrandete Eingänge und Scharten und durch zahlreiche Steinmetzzeichen. Der Turm, das wird fast immer übersehen, ist nicht nur ein Zweckbau, ein Fluchtort, nein, es gibt kaum Berichte darüber, daß sich Burginsassen hier lange halten konnten, der Bergfried hatte noch eine ganz andere Bedeutung, er war ein Zeichen adliger und herrschaftlicher Macht, er war — wie die ganze Burg, aber noch konzentrierter — ein Statussymbol der Besitzer. Daß das wirklich so verstanden wurde, beweist die Urkunde jener adligen Dame, die den Turm ihrer väterlichen Burg mit dem zu Babel, dem Sinnbild menschlicher Vermessenheit, verglich. In späterer Zeit konnten Türme als Gründe für Standeserhebungen gelten. Jeder Burgenbesucher kann diese Bedeutung des Turmes leicht auf sich einwirken lassen: Er braucht sich nur vor den Bergfried zu stellen, und er wird sich seiner Faszination nicht entziehen können. Wer ihn besteigt und von oben das Land überblickt, wird das Selbstgefühl adliger Burgherren verstehen.

Die Aufzählung der Bauformen und Bauregeln kann in diesem Abriß nicht vollständig sein. Wichtig und für die Burg charakteristisch ist, daß sie jeweils

verschiedenen Anforderungen gleichzeitig zu genügen hatte. Man kann daher die Burgen nicht nach Funktionen in klar abgrenzbare Gruppen einteilen. Wohl aber konnte die eine oder andere Aufgabe stärker betont, die eine oder andere Gegebenheit vorherrschend und dadurch die Architektur beeinflusst sein. Je nach dem Gelände zum Beispiel empfahlen sich Zentral- oder Axialanlagen, je nach Zahl des Personals und Umfang der Verwaltungseinrichtungen großflächige oder kleinere Bauten, je nach Zweck mehr Wohnlichkeit oder stärkere Fortifikation, je nach Rang und Vermögen mehr oder weniger bauliche Qualität, je nach Herrschaftsbewußtsein und Mittel ein oder zwei Türme oder überhaupt keiner. Schließlich blieb ein Spielraum für persönlichen Gestaltungswillen. Keine Burg gleicht der anderen. Zwar gab es verbreitete Bauelemente und geläufige Bauformen, aber ihre Anwendung ließ eine Fülle von Möglichkeiten zu, und die Unterschiede sind fließend.

Die Eigenart des staufischen Burgenbaus läßt sich im Vergleich mit dem Burgenstil der vorangehenden und der folgenden Epoche am besten erkennen. Die Burgenkunde hat zwar lange angenommen, die Gestalt der Burg sei vom 11. Jahrhundert bis zur Anwendung von Pulverwaffen im 14. Jahrhundert im wesentlichen dieselbe geblieben. Man ging von den zahlreichen bekannten Ruinen aus und merkte nicht, daß sie, soweit überhaupt datierbar, meist ins 13. Jahrhundert gehören. Es ist schwer, Aufschlüsse über die Burgen der früheren Zeit, der spätsalischen und frühstaufischen Periode, zu gewinnen, da sicher nachweisbare Bauteile dieser Zeit nur selten und sehr ruinös erhalten blieben und die Burgenarchäologie (besonders in Südwestdeutschland) noch in den Anfängen steckt. Aber man kann heute schon sagen, daß man die Ritterburg des 13. Jahrhunderts nicht einfach um ein oder zwei Jahrhunderte zurückprojizieren darf, sondern daß sich Entwicklungen vollzogen haben. Zum Beispiel lassen sich so markante Bauformen wie der Bergfried und der Buckelquader vor der Mitte des 12. Jahrhunderts nicht nachweisen. Auch bevorzugte man im 11. Jahrhundert noch nicht die später so beliebte Spornlage, sondern die Gipfellation, die ringsum, ohne Ausnahme, Überhöhung bot. Das wichtigste Gebäude der älteren Burg war weder ein Bergfried noch ein Palas im späteren Sinn des Wortes, sondern ein Wohnturm, der beide Funktionen in sich vereinigte. Um ihn herum standen die Wirtschaftsgebäude, wohl größtenteils noch in Holz gebaut und ohne strenge Anordnung. Wichtig für das Aussehen und die äußere Wirkung der salischen Burg war eine große Fläche mit einer weniger dichten Bebauung und mit weiten, ringförmigen Umfassungsmauern, die weniger hoch und kräftig, aber mit weiten Gräben und Wallsystemen umgeben waren.

Die Entwicklung von der salischen zur spätstaufischen Burg bedeutete also räumliche Konzentration, eine Vereinfachung des Grundrisses, das Aneinanderrücken weniger, kräftiger Bauten, eine fortifikatorische Verstärkung, vor allem in Form einer totalen Geschlossenheit durch Erhöhung und Dichte der

Mantelmauer. Im Innern fand diese Konzentration ihren Höhepunkt im Bergfried, der die Gebäudegruppe überragte, sammelte und akzentuierte. Die Burg wurde jetzt erst wuchtig, kompakt, monumental. Aber die drohende Massigkeit fand ihr Gegengewicht in baulicher Qualität und Kultur, in der Ausbildung des Buckelquaders und der Formung von Portalen, Fenstern, Erkern und Arkaden. In einigen Fällen fand man sogar zu streng regelmäßigem Grundriß. Die spätstaufige Zeit wurde die Blütezeit der Burgengestaltung, in der ein idealer Ausgleich von abschreckender Militärarchitektur und vornehmer Residenzbaukunst erreicht wurde. Die Burg wurde zum Abbild der ritterlichen Welt, die ebenfalls durch die Spannung zwischen Kriegertum und gehobenen Lebensnormen gekennzeichnet ist.

Einige Jahrzehnte, ein knappes Jahrhundert lang, herrschte in weiten Teilen Deutschlands dieser Burgenstil, dann setzte eine neue Entwicklung ein. Sie führte wieder zu nüchterneren, schlichteren, einseitiger zweckmäßigen Formen. Der wehrtechnisch entscheidende Fortschritt war die Ergänzung der vertikalen Verteidigungsweise (von oben nach unten) durch die horizontale. Um den Feind von vornherein auf Distanz zu halten, baute man Zwingeranlagen, oft in mehreren, konzentrischen Ringen, und weite Vorburgen und stattete sie mit Schießscharten und mit flankierenden Mauertürmen aus. Die Tendenz, den Gegner mit Schußwaffen (zunächst mit der Armbrust) von weitem zum Stehen zu bringen, setzte bereits vor Erfindung der Pulverwaffen im 14. Jahrhundert ein, verstärkte sich aber dann noch erheblich. Die spätmittelalterliche Burg verlor den Charakter des Einfachen und Monumentalen, sie wurde zu einer vielgliedrigen, gestaffelten Anlage, die ihre gestalterischen Reize in dem malerischen Wechsel der Formen hat.

III. Befestigungsrecht und Burgfrieden

Burgenbesuche führen immer wieder zu der Frage, wie sich denn nun das Leben auf den exponiert gelegenen, romantisch anmutenden Bauten abgespielt habe. Der Phantasie sind hier keine Grenzen gesetzt, wohl aber der Wissenschaft, denn gerade darüber fehlen Quellen. Briefe von Burgenbewohnern, in denen sie persönliche Verhältnisse schildern, sind aus dem hohen Mittelalter nicht erhalten. In der Dichtung und Literatur werden zwar Burgen häufig erwähnt und beschrieben, aber nicht eigentlich die bestehenden, sondern vielmehr fiktive Anlagen, Idealburgen, deren Beschreibung sich in Topoi vollzieht und bunte, ausschweifende, zum Teil groteske Züge annimmt. Wahrscheinlich ließen sich durch mühsame Stilanalysen den Gesängen und Erzählungen dennoch einige historische Fakten entnehmen, aber die Forschung hat sich diesem Thema bis jetzt nur wenig gewidmet.

In die urkundlichen Quellen sind Burgen viel seltener eingegangen, und plastische Schilderungen fehlen ganz, aber sie vermitteln wenigstens einige nüchterne

Angaben und führen vor allem in strittige Rechtsprobleme ein. Im folgenden sollen daher zwei Fragen rechtsgeschichtlicher Art besprochen werden.

Eine Grundfrage war, wer überhaupt das Recht hatte, eine Burg zu erbauen. Es konnte ja den Trägern staatlicher Gewalt nicht gleichgültig sein, wer über Befestigungen verfügte, hinter denen man sich erfolgreich verschanzen und die man als Militärbasen verwenden konnte. Wenn das Befestigungsrecht aber beschränkt war, dann mußte man zuvor definieren, was im Rechtssinn als Befestigung zu gelten hatte, denn man konnte ja nicht jeden Palisadenzaun und jeden Graben lizenzpflichtig machen. Solche Definitionen liegen seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts vor, erstmals im Sachsenspiegel, von dem sie in andere Rechtsbücher und Kodifizierungen übergingen. Sie waren sehr anschaulich und leicht zu begreifen. Unter das Befestigungsrecht fielen demnach:

- Gräben, die so tief waren, daß man Erde nicht mehr frei herausschaufeln konnte
- Mauern und Palisaden, die so hoch waren, daß ein Reiter nicht mehr darauf greifen konnte
- Gebäude mit Eingängen, die höher als ein Knie über der Erde lagen
- Gebäude mit mehr als drei Geschossen übereinander
- Zinnen, Wehrgänge und Schießscharten.

Daß nicht jedermann eine Burg erbauen durfte, war klar, wer aber nun das Recht dazu oder das Recht der Konzessionierung besaß, das konnte zum Anlaß erbitterter Auseinandersetzungen werden. Lange Zeit erhob das Königtum den Anspruch auf alleinige Befestigungshoheit, an der als Vertreter der Könige nur Herzöge (soweit sie loyal waren) und Markgrafen in bedrohten Grenzgebieten Anteil hatten. Die Ottonen und frühen Salier konnten diesen Anspruch offenbar weithin durchsetzen, nach dem Tod Heinrichs III. aber führten die jahrelange Schwäche des Königtums und die unglückliche Regierung Heinrichs IV. zum faktischen Burgenbau des hohen Adels — zum Teil mit dem Willen des Königs, vielfach sicher gegen ihn. Im 12. und 13. Jahrhundert kam es zu einem Ringen zwischen Fürsten und Grafen um das begehrte Burgbaurecht. Die Grafen setzten sich durch, jedoch nur in ihrer Eigenschaft als mit königlichem Bann ausgestattete Landrichter, als Vorsitzende der öffentlichen Landgerichte und Verantwortliche für die Wahrung des Landfriedens. Andere Adlige, selbst Angehörige altedler Geschlechter, hatten juristisch nie das Recht, ohne Lizenz Burgen zu erbauen. Das galt selbst für so vornehme Herren wie die von Geroldseck, die bereits über hervorragende Burgen verfügten. Als sie 1279 die Burg Landeck erbauen wollten, machte der Markgraf von Hachberg als Landrichter im Breisgau sein Lizenzrecht geltend und setzte es vor dem königlichen Hofgericht auch durch. Andererseits hatten die Lizenzträger, ob König, Fürsten oder Grafen, nie das Recht, auf fremdem Eigentum Burgen zu erstellen. Enteignungen zum Zwecke des Burgenbaus waren grundsätzlich illegal. Hoheitliche Befugnis oder Konzessionierung einerseits und

Verfügungsgewalt über Grund und Boden andererseits waren die rechtlichen Voraussetzungen für die Gründung von Burgen.

Einer bestehenden Burg konnte die Konzession nicht mehr entzogen werden, auch nicht durch Grafen, Fürsten oder König. Alte Burgen konnten erneuert, zerfallene instandgesetzt, zerstörte wiedererbaut, abgetragene neu errichtet und veraltete modernisiert, erweitert und verstärkt werden — alles ohne zusätzliche Erlaubnis. Im 15. und 16. Jahrhundert wurden manche alte Ritterburgen zu gewaltigen Festungen umgewandelt.

Es gab nur einen Rechtsgrund für den Entzug der Lizenz: den Mißbrauch der Burg zum Landfriedensbruch und die Behinderung des Landrichters bei der Strafverfolgung. Wenn zum Beispiel Friedbrecher aufgenommen und der gerichtlichen Verfolgung entzogen wurden oder wenn geraubtes Gut trotz richterlicher Aufforderung nicht herausgegeben wurde, dann hatte der Landrichter die Pflicht, nach dreimaliger Mahnung im Abstand von zweimal sechs Wochen die Burg mit Gewalt zu nehmen. Nach der Einnahme schlug er dreimal gegen die Burg und gab damit das Zeichen, die Anlage „mit Äxten bis auf die Erde“ niederzubrechen. Selbst Wälle und Gräben sollten dann eingeebnet werden. Eine dermaßen rechtskräftig verurteilte und gebrochene Burg durfte nie mehr wiedererbaut werden, es sei denn, man erlangte die erneute Lizenz, die aber nun — nach dem Schwabenspiegel — allein der König vergeben konnte.

Wurde eine Burg erbaut, so entstand ein besonderer Rechtsbezirk. Das öffentliche Recht, die Gerichtsgewalt und die Vollzugsgewalt endete an den Mauern der Burgen. Ihr Innenraum war ein immuner Bezirk und einzig der Hausordnung und Strafgewalt des Burgherrn unterstellt.

Aus der Burgimmunität entwickelte sich im 13. Jahrhundert der Burgfrieden. Der vom Burgherrn gebotene Burgfrieden untersagte jede Art von Streit innerhalb der Burgbesatzung und des übrigen Personals. Wer ihn übertrat, mußte ein Bußgeld entrichten oder wurde von der Burg verwiesen. Besondere Bedeutung erhielt der Burgfrieden, wenn eine Burg in gemeinsamem Besitz mehrerer Teilhaber war. Die Mitbesitzer schworen sich im Burgfrieden gegenseitig, die Burg aus jedem Konflikt herauszuhalten, auf der Burg unbedingten Frieden zu wahren, auch wenn sie gegeneinander in Fehde gerieten. Die Burg wurde dadurch zum neutralen Platz aller Mitbesitzer, ihrer Burgmannen und ihres Gesindes. Darüber hinaus begründete der Burgfrieden die Pflicht, an der Instandhaltung und, im Falle eines Angriffs, am Schutz der Burg mitzuwirken. Jeder neue Teilhaber, jeder neu angenommene Burgmann und jeder Knecht, ja sogar Besucher mußten erst einen Eid auf den Burgfrieden schwören, bevor sie die Burg betraten.

Die Burgfriedensvereinbarungen wurden noch im 13. Jahrhundert oft zu allgemeinen Teilungsverträgen erweitert. Sie legten die inneren Rechtsverhältnisse

zwischen den Mitbesitzern fest, grenzten die einzelnen Anteile räumlich ab, regelten die Benützung gemeinsamer Bauteile wie der Tore, Türme, Brunnen, Kapelle, die Bewachung, die Bauerhaltung und die Anstellung des gemeinsamen Personals. Burgfriedensgerichte, von den Teilhabern eingesetzt, wachten über die Einhaltung der Friedensbestimmungen.

Die Verschärfung des Strafrechts im Bereich des Burgfriedens mit rigorosen Strafbedingungen ist dann eine Entwicklung des ausgehenden Mittelalters. Damals drang das Kriegerrecht als Dauerrecht in die landesherrlichen Burgen ein. An den Toren mancher Burgen kann man heute noch Burgfriedtafeln sehen, die das Abhauen einer Hand darstellen und mit dieser blutigen Strafe vor dem Bruch des Burgfriedens warnten.

Es bleibt festzuhalten, daß der Burgfrieden eine Folge des Immunitätscharakters der Burg war, daß er Privatrecht, Hausrecht des Burgherrn oder einer Gemeinschaft von Burgherren war. So war die Burg einerseits Objekt von hohem öffentlichem Interesse, verdankte ihre Existenz einer öffentlichen Konzession und war Zentrum der Herrschaftsausübung — andererseits war sie privater Bereich, dem geltenden Recht entzogen und gegenüber der Exekutive der öffentlichen Gewalt verschlossen. Dieser Dualismus ist für die Burg charakteristisch, er entspricht dem baulichen Dualismus, der Verbindung eigentlich entgegengesetzter Funktionen: des Militärischen und der Wohnkultur.

Aus diesem Dualismus ergaben sich auch Gefahren und Fehlentwicklungen, die schon in staufischer Zeit und vor allem im Spätmittelalter die Burg zu einer schweren Belastung für die Bevölkerung werden ließen.

Der Privatcharakter der Burg hatte zum Beispiel die Folge, daß sie keine allgemeine Zufluchtsstätte sein konnte. Dies unterscheidet die hochmittelalterliche Burg grundsätzlich von der frühmittelalterlichen Volks- und Fluchtburg. Die Adelsburg war keine Wehranlage für die Allgemeinheit, sondern Bauwerk *eines* Herrn für seine persönlichen und dynastischen Zwecke. Sie hatte damit eine wesentliche soziale Funktion verloren. Die Architektur nahm auf Schutzbedürfnisse der Bevölkerung überhaupt keine Rücksicht mehr und hielt in den räumlich meist engen Anlagen nicht einmal Platz dafür frei.

Dennoch versuchten die Burgherren, das ins frühe Mittelalter zurückreichende Burgwerk, nämlich unentgeltliche Bau- und Wachdienste der Bevölkerung, auf ihre Burgen zu übertragen. Die Betroffenen merkten wohl, daß die eigentliche Begründung für solche Burgfronen längst hinfällig war, und bestritten die Berechtigung solcher Belastungen. Mehrere Auseinandersetzungen hierüber sind bekannt. Die Adligen konnten die Burgfronen schließlich nur in sehr reduzierter Form aufrechterhalten.

Die größte Gefahr aber bedeutete einfach die Vielzahl der Burgen in den Händen mittlerer und kleinerer Adelsfamilien und das mangelnde Zugriffsrecht

der öffentlichen Gewalt. Der Sinn und die Existenzberechtigung einer Burg durfte — wie bei allen Militäreinrichtungen — eigentlich nur darin liegen, Recht, Ordnung und Frieden zu wahren und gegen Aggressionen Schutz zu bieten. Die Burg aber konnte zum genauem Gegenteil dessen gebraucht werden, nämlich diese Werte zu bedrohen und zu verletzen. Die überall im Lande verstreuten Wehrbauten kleiner Herren bedeuteten eine permanente Gefahr für den Landfrieden und eine Beeinträchtigung jeder übergreifenden Ordnungsmacht. Der öffentlichen Gewalt aber waren die Hände gebunden, gegen eine Burg vorzugehen, nicht nur ihrer fortifikatorischen Stärke, sondern auch ihrer Immunität wegen. Ein Richter konnte eine Burg nicht einmal betreten und schon gar nicht bestrafen, wenn er Rechtsverletzungen nur vermutete. Der Kläger gegen eine Burg hatte die Beweislast, um einem Gericht auch nur ein umständliches prozessuales Vorgehen zu ermöglichen. Die zahlreichen Volkssagen von Raubritterburgen haben ihren historischen Kern. Der Grund für den Mißbrauch vieler Burgen war in ihrem eigenen Charakter bereits angelegt.

Aufgabe der nachstaufigen Zeit mußte es sein, Rechtsmittel und politische Instrumente zu finden, um die Burgen größeren Verbänden wieder zu integrieren. Dies gehörte zu den größten Problemen spätmittelalterlicher Territorialpolitik. Ein erstes Mittel, das noch im 13. Jahrhundert entwickelt wurde, war das Öffnungsrecht, das Landesherrn den Zutritt zu Adelsburgen erlaubte. Letztes Ziel der Territorialherren war es schließlich, die Burgen durch Erwerb ihren Gebietsherrschaften einzugliedern. Gleichzeitig wurden die Haupttrivalen der Burgen, die Städte, die vielfach ebenfalls im 13. Jahrhundert entstanden waren, gefördert. Sie nahmen den Burgen zentralörtliche Funktionen und administrative Aufgaben ab und traten als Befestigungen, die auch der Bevölkerung Schutz bieten konnten, neben sie.

Nur allmählich schwand die Bedeutung der Burgen. Noch Jahrhunderte blieben viele von ihnen als Adelsresidenzen, Amtssitze und militärische Stützpunkte erhalten, wurden erneuert und erweitert. Die eigentliche große Epoche der Burg aber war die Stauferzeit. Damals verwandelten sich weite Teile unseres Landes in wahre Burgenlandschaften, damals wurde der klassische Stil der Ritterburg entwickelt. Von zahllosen Höhen herab grüßten oder drohten die stolzen Bauwerke. Der aristokratisch bestimmten Gesellschaftsordnung entsprach die von Burgen geprägte Geographie des Landes. Man könnte die staufige Zeit pointierend eine Burgenzeit und ihre adlige Elite eine Burgengesellschaft nennen.

Das Schloß Rastatt (1)

Wolfgang E. Stopfel

Stadt Rastatt (Landkreis Rastatt)

Das Schloß Rastatt, ehemaliges Residenzschloß der Markgrafen von Baden-Baden, liegt inmitten der Stadt Rastatt, deren erste Anlage zusammen mit dem Schloß erfolgte und deren regelmäßig angelegte Altstadt durch die noch heute erhaltene Straßenführung unmittelbar auf das Schloß bezogen ist. Die ursprünglich auch in der Höhe beherrschende Lage über der Stadt ist heute durch Bauten und Straßenführung beeinträchtigt. Ursprünglich bildete die Flucht des Schlosses den östlichen Abschluß des Stadtgebietes; dahinter erstreckte sich nur noch der Schloßpark, dessen Achse als Allee verlängert geradewegs auf das Schloß Ettlingen zielte. Große Teile dieser Achse sind noch in der heutigen Straßenführung der B 3 erhalten. Das Schloß steht auf der ehemaligen Geländestufe des Hochgestades; die Hoffläche wurde durch Aufschüttung gewonnen. Dadurch erreicht die Oberkante der den Hof begrenzenden Terrassenbrüstung die Traufhöhe der gegenüberliegenden Häuser der Stadt. Die Hauptfront des Schlosses ist gegen Südwesten orientiert. Zur Vereinfachung wird diese Seite des Schlosses zukünftig als Westseite bezeichnet. Das Erdgeschoß des Hauptbaues beherbergt heute die Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte und eine Abteilung des Wehrgeschichtlichen Museums und ist öffentlich zugänglich. Das Hauptgeschoß des Schlosses soll nach Restaurierung als Führungsschloß und für Veranstaltungen der Stadt Rastatt genutzt werden. Im Nordflügel sind Behörden untergebracht, der Südflügel wird nach Restaurierung wieder das Wehrgeschichtliche Museum beherbergen.

Baubeschreibung:

Der Hauptbau (Corps-de-logis) des Rastatter Schlosses ist ein rechteckiger Baukörper von 23 Achsen Länge und 5 Achsen Tiefe. An der Stadtseite schließen an den Hauptbau zwei Flügel an und begrenzen mit der Hauptfassade einen großen rechteckigen Ehrenhof. Die vierte Seite des Hofes ist durch eine balustradenbekrönte Terrasse abgeschlossen, die sich nur für eine relativ schmale ansteigende Rampe als Zugang zum Hof öffnet. Den Zugang zur Rampe flankieren zwei große Figuren, deren Sockel als Schilderhäuser dienen. Der Hauptbau ist dreigeschossig, mit einem aufgesetzten Attikageschoß in der Breite des fünfachsigem, schwach hervortretenden Mittelrisalits. Ein kuppliges Dach über diesem Bauteil trägt das kupferverkleidete, turmartige Belvedere mit der vergoldeten Figur eines blitzeschleudernden Jupiter. Nur vor dem Mittelrisalit ist im Hauptgeschoß ein säulengetragener Balkon vorgelegt. Seitlich an das kurze Attikageschoß schließen figurenbekrönte Dachbalustraden an, hinter denen heute das Dach sichtbar ist. Zwei Türmchen, die ursprünglich die seitlichen Treppenhäuser belichteten, beleben den Dachumriß.



*Rastatter Schloß: Die den Ehrenhof begrenzende Hauptfassade des Schlosses.
Aufn.: J. Mühlan*

Die Flügel sind heute durchgehend zweigeschossig. Zwei Gruppen von Doppelpavillons markieren ihre Enden: ihre Mitte nimmt ein giebelbekrönter dreibogiger Durchgang ein. Zwischen den Pavillonpaaren sind die Flügel auf ganzer Länge um jeweils eine Achse zurückgesetzt; eine eingeschossige Terrasse auf Bogenstellungen springt in die Flucht vor. Der unglückliche Anschluß des jeweils östlichen Pavillons an die Wand des Hauptbaues ist in der Baugeschichte begründet. Hinter den Seitenflügeln befanden sich ursprünglich Nebengebäude um große rechteckige Höfe, die nur zum Teil erhalten geblieben sind.

Die Gartenseite des Schlosses hätte einschließlich der nur schwach zurückspringenden Nebenbauten nach den Fertigstellungsplänen eine Breite von 69 Achsen gehabt; allerdings wurde der südliche Teil der einheitlichen Gartenfassade nie fertiggestellt.

Der ganze Schloßbau ist aus Ziegelsteinen errichtet. Eiserne Anker mit beweglichen Schössern stabilisieren ihn in der Längs- und Querrichtung. Der Bau ist verputzt und nach Befund in einem hellen Sandsteinrosa gestrichen. Gliedern- und schmückende Elemente bestehen nur zu einem geringen Teil aus Sandstein, meist auch Stuck, aber auch aus Holz, wie ein Teil der Konsolen am Kranzgesims. Oft wird bei einem Fensterrahmen zwischen Sandstein und Stuck abgewechselt, sicher ein Indiz für die Wiederverwendung architektonischer Schmuckelemente vom abgebrochenen Vorgängerbau.



Rastatter Schloß: Die Gartenfront des Schlosses.

Aufn.: J. Mühlhan

Die drei Eingangstore im Mittelrisalit öffnen sich in ein Vestibül mit sparsamem plastischem Schmuck der Zeit um 1700. Das Vestibül nimmt die ganze Breite des Mittelrisalits ein und öffnet sich in drei Bögen zur „sala terrena“ an der Gartenseite. Durch das tief herabhängende vorgesetzte Gewölbe ist die ursprünglich wohl ebenfalls dreischiffige „sala terrena“ später verändert worden, dabei mußten zwei Fenster an der Gartenseite zugesetzt werden. Die Stuckierung der „sala terrena“ stammt aus der Zeit um 1750. Südlich und nördlich schließen an das Vestibül die beiden Treppenhäuser mit je einer zweiläufigen Podesttreppe an. Die beiden an der Hofseite geführten oberen Läufe vereinigen sich in einem oberen Vestibül, das nur durch eine Bogenstellung von den Treppenhäusern getrennt ist. Die Treppenhäuser sind zweistöckig; ihre Decke sitzt in der Höhe derjenigen des oberen Vestibüls, so daß hier ein riesiger einheitlicher Raum entsteht. Die Decken der Treppenhäuser öffnen sich in Deckenausschnitten ins zweite Obergeschoß. An der Außenfassade ist die Ausdehnung der Treppenhäuser beiderseits des Vestibüls durch drei unterschiedlich gebildete Fensterachsen im Erdgeschoß markiert. Auch die Gartenfassade besitzt die gleiche Gliederung, obwohl sich dort hinter den abweichenden Fensterachsen keine Treppen, sondern die ersten Räume des Appartements befinden. Die architektonische Gliederung der Treppenhäuser mit umlaufender Balustergliederung und den durchbrochenen Decken erinnern unmittelbar an bolognesische Architektur der gleichen Zeit.



Rastatter Schloß: Kapitell einer der Säulen, die den Balkon tragen.

Aufn.: J. Mühlau

Vom oberen Vestibül aus gelangt man durch ein reich stuckiertes Mittelportal in den zweigeschossigen Hauptsaal des Schlosses, den Ahnensaal. Abgesehen von zwei Geheimgängen an den äußersten Enden des Baues ist das Haupttreppenhaus die einzige Verbindung vom Erd- zum Hauptgeschoß im Hauptbau. Ursprünglich ging auch die weitere Kommunikation zum Hauptgeschoß und zum Obergeschoß nur durch den Ahnensaal. Erst später wurden seitlich an das obere Vestibül hölzerne Gänge angefügt, die nun den direkten Zugang zu den seitlich vom Ahnensaal gelegenen Appartements vermitteln. Ihre spätere Einfügung ist deutlich erkennbar.

Die Stuckdekoration von Treppenhäusern und oberem Vestibül mit allegorischen Gruppen und den auffälligen fast vollplastischen Gruppen gefangener Türken stammt von Giovanni Battista Artario aus den Jahren zwischen 1701 und 1703. Er arbeitete sicher nach Entwurfsskizzen des Architekten Rossi. Zwischen 1747 und 1752 fügte der Hofstukkateur Johann Schütz eine Rokokostuckierung hinzu, die sehr geschickt die ein halbes Jahrhundert älteren Figurengruppen und Kartuschen über der Mitteltür und dem gegenüberliegenden Fenster in seine Komposition einbezieht.

Die in diesem Umfang ganz ungewöhnliche Methode der Überstuckierung unter Verwendung eines vorhandenen Bestandes werden wir noch im Ahnensaal und in den meisten Räumen der Gartenseite des Erdgeschosses wiederfinden.

Die beiden Deckengemälde über den Öffnungen der Treppenhäuser, „Sturz des Phaeton“ und „Erhebung eines Helden in das Reich des Chronos“, stammen mit großer Wahrscheinlichkeit von dem bereits in Schlackenwerth tätigen Hofmaler Paolo Manni (gestorben 1703).

Der Eindruck des Ahnensaales wird durch die vertikale Gliederung der auf hohen Postamenten in rötlichem Stuckmarmor ausgeführten korinthischen

Pilaster bestimmt. Sie tragen kein durchgehendes Gesims, sondern nur Architravstücke, auf denen stuckierte Gruppen von gefesselten Türken, in den Raumecken die Figuren von Majestas, Pax, Honor und Fortuna sitzen. Auf den Pilastern setzen unmittelbar die Stichkappen des Spiegelgewölbes auf. Das große Deckengemälde „Apotheose des Herkules“, das in mythologischer Verkleidung die Verherrlichung des Bauherren, des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, meint, wurde 1704/05 von dem Bologneser Giuseppe Maria Roli geschaffen. Einen Entwurf zu diesem Gemälde besitzt die Kunsthalle Karlsruhe. Das überlieferte Honorar des Malers von 4000,— fl. nebst Kost und Materialien beweist die hohe Wertschätzung dieses italienischen Malers. Die Stukkaturen stammen noch von Giovanni Battista Artario. Sie wurden teilweise wie diejenigen im Vestibül später durch Rokoko-Stukkaturen ergänzt. In den heute leeren Bilderrahmen waren Ölbilder der Ahnen des Markgrafen Ludwig Georg, über den Kaminen jeweils ein großes Familienbild Ludwig Georgs und seiner Eltern angebracht. Obwohl die heute teilweise in Baden-Baden befindlichen Bilder erst aus der Regierungszeit des Markgrafen Ludwig Georg stammen, muß die Anbringung solcher Ahnenbilder im Saal bereits unter Ludwig Wilhelm geplant gewesen sein. Die Bildfelder mit den stuckierten Rahmen gehören nämlich untrennbar zur ursprünglichen Ausstattung des Saales.



*Rastatter Schloß: Treppenaufgang.
Aufn.: J. Mühlan*

Die zwei Türen an den Schmalseiten des Saales rechts und links der großen Kamine führen in die seitlich anschließenden, völlig symmetrisch gestalteten Staatsappartements. Alle Türen nahe der Gartenfassade liegen hintereinander „in Enfilade“, so daß man bei geöffneten Türen vom Mittelsaal aus durch alle Türen hindurch die entsprechenden Fenster an den Schmalseiten des Baues erblicken kann. Diese Türen waren der offizielle Zugang zu den Staatsappartements. Die beiden Türen westlich der Kamine führen zu entgegen einem ursprünglichen Plan nicht mehr durch die ganze Gebäudelänge führenden Mittelkorridoren, von denen man die Zimmer der Hofseite, die meisten Räume der Gartenseite und die ovale freitragende Treppe zu den Obergeschossen erreichen konnte, Verbindungen, die hauptsächlich für die Dienerschaft bestimmt waren.

Beide Appartements, rechts nach Süden hin das des Markgrafen, links nach Norden hin das der Markgräfin, enthalten die vom Zeremoniell vorgeschriebenen Räume: Vorzimmer, Audienzzimmer, in dem in beiden Räumen heute noch die Haken zur Anbringung des Thronbaldachins vorhanden sind, Paradeschlafzimmer mit dem bühnenartigen Alkoven und schließlich das quadratische Eckkabinett. Entlang der Schmalseite des Gebäudes war ein Durchgang zu den drei Räumen der Hofseite möglich — überdies auch durch Tapetentüren in den Alkoven —, die in ihrer Dekoration jeweils mit den Staatsappartements auf der Gartenseite zusammengehören.

Die Zimmer der Appartements sind heute noch jeglicher mobiler Ausstattung beraubt. Erhalten aber haben sich die Paneele und die kostbaren Deckendekorationen. An ihnen ist eine Steigerung der Prachtentfaltung in den hintereinanderliegenden und nach ihrer Bedeutung im Zeremoniell abgestuften Räumen festzustellen.

Die beiden Appartements unterscheiden sich in der Art ihrer Deckendekoration grundsätzlich, obwohl sie gleichzeitig geplant und von der gleichen Gruppe von Bologneser Malern und Tessiner Stukkateuren ausgeführt wurden: Das Appartement des Markgrafen besitzt sehr reich mit Ornamenten und figürlichen Dekorationen geschmückte, stark vergoldete Stuckdecken, in die relativ kleine Deckenfresken eingesetzt sind. Im Appartement der Markgräfin sind, mit Ausnahme des Schlafzimmers, die Decken vollständig in Fresko bemalt mit nur geringer Verwendung von Stuckdekorationen. Deutlich unterschieden ist bei den bemalten Decken der Teil einer Scheinarchitektur, der von den sogenannten Quadraturisten geschaffen wurde, und das eigentliche zentrale Deckenfresko mit einer figürlichen Darstellung. Die Deckenbilder im Appartement des Markgrafen stammen meist von Paolo Manni. Sie wurden in den Jahren 1702 und 1703 ausgeführt. Den Stuck lieferte wieder G. B. Artario und seine Truppe. Eine Ausnahme bilden die Deckenbilder im kleinen Eckkabinett und des in der Verlängerung des Mittelganges liegenden sogenannten

Friedenskabinetts, die von Giuseppe Roli stammen und sicher erst nach 1704 ausgeführt wurden.

Arbeiten Rolis und seiner Schüler Pietro Antonio Farina und Giuseppe Antonio Caccioli sind wohl auch die Decken im Appartement der Markgräfin. Dabei werden Farina die Decke im Kabinett, Caccioli die Decken in den hofseitigen Räumen zugeschrieben. Für die Stukkateure lassen sich hier keine Namen sicher nennen; die Truppe Artarios war wohl auch auf dieser Seite des Schlosses beteiligt. Ausführungsjahre waren 1704—1707. Nur wenige Einzelheiten, Ofenblenden, die tönernen und eisernen Öfen selbst und andere Details stammen wiederum aus der zweiten Ausstattungsphase vor der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Hier sollen noch kurz die Themen der Deckendarstellungen genannt werden, wie sie Ulrike Grimm in ihrer außerordentlich gründlichen und ergebnisreichen Dissertation zusammenstellt: Im Vorzimmer des Markgrafen die Nacht und die Tugenden Temperantia, Prudentia, Caritas und Justitia, im Audienz-zimmer „Triumph des Apoll“, 4 Szenen aus dem Leben des Gottes und die vier Elemente, im Schlafzimmer die Allegorie des Winters zusammen mit den Wintermonaten und den vier Erdteilen. Der Jahreszeitenzyklus setzt sich in den drei hofseitigen Räumen mit den Allegorien des Frühlings, des Sommers und des Herbstes fort.

Die Darstellungen in dem Appartement der Markgräfin beziehen sich auf Hochzeit (Bacchus und Ariadne) im Vorzimmer, Geburt des Erbprinzen (Herkules auf dem Schoß der Juno, dem Minerva die Keule überreicht) im Audienz-zimmer, eheliche Liebe (Venus) im Schlafzimmer. Die Reihe der Göttinnen setzt sich in den Zimmern der Hofseite fort. Ein Deckenbild ist verloren, die beiden übrigen stellen Juno und Flora dar.

Die beiden Ekkabinette mit ihren prachtvollen, aber darstellungslosen Decken wurden wahrscheinlich in der ersten Ausstattungsphase des Schlosses nicht fertig. Für die Seite des Markgrafen blieb die Wandverkleidung eines Porzellankabinetts an anderer Stelle zum größten Teil erhalten. Sie wird wieder eingebaut. Allerdings stammt dieses Kabinett erst aus der Zeit der Söhne des Markgrafen Ludwig Wilhelm. Vielleicht war ursprünglich vorgesehen, ein bereits von Ludwig Wilhelm in England gekauftes Lackkabinett, das erst später seinen Platz im Südflügel fand, an dieser Stelle einzubauen.

Auch die Wandverkleidung eines Miniaturkabinetts auf der Seite der Markgräfin blieb zum Teil erhalten. Die fehlenden Schnitzereien werden rekonstruiert.

Die Räume im Obergeschoß des Mittelbaues sind ohne jede Dekoration. Bemerkenswert ist der 1 1/2geschossige Hirschsaal über dem oberen Vestibül, der ursprünglich allein auf der Hofseite das Dach des Schlosses überragte.

Die Anordnung der Räume im Erdgeschoß entspricht derjenigen des darüberliegenden Hauptgeschosses. Die Räume der Gartenseite weisen prächtige Deckenstukkaturen auf, die zum Teil wieder Kombinationen aus einer Stuckierung aus dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts und einer Nachstuckierung um 1750 sind, zum Teil aber nach 1752 von der Werkstatt des in diesem Jahr verunglückten Hofstukkateurs Johann Schütz ganz neu ausgestattet wurden. An der Wand eines der Räume an der nördlichen Gartenseite hat sich ein aufschlußreiches Dokument für die Arbeitsweise der Künstler im 18. Jahrhundert erhalten: Dort sind nämlich zwei Varianten für das 1751 an Schütz verakkordierte Epitaph des Markgrafen Ludwig Wilhelm in der Stiftskirche zu Baden-Baden im Maßstab 1:1 auf die Wand skizziert. Schütz starb nach einem Sturz vom Gerüst bei der Arbeit an diesem Epitaph. Die Säle der Hofseite im Erdgeschoß verblieben im Zustand des ersten Jahrzehnts: Stuckdecken mit einzelnen Deckengemälden.

Nordflügel und Südflügel des Schlosses wurden für langdauernde Nutzung für Wohnungen und Büros in großen Teilen umgebaut. Jedoch haben sich auch in den Flügeln im großen Umfang Stuckdecken erhalten, die allerdings oft durch später eingezogene Wände zerschnitten sind. Es scheint so, als sei besonders der Südflügel von den Markgrafen Ludwig Georg und August Georg für eine repräsentative Nutzung umgebaut und ausgestattet worden, so daß sich der Schwerpunkt des herrschaftlichen Wohnens im fortschreitenden 18. Jahrhundert in diesen Flügel verlagerte, während die Repräsentationsräume des Schloßerbauers sehr weitgehend im Zustand von 1700—1705 verblieben. Bei der anlaufenden Restaurierung des Südflügels für das Wehrgeschichtliche Museum soll die alte Raumeinteilung nach Möglichkeit wiederhergestellt werden. Von größtem Interesse in diesem später wieder öffentlich zugänglichen Flügel ist ein kleines Appartement am Westende des Flügels im Erdgeschoß, stuckiert von Artario und mit Fresken geschmückt von Paolo Manni, das bereits im Februar 1701 fertig war, also wohl als ältester im Schloß erhaltener dekoriertes Bauteil zu bezeichnen ist, und das kostbare, aus England bezogene, nach ostasiatischem Vorbild hergestellte Lackkabinett in einem der östlichen Pavillons des Obergeschosses. Sein ursprünglicher Einbau an dieser Stelle ist durch eine in Art der Wandflächen bemalte Decke sichergestellt. Das im 19. Jahrhundert in Rastatt ausgebaute Kabinett konnte erst in den 70er Jahren dieses Jahrhunderts wieder gefunden, restauriert und an der ursprünglichen Stelle wieder eingebaut werden.

Auch der im Norden an den Hauptbau anschließende sogenannte Sybillenbau, den die Markgräfin Sybilla Augusta nach dem Tod ihres Gatten ausbauen ließ, besitzt prächtige Stuckdecken von Artario und seiner Truppe. Bemerkenswert ist bei diesem Bau besonders die enge Verbindung der Wohnräume der Markgräfin mit der 1720 angefügten heiligen Stiege und der 1723 eingeweihten *Schloßkirche*. Die als nördlichster Bauteil an den Schloßkomplex an-

gefügte Schloßkirche ist im Äußeren völlig in die architektonische Gliederung des Schlosses einbezogen. Nur die vielen vermauerten, oder richtiger, in ihrer Form nur angedeuteten, Fenster am Außenbau verraten, daß sich hinter der Wand nicht zwei Wohngeschosse, sondern ein zweigeschossiger einheitlicher Raum verbirgt. Selbst das Portal an der Schmalseite ist einfach, und nur das Kreuz über dem Allianzwappen verrät die Bestimmung dieses Teiles des Schlosses.



Rastatter Schloß: Wappen des Türkenlouis (links) und seiner Frau Sibylla (rechts) über dem Portal zur Schloßkapelle. Aufn.: J. Mühlan

In ihrer Architektur und in der Pracht der wohl noch niemals restaurierten Ausstattung ist die Rastatter Schloßkirche ein ganz außergewöhnliches Werk. Es handelt sich bei dieser Kirche um eine dreijochige Wandpfeilerkirche mit flachem Spiegelgewölbe, dessen Stichkappen auf den Wandpfeilern aufruhern. Der polygonale Abschluß des Kirchenraumes grenzt einen Vorraum aus. Das dritte Joch nimmt bereits der sehr stark erhöhte Chor mit dem an die Rückwand gerückten Hochaltar ein. Durch eingestellte zweistöckige Oratorien erscheint auch der Chorschluß polygonal. Die „Glorie“ des Hochaltars wird durch einen schrägen Lichtschacht von hinten beleuchtet, die lichtspendende Laterne steht bereits über den anschließenden Wohnräumen des Schlosses. Zwischen Kirche und Wohnräumen ist unter den Oratorien eine Nachbildung der römischen Scala Santa mit Reliquienkapelle eingeschoben. Diese Andachtsstätten waren direkt von den Wohnräumen der Markgräfin Augusta

Sybilla aus zu erreichen, eines der Oratorien unmittelbar vom Alkoven ihres Schlafzimmers aus.

Die ungemein reiche Ausstattung der Kirche ist Zeichen der besonderen Kreuzverehrung der Markgräfin. Das Deckengemälde von Johann Hiebel aus Prag stellt die Auffindung des Kreuzes durch die Hl. Helena in der Gestalt der Markgräfin selbst dar. Alle Einzelheiten der materialreichen und vielfältigen Innendekoration der Kirche stimmen weitgehend mit denjenigen in Schloß Favorite überein. Architekt der Hofkirche war Johann Michael Rohrer, Leiter der Ausstattungsarbeiten sicher Franz Pflieger, die Stukkaturen stammen von Artario, die Altarbilder von Johann Onghers.

Baugeschichte:

Die Planungs- und die erste Baugeschichte des Rastatter Schlosses ist, insbesondere durch Peters und Passavant, recht gut erforscht. Für den Weiterbau nach dem Tode des Markgrafen Ludwig Wilhelm im Jahre 1707 gibt es leider kaum gesicherte Angaben; hierfür können nur sporadische Notizen gegeben werden. Im Jahre 1697 verpflichtete der Markgraf Ludwig Wilhelm in Wien den vorher insbesondere bei den Grafen Czernin in Prag und Wien beschäftigten *Domenico Egidio Rossi* für Planung und Bau eines Schlosses in Rastatt. Rossi wurde in Fano geboren, in Bologna zum Quadraturamaler und vielleicht auch schon zum Architekten ausgebildet. Seine Lebensdaten sind unbekannt, auch von weiteren Bauten seiner Hand weiß man wenig. Sicher von ihm stammte der ursprüngliche Plan für das große Gartenpalais Liechtenstein in der Roßau in Wien, das allerdings nicht von ihm gebaut wurde. Er kam im Frühjahr 1698 nach Rastatt und begann zwischen den Häusern des nach der Zerstörung durch die Franzosen noch kaum wieder aufgebauten kleinen Marktfleckens mit dem Bau eines großen Jagdschlusses. Es entstand an der gleichen Stelle wie das heute bestehende Schloß; die Flügel des Jagdschlusses sind in den Flügeln des heutigen Residenzschlusses verändert erhalten. Das geplante Jagdschloß war kürzer als das heutige Schloß, zweigeschossig mit nur neunzehn Achsen. Die Flügelbauten umgriffen im Süden und Norden zweimal abknickend den Hauptbau des Jagdschlusses, jedoch ohne ihn zu berühren. Obwohl Rossi gleichzeitig Leiter des Schloßbaues in Durlach war und auch für Baden-Baden noch andere Projekte plante und überwachte, gelang es ihm bis zum Herbst 1699, die Flügelbauten vollständig und die südliche Hälfte des Hauptbaues schon bis zum Dachansatz auszuführen.

Zu diesem Zeitpunkt beschließt der Markgraf eine Planänderung; an Stelle eines Jagdschlusses soll nun ein großes Residenzschloß so schnell als möglich fertiggestellt werden. Auch dieses Problem löst Rossi. In dem kaum vorstellbar kurzen Zeitraum bis zum Frühjahr 1702 hat er den bereits ausgeführten Teil des Jagdschlusses abgebrochen und unter Verwendung der umgebauten Flügel dieses Schlosses und wahrscheinlich auch vieler bereits gefertigter Bauteile das Residenzschloß im Rohbau vollendet und mit der Ausstattung begon-

nen. Der Markgraf Ludwig Wilhelm bezog mit seiner Familie bereits im Winter 1701/1702 Räume in den Flügelbauten des Schlosses, aber erst im Herbst 1705 erfolgte der endgültige Einzug des Hofes in das sicher noch nicht ganz fertiggestellte Schloß. Bereits 1707 starb der Markgraf und hinterließ eine 32jährige Witwe und einen noch nicht einmal fünfjährigen Thronfolger. Kurz nach seinem Tod wurde Rastatt von französischen Truppen besetzt. Seine Witwe ging nach Ettlingen, die Ausstattung des Schlosses wurde in Sicherheit gebracht. Rossi hatte Rastatt verlassen; sein Nachfolger wurde *Michael Ludwig Rohrer*.



Rastatter Schloß: „Diogenes mit der Laterne“ — Plastik am Eingang zum Ehrenhof. Aufn.: J. Mühlan

Durch das von ihm geforderte Bautempo war Rossi nicht in der Lage gewesen, das Bauholz genügend austrocknen zu lassen; er mußte das frisch geschlagene und sicher geblöhte Holz zu früh einbauen. Das führte bereits im Jahre 1708 zu gravierenden Bauschäden. Hinzu kam, daß Rossi entgegen oberrheinischer Tradition die Decken aus eng aneinander gelegten Balkenlagen bildete und für den Hauptbau ein Flachdach ausführte, auf dem nur über den eigentlichen Zimmerfluchten ein flaches Walmdach errichtet wurde. Schon im Jahre 1709 befaßte sich eine Kommission mit den Bauschäden; Rossi wurde in Italien verhaftet und sollte zum Schadenersatz herangezogen werden.

Rohrer benutzte die Beseitigung der Schäden zu erheblichen Umbauten im Mittelteil des Schlosses. Eine große Anzahl von Decken im Schloß wurde verstärkt, Decke und Deckenbild im Ahnensaal gesichert. Die sala terrena und ein anschließender Saal des Erdgeschosses erhielten ganz neue Backsteingewölbe; die Form der sala terrena wurde dadurch völlig verändert.

Hatte sich aus Rossis Bau nur der eineinhalbgeschossige Aufbau des Hirschsaals über dem Dachgesims erhoben, so überbaute Rohrer nun auch die Terrasse auf der Gartenseite und vereinigte sie mit dem Hirschsaal zu einem einheitlichen Aufsatz, durch den auch auf der Gartenseite ein der Hofseite ähnlicher Dachaufbau sichtbar wurde. Für alle diese Arbeiten gibt es keine genauen Daten. Abgeschlossen wurde der Umbau des Mittelteiles durch die 1722 erfolgte Aufstellung der Jupiterfigur.

Es ist wahrscheinlich, daß bereits unter Rossi die ehemals eingeschossigen Flügelbauten, wenigstens auf den Seiten des Ehrenhofes, um ein zweites Geschöß erhöht wurden. Allerdings lassen sich an den Flügelbauten mit Sicherheit mehrere Umbauten im 18. Jahrhundert feststellen; unter anderem wurde an der Rückseite ein drittes Mezzaningeschoß (Halbgeschoß) eingeschoben.

Wann und in welcher Form die umknickenden Teile der Flügel gegen den Garten hin mit dem Hauptbau vereinigt wurden, ist völlig unklar. Schon 1712 logierte die Markgräfin in dem späteren Sibyllenbau genannten, um mehrere Höfe gruppierten Bauteil nördlich des Hauptbaus. Im Anschluß an diesen inzwischen zweigeschossig ausgebauten Schloßbezirk wurde in den Jahren 1721/23 die Hofkirche errichtet. Die entsprechenden Gebäude im Süden wurden nie in analoger Form vollendet. An dieser Stelle des Schlosses haben wir wohl noch heute erhebliche unveränderte Teile der Rossi'schen Jagdschloßflügel vor uns.

Der Weiterbau, die Unterhaltung und Ergänzung des in schier unglaublich kurzer Zeit entstandenen ersten großen Barockschlosses am Oberrhein ging offenbar langsam, unter vielen Planänderungen vor sich. Seit Anfang der 20er Jahre bestand eine Schloßbaukommission, in der die führende Stellung nacheinander und teilweise gleichzeitig die Architekten Johann Sockh, Michael Ludwig Rohrer, sein Bruder Johann Peter Ernst Rohrer und Franz Ignaz Krohmer innehatten. Die meisten der erhalten gebliebenen Gesamtpläne stammen von *Franz Ignaz Krohmer*, der in den 40er Jahren zuerst in den Akten erscheint. Von Krohmer stammt auch das Schloßtheater, das entsprechend der Schloßkirche am Nordende die südliche Begrenzung der Schloßanlage markierte. Die äußere Hülle dieses Gebäudes besteht noch heute und beherbergt den Saal der Schloßgaststätte.

Ein besonderes Problem der Bauunterhaltung im 18. Jahrhundert und bis ins 20. Jahrhundert hinein waren die von Rossi ausgeführten Flachdächer des Hauptbaues, die nicht dicht zu bekommen waren. Zuerst ersetzte man die kleinen Walmdächer über den Zimmerfluchten durch zwei hintereinandergestaffelte Satteldächer, die schließlich auf die gesamte Gebäudefläche erweitert wurden. Zu guter Letzt wurde die Kehle zwischen beiden Satteldächern doch noch mit einem flach geneigten Blechdach überdeckt. Die Idee Rossis, das Gebäude ohne sichtbare Dächer mit einer Balustrade abzuschließen, ist darum

heute kaum noch zu ahnen. Die beiden Turmaufsätze, ehemals zur Belichtung der ovalen Nebentreppen bestimmt, sind heute trotz Erhöhung fast vollständig im Dach versunken.

Stichjahre für eine Veränderung der Ausstattung des Schlosses und sicher auch für Baumaßnahmen waren die des Regierungsantrittes des Markgrafen Ludwig Georg 1727 und seines Bruders August Georg 1761. Als dieser 1771 stirbt, fällt die Markgrafschaft Baden-Baden durch Erbvertrag an Baden-Durlach. Die Geschichte des Rastatter Schlosses als Residenz eines selbständigen Staates ist zu Ende. Behörden, Wohnungen und schließlich das Militär mit Offizierskasinos und Schreibstuben besetzen das Schloß. Nebengebäude wurden umgebaut und abgebrochen, aber der eigentliche Bau der barocken Residenz blieb unangetastet, Mittelpunkt der Stadt Rastatt und Ausgangspunkt ihrer Existenz.

Literatur:

G. Peters, Das Rastatter Schloß. Karlsruhe 1925; A.-M. Renner, Die Schloßkirche zu Rastatt und ihr Meister Michael Ludwig Rohrer. Karlsruhe 1936; G. Passavant, Studien über Domenico Egidio Rossi und seine baukünstlerische Tätigkeit innerhalb des süddeutschen und österreichischen Barock. Karlsruhe 1967; U. Grimm, Die Dekorationen im Rastatter Schloß, Karlsruhe 1978 (Dissertationsdruck); K. Lohmeyer, Beiträge zur Baugeschichte des Rastatter Schlosses, in: ZGO 66/1912, S. 269 ff., 68/1914, S. 583 ff. und 71/1917, S. 573 ff; ders., Das Rastatter Schloß und seine Meister, in: Ortenau 5/1914, S. 12 — 33; G. Peters, Der Rastatter Schloßgarten, in: Mein Heimatland, 19/1932, S. 155 ff; G. F. Kircher, Die Einrichtung des Rastatter Schlosses im Jahre 1772, in: ZGO 103/1955, S. 177 ff; W. E. Stopfel, Beobachtungen und Entdeckungen bei der Restaurierung des Schlosses in Rastatt, in: Landkreis Rastatt, Heimatbuch 7/1980, S. 196 ff; R. Stratmann, Ausstattung und Kirchenschatz der Rastatter Schloßkirche, in: Baden-Württemberg H. 1/1983, S. 32 ff; W. E. Stopfel, Sibylla Augusta als Bauherrin, in: Baden-Württemberg H. 1/1983, S. 24 ff.

Das Schloß zu Kuppenheim (2)

Gerhard Hoffmann

Stadt Kuppenheim (Landkreis Rastatt)

Bei der alten Schule (Murgtalstraße) im Osten des mittelalterlichen Städtchens westlich der alten Flurbezeichnung „Schloßgarten“ vermutet man schon immer den „Schloßplatz“.

Bereits 1279 ist von einem „Castellum Copinheim“ die Rede. Möglicherweise war der Begriff „Castellum“ im Sinne von „Oppidum“ gebraucht worden (J. Bader). Die „Annales Colmarienses“ sagten unter dem Jahr 1279, daß der Herr von Zweibrücken seine eigene Burg mit Namen Kuppenheim durch Feuer zerstört hat. Dies geschah in einem Konflikt zwischen dem Grafen Simon von Zweibrücken, der durch eine umstrittene Erbschaft (seine Mutter war Ebersteinerin) im Besitz Kuppenheims war, und den Markgrafen von Baden, die nach diesem Ereignis seine Rechtsnachfolger in Kuppenheim wurden. Die Markgrafen errichteten hier noch im 13. Jahrhundert ein Schloß. Es scheint schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts keine Bedeutung mehr gehabt zu haben und verfallen zu sein. In der „Erneuerung“ der Rechte von 1579 findet das Schloß keine Erwähnung mehr. Das Visitationsprotokoll von 1683 berichtet, daß Markgraf Leopold Wilhelm († 1671) den schadhafte Holzbau abbrechen ließ, um an seiner Stelle ein prächtiges steinernes Schloß zu erbauen. Sein Tod und das Kriegsgeschehen ließen das Vorhaben in seinen Anfängen stecken. Immerhin war noch 1789 auf dem unmittelbar an der Stadtmauer gelegenen „Schloßplatz“ eine „ziemlich ruinierte ohngefähr 50 Schuh lange und 40 Schuh breite . . . Kellergruft“ erhalten.

1970 wurde bei Bauarbeiten in einem Teilbereich des vermutlichen Schloßplatzgeländes ein alter Graben angeschnitten. In dem Schuttmaterial fand man u. a. sieben sauber geformte steinerne Kanonenkugeln (44—47 cm Durchmesser). Der Graben dürfte nach dem großen Stadtbrand 1689 verfüllt worden sein. Doch konnte der Standort des Schlosses auch damit nicht exakt und endgültig geklärt werden.

Literatur:

J. Bader, Markgraf Rudolf der Erste von Baden. 1843; Th. Humpert, Das Schloß zu Kuppenheim, in: Ortenau 21/1934, S. 31; Die Kunstdenkmäler des Landkreises Rastatt. Karlsruhe 1963, S. 233.

Schloß Favorite (3)

Wolfgang E. Stopfel

Stadt Kuppenheim (Landkreis Rastatt)

Am Ortsrand des Stadtteiles Förch, zwischen den Landstraßen Rastatt-Kuppenheim und Förch-Haueneberstein in der Ebene inmitten eines ausgedehnten Parkes gelegen.

Name: „Favorita“ erstmals 1710; 1711 „Favoritten“. Der Name ist bei Lustschlössern des 18. Jahrhunderts häufig (Karlsruhe, Ludwigsburg, Mainz usw.) und geht sicher auf die kaiserlichen Favoriten auf der Wieden und im Augarten in Wien zurück.

Baubeschreibung:

Die Eingangsseite des Schlosses ist ziemlich genau nordöstlich orientiert; zur Vereinfachung wird sie in der Beschreibung „Ostseite“ genannt. Die Ostseite des rechteckigen Gebäudes besitzt 15 Achsen, davon je zwei Achsen in schwach vortretenden Seitenrisaliten und dreiachsiger, giebelbekrönter Mittelrisalit. Als Zugang zum Hauptgeschoß ist den fünf mittleren Achsen eine leicht geschwungene Terrasse über Bogenöffnungen vorgelagert, zu der zwei geschwungene Treppenläufe seitlich emporführen. Die Westfront ebenfalls 15-achsig, hier treten zwei fünfachsigte Flügel um jeweils vier Achsen vor die



Schloß Favorite: Die Nordostfront des Schlosses („Ostseite“).

Aufn.: J. Mühlau

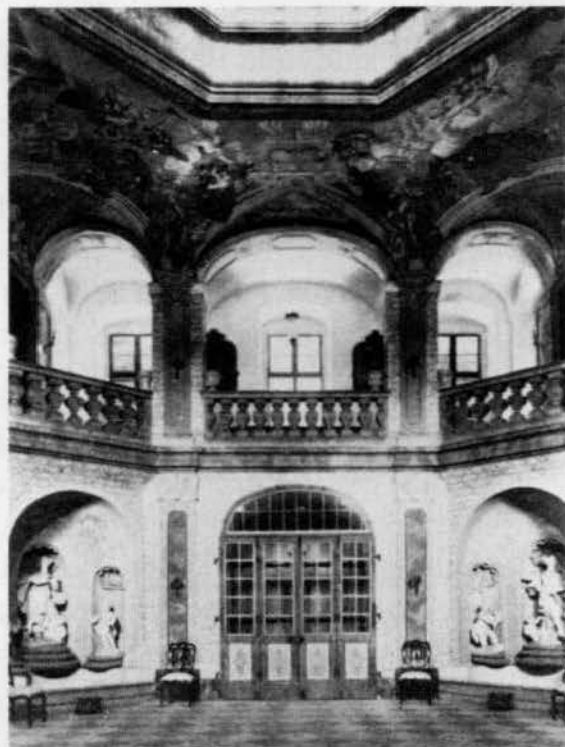
Front. Auch diese Gartenfront ist von einem Giebel bekrönt, vor dem sich allerdings über den beiden Untergeschossen eine schmale, balustradengeschmückte Terrasse hinzieht.

Das Schloßgebäude ist dreigeschossig; ein starkes Kranzgesims trennt die beiden unteren Geschosse vom Obergeschoß. Eine nach Aussage der Originalpläne vorgesehene Balustrade auf dem Dachgesims wurde entweder nie ausgeführt oder später entfernt. Eine achteckige Kuppellaterne mit vergoldeter Vase krönt das Schloß. Die Fenster jedes Geschosses sind jeweils einheitlich gestaltet, diejenigen der Beletage am größten und mit den reichsten Schmuckformen versehen. Den durch die Flügel gebildeten Hof an der Westseite umzogen ursprünglich Arkaden in zwei Geschossen; die im Erdgeschoß wurden nach veränderter Planung zugesetzt und mit Fenstern versehen, die des Obergeschosses sind erhalten, aber verglast. Auffälligste Eigenheit der Außenerscheinung des Schlosses ist die Struktur des Putzes. Es ist ein sogenannter Grottenputz mit in den Putz eingedrückten runden bzw. aufgeschlagenen Kieselsteinen. Durch den Wechsel der beiden Materialien ist eine Binnengliederung der Putzflächen bei relativ geringer plastischer Gliederung erreicht, ergänzt durch schmale Glattputzstreifen und in Stuck gebildete Kapitelle, Fensterbekrönungen, Konsolen und Ziergesimse.



Schloß Favorite: Baden-lauenburgisches Allianzwappen („Ostseite des Schlosses“).
Aufn.: J. Mühlau

Der Grundriß der Innenräume des Schlosses ist streng symmetrisch beiderseits der Mittelachse. Das Erdgeschoß beherbergt Wirtschaftsräume, die Beletage die Appartements der Markgräfin und Regentin Sibylla Augusta von Baden und ihres ältesten Sohnes und Thronfolgers Ludwig Georg Simpert, das Obergeschoß Räume für den Hofstaat. Der rechteckige, durch eingestellte Zwickelwände mit Nischen in ein unregelmäßiges Sechseck überführte Mittelsaal geht durch alle Geschosse bis in die das Dach überragende Kuppellaterne durch. Diese aus Funktion und Baugeschichte zu erklärende Besonderheit hat zur Folge, daß der Zugang zu den Appartements vom Hauptportal über der Terrasse aus nur schräg über die eingestellten Mauerzwickel erfolgen kann. Der erdgeschossige Mittelsaal ist vom Wohngeschoß völlig abgetrennt, der Zugang zum Wohngeschoß erfolgte nur über die Freitreppe. Die Kommunikation durch alle Geschosse ist lediglich durch zwei ovale Treppenhäuser in den westseitigen Flügeln gewährleistet. Im Erdgeschoß befindet sich im Anschluß an diese Treppen je eine Küche mit großem gemauertem Herd. Jedoch nur die Küche der Südseite diente wirklich zum Kochen, diejenige der Nordseite war wohl von Anfang an nur als Schauküche zur Ausstellung von wertvollem Geschirr gedacht. Dieser Funktion dient sie noch heute. In dieser Küche und in den anschließenden ehemaligen Wirtschaftsräumen befindet sich ein Teil der Sammlungen von Schloß Favorite; besonders bemerkenswert die Fayencen und Gläser. Die ehemaligen Wirtschaftsräume auf der Südseite dienen heute als Aufenthaltsraum für die Schloßführer und als Wohnung des Hausmeisters. Von der ehemaligen Ausstattung haben sich im Erdgeschoß noch zwei Kachelöfen mit Bildnismedaillons erhalten. Der Model für eines dieser Medaillons wird noch heute im Stadtmuseum Baden-Baden aufbewahrt.



*Schloß Favorite:
Sala terrena, großer Empfangs- und
Speisesaal.*

Aufn.: J. Mühlau

Wesentlich größer ist der Bestand an originaler Ausstattung in der Beletage. Die Raumfolge wurde nie verändert und läßt noch heute deutlich die ehemalige Zweckbestimmung erkennen. Entlang der östlichen Haupteingangsseite erstrecken sich die beiden ehemaligen Staatsappartements, jeweils bestehend aus einem großen rechteckigen Vorsaal, einem ebenso großen Schlafzimmer, das jedoch durch einen eingestellten erhöhten Alkoven mit einem dahinter befindlichen Dienerschaftsgang eingeengt ist, und einem halb so großen quadratischen Kabinett an den Ecken des Gebäudes. Hinter dem Staatsappartement an den Flanken des Gebäudes und in den Flügeln befinden sich die Räume der ehemaligen Privatappartements, jeweils vier etwa quadratische Zimmer. Die ehemaligen Staatsappartements waren einheitlich mit Böden aus Scagliola, einer Intarsienarbeit aus farbigem Stuckmarmor, ausgelegt. Nur in einem Raum, dem wohl am meisten benutzten Vorsaal im Appartement der Markgräfin, ist dieser Scagliola-Boden später durch einen Holzboden ersetzt worden. Die Privatappartements besitzen aus verschiedenen Hölzern in geometrischen Mustern zusammengesetzte Parkettböden, die sich in beiden Zimmerfluchten jeweils symmetrisch entsprechen. Die Dekoration der vier Räume jedes Privatappartements entspricht einem einheitlichen Plan: weißglänzende Hartstuckwände mit aufgenagelten Dekorationen bzw. weißglänzende Stoffbespannung mit aufgenähten Spitzen auf der Seite der Markgräfin, ostasiatischen Stoff- und Papiertapeten auf der Seite des Erbprinzen. Die Wände der Staatsappartements mit Ausnahme der Kabinette waren mit sehr kostbaren Stoffbespannungen bekleidet, die sich zum Teil erhalten haben.

Der heutige Führungsgang durch das Schloß entspricht aus praktischen Gründen leider nicht der ursprünglichen, durch das Zeremoniell vorgeschriebenen Hintereinanderordnung der Räume. Ihre Beschreibung soll aber diese ursprüngliche sinnvolle Beziehung deutlich machen.

Über die Freitreppe erreicht man durch das große, halbrunde Mittelportal einen schmalen Gang, von dem aus man in den Mittelsaal hinabsehen kann. Nach rechts hin betritt man über die in den Mittelsaal eingestellte Galerie schräg den ersten Raum des Appartements der Markgräfin. Die Eingangstür ist wie alle übrigen Türen im Schloß reich mit verschiedenen Hölzern intarsiert und hochglänzend poliert. Die hellen Reserveflächen der Intarsienarbeit sind zusätzlich mit Blumensträußen und Vögeln bemalt.

Das Vorzimmer des Markgräfinnenappartements, später „kleiner Speisesaal“ genannt, besitzt an drei Seiten Fenster. Jedoch nur diejenigen an der Ostseite führen direkt ins Freie. Die drei Fenster der Eingangsseite sind gegen den Mittelsaal gerichtet, die zwei der Westseite gegen die ehemals offene Arkadenstellung im Hof. Der einfach diagonal gefelderte Parkettboden ersetzt einen ursprünglichen Scagliola-Boden. Vorherrschende Farbe der mit aufgenagelten Pappmaché-Ornamenten verzierten Paneele und der Deckengliederung sind Hellgrau und Hellrosa. Die Wände sind mit einer Bespannung aus rotem Samt



Schloß Favorite: Kleiner Speisesaal.

Aufn.: J. Mühlau

bedeckt, auf denen Bahnen mit reicher Stickerei in Wolle und Seide aufgeheftet sind. Diese Stickereien gehören nicht zur ursprünglichen Ausstattung von Favorite, entsprechen aber in etwa der Entstehungszeit der Originaldekoration. Die erste seidene Wandbespannung entsprach in ihrer Farbstellung den Paneelen. An der überreich dekorierten Decke sind die belanglosen Malereien weniger interessant als vier große Stuckscheiben, die Bronzeplatten imitieren, und zwei stuckierte Scheinnischen mit Gruppen von blauweißen und braunen chinesischen Porzellangefäßen. Den in Stuckreliefs dargestellten ostasiatischen Porzellanen entsprachen gleichartige echte Gefäße, die die vielen Konsolen um die Spiegel besetzten.

Die Ausstattung entspricht mit den genannten Einschränkungen der ersten Einrichtungsphase des Schlosses; lediglich Teile der Spiegelrahmen wurden im Rokoko nachstuckiert.

Das Paradeschlafzimmer der Markgräfin wird beherrscht von dem Prunkbett mit Rückwand und Baldachin in einem bühnenartigen erhöhten Alkoven mit reichdekorierte Balustrade. Der Scagliola-Boden imitiert eine Einlegearbeit aus verschiedenen Marmorplatten. Die Grundfarbe der reich vergoldeten, mit gemalten Blumensträußen und aufgenagelten Pappmaché-Ornamenten verzierten Paneele ist grün. Wie im vorigen Zimmer entspricht die gegenwärtige Wandverkleidung mit rotem und grünem Samt nicht der ursprünglichen.

Diese war in den vorherrschenden Farbtönen Rot-Weiß-Gold sehr viel heller und strahlender und entsprach mehr der Pracht der Dekoration des Bettes. Lediglich die Rahmen der Textildekoration im Alkoven gehören noch zur Originalausstattung. Durch Spiegeltüren seitlich des Bettes ist ein System von hölzernen Einbauten zugänglich, das der Dienerschaft den Zugang zu allen Räumen von den Gängen aus ermöglichte, ohne die Herrschaften zu stören — aber auch den Herrschaften für einen „bühnenmäßigen“ Auftritt die Voraussetzungen schuf. Bemerkenswert an der reichen Decke sind wiederum die in Stuck imitierten Metallreliefs. Spiegeltüren, ein Spiegelwappen und ovale Eckspiegel nehmen Dekorationselemente des folgenden Spiegelkabinetts voraus.

Das Spiegelkabinett der Markgräfin ist eines der frühesten und der reichsten in Deutschland erhaltenen. Der Scagliola-Boden (teilweise erneuert) imitiert eine große runde Platte aus verschiedenfarbigem Marmor mit einer zentralen weißen Reserve, geschmückt mit einem großen Papagei. Hölzerne Paneele gibt es hier nicht; die entsprechende Gliederung ist in Stuck mit eingesetzten Spiegeln angedeutet. Ungewöhnlich ist die Anordnung sehr großer Spiegel an den Wänden in der Form riesiger facettierter Edelsteine, die konkav in die Wand eingetieft sind oder konvex aus ihr hervortreten. Viele Spiegel waren ursprünglich noch zusätzlich mit plastischen Dekorationen aus Speckstein und Halbedelsteinen beklebt. Von dieser Dekoration haben sich nur noch Reste erhalten. Die Folge der in alle Wände und in die Decke eingesetzten Spiegel wird ergänzt durch eine „Schönheiten-Galerie“ und einen Zyklus von Kostümbildern, auf denen die Markgräfin, der Markgraf und der Erbprinz in Maskenkostümen dargestellt sind. Die ganze Raumfarbigkeit ist auf Rosa, Gold und den Silberglanz der Spiegel eingestellt. Eine Fülle von kleinen und großen Konsolen an der Wand diente ursprünglich zur Aufstellung einer Sammlung von Gefäßen und Figuren ostasiatischer Herkunft.

Der erste Raum des Privatappartements der Markgräfin, das sogenannte Spitzenzimmer, war ursprünglich ein Schlafzimmer. Das spitzenbesetzte Bett gliederte sich in die entsprechende Dekoration der Wände ein. Vielleicht haben wir hier das eigentliche Schlafzimmer der Markgräfin vor uns, das durch die Holzeinbauten unmittelbar mit dem Paradeschlafzimmer verbunden war, dessen Prunkbett wohl nicht zur ständigen Benutzung gedacht war. Die hölzernen Paneele des Spitzenzimmers nahmen die Farbstellung des Spiegelkabinetts auf, denn die gemalten Blumendekorationen standen auf glänzenden Blattsilber-Hintergründen. Leider ist das Silber nichtwiederherstellbar geschwärzt. Die Wandbespannung aus weißem, silberglänzenden Moiré mit hellblauen Pilastern konnte nach Anzeichnungen auf der Wand und den Stoffmustern von einem aus den Resten der ursprünglichen Stoffe angefertigten Meßgewand rekonstruiert werden. Noch fehlen die breiten weißen Spitzenbesätze, die die Raumdekoration im Charakter mit den folgenden Räumen verbanden.

Die drei folgenden Räume des Privatappartements der Markgräfin, das sogenannte Familienzimmer, das Wohnzimmer und das Kapellenzimmer, schließen sich in ihrer Wanddekoration zusammen. Die Wandoberflächen bestehen aus glänzend weiß poliertem Hartstuck. Paneele sind nur durch aufgenagelte Gesimsleisten angedeutet. Die anmutige Gliederung der Wände im Familienzimmer und im Wohnzimmer besteht aus aufgenagelten Spalieren aus Pappmaché, umspielt von aufgenagelten und aufgeklebten Blumensträußen aus Stoffblumen. Die Eckkamine mit pyramidenförmigen Aufsätzen sind mit blauweißen Fliesen bedeckt und mit vielen kleinen Konsolen für die Aufstellung von Porzellanen versehen. In Stuckrelief imitierte Porzellane stehen auch auf dem Gesims des Familienzimmers; das Deckenbild stellt mit Porzellan spielende Putten vor.

Das letzte Zimmer der Folge, das Kapellenzimmer, weist keine Pappmaché-Spalier auf der weißen Wand auf. Sie waren auch dort nie angebracht. Wahrscheinlich wollte man die Wände für das Aufhängen von Bildern freihalten, denn dieser Raum war nach Ausweis des Deckenbildes wohl dem Gedächtnis des verstorbenen Gatten der Erbauerin, des Markgrafen Ludwig Wilhelm, gewidmet. Das Deckenbild mit dem lorbeerumkränzten Obelisk, dem Feldherrenmantel und dem herabfliegenden Adler ist nach der barocken Ikonologie als „Gedächtnis eines Helden“ zu deuten. Hinter einer Doppeltür verborgen, schließt sich an diesen letzten Raum eine Altarnische, in der durch Abdrücke an den Wänden noch deutlich Größe und Stellung eines ursprünglich dort befindlichen Altares abzulesen sind.

Das Appartement des Erbprinzen beginnt wieder mit einem Vorzimmer, dem sogenannten Audienzsaal, nunmehr links vom Haupteingang. Der Audienzsaal entspricht spiegelbildlich dem „kleinen Speisesaal“. Wieder führen nur zwei Fenster ins Freie, die übrigen heute zu Innenräumen. Der sehr reiche Scagliola-Boden ist in den Farben Weiß, Rot, Grün und Schwarz gehalten. Die grünen Paneele sind hier nicht wie im Appartement der Markgräfin mit Pappmaché-Ornamenten benagelt, sondern mit mythologischen Szenen bemalt. Die mit Blumensträußen bestickten Panneaux auf einem Grund von Glasperlen stammen von der ursprünglichen Ausstattung; sie waren aber anders angeordnet, wie man noch an den sich heute nicht mehr nach oben fortsetzenden Vorsprüngen des Paneels sehen kann. Wie der Grund der Wandspannung ursprünglich aussah (heute roter Samt), ist unbekannt. Auffällig sind wieder die Bronzeplatten imitierenden Stuckreliefs an den Decken, die figurenreiche Szenen darstellen, und die ebenfalls in Stuckrelief dargestellten Bronzegefäße auf den Gesimsen. Für das ganze Staatsappartement des Erbprinzen gilt, daß im Gegensatz zu demjenigen seiner Mutter an die Stelle von Ornamenten und Blumensträußen weitgehend szenische Darstellungen als Dekorationselement treten.

Auch sind im Appartement des zukünftigen Markgrafen alle Gesimse marmoriert. Bei aller Ähnlichkeit von Anordnung der Räume und Dekoration ist doch ein deutlicher Unterschied der Einzelheiten festzustellen, der die Räume des linken Flügels zu einer Einheit zusammenfügt.

Das Schlafzimmer des Erbprinzen stimmt in seiner Anordnung mit demjenigen der Markgräfin überein. Der Scagliola-Boden gehört zu den reichsten im Schloß. Der bühnenartige Alkoven hat wieder die Holzeinbauten hinter Spiegeltüren. Die Paneele sind in Brauntönen gehalten und mit Landschaftsdarstellungen geschmückt. Die Wanddekoration mit großen gestickten Bildfeldern in plastischen Rahmen aus Stoffapplikationen mit dazwischengestellten mit reichen Stoffen bezogenen Pilastern ist die ursprüngliche. Sie gehört wohl zu den kostbarsten Textilarbeiten, die sich überhaupt aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erhalten haben. Das Prunkbett ist entsprechend reich gebildet. Es soll nach Abschluß auch der Außenrestaurierung des Schlosses wieder an seiner ursprünglichen Stelle aufgestellt werden.

Das Kabinett des Erbprinzen wurde schon 1762 als Florentiner-Zimmer bezeichnet wegen der Florentiner *pietra-dura*-Arbeiten, die einen Teil der Wanddekoration ausmachen. Es war jedoch ursprünglich als Lackkabinett angelegt; Lackdekorationen zeigen noch heute die Paneele und die Verkleidungen der Fensternischen. Der reiche Scagliola-Boden mit Einlagen aus echten Steinen und einer Fülle von überraschenden Augentäuschungen wie zu Boden gefallenen Briefen, Käfern und Spielutensilien stammt mindestens zum Teil nicht aus der ersten Ausstattungsphase des Schlosses, denn die Ornamentformen deuten schon das Rokoko an. Die Wände des Kabinetts bestehen ganz aus Holz. In die einzelnen Wandflächen sind zum Teil original Florentiner Steinintarsien (*pietra dura*), zum Teil deren heimische Imitationen im gleichen Material oder in Scagliola, dazu Tafeln mit aufgeklebten Darstellungen aus geschnittenen Steinen, Perlmutterintarsien und Hinterglasmalereien eingesetzt. Zentrum der beiden größten Wandflächen bilden große Spiegelkompositionen, hinterlegt mit miniaturartig bemalten ausgeschnittenen Illustrationen aus dem Künstlerlexikon „Teutsche Akademie“ von Sandrart. Ähnliche Darstellungen beleben auch die Decke. Als ursprüngliches Ausstattungsstück steht in der Mitte des Kabinetts ein Tisch mit einer kostbaren Florentiner Steinmosaikplatte.

Das anschließende erste Zimmer des Privatappartements des Markgrafen, das sogenannte Arbeitszimmer, ist über einfach ornamental bemalten Paneelen mit einer Wanddekoration aus aneinandergeklebten chinesischen Papierbögen versehen, die in China für die Anfertigung von Stellschirmen bestimmt waren. Das kostbare Importmaterial ist ohne Rücksicht auf den Rapport der Darstellungen mit Pflanzen und Vögeln übereinandergeklebt und -gestückelt. In seiner ursprünglichen Farbfrische erhalten, ist es ein frühes Beispiel für die Verwendung ostasiatischer Materialien zur Dekoration eines europäischen

Schlusses. Von ähnlichen Tapeten aus der Zeit der Chinoiserie unterscheiden sich die Favoriter Blätter durch die Tatsache, daß sie offensichtlich nicht für den Export gearbeitet waren, sondern die noch für die Verwendung in China selbst gebräuchlichen Formate besitzen. Die Gestaltung der Decke ist ganz europäisch, in den Darstellungen der Eckkartuschen sind aber bereits ostasiatische Vorbilder imitiert.

Ganz auf die Verwendung „indianischen“, das heißt ostasiatischen Materials abgestellt ist die Gruppe der nächsten drei Zimmer des Appartements des Erbprinzen. Die Decken in allen drei Zimmern beziehen ihren Formenschatz aus der Imitation ostasiatischer Vorbilder, wie sie damals bekannt waren oder in der Absicht, Exotisches darzustellen, imitiert wurden. Das sogenannte chinesische Zimmer, auch ein ehemaliges Schlafzimmer, besitzt über einfachem grün-rosa gefaßtem Paneel eine rekonstruierte grüne Seidentapete, in die gerahmte rosa Stuckmarmorplatten eingesetzt sind. Auf diesen Platten und auf der Tapete befinden sich mit Stoff überzogene Pappfiguren von Tieren, Göttern und Menschen, die nach einem auf der Rückseite einer Figur erhaltenen Fabriksiegel in Kyoto hergestellt wurden. Auch hier handelt es sich um Importstücke, die ursprünglich nicht für den europäischen Markt angefertigt worden waren. In den anschließenden beiden Zimmern konnten nach vorhandenen Resten die originalen Wandbespannungen originalgetreu rekonstruiert und in der originalen Anordnung auf die Wände gebracht werden. Es handelt sich um Bahnen abwechselnd weiß- und blaugrüngrundiger chinesischer Seidentapeten mit Früchten, Vögeln und Blumenranken.

Wie im Appartement der Markgräfin besitzen wieder zwei Zimmer Eckkamine mit pyramidalen Aufsätzen. Nur die Pyramiden sind hier mit blauweißen Fliesen bedeckt und mit Konsolen zur Aufstellung von Porzellan versehen. Im letzten Zimmer der Folge sind auch in die Paneele Fliesenkompositionen eingesetzt, die in ostasiatischer Manier bemalt wurden. Zur originalen Ausstattung eines der Zimmer gehört eine Garnitur aus Tisch und zwei Gueridons in Lackmalerei auf blauem Grund, sicher für dieses Zimmer speziell in Europa angefertigt.

Die Räume des Obergeschosses im Schloß dienen heute der Unterbringung der reichen Sammlung von Porzellan, Fayence und kunsthandwerklichen Gegenständen aus anderen Materialien, teilweise ostasiatischer, teilweise europäischer Herkunft, die zum großen Teil zum ursprünglichen Bestand des Favoriter Inventares gehören. Die heute einfach gestrichenen Räume besaßen ursprünglich vergoldete und bemalte Ledertapeten. Die Kamine sind mit Monatsdarstellungen dekoriert, was diesen Räumen die Bezeichnung „Monatszimmer“ eingebracht hat.

Der große zentrale Saal des Schlosses ist vom eigentlichen Wohnbereich deutlich abgesetzt. Er konnte mit großen Türen beiderseits zum Garten geöffnet

werden und trägt mit seiner Fliesendekoration und den Brunnennischen in den Ecken deutlich den Charakter eines Gartensaales, der in der Sommerhitze Aufenthalt, Tafel, Gesellschaft im Kühlen ermöglichte.

Baugeschichte:

Die Baugeschichte von Favorite beginnt mit dem Erwerb von Grundstücken für einen Lustgarten durch die Markgräfin Sibylla Augusta im Jahre 1707. 1710 wird der Bau eines Gebäudes begonnen, das offensichtlich gegen Ende 1711 unter Dach ist. Ob es sich jedoch um das heutige Schloß handelt, muß sehr bezweifelt werden. Im heutigen Bau steckt nämlich ein um vier Achsen kürzerer, dem der heutige Keller entspricht und der mindestens im Rohbau bis zum zweiten Stockwerk aufgeführt war. An der Ausstattung des Schlosses wurde nachweislich noch in den zwanziger Jahren gearbeitet. Allerdings ging der 1729 noch nicht fertigen Ausstattung des Florentinerzimmers ja die zum Lackkabinett voraus, das möglicherweise vollständig ausgeführt und wieder entfernt wurde. In dem Reisebericht von 1729 werden die doch sehr ungewöhnlichen Scagliola-Böden nicht genannt; stilistisch lassen sie sich jedoch in ihrer Mehrzahl kaum noch nach 1729 datieren. Einzelne Ergänzungen der Stuckdekoration im Schloß und die malerische Dekoration der Nischen im Mittelsaal stammen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Neue Seidenbespannungen der Wände in vielen Zimmern wurden nach dem Übergang der Favorite an Baden-Durlach angebracht. Die frei auf der Saaldecke des Mittelsaales



Schloß Favorite: Die Südwestfront des Schlosses („Westfront“).

Aufn.: J. Mühlau

stehende Kuppellaterne mußte mehrfach erneuert werden, zuletzt in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts. Eine umfassende Innenrestaurierung erfolgte von 1965 bis 1983, die Außenrestaurierung ist noch im Gang.

Die erhaltenen Nebengebäude des Schlosses umfassen zwei langgestreckte Arkadenbauten mit 28 rundbogigen Öffnungen, in der Mitte unterbrochen von einem pavillonartigen Durchgang. Die beiden Arkadenbauten stehen einander gegenüber, westlich des Schlosses, symmetrisch zur fortgesetzten Achse des Gebäudes. An die dem Schloß benachbarten Seiten der Arkadengänge ist jeweils ein geschlossener rechteckiger Pavillon mit gebrochenen Ecken ange-setzt, auf der entgegengesetzten Seite ein rechteckiger offener Pavillon. Die geschlossenen Pavillons waren von außen durch Kamine heizbar, die wohl gleichzeitig der winterlichen Heizung eines Teils der Arkadengänge für eine Orangerienutzung dienten. Die nördliche Arkade wurde vielleicht um 1716 errichtet, die südliche um 1725. 1776 wurden die Arkaden des südlichen Baues geschlossen und darin Wirtschaftsräume, Wohnungen und eine Wachstube eingerichtet. Der schloßseitige Teil der nördlichen Arkade erhielt 1726 eine Wandmalerei mit Weinspalieren und Orangenbäumchen, die jüngst restauriert werden konnte. Zum Schloß gehören weiterhin vier Kavalierhäuser, kleine Gebäude mit Mansarddach, die in einer Reihe parallel zur Querachse des Schlosses westlich der Arkaden stehen, zwei in der Achse der Arkaden, zwei in der Achse der den Lustgarten begrenzenden Alleen. Sie waren 1718 fertig, ebenso wie die Eremitage (Einsiedelei), deren Hauptbau sich erhalten hat. Es handelt sich um einen achteckigen Pavillon mit sechs kleinen Räumen, die um eine zentrale Magdalenenkapelle angeordnet sind. Die Magdalenenkapelle wird von oben durch eine Kuppellaterne erleuchtet. Der Bau ist von außen rau verputzt und teilweise mit Baumrinde verkleidet.

Das Schloß Favorite ist von einem ausgedehnten Park umgeben. Ursprünglich stand es in einem rechteckigen Lustgarten mit Parterre-Anlagen und Randalleen. In der Achse des Schlosses lagen nach Osten und Westen hin jeweils zwei kanalartige Wasserbecken. Hinter den Kavalierhäusern schloß nach Westen hin ein ausgedehntes Waldgebiet mit natürlichem Baumbestand an, das als Fasanerie genutzt wurde. Nach zunehmendem Verfall wurde der Gesamtpark, Fasanerie und Lustgarten, ab 1787 durch den Karlsruher Hofgärtner Schweyckert in einen Englischen Garten umgestaltet. Die Schweyckertsche Anlage ist im wesentlichen erhalten, sie wurde in den letzten Jahren restauriert und wird nach einem umfassenden Parkpfliegerwerk instandgehalten.

Architekt des Schlosses Favorite ist der Markgräflisch Baden-Badische Hofbaumeister Michael Ludwig Rohrer; Entwerfer der Innenausstattung — wahrscheinlich unter erheblicher Beteiligung der Bauherrin selbst — Franz Pfleger. Pfleger hat sicher nicht nur entworfen, sondern war auch an der Ausführung beteiligt. Über den Umfang seiner praktischen Tätigkeit ist nichts bekannt.

Für die Tätigkeit anderer Künstler, deren Namen mit der Ausstattung von Favorite in Verbindung gebracht wurden, fehlt jeder archivalische Hinweis.

Bauherrin des Schlosses war die Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden-Baden, geborene Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, nach dem Tode des Markgrafen Ludwig Wilhelm im Jahre 1707 bis zum Regierungsantritt ihres Sohnes Ludwig Georg Simpert im Jahre 1727 dessen Vormünderin und Regentin. Sie starb im Jahre 1733. Nachdem der 1761 seinem Bruder nachgefolgte Markgraf August Georg im Jahre 1771 ohne männliche Erben gestorben war, fiel die Markgrafschaft Baden-Baden 1771 durch Erbvertrag an Carl Friedrich von Baden-Durlach. Von der neuen Residenzstadt Karlsruhe war Favorite nun weit entfernt, es diente nur noch zu gelegentlichem Sommeraufenthalt. 1919 gingen Schloß und Park in das Eigentum des Landes über.

Literatur:

H.-G. Kaack, Markgräfin Sibylla Augusta. Die große badische Fürstin der Barockzeit. Konstanz o. J. (1983); R. Sillib, Schloß Favorite und die Eremitagen der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden-Baden. 2. vermehrte Auflage, Heidelberg 1929; E. Petrasch, Schloß Favorite, Amtlicher Führer durch das Lustschloß der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden-Baden. 3. neubearbeitete Auflage, Staatl. Liegenschaftsamt Baden-Baden 1971; E. Petrasch, Schloß Favorite bei Rastatt, Lustschloß der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden-Baden. Tübingen 1983; F. Fichtner, Der alte Bestand ostasiatischer Keramik in Schloß Favorite bei Rastatt, in: Ostasiatische Zeitschr. NF 15/16, 1939/40, S. 129 ff; Ders., Das Schloß Favorite bei Rastatt. Einer der letzten noch erhaltenen alten Porzellanbestände des Barock, in: Sprechsaal für Keramik . . . Jg. 86, Nr. 17, 1953, S. 3 ff; K. Wehlte, Über die Scagliola-Fußböden im Schloß Favorite bei Rastatt, in: Die BASF, 7. Jg., 1957, S. 125 ff; E. Petrasch, Das älteste deutsche „Porzellanschloß“, in: Baden-Württemberg. 1967, Heft 6, S. 6 ff; W. E. Stopfel, Der Park des Schlosses Favorite bei Rastatt, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 10. Jg. 1967, S. 94 ff. und 11. Jg. 1968, S. 40 ff; R. Briat, Restauration près de Baden-Baden. La Favorite ou le Baroque au féminin, in: Plaisir de France, N° 395, 1971, S. 42 ff; W. E. Stopfel, Favorite bei Rastatt, die Restaurierung eines Barockschlosses, in: Kunstgeschichtliche Gesellschaft zu Berlin, Sitzungsberichte N. F. H. 21, S. 3 ff; Kunstschätze in badischen Schlössern. (Wissenschaftliche Bearbeitung: Dr. Dietrich Rentsch). Bildhefte des Badischen Landesmuseums Karlsruhe. 1972 Karlsruhe; M. Binney, Schloß Favorite, Baden-Baden, in: Country life, 1974, S. 1410 ff. und 1546 ff; W. E. Stopfel, Ein „Papierschloß“, Kulturgeschichte am Beispiel von Schloß Favorite bei Rastatt, in: Kurz und Gut 9. Jg. H. 3, 1975, S. 33 ff; D. Rentsch, Bedeutung und Restaurierung des großen Glaskronleuchters in Schloß Favorite, in: Jahrbuch der Staatl. Kunstsammlungen in Baden-Württemberg, Bd. 12/1975, S. 119 ff; W. E. Stopfel, Ostasiatische Kunst in deutschen Barockschlössern am Beispiel Rastatts, in: Bonner Zeitschrift für Japanologie. Bd. 3/1981, S. 145 ff; E. Zimmermann, Das Prunkbett des Markgrafen Ludwig Georg von Baden-Baden in Schloß Favorite bei Rastatt, in: Documenta Textilia. Festschrift für Sigrid Müller-Christensen. München 1981, S. 310 ff; W. E. Stopfel, Sibylla Augusta als Bauherrin, in: Baden-Württemberg H. 1/1983, S. 24 ff; Ders., Schloß Favorite — Bau und Restaurierung, in: Landkreis Rastatt, Heimatbuch 1983, S. 115 ff. und 1984, S. 94 ff; Th. Humpert, Schloß Favorite, in: Ortenau 21/1934, S. 35—47.

Schloß Rotenfels (4)

Gerhard Hoffmann

Stadt Gaggenau (Landkreis Rastatt), ehemalige Gemeinde Rotenfels

Nördlich des Thermalbades „Rotherma“, am Nordende der Gemarkung von Gaggenau-Bad Rotenfels liegt auf der linken Murgseite, in einem Wald von Parkbäumen versteckt, Schloß Rotenfels.

Auf dem schmalen Vorland zwischen der Murg und den Schanzenbergen (südlich der Große, westlich der Kleine Schanzenberg) stand bis zum Jahre 1789 ein Eisenwerk, die „Schmelze“. Dann kaufte Markgraf Karl Friedrich das Anwesen und überließ es seiner zweiten Gemahlin Luise Karoline, Reichsgräfin von Hochberg. Sie errichtete 1801 an der Stelle des Eisenwerkes die „Reichsgräflich Hochbergische Tiegel und Steingeschirr fabrique“.

Für sich selbst ließ sie 1808 über alten Substruktionen durch Friedrich Weinbrenner auf einem Felsen am Fuße des Großen Schanzenberges das „Römische Haus“ erbauen, ein vornehmes Gartenhaus, dessen Mittelbau unter dem Vordergiebel zwei Säulen aufwies und dem sich links und rechts niedrige Seitenbauten mit großen Bogennischen in den Flanken anschlossen. Das „Römische Haus“ wurde 1899 abgerissen. Die Hausterrasse auf den alten Substruktionen ist noch erhalten.

Die Steingeschirrfabrik ging schon 1816 ein. Das ganze Gelände erbt der Sohn der Reichsgräfin, Wilhelm, seit 1817 Markgraf von Baden-Hochberg. Er



Schloß Rotenfels.

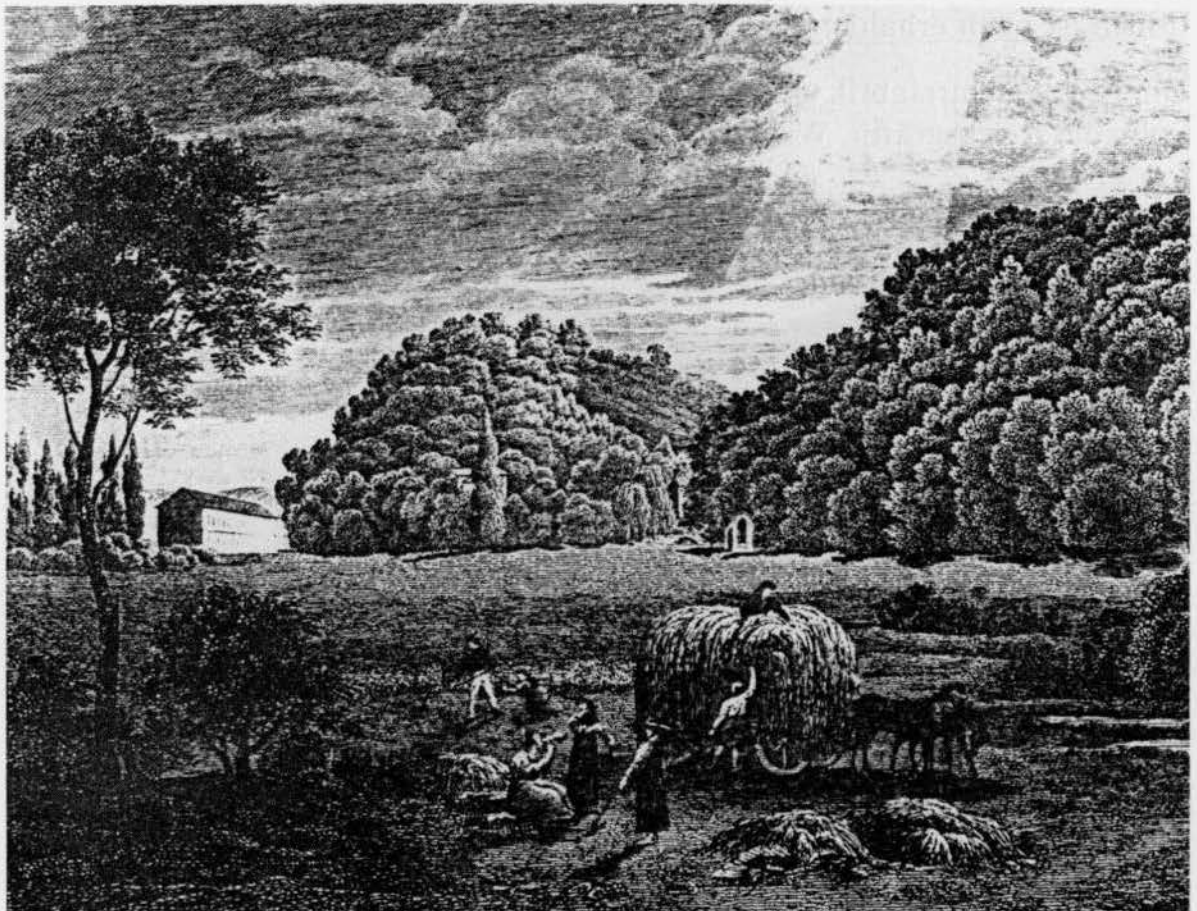
Aufn.: Gerhard Hoffmann

bekam durch Schenkungen und Kauf beträchtliche Flächen hinzu, begann einen vielbeachteten landwirtschaftlichen Musterbetrieb und erschloß 1839 die Rotenfelder Mineralquellen (auf der Suche nach Kohle). Er nannte die Quelle nach seiner Gattin „Elisabethenquelle“.

An der Stelle der Steingeschirrfabrik ließ er durch Fr. Weinbrenner das *Schloß* errichten. Es wurde 1818 bezogen, aber erst 1827 ganz vollendet.

Das Schloß ist ein langgestreckter, zweistöckiger Putzbau (fast 65 m lang und nur 8,5 m breit) mit seitlich je sieben (ursprünglich sechs) Fensterachsen und einer fünfsachsigen Vorhalle. Diese erhebt sich über fünf gangartigen Tonnengewölben. Auf beiden Seiten steigen breite gegenläufige Treppen zur Vorhalle hinauf. Sechs 4 m hohe Säulen tragen den 3 m vorgezogenen Giebel des Mittelbaues.

Das Untergeschoß wies nur die Aufseherwohnung, Wohnräume der Bediensteten, ferner Vorrats- und Ökonomieräume auf. Das Obergeschoß enthielt im Mittelbau hinter dem Eingangsraum einen großen Saal, umgeben von Empfangsräumen. Die beiden Schloßflügel zeigten (die späteren Anbauten ausgenommen) eine völlig symmetrische Anordnung der herrschaftlichen Wohn- und Schlafzimmer. An der Ostseite des Gebäudes führten über je vier



Das Schloß Rotenfels.

Slg. W. Heck

Fensterachsen lange schmale Gänge entlang, über die man jeweils nach Westen zuerst eines der beiden Treppenhäuser, dahinter je drei weitere Räume erreichte. Zwei Zimmer flankierten je einen Doppelraum. Dessen kleinere, dem Flur zugekehrte Kammer war fensterlos und diente als Heizraum. Am Ende stießen die Korridore auf je ein kleines nach Osten gelegenes Zimmer. Der jeweils daneben nach Westen liegende Raum war nur über die anderen Zimmer erreichbar.

1842/43 wurden beide Schloßflügel um je 5 m, eine Fensterachse, verlängert. Der nördliche Anbau wurde im Erd- und Obergeschoß in der Schloßlängsachse in je zwei Räume geteilt. Dagegen wurde der südliche Anbau in der Schloßquerachse geteilt. So entstand ein Gartensaal, vor dem die südliche Giebelfront des Schlosses als Veranda in der Manier des Palladiomotivs gestaltet wurde. Vier 2,8 m hohe Säulen tragen den Giebel. Die Verandafläche mit dem Verandageländer springt zwischen der zweiten und dritten Säule um einen Meter vor. Der Höhenunterschied zwischen Erdgeschoß und Palladiogiebel wurde z. T. durch eine ca. 1 m hohe Erdrampe, zum anderen durch einen 3,5 m langen, in vier Stufen sich nach oben verkürzenden Sockel ausgeglichen. In diesem Sockel führt eine Treppe auf die Veranda.

Mit der Rückwand senkrecht zu den Giebeln der verlängerten Schloßflügel wurden west-ost-gerichtete Wirtschaftsgebäude erstellt. Friedrich Weinbrenner hatte sie wohl schon geplant. Kaum in seinem Sinne aber kann die Verlängerung der Schloßflügel gewesen sein, da sie ja die Proportionen des Schlosses ungünstig beeinflusste. In dem so an drei Seiten umbauten Schloßhof standen 35 m vor der Schloßmittelachse ein Springbrunnen und zwischen Brunnen und Schloß eine Bronzefigur (Nixe) auf einem Steinsockel mit der Inschrift „WM VB“ (= Wilhelm Markgraf von Baden). Zwischen den Buchstaben M und V erkennt man das badische Wappen. Die Figur, deren Schöpfer unbekannt ist, befindet sich heute in Baden-Baden in Privatbesitz.

Friedrich Weinbrenner erstellte 1820 auch den hölzernen *Schießturm* im Wiesentälchen zwischen den beiden Schanzenbergen (ca. 50 m westlich der Substruktionen des ehemaligen „Römischen Hauses“). Er hat die Form eines Wachturmes mit Zeltdach und vorkragendem Wehrgeschoß mit Schießscharten. Die beiden Spitzbogenöffnungen werden von Säulen eingerahmt. Der Turm diente ursprünglich Jagdzwecken.

Westlich des Schlosses sieht man am Fuße des Kleinen Schanzenberges eine Quelfassung mit der Inschrift „MW 1830 VB“ (= Markgraf Wilhelm von Baden 1830). In der Wand neben einem alten Brunnen am Nordwestende des südlichen Wirtschaftsgebäudes kann man eine Steintafel mit Anker und Krone, Jahreszahl „17 ANO 58“ und den Buchstaben „F·A·D“ entdecken. Sie erinnert an den Floßmeister und Eisenwerksinhaber Franz Anton Dürr.

Nach des Markgrafen Tod 1859 bekam seine älteste Tochter den Besitz, die Fürstin Sophie zu Lippe-Detmold und 1904 deren Nichte, die Fürstin Feodora von Leiningen. Ihr Sohn verkaufte das Gut 1937 an Privatleute, von denen es die Stadt Gaggenau 1979 erwarb.

Seit Markgraf Wilhelms Tod wurden im Inneren einige Änderungen vorgenommen, besonders im Obergeschoß. Den großen Saal hinter dem Eingangsbereich teilte man auf. Während die Raumgestaltung auf dem Nordflügel wenig Eingriffe zeigt, wurde die Innengliederung des Südflügels stark verändert. Es verschwand der lange Korridor, und eine Flucht von drei großen hintereinander gestaffelten Zimmern entstand.

Um das Schloß einer Nutzung zuzuführen, beabsichtigt die Stadt Gaggenau erneut starke Veränderungen in der Innenraumaufteilung. Nur in seiner äußeren Gestalt wird das Schloß weitgehend unangetastet bleiben. Es soll eventuell auf die ursprüngliche Länge reduziert werden. Der hübsche Palladiogiebel (vielleicht von H. Hübsch) an der Südfront soll dabei aber nicht wegfallen, sondern nur zurückversetzt werden.

Literatur:

Th. Humpert, Das Schloß zu Rotenfels, in: Ortenau 21/1934, S. 32; Th. Humpert, Rotenfels im Murgtal. 1928; R. Melling, Das ehemalige markgräfliche Schloßgut Rotenfels, in: Badische Heimat 37/1957, S. 283—288; Die Kunstdenkmäler des Landkreises Rastatt. Karlsruhe 1963, S. 330—333; A. Valdenaire, Friedrich Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten. 2. A. 1926. Architektonische Bauaufnahme 1948 von Dipl.-Ing. Ewald Dreiner, Gaggenau.

Schloß Amalienberg (5)

Gerhard Hoffmann

Gemeinde Gaggenau (Landkreis Rastatt)

Der Berg, auf dem das Schloß lag, hieß früher Hülffirth-Berg, Hilpertberg, Hülbert und Hilfert, seit 1788 Amalienberg.

Er liegt auf der Gemarkung Gaggenau, aber links der Murg. Der Amalienberg ist ein über 40 m steil zur Murg abfallender Ausläufer des Merkurmassivs in 187 m ü. d. M. Der Untergrund von paläozoischen Schiefen und Gneisen wird von klastischem Rotliegendem überlagert.

Ehemals war der Amalienberg ein mit Heidekraut, Ginster, Hecken und kleinen Baumgruppen besetztes Terrain. *Anton Rinde(n)schwender*, (1725—1803), wird als „Stifter des Amalienberges, Beförderer des Landbaues, Gewerbefleißes und Handels“ bezeichnet. Kurfürst Karl Friedrich ließ es so auf ein Denkmal schreiben, das er zum Andenken an Rindeschwender stiftete (heute

steht es beim Rathaus Gaggenau). Dieser hatte es vom armen Holzfäller zum reichen Handels- und Industrieunternehmer gebracht, war 40 Jahre Schultheiß in Gaggenau und landesfürstlicher Ökonomierat. Rindeschwender erwarb 1782 das über 30 ha große Gelände, ließ es für rund 100 000 Gulden roden, einebnen und mit gutem Boden überdecken. Dann errichtete er darauf ein Hofgut und seinen Wohnsitz.

1788 besuchte die Gemahlin des badischen Erbprinzen Karl, Amalie Friederike (von Hessen-Darmstadt) Rindeschwender auf seinem Hofgut. Ihr zu Ehren nannte er den Berg fortan Amalienberg. Schon zwei Jahre nach Rindeschwenders Tod wurde der Amalienberg für 44 500 Gulden verkauft. Ein Dutzend Mal wechselten in der Folgezeit die Besitzer. 1887 erwarb Kommerzienrat Karl Oertel das Gut, das bis heute in seiner Familie blieb.

Die Erbauerin des Schlosses aber war Jeanette de Lom (gestorben 1865), jene „faszinierende Frau“, die 40 Jahre im Murgtal lebte, deren genaue Herkunft nie geklärt werden konnte, „ein fremdartiger Paradiesvogel im biederem Murgtal“ (Margot Fuß). Der russisch-litauische Fürst Franz von Sapiëha, ein häufiger Gast in Baden-Baden, hatte sie ins Land gebracht und finanziell entsprechend ausgestattet. Im Volksmund hieß sie ihrer Liebe zu Katzen wegen nur „die Katzengräfin“. Sie ließ durch den Architekten *Heinrich Hübsch*, einen Schüler Weinbrenners, 1828 nördlich des Rindeschwenderschen Wohn-



Schloß Amalienberg: Kavalierhaus von Hübsch. Aufn.: Gerhard Hoffmann

sitzes ein *Gartenhaus* (auch *Kavalierhaus* genannt) erbauen. Während sie dieses Gartenhaus bewohnte, ließ sie das Rindeschwendersche Wohnhaus abreißen und durch ein von Hübsch geplantes Schlößchen ersetzen.

Das Schloß Amalienberg wurde ein Opfer der Bombenangriffe im Kriegsjahr 1944. Heute stehen auf dem Amalienberg noch die Wirtschaftsgebäude eines ausgedehnten Hofgutes. Vom einstigen Schloß ist nur noch das Kavalierhaus von Hübsch erhalten.

Das Schloß war ein Steinbau, einfach aber eindrucksvoll. Es trug ein Walm-dach, zuletzt mit thüringischen Schiefeln gedeckt. Der Eingang in der Mitte der Nordwestseite führte über eine breite Treppe in ein geräumiges Vestibül und Treppenhaus. Von hier erreichte man nach links den großen Speisesaal, an den im Südosten das Musikzimmer angrenzte. Vor beiden Räumen, die ganze südwestliche Schmalseite einnehmend, lag eine Veranda mit einem breiten halbrunden Vorbau in der Mitte. Im Stockwerk darüber befand sich der Empire-Saal mit zahlreichen Spiegeln und davor, die ganze darunterliegende Verandafläche einnehmend, ein Altan. Alle übrigen Wohn- und Schlafräume beider Stockwerke sahen nach Südosten. Im Parterre war hier ein breiter Altan über die ganze fünfachsige Breitseite des Schlößchens, im Obergeschoß nur ein kleiner etwas jüngerer Söller vor der breiteren Mittelachse. Die Nordostseite des Baues war im Gegensatz zum übrigen zweistöckigen Schloß bei gleicher Gesamthöhe auf der Breite nur eines Raumes in vier Stockwerke gegliedert und enthielt Bäder, Wirtschafts- und Bedienstetenräume und im Erdgeschoß einen Küchenanbau.

Ein nicht ganz gleichwertiges, aber erhaltenes Gegenstück zum Schloß bildet das zweistöckige ehemalige Gartenhaus mit großem Saal im leicht erhöhten Mittelbau. Auf dem Kapitell einer der vier kanellierten Säulen des eine Zeitlang auch als Gottesdienstraum der evangelischen Gemeinde dienenden Gartensaales ist „Henrico Hübsch architecto 1828“ eingemeißelt. Auf beiden Seiten trägt der Mittelbau dicht unter dem Dachgesims je drei große Bilder von kreisrunder Form (Tondi) mit etwa lebensgroßen Köpfen. Auf der Südseite wird Albrecht Dürer von Raffael und Michelangelo flankiert, auf der Nordseite umrahmen dieselben italienischen Meister das Bildnis des Erwin von Steinbach. Unter seinem Tondo wurde später die Inschrift angebracht „Ewin, Erbauer des Straßburger Münsters, das kraft deutscher Einheit 1870 dem Vaterland wiedergegeben wurde“. Auch dieser Bau war durch die Kriegseinwirkungen beschädigt und verlor bei Umbauten einige reizvolle Zutaten (Balkönchen und Veranden). Auch der prachtvolle Park fiel dem Kriegsgeschehen zum Opfer (106 Sprengbomben explodierten auf dem Amalienberg).

Literatur:

Th. Humpert, Schloß Amalienberg, in: Ortenau 21/1934, S. 33—34; M. Fuß, Jeanette de Lom auf dem Amalienberg, in: Ortenau 45/1965, S. 272—286; K. Stößer, Anton Rindeschwender, Oberschultheiß von Gaggenau, in: Badische Heimat 24/1937, S. 388—406; Tagebuch des Rastatter Bankiers Meyer (Original in den Stadtgeschichtl. Sammlungen der Stadt Baden-Baden).

Das Schloß Neu-Eberstein (6)

Gerhard Hoffmann

Stadt Gernsbach (Landkreis Rastatt), ehemalige Gemeinde Obertsrot

Name: Novum Castrum Eberstein (1272), heute: Burg oder Schloß Neu-Eberstein, im Volksmund: Schloß Eberstein.

Das Schloß Neu-Eberstein liegt nördlich von Obertsrot über einer Murgschleife auf einem vorgeschobenen Granitfelsen, der ca. 130 m steil zur Murg abfällt. Rund 300 m ü. d. M. An drei Seiten kaum zugänglich, ist der Platz von Natur aus schon für eine starke Burg geeignet.

Baubeschreibung:

Die Gesamtanlage besteht aus dem alten Wehr- und Wohnbaudoppelblock der Kernburg (um A + B). Um diese herum findet man Überreste mehrerer unterschiedlich alter Zwingeranlagen. Zum Steilabfall nach Norden gab es immer nur einen schmalen Zwinger (C). Er ist nicht mehr vorhanden. Die Halbbastion, das vorgeschobene halbrunde Türmchen (D) im Osten, schützte ihn zusätzlich. Nach Westen ist dagegen dem älteren schmalen Zwinger (E) ein breiter, jüngerer Zwingerhof (F) vorgelagert. Nach Süden und Osten kann man gar von drei Zwingeranlagen sprechen: einem oberen (G), einem middle-



Schloß Neu-Eberstein: Ansicht von Süden.

Aufn.: J. Mühlau

ren (H) und einem unteren Zwinger (I). Sie sind an der Südseite der Anlage recht schmal übereinandergestaffelt, greifen dafür aber weit nach Osten auf den schmalen Felsenrücken vor. Sowohl im Osten als auch im Westen bestanden einst noch Vorwerke.

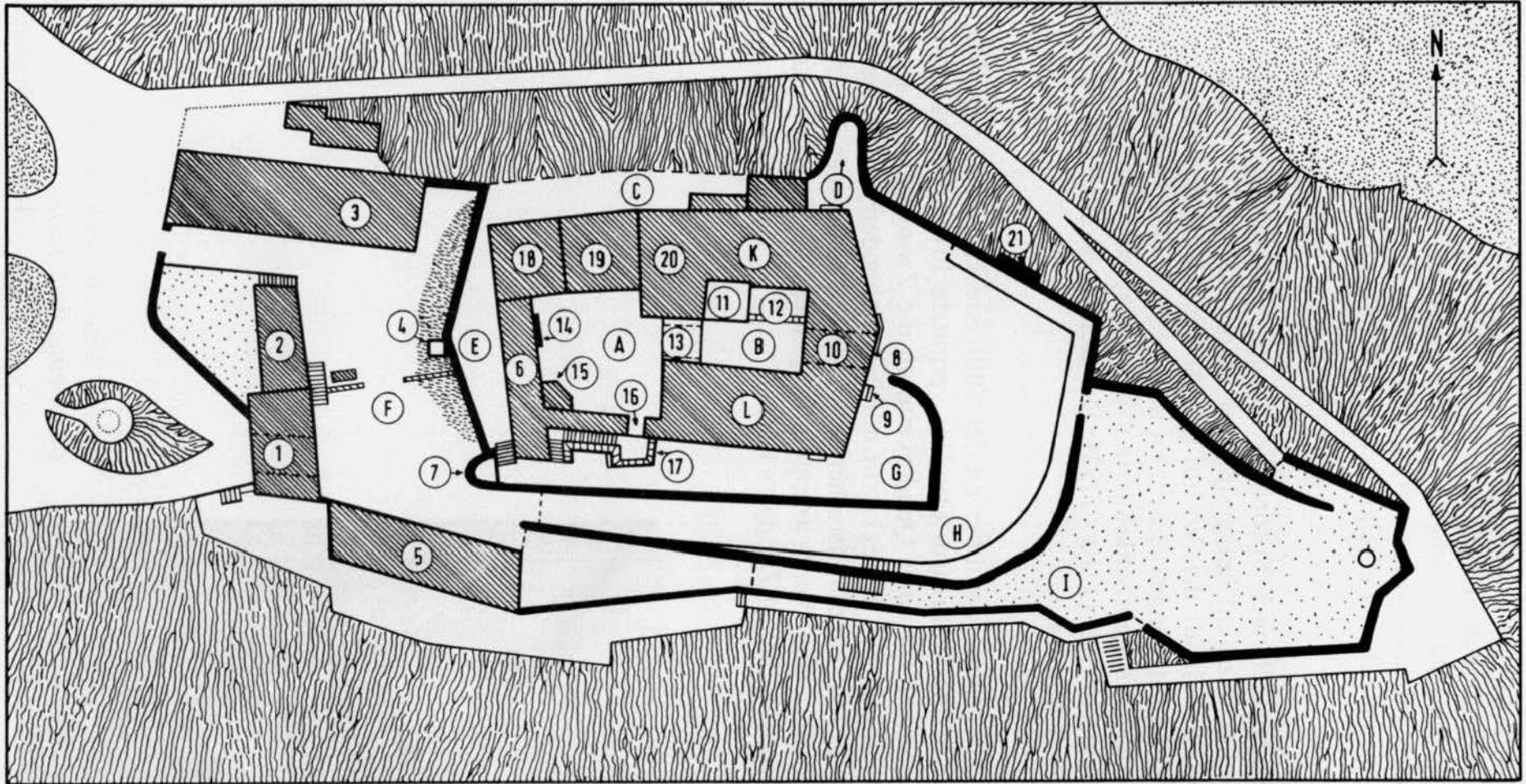
Die ehemalige Zwingermauern sind heute durchweg nur noch als Terrassenstützmauern erhalten und ihrer Wehrgänge beraubt. Im 19. Jahrhundert wurde zwischen der mittleren und der oberen Zwingermauer in geringem Abstand eine weitere Terrassenmauer angelegt. Alle Terrassen im Süden und Osten gewähren dem Besucher einen herrlichen Blick über die Landschaft des mittleren Murgtales.

Man betritt das Schloß durch das westliche Torhaus mit dem äußeren Schloßtor (1). Die Feldseite zeigt ein rundbogiges Tor mit profiliertem Bogen auf Kämpfern mit Blattvoluten. Über dem Tor ruht ein reich verzierter Gußerker auf profilierten Steinkonsolen. Die Vorderfront des Erkers wird seitlich von Halbsäulen, oben von Zahnschnittgebälk, unten von Rollwerkkartuschen gerahmt und von einem geschweiften Giebel gekrönt. Die so gerahmte Innenfläche zeigt das Allianzwappen Eberstein-Fleckenstein mit Helmzier. Links und rechts des Tores sitzt je eine Brillenscharte. Ihre Öffnungen erweitern sich in mehreren konzentrischen Absätzen. Die Scharte rechts des Tores ragt über



Schloß Neu-Eberstein: Gußerker über dem äußeren Schloßtor.

Aufn.: J. Mühlau



Schloß Neu-Eberstein: Umgezeichnet nach H. Langenbach, 1929.

Dipl.-Ing. W. Heneka, Karlsruhe, 1984.

Eck in einen niedrigen Anbau des Torgebäudes hinein. Er trägt ein mit Steinplatten gedecktes Pultdach. Links und rechts des Gußerkers sind je drei Schießscharten angebracht. Zwischen zwei Brillenscharten sitzt etwas tiefer eine Rechteckscharte mit nach unten gerichteten Schrägwänden. Die gewölbte Tordurchfahrt hat im Scheitel eine kreisrunde Öffnung zum Hochziehen der Pecheimer.

Dem Torbau schließt sich nach Norden die jüngere Verwalterwohnung (2) an. Nördlich steht quer dazu ein langgestreckter Ökonomiebau (3). Durch den Torbau (1) betritt man heute den Vorhof (F). Auf dem westlichen Wehrgang (nur noch Terrassenstützmauer) sieht man auf einem Sockel lebensgroß das Wappentier (4) der einstigen Schloßherren, den Eber, eine Sandsteinplastik von Peter von Verschaffelt (1710—1793). Das heutige Restaurant (5) steht rechts hinter dem Schloßtor.

Dem Schloßtor (1) genau gegenüber an der Südwestecke des inneren Wehrganges steht der kleine Wehrturm (7). Das verputzte Bruchsteinmauerwerk schließt sich im Süden mit einer Quaderkette an die Zwingermauer an. Ein rundbogiges Portal bildet in der Ecke zur nördlich ziehenden Stützmauer den Zugang. An den Ecken sich durchstechende Rundstäbe rahmen es. Im Innern des Wehrturmes führt eine Wendeltreppe mit Spindel und Handlauf auf die Terrasse des oberen südlichen Zwingers (G).



Schloß Neu-Eberstein: Torbau, rechts der kleine Wehrturm.

Aufn.: J. Mühlau

Geht man die ehemalige Zwingermauer entlang und biegt nach ihrem Ende nach Norden ab, so steht man kurz danach vor dem Hauptportal (8) des Schloßgebäudes. Über dem Tor prangt ein badisches Wappen (von dem Karlsruher Bildhauer Balmbach). Links dicht neben dem Haupttor wurde eine kleine Pforte (9) eingebaut. Die Durchfahrt des Haupttores (10) zeigt ein Kreuzrippengewölbe und linker Hand einen Durchgang mit Stichbogen. Nach der Durchfahrt gelangt man in den ansteigenden inneren Vorhof (B). Rechts befindet sich eine Terrasse vor dem nördlichen Küchen- und Wohntrakt (K). An deren Ende steht rechts der Glocken- oder Uhrturm (11). Der quadratisch ummantelte Turm ist sowohl vom alten Küchenbau her durch eine Stichbogenöffnung mit profiliertem Gewände als auch von der Hofseite her durch ein Portal mit Stichbogen und tiefgekehlttem Gewände zugänglich. Darüber befindet sich das Doppelwappen Eberstein/Hanau-Lichtenberg. Eine steinerne Wendeltreppe führt im Innern des Turmes in das nördliche Obergeschoß (K). In das südliche obere Wohngeschoß (L) gelangt man über eine Treppe gegenüber dem Glockenturm.

Im Vorhof fügt sich im Osten an den Glockenturm die Terrasse (12) an. Entlang ihrer Brüstungsmauer sind das Doppelwappen Eberstein—Vinstingen, das badische Wappen, das Wappen der alten Kanzlei zu Pforzheim und nochmals ein Doppelwappen Eberstein—Vinstingen angebracht.

Geht man im Vorhof weiter nach Westen unter einem Torbogen (13) hindurch, der den Nord- und den Südflügel des Wohnbaues im Obergeschoß (K + L) miteinander verbindet, so gelangt man in den inneren Burghof (A). In seiner Südwestecke steht der Brunnen (15). Die südliche Hofmauer durchbricht ein rundbogiges Tor (16) und führt auf einen kleinen Altan (17) mit Treppe zum südlichen oberen Zwinger (G). Der Bergfried (18) mißt im Grundriß 9 x 7,7 m. Seine Außenseite setzt im Westen die Mantelmauer von 3 m Stärke fort. Zur Hofseite sind die Mauern nur 1,80 m stark. Er besteht aus Bruchsteinmauerwerk mit Eckquadern und ist noch ca. 13 m hoch erhalten.

Der Kavalierbau (19), auch Weinbrennerbau genannt, an der Nordseite des Innenhofes bildet das Zwischenglied zwischen dem Bergfried im Westen und dem östlich gelegenen Küchen- und Wohnbau. Er ist zweistöckig, hat auf dem Dach drei Schleppegäuben und zum Innenhof eine Arkade mit fünf hohen Spitzbögen.

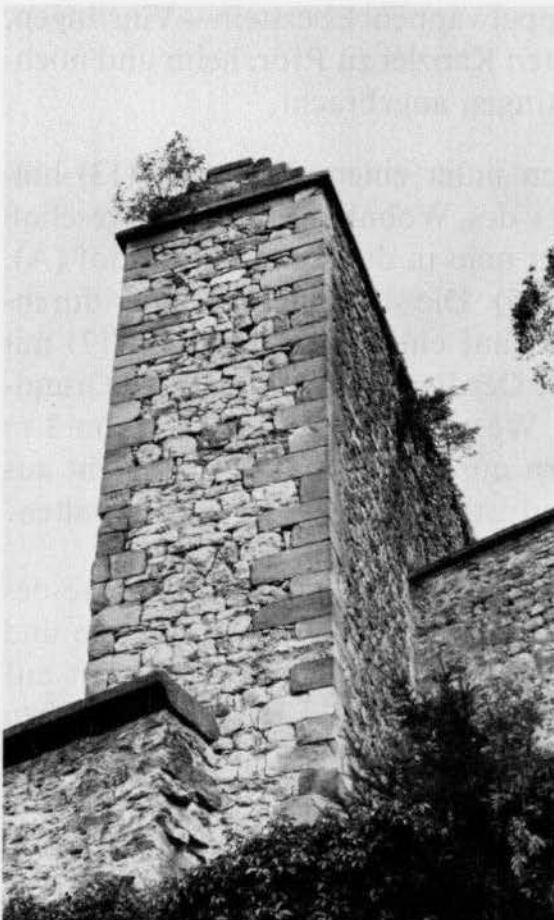
An den Arkadenbau schließt sich rechts, als Bestandteil des Wohnblocks, der massive alte Küchenbau (20) an, ein langer, querliegender, tonnengewölbter Raum mit einem einzigen Fenster. Über die Wendeltreppe des Glockenturms ist im nördlichen Obergeschoß auch der große Rittersaal zu erreichen. Sein trapezförmiger Grundriß mißt an der Basis 14 m bei einer Saalbreite von 8 m. Er nimmt die ganze Nordostecke des nördlichen Wohnflügels (K) ein. Über der Schloßeinfahrt an der stumpfen Ecke der Ostwand liegt das „Rondell“:

ein großes rundes Zimmer mit zwei Zugängen zum Balkon über dem Hauptportal (8). Die ehemalige Hauskapelle (auch „gotisches Zimmer“ und „Betsaal“ genannt) liegt nach Süden. Rondell und Hauskapelle dienen heute als Bibliothek.

Baugeschichte:

Ein so umfangreiches und bis heute genutztes Bauwerk wie Schloß Eberstein muß zwangsläufig baugeschichtlich sehr unübersichtlich erscheinen. Doch kann man deutlich folgende baugeschichtliche Abschnitte unterscheiden:

1. Aus den Anfängen der Anlage, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, stammen sicherlich der Stumpf des einst wesentlich höheren Bergfriedes und die Schildmauer. Diese wird schon 1412 als „Mantel“ bezeichnet. Ihr Wehrgang wurde 1803 abgetragen. Vielleicht stand an der Ostseite der Burg damals noch ein runder Turm. Südlich des Mantels lag noch im 15. Jahrhundert der älteste Zugang zur Burg.



Neu-Eberstein: Schildmauer (südliches Ende). Aufn.: J. Mühlhan

2. Eine starke Erweiterung erfolgte dann in der Mitte des 16. Jahrhunderts nach der Heirat Wilhelm IV. von Eberstein mit der reichen Erbtöchter Johanna von Hanau-Lichtenberg (Doppelgrab der beiden in St. Jakob in Gerns-

bach). Damals entstand der Brunnen im inneren Schloßhof. Durch Baudaten belegt sind für diese Zeit sämtliche Wendeltreppen. Wahrscheinlich sind nicht nur die Treppen, sondern auch ihre Türme damals erst entstanden wie auch das Obergeschoß des Wohnhauses (K + L). In östlicher Verlängerung des südlichen Wohnblocks (L) entstand ein Bau für das Archiv und eine Burgkapelle (durch ein Schaden-Feuer Ende des 17. Jahrhunderts wieder verschwunden). Ein Burgkaplan wird schon 1278 erwähnt. Im Süden und Osten wurde eine zweite, die mittlere Zwingermauer, angelegt.

3. Eine dritte Bauperiode setzte anfangs des 17. Jahrhunderts ein nach der Vermählung Philipp III. von Eberstein mit Barbara Philippa von Fleckenstein (1602). Sie errichteten vor einem breiten westlichen Zwingerhof das neue Torhaus (1) an der Südwestecke des erweiterten Schloßgeländes, heute einer der architektonisch eindrucksvollsten Baukörper der ganzen Anlage. Auch die dritte, die untere Zwingermauer im Süden und Osten kann erst in dieser Zeit entstanden sein, ebenso die Vorwerke im Osten und Westen.

4. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nach dem Aussterben der Ebersteiner im Mannesstamm, begann eine ausgesprochene Verfallsperiode. Die eine Hälfte des ebersteinischen Besitzes fiel an das Haus Baden, die andere (anteilig auch Schloß Eberstein) durch die Heirat der ebersteinischen Erbtöchter Albertina an Friedrich August von Württemberg-Neustadt. Später (1753 und 1801) gelangten auch diese Teile an Baden.

Zunächst wohnten nur noch Verwalter der badischen und württembergischen Herren auf dem Schloß. Jedem der Herren war das Bauwerk mehr eine Last, keiner kümmerte sich mehr recht darum. In den folgenden kriegerischen Zeiten am Ende des 17. Jahrhunderts hatte es vorübergehend Besatzung des Schwäbischen Kreises und diente zeitweise als Aufbewahrungsort des badenbadischen Archivs, als Zufluchtsstätte des Prinzen Leopold Wilhelm und auch als Unterschlupf für die Klosterfrauen vom Heiligen Grab, als die Franzosen Baden-Baden bedrohten. 1691 wurden Teile des Schlosses durch Brand zerstört. Da der Schloßverwalter nach Gernsbach zog, verfielen die Wohnbauten des Schlosses mehr und mehr. Im Rittersaal hatte ein Schmied, der das Untergeschoß als Kohlenlager nutzte, seine Werkstatt.

5. Als 1798 Karl Friedrich von Baden seinem zweiten Sohn Friedrich Neu-Eberstein übergab, bedeutete das für das Schloß einen Neubeginn. Nach 1802 setzten die Restaurierungs- und Umbauarbeiten des Architekten Friedrich Weinbrenner ein. Freilich sollte das Schloß nun zeitgemäßen Wohnansprüchen genügen. So verlor es weitgehend seinen bisher eindeutigen Burgcharakter. Die Burggräben wurden zugeschüttet, der Mantel seiner Wehgänge beraubt. Der Kavalierturm (19) und ein glockenstubenartiger Aufsatz auf den Bergfried wurden in neugotischer Manier gestaltet. Das Hauptportal (8) von 1608, die Fenstergewände und die ganze Außenfront wurden überarbeitet, eine wiederverwendete Pforte von 1560 wenig südlich des Hauptportals einge-

setzt (9) und das alte Waschhaus vor dem Bergfried abgerissen. Der alte Trepenturm (11) wurde zum Glockenturm (Glocke von 1803) und erhielt ein Zelt-dach.

6. Nachdem 1829 Großherzog Leopold (Großherzog 1830—1852) das Schloß übernahm, wurde es besonders im Inneren (Rittersaal, Rondell und Hauskapelle) weiter im neugotischen Stil ausgestaltet. Er beauftragte den Weinbrennerschüler Heinrich Hübsch mit dem Plan für das heutige Restaurant an der Stelle der 1693 erbauten Stallungen. Der Murgtärer Werkmeister Johann Belzer führte den Bau aus.

7. Weitere Veränderungen gab es zwischen 1865 und 1874. Zunächst wurde im nördlichen Teil des Vorhofes (F) ein Ökonomiegebäude vergrößert. Vom Schattenloch des inneren Burghofes (A) brach 1868 Belzer eine Öffnung in die südliche Burgmauer (bei 16) und setzt davor einen Altan an die Sonnenseite, dazu eine Treppenverbindung zur oberen südlichen Zwingerterrasse hinab. 1874 wurde der hölzerne neugotische Bergfriedaufsatz wieder abgerissen. Seine heutige Gestalt erhielt dieser Turm nach Plänen Otto Lindes erst 1951 (Jahreszahl auf Deckenbalken).

Geschichte der Burgherrschaft:

(Nur so viel, wie sie für das Bauwerk von Bedeutung war.)

Otto I. von Eberstein (1207—1279) ließ um die Mitte des 13. Jahrhunderts Neu-Eberstein erbauen und zog aus Alteberstein hierher. Für die Entwicklung und Erweiterung der Burganlage waren von großer Bedeutung die Grafen Wilhelm IV. (1497—1562), der Bauherr der Wendeltreppen, und Philipp III. (gest. 1609), der Erbauer des äußeren Burgtores (1). Mit Graf Casimir (geb. 1639) starben die Ebersteiner am 22. Dez. 1660 im Mannesstamm aus. Der ebersteinische Besitz wurde zunächst geteilt, kam aber nach und nach fast ganz an das Haus Baden. Von den Markgrafen bzw. Großherzögen spielten für Neu-Eberstein eine besonders bedeutende Rolle Mkgf. Friedrich und Ghzg. Leopold I. Friedrich (gest. 1817), der zweite Sohn von Großherzog Karl-Friedrich (gest. 1811), der von seinem Vater das Schloß geschenkt erhielt. Nach seinen Vorstellungen wandelte Friedrich Weinbrenner die vom Verfall bedrohte Burg in eine Schloßanlage um, die dem Markgrafen als Wohnsitz diente.

1829 übernahm der kunstsinnige Großherzog Leopold I. (1790—1852) das Schloß. Er beauftragte den Nachfolger Weinbrenners, den Architekten Heinrich Hübsch mit einer ganzen Reihe von Arbeiten, besonders mit dem Ausbau der Repräsentationsräume im östlichen Obergeschoß (Rittersaal, Rondell und Hauskapelle). Ihm ist auch die Ausstattung des Schlosses mit zahlreichen Kunstschatzen zu verdanken.

1842 erwarb er eine *gotische Kreuzigungsgruppe* von 1464 aus dem Besitz des ehemaligen Zisterzienserklosters Herrenalb und ließ sie durch Johann Belzer im Inneren Burghof aufstellen (14). Belzer fügte der Darstellung (4,10 m x 1,71 m) an ihrem neuen Standort noch einen 1,70 m hohen Unterbau mit zwei Strebepfeilern und einen 0,20 m breiten Rahmen aus Sandstein hinzu, aus dem oben zwei Konsolen mit einer neugotischen Überdachung hervortreten.

Etwa um die gleiche Zeit wie diese Kreuzigungsgruppe kamen einige romanische Architekturteile (von 1173—1180) vom Ostportal der 1831/32 abgebrochenen Klosterkirche Petershausen (Konstanz) in den Besitz Großherzog Leopolds. Er ließ sie in seinen Garten nach Neu-Eberstein versetzen. Doch brachte man die wertvollen romanischen *Reliefs* schon 1867 nach Karlsruhe in das Badische Landesmuseum. Besonders beeindruckend sind die Himmelfahrt Christi (Tympanon) und Maria mit den zwölf Aposteln (Türsturz). Das Portalgewände aber blieb zum Teil in Neu-Eberstein (21).

Hauskapelle und Rondell ließ Großherzog Leopold mit bemerkenswerten Gemälden schmücken. In der Hauskapelle zeigen vier Supraporten Brustbilder von Engeln, die Wappen halten. Sie wurden 1842 von Moritz von Schwind gemalt. Die Gemälde des aus Freiburg stammenden Hofmalers Albert Gräfle (1807—1889) im Rondell stellen Szenen aus der ebersteinischen und badischen Geschichte dar. Das Bedeutendste aber, was Rondell und Rittersaal zu bieten haben, sind ihre wertvollen *Glasmalereien* aus der umfangreichen Sammlung des Großherzogs Leopold. Sie sind nur zum Teil in Fenster eingebaut, ein anderer Teil ist magaziniert.

Im Rittersaal finden sich die dem späten 15. Jahrhundert angehörigen Glasmalereien aus der Pfarrkirche Dühren bei Sinsheim (Elsenz): Verkündigung, Kreuzigung, Jakobus d.Ä. und Judas Thaddäus, Nikolaus und Katharina (90 cm hoch und über 40 cm breit); aus der Pfarrkirche Ottersweier vom Anfang des 16. Jahrhunderts: Evangelist Johannes, Johannes der Täufer, Madonna im Strahlenkranz, Christophorus (Stifter Wolff von Windeck), Anna Selbdritt, Ursula (Stifterin Ursula von Fleckenstein), Hieronymus (Stifter Ritter Hans Bock) und Georg (Stifter Georg von Bach). Diese Bilder sind um 81 cm hoch und 35 cm breit. Im Rondell sieht man aus der Karthause Molsheim/Unterelsaß einen Hl. Spiridon, Onuphrius, Lucius und Marinus. Diese sind um 33 cm hoch und über 40 cm breit, haben Stifternennungen und sind meist mit 1624 datiert. Ebenfalls im Rondell wurden auch eine Anzahl sehr hübscher Rundscheiben und Wappenscheiben gezeigt, meist mit Stifternamen und Datierungen, aber unbekannter Herkunft.

Am 22. November 1918 erklärte Großherzog Friedrich II. auf Schloß Eberstein mit Zustimmung seines Veters, des Prinzen Max von Baden, zugleich auch für diesen und seine Nachkommenschaft seinen Verzicht auf den Thron.

Heute ist das Schloß im Besitz der Markgrafen von Baden und wird von diesen auch zeitweilig bewohnt. Daher ist im allgemeinen nur der untere Zwingerbereich für Besucher zugänglich.

Sagen:

Wie von Alt-Eberstein gibt es auch von Neu-Eberstein eine Sage über eine durch List gescheiterte Belagerung. Dabei spielen aber nicht die mangelnden Vorräte eine entscheidende Rolle, sondern eine Liebesgeschichte. Graf Eberhard von Württemberg belagerte im Schleglerkrieg die Burg. Einer seiner Gefolgsleute, der Edelmann Georg von Stein, war ein Verehrer der Tochter des Grafen Wolf von Wunnenstein, der im Auftrage seines Freundes Wolf von Eberstein die Verteidigung der Burg leitete. Um Ida von Wunnenstein zu gewinnen, bewog Georg durch eine List sämtliche Verbündeten des Württembergers zum Abzug, so daß auch Eberhard die Belagerung aufgeben mußte (nach A. Schreiber).

Der verbreitetste Sagenstoff um Neu-Eberstein ist „Der Grafensprung“. Er berichtet, daß ein Graf von Eberstein den steilen, stellenweise fast senkrechten hohen Felsen vor seiner Burg hinab zur Murg geritten sei. Am häufigsten wird diese Sage (nach A. Schreiber) mit Wolf von Eberstein in Verbindung gebracht, der im Schleglerkrieg auf diese Weise seinen Feinden entkommen sei, so auch in dem Gedicht von August Kopisch. Andere Gedichte nehmen z.T. andere Versionen auf. So soll dieser waghalsige Ritt auch zur Auslösung unter den Freiern einer Ebersteinerin gedient haben (auch nach A. Schreiber), ein andermal dient der Todesritt einer Entscheidung in Erbstreitigkeiten dreier Ebersteiner Bürger (B. Baader); dann wird der Ritt auch zu einem Gottesurteil in Glaubensfragen herangezogen (B. Baader). Wieder eine andere Version läßt den Grafen Wolf von Eberstein angetrunken den Ritt als herausfordernde Mutprobe ausführen und ihn dabei zu Tode stürzen (nach Paul Dorpert).

Literatur:

Zu den Grafen von Eberstein siehe „Alt-Eberstein“.

Th. Humpert, Schloß Neu-Eberstein, in: Ortenau 21/1934, S. 57—65; H. Langenbach, Führer durch das Schloß Eberstein. Gernsbach 1929; A. Valdenaire, Friedrich Weinbrenner. Karlsruhe²1926; Die Kunstdenkmäler des Landkreises Rastatt, bearbeitet von P. Hirschfeld. Karlsruhe 1963; R. Metz, Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald. Heidelberg 1971; 1000 Jahre Petershausen. Katalog der Ausstellung in Konstanz und Karlsruhe 1983/84.

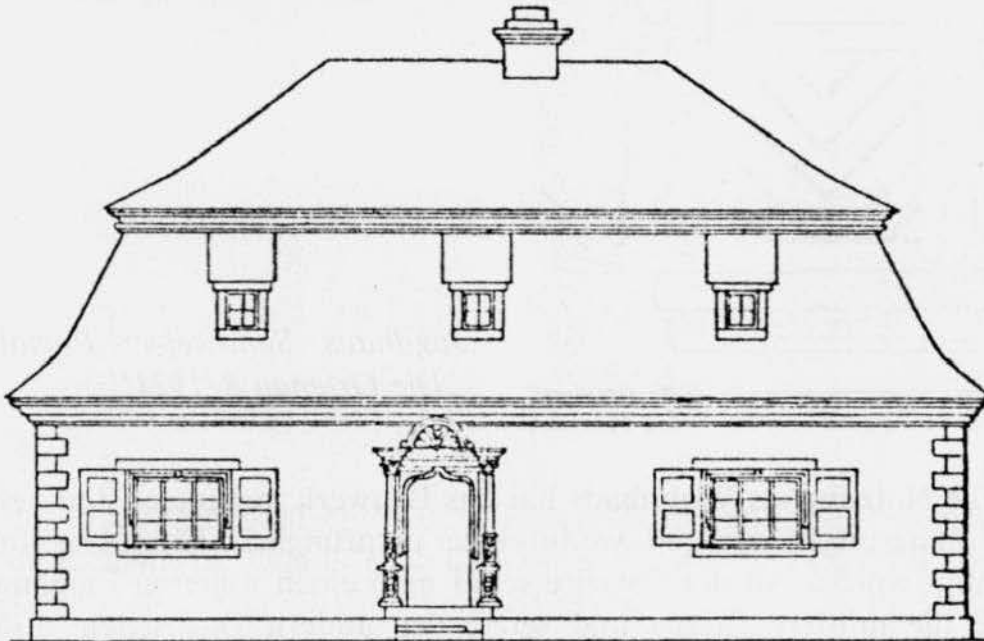
Das Jagdhaus in Sandweier (7)

Gerhard Hoffmann

Stadt Baden-Baden, ehemalige Gemeinde Sandweier

Versteckt hinter jüngeren Wohngebäuden erhielt sich in der Römerstraße 24 in Sandweier das Jagdhaus (Forstei), ein kleiner Renaissancebau.

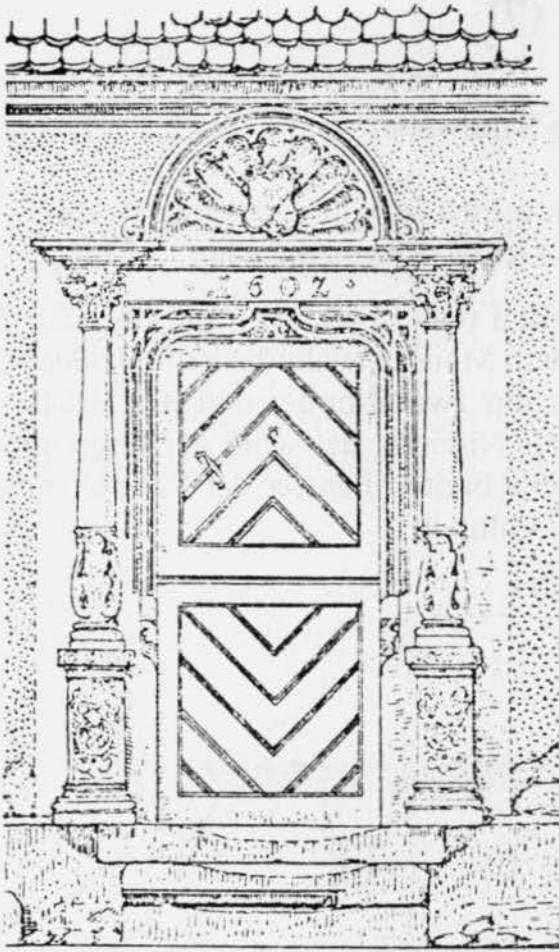
Es ist ein einstöckiger, rechteckiger Putzbau (ca. 15 x 9,5 m) mit gestockter Rustica-Eckquaderung und barockzeitlichem Mansardwalmdach mit Schlegelgauben. Das Erdgeschoß enthielt anfangs nur zwei Zimmer und eine Küche. Die Südwestecke ruht auf einem Keller mit Nischen, der wohl der Lagerung von Wein und anderen Vorräten diente. Die breiten Fenster der Vorderfront des Hauses zeigen gekahlte Gewände mit Voluten.



Jagdhaus Sandweier: Vorderansicht, aus „Die Ortenau 8/1921“.

Hauptzierde des Gebäudes ist das Portal, das links neben die Mittelachse des Gebäudes gesetzt wurde. Ein flacher Eselsrücken mit sich durchstechenden Stäben bildet das Profil der Portalumrahmung. Diese Gewände-Zier hat spätgotischen Charakter, die übrige Portalumrahmung aber stammt aus der Renaissance (Säulen, die den Architrav tragen). Oben wird das Portal durch einen Muschelbogen abgeschlossen, in den wahrscheinlich im 18. Jahrhundert ein badisches Wappen eingesetzt wurde.

Der Türsturz des Portals trägt die Jahreszahl 1602. Vermutlich war der Erbauer oder Auftraggeber Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach, der die Markgrafschaft Baden-Baden damals vorübergehend zu verwalten hatte. Einem nahen Entenfang dürfte das Gebäude als herrschaftliches Jagd- und Rasthaus gedient haben. In späteren Zeiten wurde es als markgräfliche Forstei genutzt.



Jagdhaus Sandweier: Portal, aus „Die Ortenau 8/1921“.

Durch die Nutzung als Wohnhaus hat das Bauwerk in neuerer Zeit verschiedene Veränderungen erfahren, wodurch der ursprüngliche Charakter stark beeinträchtigt wurde. An der Ostseite schuf man einen weiteren Eingang, verbreiterte die mittlere Gaube und setzte den andern Dachseiten zusätzlich Gauben auf. Auch die Gewände des schönen Portals haben gelitten.

Literatur:

O. Rößler, Jagdhaus Sandweier, in: Ortenau 8/1921, S. 69—70; E. Mayer, Jagdschloß Sandweier, in: Ortenau 21/1934, S. 47—48; Die Kunstdenkmäler des Landkreises Rastatt. Karlsruhe 1963, S. 337.

Die Burg Alt-Eberstein (8)

Gerhard Hoffmann

Stadt Baden-Baden, ehemalige Gemeinde Ebersteinburg

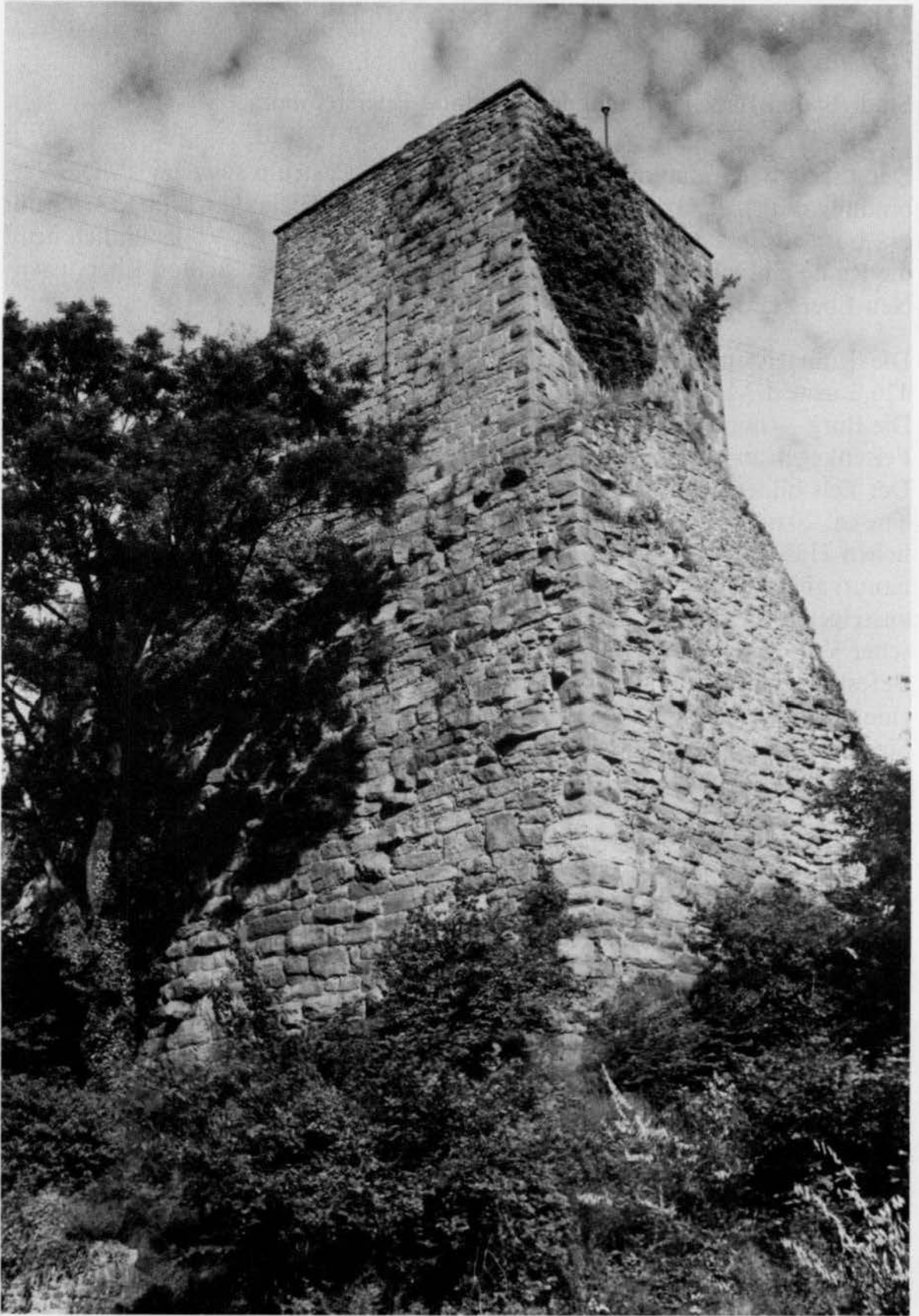
Der älteste Beleg stammt aus dem Jahre 1197 „Castrum Eberstein“. Die Verbindung mit „Alt“ tritt erstmals 1283 mit „althin Ebersteinz“ auf. 1319 heißt es „burg zu Eberstein“, 1453 auch „Sloß Alt-Eberstein“. Volkstümlich heißt die Ruine einfach „die Ebersteinburg“ (im Gegensatz zu Schloß Eberstein = Neu-Eberstein).

Die Ruine ist mit dem Dorf Ebersteinburg in Baden-Baden eingemeindet. 426,3 m ü. d. M.

Die Burg — nur Bergfried und Schildmauer sind gut erhalten — liegt auf einem Felsenkegel aus verkieselten Porphyrfanglomeraten des Ober-Rotliegenden. Der Fels bildet den nördlichsten Punkt der Murg-Oos-Wasserscheide. Durch eine ca. 20 m tiefe natürliche Mulde, noch weiter abgesenkt durch einen künstlichen Halsgraben, ist dieser Kegel vom Hauptrücken (heute Schloßberg genannt) abgetrennt. Nach den übrigen Himmelsrichtungen weist er bis 30 m jäh ansteigende Felswände und mehr als 40° Hangneigung auf: ein großer taktischer Vorteil für diese Anlage. Der Geländeform wegen mußten die stärksten Befestigungswerke an die vom Feind gefährdetste Bergseite gelegt werden, wo eine mächtige Schildmauer von 30 m Länge und 14 m Höhe errichtet wurde. Sie besteht aus grobkörnigen Porphyrkonglomeratblöcken beachtlicher Größe (bis zu 2 m lang, 1 m breit und 0,8 m hoch). Einzelne Blöcke ragen bossenartig bis zu 70 cm über die Mauerflucht vor. So wirkt diese Megalithmauer wie eine natürliche Fortsetzung des Felsens, auf dem sie emporwächst. Ihr sitzt ein jüngeres Mauerstück auf, das aus kleineren Bruchsteinen des Mittleren Buntsandsteines errichtet wurde. An die Innenseite der Schildmauer scheinen sich ehemals Wirtschaftsgebäude angelehnt zu haben.

Der quadratische Bergfried reckt sich 18 m in die Höhe. Er ist mit seiner südlichen Mauer auf die Megalithmauer an deren östlichem Ende aufgesetzt. Sorgfältig sind mit festem Fugenschnitt die roten grobkörnigen Sandsteinquader aufgemauert. Die Ecken bestehen aus Buckelquadern mit breitem Randschlag. Bautechnische Einzelheiten verraten, daß der Bergfried ursprünglich höher gewesen sein muß und wohl mit Zinnen versehen war. Sein früherer Zugang mit Rundbogenportal lag in großer Höhe über dem steilen Nordostabfall. Den gewölbten Raum erhellen hohe Schlitzfenster. Die wuchtige Schildmauer und der starke Bergfried bildeten eine unüberwindbare Wehr gegen Süden. Sie wurde noch durch eine Vorburg verstärkt, die einen breiten südöstlich gelegenen Vorraum umschloß.

Gegen Norden begrenzten Wohnbauten den ca. 20 x 20 m großen und nahezu quadratischen inneren Burghof. Dem Naturfelsen aufgesetzt, erschien der



Der Bergfried der Burg Alt-Eberstein.

Aufn.: J. Mühlau

Palas hier völlig unangreifbar. Er ist nur als Ruine erhalten (leider nicht zugänglich). Drei weit vorstehende Pfeiler für Balkenauflagen zeugen von dem einstigen Rittersaal. Halbkreisförmig nach innen gebogen sind die Fenster-nischen an den Enden der tiefen Mauernischen mit ihren steinernen Sitzbänken. Zwei Pforten führen auf den Burghof. Über dem westlichen Portal befindet sich eine Tafel mit badischem Wappen und der Inschrift:
WI : SS! EL / BE. R. hCB / ES. IR (Vermutlich handelt es sich um ein Anagramm, das jedoch noch nicht gelöst ist.)

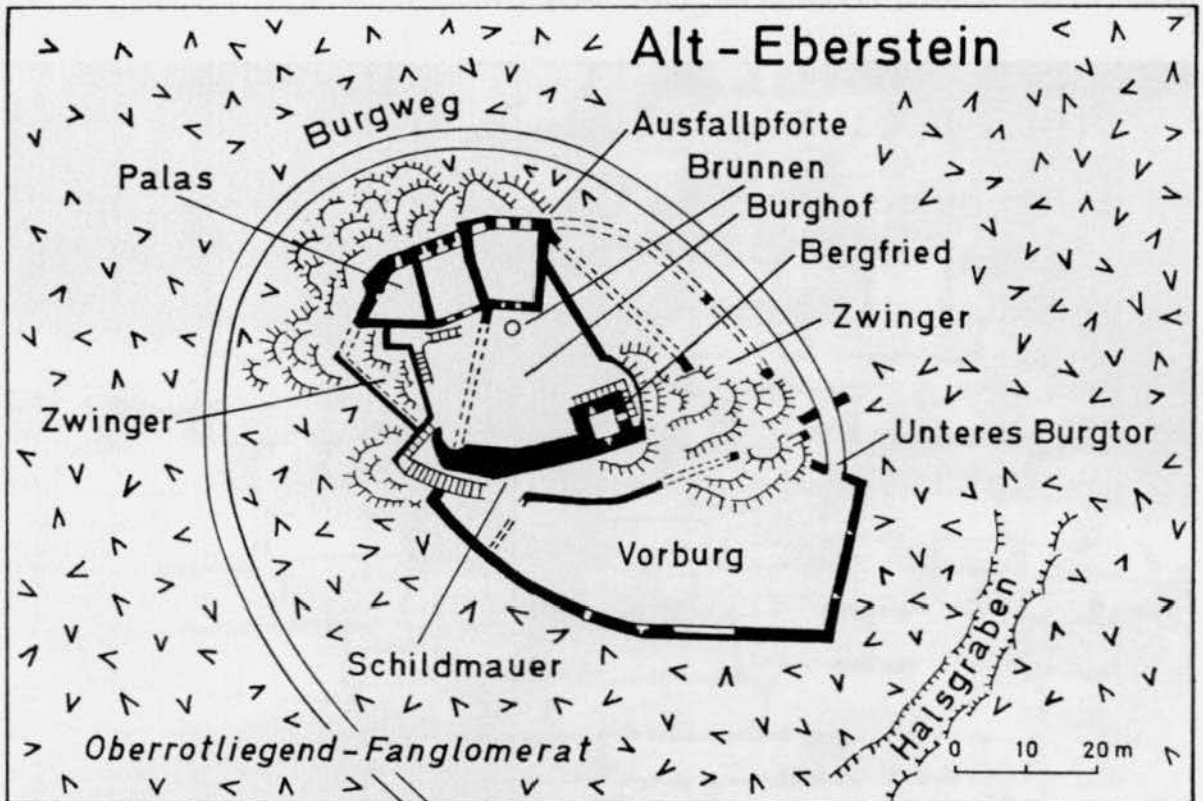


Burg Alt-Eberstein: Mauerstück aus der Schildmauer. Aufn.: J. Mühlan

Der östliche, jüngere Teil des Wohntraktes ist heute von der Burggaststätte überbaut. Im Nordostwinkel dieses Baues befand sich eine Pforte zum östlichen Zwinger. Vor der Burgwirtschaft lag einst der grabungsmäßig nachgewiesene Burgbrunnen. Die wichtigen Wehrbauten begrenzten aus taktischen Gründen den Innenhof der Burg im Süden. Die Wohnbauten mußten aus dem selben Grunde an die Nordseite. Die Wehrmauern, die diese beiden Trakte miteinander verbanden und den inneren Burghof begrenzten, waren durch die Zwinger im Westen und Osten zusätzlich gesichert.

Die Ersterwähnung von 1197 weist — wie die ältesten Baureste — auf eine Entstehung in romanischer Zeit. Ältere Vorgängerbauten können zwar ziemlich sicher angenommen werden, sind aber bis heute nicht erforscht. Die

Schildmauer als ältester Teil dürfte um 1100 errichtet worden sein. Der Bergfried dagegen ist jünger und könnte wie die kleinsten Schildmauererhöhung, die Vorburg und die Ruinen der Wohnbauten erst im 13. Jahrhundert entstanden sein. Vermutlich wurde viel umgebaut und erweitert, nachdem die Burg 1283 an die Markgrafen von Baden kam. Die Gestaltung der Fenstergruppen und -nischen zeigt eindeutig Parallelen zu Hohenbaden.



Burg Alt-Eberstein nach einem Plan von O. Linde (1937), umgezeichnet von R. Metz (1971).

Die Burg ist der Stammsitz der Grafen von Eberstein in Schwaben (zur Unterscheidung von den Ebersteiner Grafen in Sachsen und denen in Franken). Der erste Ufgaugraf, der sich nach Eberstein benannte, war *Bertold I.* (1035 nach H. Langenbach). *Bertold III.* (1112—1158) ist der Gründer der Klöster Frauenalb und Herrenalb. Otto I. (1207—1279) baute dann Neu-Eberstein (Mitte 13. Jahrhundert) und zog auch nach dorthin um. Sein Sohn *Otto III.*, der auf die Stammfolge verzichtete, gab seiner Schwester *Kunigunde* bei ihrer Heirat mit *Markgraf Rudolf I.* von Baden die Hälfte der Burg als Mitgift und verkaufte gleichzeitig die andere Hälfte an seinen Schwager Rudolf I. für 375 Mark lötligen Silbers. 1288 kam auch das Dorf Ebersteinburg an die Markgrafen. Die neuen Burgherren bewohnten Alt-Eberstein zeitweise selbst, hatten aber auch schon sehr früh Burgmannen auf diesem Sitz. Schon 1290 wird ein Ritter Johann von Berwartstein als Burgmann auf Eberstein genannt.

Um 1400 diente die Burg einige Zeit als Archiv und Schatztruhe („... briefe und der edelsteyn smaragdus die sollent byeinander liegen uff Alt-Eberstein der burge in solichen sloszen, daz sie uns bedersite gemein sin, also daz wir bede sluszel darzu haben sollen“). Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war die Burg Witwensitz der Markgrafenschwester Agnes. Markgraf Karl I. gab die Burg 1473 seinem Haushofmeister Hans von Bergen „zu siner hußheblichen wonung sine leptag“ in Anbetracht „der willigen Dienste wegen, die er uns und unser Lieben gemaheln und Kynder unverdroßentlich getan hat und hinfür tun sol und mag“. Im Jahre 1573 wurden die zur Burg gehörenden Güter an die Gemeinde verliehen — die Burg war also nicht mehr bewohnt und dem Zerfall preisgegeben. Bald diente sie den Bewohnern des Dorfes Ebersteinburg als Steinbruch (Klage von 1793). Seit Anfang des 19. Jahrhunderts setzte die staatliche Fürsorge für die Ruine ein (Gutachten von C. Vierordt vom 23. 6. 1800).

Die Sagenwelt um Alt-Eberstein ist recht umfang- und variationsreich. Die Sagen berichten von verborgenen Schätzen auf der Burg, von dem Ursprung des Geschlechtes der Ebersteiner, daß ihnen der Kaiser als Wappenschild die Rose verlieh, als einer von ihnen vom Papst die Goldene Rose erhalten hatte. Am bekanntesten wurde die von L. Uhland dichterisch gestaltete Sage „Graf Eberstein“, dem die Tochter des Kaisers beim Tanz die List ihres Vaters mitteilte, die Burg des Grafen in seiner Abwesenheit zu überfallen. Eine Sage über ein angebliches Nonnenkloster unterhalb der Burg bezieht sich möglicherweise auf die römischen Überreste im „Klösterle“ am Fuße des Burgberges.

Literatur:

Th. Humpert, Burg Alt-Eberstein, in: Ortenau 21/1934, S. 51—56; Die Kunstdenkmäler des Landkreises Rastatt, bearbeitet von Peter Hirschfeld. Karlsruhe 1963, S. 74—84; O. Linde, Das Großherzogl. Neue Schloß Baden und die 3 Burgen um Baden-Baden, in: Badische Heimat 24/1937, S. 188—193; G.H. Krieg von Hochfelden, Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben. 1836; K. Freiherr von Neuenstein, Die Grafen von Eberstein in Schwaben. 1897; C. v. Beust, Kurzgefaßte Geschichte der Grafen von Eberstein schwäbischen Stammes nebst einer Beschreibung ihrer Hauptdenkmäler Ebersteinburg, Schloß Eberstein und Gernsbach. 1855; H. Langenbach, Die Grafen von Eberstein, in: Um Rhein und Murg 1/1961, S. 151—163; R. Metz, Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald, Heidelberg 2. A. 1977; H. Langenbach, Geschichten und Sagen entlang der Murg. 1958.

**Von
der Oos
bis
zur Rench**

Das Neue Schloß in Baden-Baden (9)

Hugo Schneider

Unter Mitwirkung von Margot Fuß und Elisabeth Pleißner, Baden-Baden.

Stadt Baden-Baden (Stadtkreis Baden-Baden)

Name: Erste Nennung „Baden, alt und nuwe sloße (1453); das nyder Sloß (1479)

Neben Hohenbaden, dem Alten Schloß oben am Battert, gibt es in Baden-Baden noch das Neue Schloß auf dem Schloßberg nördlich der Altstadt. Dieser, ein schmaler nach drei Seiten steil abfallender Bergrücken (etwa 240 m ü.d.M.), zieht vom Battert her in südwestlicher Richtung dem Tal der Oos zu.

Das Neue Schloß war von 1479—1706 Residenz der Markgrafen von Baden; vordem hatten sie ihren Wohnsitz im Alten Schloß.

Die im Laufe der Jahrhunderte geschaffenen Bauten wurden 1689 auf Befehl des Generals Duras von französischen Soldaten durch Brand zerstört. Dem in den folgenden Jahren durchgeführten Wiederaufbau verdankt das Schloß im wesentlichen sein heutiges Aussehen. Die bescheidenere Ausführung war bedingt durch das Fehlen von Geldmitteln infolge des Schloßbaus in Rastatt wie auch von repräsentativen Aufgaben seit der Verlegung der Residenz nach Rastatt.

Baubeschreibung:

Wer zum Schloß über die Schloßstapfen hinaufsteigt, erblickt, ehe er die kleine, von einer mächtigen Felsplatte überdeckte Pforte durchschreitet, Reste einer aus großen Steinblöcken errichteten Mauer, der sog. *megalithischen Mauer*. Unbekannt ist, von wem und wann sie erbaut wurde. Einige Forscher nehmen an, sie stamme noch aus vorrömischer Zeit. O. Linde bezeichnet sie als vorromanisch, eine kunstgeschichtliche Deutung, die keine zeitliche Festlegung beinhaltet. Auf ihr sitzt stellenweise besonders an der Südseite des Schlosses die Umfassungsmauer, die einst die Schloßanlage umgab. Zur Burg gehörte auch das heute bebaute, abfallende Gelände vor der Wehrmauer im Westen, die sog. Vorburg, die etwa bis zum Beginn der Burgstraße reichte. Die letzten Teile ihrer Umfassungsmauer wurden 1818 beseitigt.

Zum Eingang des Schlosses im *Torturm* gelangt man über eine gewölbte Brücke, die den ehemaligen Burggraben, einen Trockengraben, überspannt. Der einstöckige, über den Burggraben vorgezogene Bau stammt aus dem 15. Jahrhundert, sein Walmdach aus der Zeit um 1700. Über dem Eingangstor mit seinem gotischen Bogen ist das baden-sponheimsche Wappen mit Helmzier angebracht. Nach Eintritt gelangt man in die Vorhalle. Ihr vorderer

schmälerer Teil ist durch ein Kreuzrippengewölbe, der rückwärtige breitere und längere durch ein Tonnengewölbe abgeschlossen. In sie ragt auf der Südseite unweit des Eingangs ein dreiseitiger überdachter Erker hinein (16. Jahrh.), von dem aus der Durchgangsverkehr überwacht werden konnte. Gegenüber der Vorhalle liegt dem eigentlichen Schloß zu der Schloßplatz, der auf allen Seiten von Gebäuden umschlossen ist, an der Westseite vom Marstall, an der Nordseite u.a. vom Archivturm und dem anschließenden Küchenbau, im Osten vom eigentlichen Schloß und im Süden von der Remise mit der darunterliegenden Orangerie.



Das Neue Schloß in Baden-Baden: Links die Remise, darunter die Orangerie, rechts das Schloß. Aufn.: J. Mühlau

An die Vorhalle schließt sich nach Norden die Umfassungsmauer an, die wahrscheinlich von den Markgrafen Rudolf VII. (†1391) oder Bernhard I. (1364—1431) erbaut wurde. Sie wurde von Christoph I. (1475—1515) gleichzeitig mit dem Bau des Torturms erhöht und mit einem Aufbau zur Verteidigung versehen. Um 1530 wurde sie mit einem als Speicher dienenden Gebäude hinterbaut, in dessen Unterteil 1843 Pferdeställe eingerichtet wurden; daher rührt der Name Marstall. In ihm sind heute die Stadtgeschichtlichen Sammlungen der Stadt Baden-Baden untergebracht.



Das Neue Schloß in Baden-Baden: Rechts neben dem hellen Wohngebäude der Archivturm, die folgenden Gebäude gehören zum Küchenbau.

Aufn.: J. Mühlau

Eingereiht in die Häuserfront sieht man an der Nordseite des Schlosses unmittelbar an der Straße zum Alten Schloß den sog. *Archiv- oder Kanzleiturm*. Um die Mitte des 15. Jahrh. zum Zwecke der Verteidigung von Jakob I. erstellt, stand er ursprünglich vor der Umfassungsmauer. Zu seiner Rechten und Linken fanden sich Zwinger, die heute überbaut sind. Dem ursprünglich zwei-stöckigen Gebäude ließ Philipp I. 1529 ein drittes Stockwerk aufsetzen, in dessen Räumen das Archiv der Markgrafen von Baden untergebracht war (daher der Name). Da für Kanzleiaufgaben bestimmt, sind seine Fenster groß, zwei- und dreiteilig. Den Wandel des Kunstgeschmacks jener Zeit zeigen 2 Portale, (1529), die Formen der Spätgotik und der Frührenaissance zeigen. Entsprechend ihrer Verteidigungsaufgabe sind die beiden unteren Räume mit Schießscharten und Schlitzfenstern versehen. Ursprünglich trug der Archivturm ein steiles Pyramidendach; das heutige ist abgeflacht. Zu ihm führt an der Südwestecke ein kleiner Turm hinauf, der auf einem Bogen aufsitzt. Oben an den vier Ecken ragen 4 Wasserspeier heraus. Der Archivturm steht durch einen Wehrgang, der am Küchenbau entlang führt, mit dem Kavalierbau in Verbindung.

Dem Torturm folgt nach Süden zu ein einstöckiges Wohngebäude, das an seiner südwestlichen Ecke von einem Turm mit sechseckigem Grundriß und



Das Neue Schloß in Baden-Baden: Ausschnitt aus „Baden“, in: Merian, Topographia Sueviae. 1643.

welscher Haube überragt wird. Daran schließt sich in stumpfem Winkel nach Osten zu der einstöckige Bau der *Remise* an, die Philipp II. um 1584 erstellen ließ. In ihrem langen Raum ist heute das Schloßcafé eingerichtet. Die Vorder- und Rückseite der Remise zeigen eine Reihe von Rundbogen, die früher mit Jalousien, heute mit Fenstern geschlossen sind. In den Zwickeln zwischen den Rundbogen der Vorderfront stehen in halbrunden Nischen 13 Büsten von bärtigen Männern, bartlosen jungen Männern und Frauen in der Art der Renaissance. Alle tragen sie an der Stelle des Armsatzes volutenartige Gebilde.

Die Einheitlichkeit der Vorderfront wird in der Mitte durch den 1592 von Kaspar Weinhart entworfenen Brunnen unterbrochen. Seine Rückseite bildet eine Wand, die, von 2 Säulen mit Quaderbändern eingefast, eine von einem Blendbogen umschlossene Nische enthält. Vor ihr steht auf dem Brunnenstock des vorgelagerten polygonalen Brunnenbeckens eine Plastik Aktäons, einer Gestalt der griechischen Göttersage. Sie zeigt den Jäger, wie er seinen Blick zur Göttin Artemis erhebt, auf deren Befehl er wegen eines Vergehens durch seinen eigenen Hund zerrissen wird. Unter der Remise befindet sich die *Orangerie*, ein hoher gewölbter Raum, der heute für Ausstellungszwecke gebraucht wird. Ihr vorgelagert ist die von einer Balustrade eingefastete Terrasse, von der man aus eine schöne Sicht auf Baden-Baden hat.

Etwa gegenüber der Remise steht auf dem Schloßplatz der *Kavalierbau*, ein 39 m langes einstöckiges Gebäude mit hohem Sockel (1709) und Walmdach (18. Jahrh.). Eine zweiläufige Treppe führt an der Außenwand zum Eingang empor, dessen Tür mit rundem Oberlicht eine Einfassung aus Quadersteinen umgibt, die oben durch ein ausladendes Gesims begrenzt sind. Beiderseits des Eingangs sitzen je drei Fenster. Über dem Portal erhebt sich in Dachhöhe ein Aufbau mit 2 von Lisenen eingefassten Fenstern, und darauf liegt ein Dreiecksgiebel, der das Allianzwapen des Türkenlouis und seiner Frau, der Markgräfin Sybille trägt. Heute sind in dem Gebäude die Dienstzimmer der Schloßverwaltung untergebracht.

Bemerkenswert sind die beiden großen Hochreliefs oben an den Ecken der Vorderfront. Sie zeigen in vorzüglicher Bearbeitung die Brustbilder von zwei Männern in der Kleidung des späten Mittelalters. Um wen es sich handelt, kann nicht gesagt werden, doch lassen ihre Kappen sowie die Spruchbänder darauf schließen, daß es sich um Gelehrte handelt, denn der in der östlichen Ecke hält eine Kugel, der in der westlichen ein kleines Werkzeug in der Art einer Hellebarde in den Händen. Vermutlich sind die beiden Arbeiten das Werk des aus Zaberfeld (Württemberg) stammenden Steinmetzen und Baumeister Hans Spryß und dienten zur Ausschmückung des Palas, der an der Stelle des Kavalierbaus stand. Dafür spricht auch, daß Hans Spryß eine Zeitlang von Christoph I. mit dem Bau des Palas beauftragt war. Zu seinem Nachfolger berief der Markgraf 1503 den aus einem Dorf bei Eßlingen stammenden Hans Böblinger. Der *Palas* wurde 1689 von den Franzosen verbrannt. Doch kann man sich anhand alter Stadtansichten (z.B. von 1685) ein ungefähres Bild von seinem Aussehen machen. Er war ein hohes dreistöckiges Gebäude mit steilem Giebeldach, dem ein polygonaler Turm mit Pyramidendach vorgesetzt war. Auf seinen Wiederaufbau verzichtete man nach seiner Zerstörung und begnügte sich wohl mit Rücksicht auf das Neue Schloß mit dem einstöckigen Kavalierbau, der sich in seiner Höhe den andern Gebäuden des vorderen Schloßhofes anpaßt.

An der Nordseite der Schloßanlage zwischen Archivturm und dem eigentlichen Schloß ließ Philipp II. um 1575 den *Küchenbau* erstellen. Ursprünglich zweistöckig, wurde er 1875/76 auf drei Stockwerke erhöht. Zurückgesetzt gegenüber dem Kavalierbau im Westen, im Osten begrenzt durch das Schloß gefällt an dem Bau besonders die dem Hof zugewandte Seite mit ihrer an italienische Vorbilder erinnernden Loggia. Ihre Halle wird von 9 kannellierten ionischen Säulen getragen, die auf einer Balustrade mit reichem Schmuckwerk stehen. Gegenüber diesen schlanken Säulen wirken die 5 des Erdgeschosses mit ihrem toskanischen Kapitell und ihrem zur Mitte zu angeschwollenen Schaft weniger gefällig. Während der Rundbogen in der Mitte offen blieb, sind die beiden daneben durch Fenster geschlossen. Das Portal am Eingang zum Küchenbau ist in der Art der Renaissance gestaltet. Darüber ist unter



Das Neue Schloß in Baden-Baden: Die Loggia des Küchenbaus.

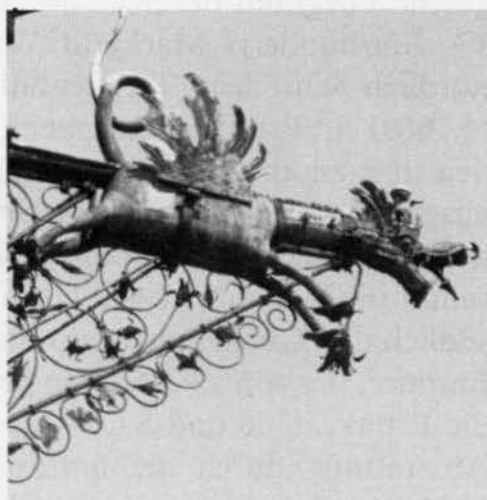
Aufn.: J. Mühlan

einem ausladenden Sturz das baden-sponheimische Wappen und darüber die Markgrafenkrone angebracht. Zu beiden Seiten des Portals ist je ein niederes, jedoch breites Fenster (1577) eingebaut, das wohl zum Durchreichen der Speisen diente. Ihre kunstvolle Umrahmung schließt nach oben eine Rollwerkverzierung ab. Seitlich trägt das Gewände gebündeltes Küchengerät mit einem Schild in der Mitte, wobei auf dem zur Linken zwei zahnlose Alten mit zerfurchtem Gesicht den Betrachter anstarren. Gegenüber der trockenen Fassade des Schloßbaus wirkt die des Küchenbaus wohltuend.

Das eigentliche *Schloß* (Hauptschloß), ein dreistöckiges, auf der Südseite vierstöckiges Gebäude mit gebrochenem Walmdach schließt die Schloßanlage an der Ostseite ab. Der rechteckige Putzbau von etwa 67 m Länge und 23,50 m Breite erstreckt sich von Norden nach Süden. Seine einfache Fassade zeigt 3 Reihen von Fenstern, wobei die drei Achsen rechts und links des Giebels in der Mitte durch Gaupen mit Rundbögen überhöht sind. Vor der Front steht zwischen der 3. und 4. Fensterachse der südlichen Hälfte der Wendeltreppenturm, ein achteckiger Bau auf hohem quadratischem Sockel oben mit einer Laterne mit Fenstern. Sie ist durch eine welsche Haube abgeschlossen. Die eintönige Schloßfassade wird durch das Eingangsportal in ihrer Mitte aufgelockert. Die hohe Rundbogentür ist von Mauerwerk aus Quadern umgeben.

Daran schließen sich zu beiden Seiten Aufbauten in der Art eines griechischen Tempels an. Die beiden durch Quaderbänder mit der Rückwand verbundenen Säulen besitzen toskanische Kapitelle. Auf ihnen liegt ein Architrav mit Triglyphen und Metopen, und darauf sitzt ein Dreiecksgiebel. Beide tempelartigen Aufbauten sind durch ein Gesims verbunden, über dem das badensponheimische Wappen angebracht ist. Zwei Putten umgeben das Wappen, während zwei hermenartige Büsten die Helmzier einfassen. Darüber wölbt sich ein gebrochener Giebel, in dessen Mitte auf einem Sockel eine Justitia mit Waage und Schwert auf das Richteramt hinweist. Über dem Mittelteil des Schlosses ist in Dachhöhe ein Aufbau aufgesetzt, den ein geschwungener Giebel deckt mit seitlichen Voluten. Zu beiden Seiten ragen kupferne Wasserspeier in der Gestalt von Drachen über das Dach hinaus.

Die Südseite des Schlosses besitzt 4 Stockwerke, bedingt durch den Abfall des Geländes. Ihr Sockel muß auf altem Mauerwerk sitzen, da sich an den Ecken noch Bossenquadern finden. Die Fenster der mittleren von den 3 Achsen sind wohl zur besseren Erhellung des dahinter liegenden Flurs von einem ovalen Fenster überwölbt. Über dieser Achse erhebt sich ein Aufbau mit einem großen Fenster, dessen Giebel eine Abwandlung des über dem Mittelteil des Schlosses darstellt. Zwei aus Kupferblech gefertigte drachenartige Tiere mit aufgesperrtem Maul und geringeltem Schwanz leiten, getragen von einem eisernen Gestänge, an den Südecken des Schlosses das Regenwasser in die Tiefe.



*Das Neue Schloß in Baden-Baden:
Wasserspeier mit schmiedeeisernen
Stützen an der Südwand des Schlosses.
Aufn.: J. Mühlau*

Die dem Schloßgarten zugewandte Seite des Baus mit seinen Fensterreihen und den Gaupen über den einzelnen Achsen ist ähnlich gestaltet wie die Vorderfront. Von dem der Vorhalle gegenüberliegenden Mittelteil der Gartenfront führt eine Steintreppe in den weiten Schloßgarten mit seinen alten Linden, Buchen, Eichen, Zedern usw. Südlich der Treppe unmittelbar neben ihr ragt aus der Wand der Kapellenerker hervor, dessen Unterteil den Chor der Kapelle bildet. Ein gekuppeltes Mittelfenster mit halbkreisförmigen Bögen und auf jeder Seite von ihm ein rechteckiges hohes Fenster erhellen den Raum.

Bei der Schloßkapelle beginnt der Schloßaltan, dessen Unterbau an der Südostecke bis zur megalithischen Mauer vorgezogen ist. An seiner südöstlichen Ecke stand ehemals oben auf dem Altan, der Rundpavillon, fälschlich auch Dagobertsturm genannt, „das Duftigste und Zarteste, was die Renaissance in Deutschland geschaffen hat“ (Josef Sauer). Unbekannt ist der Meister (vielleicht Kaspar Weinhart), der ihn entworfen hat, wie auch das Jahr (um 1585), in dem er geschaffen wurde. Die mit Schmuckformen im Stil der Renaissance reich ausgestattete Kuppel wird von 8 Rundbögen getragen, deren Stützen ionische Säulen vorgesetzt sind. Sie stehen auf einer Balustrade mit reichem Rollwerk. Der Bau wurde im letzten Krieg zerstört und ist noch nicht wieder aufgebaut.

Das Innere:

Kennzeichnend für das Innere sind die langen geraden Gänge, die in der Mitte des Schlosses die einzelnen Stockwerke durchziehen und das Gebäude in 2 symmetrische Teile zerlegen. Ebenso gerade ist auch die zweiläufige Treppe, deren linker Lauf hinunter in den Schloßpark, der Rechte zu den einzelnen Stockwerken führt. Im Untergeschoß findet sich eine Badanlage (um 1575) für Thermalwasser, ebenso ein versteckter Geheimkeller zur Aufbewahrung der Kostbarkeiten des Schlosses. Gerüchte im Volk beschäftigen sich mit diesem Geheimkeller und bringen ihn in Zusammenhang mit Femegerichten. Im Erdgeschoß liegt auf der Seite der Vorhalle ein früherer Speisesaal, den Mitte des 17. Jahrhunderts Markgraf Wilhelm umändern ließ. Auf der andern Seite nördlich von dem Treppenaufgang ließ Markgraf Ferdinand Maximilian († 1669) ein Prunkbad einbauen, das die Zerstörung von 1689 fast ohne Schaden überstand. Der weißgetünchte überwölbte Raum ist überreich mit Stuck ausgestattet. Er umzieht die Spiegel an den Wänden und Schildbögen wie auch die Hermen, die das Gesims tragen, auf dem das Gewölbe ruht, und rahmt die Waschnischen, Tür und Fenster ein. An der Gartenseite liegt auch südlich des Treppenaufgangs die Schloßkapelle, ein schlichter Raum mit einer Empore, die von zwei Säulen getragen wird. Im 1. und 2. Obergeschoß liegen die Prunkräume und Salons des Schlosses. Sie erhielten ihre Gestaltung und Ausstattung durch die umfassende Renovation, die Großherzog Leopold 1843—1847 durchführen ließ. Ihre Wände sind mit Gemälden besonders von Fürstlichkeiten geschmückt. In diesen Räumen ist seit 1960 das Zähringer Museum eingerichtet.

Baugeschichte des Schlosses:

Der älteste Wohnbau auf dem Schloßgelände stand auf dem Platz des heutigen Schlosses. An Hand von erhaltenen Mauerresten kann man sich eine Vorstellung von seiner Lage, seiner Größe und seinem Aussehen machen. Es handelte sich um einen rechteckigen Wohnturm, dem an der südöstlichen Ecke ein

Rundturm vorgelagert war. Der Bau stand etwas schräg zum Grundriß des heutigen Schlosses etwa zwischen Eingangshalle und Wendeltreppenturm. Erbaut wurde er in der Regierungszeit Markgraf Rudolfs VII. zwischen 1384 und 1399. Beim Bau des Neuen Schlosses wurde er 1575 abgerissen, doch blieben stehen der zweiteilige Keller, der zum Geheimkeller ausgebaut wurde, sowie der Unterbau des Eckturmes, der, ein Teil der Mauer des Altans, vom Schloßgarten aus noch zu sehen ist. Dazu gehörte auch die von einem gotischen Bogen eingefasste Pforte in der Umfassungsmauer beim Wendeltreppenturm.

Das Neue Schloß wurde von 1572—1588 durch den Baumeister Kaspar Weinhart von Benediktbeuren (Bayern), seit 1582 General-, Bau- und Werkmeister, im Renaissancestil erbaut. Bauherr war Markgraf Philipp II. der stark unter dem Einfluß seines kunstsinnigen Vormunds, des Herzogs Albrecht V. von Bayern, stand. An seinem Hof hatte der junge Markgraf längere Zeit zur weiteren Ausbildung gewohnt und dort wie auf Reisen den neuen Kunststil kennengelernt. Leider wurde der Bau auf Befehl des französischen Generals Duras 1689 durch Brand zerstört, doch kann man sich anhand von alten Stadtansichten ein dürftiges Bild von seinem Aussehen machen. Er war dreistöckig, an der Südseite vierstöckig, hatte ein steiles Dach, über dessen Mitte sich ein kupelartiger Turm mit Laterne erhob. Ein Turm, der Wendeltreppenturm stand vor, ein anderer hinter dem Gebäude. Auch die vermutlich kostbare Ausstattung wurde ein Raub der Flammen, darunter die Fresken des Spiegelgewölbes im Fürstensaal des 2. Obergeschosses. Auf ihnen hatte der aus Schaffhausen stammende und in Straßburg wohnhafte Tobias Stimmer 1577/1578 auf 13 großen figurenreichen Bildern das Leben des Menschen im Kampf zwischen Gut und Böse dargestellt und zur Deutung der einzelnen Szenen Verse beigelegt. Die Wände des Saales schmückte er mit Gemälden von Fürstlichkeiten, wobei ihm sein Bruder Abel half.

Der Wiederaufbau des Schlosses ging langsam voran und mußte infolge Geldmangels in bescheideneren Maßen ausgeführt werden. Die Leitung lag von 1701—1702 in den Händen der Baumeister D. Rossi und J.J. Rischer. Im 18. Jahrhundert führte der Barockbaumeister Johann Peter Rohrer († 1762) Ausbesserungsarbeiten im Schloß durch.

Bedeutung:

Seit der Übersiedlung Christophs I. 1479 von der Burg Hohenbaden hinunter in das untere Schloß auf dem Schloßberg war dies die Residenz der Markgrafen von Baden, und sie blieb es, bis Markgraf Ludwig Wilhelm 1706 den Wohnsitz des Hofes nach Rastatt in das neuerbaute Schloß verlegte. Damit hatte das Alte Schloß seine Aufgabe der Repräsentation sowie als Sitz der Verwaltung eingebüßt. Trotzdem war es nicht verlassen. Als es nach der Zerstörung durch die Franzosen 1689 wieder aufgebaut war, bewohnte es von

1736—1761 der zweite Sohn des Türkenlouis, der Markgraf August Georg mit seiner Gemahlin Maria Viktoria von Arenberg. Doch als er nach dem Tode seines Bruders Ludwig Georg 1761 die Regierungsgeschäfte übernehmen mußte, zog auch er nach Rastatt. Nach der Vereinigung der beiden Markgrafschaften 1771 gewann es neue Bedeutung zwar nicht als Residenz, sondern als Sommersitz der großherzoglichen Familie. Im 1. Koalitionskrieg diente es den am Oberrhein kämpfenden Heeren als Lazarett. Von 1804 bis zu seinem Tode 1811 verbrachte Großherzog Karl Friedrich den Sommer im Badener Schloß. 1843—1847 ließ Großherzog Leopold es gründlich renovieren. Ebenso weilte Großherzog Friedrich I. zusammen mit seiner Gemahlin, der Großherzogin Luise, im Sommer in Baden-Baden. Diese starb 1923 im Schloß. Häufig besuchte König Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., dessen Tochter Luise war, die großherzogliche Familie in Baden-Baden. Damit erhielt das Schloß wieder eine gewisse gesellschaftliche Bedeutung. Bei einem solchen Besuch wurde 1861 auf den preußischen König in der Lichtentaler Allee von dem Studenten Oskar Becker ein Attentat verübt, da nach seiner Meinung der König die nationalen Hoffnungen nicht erfüllt habe. Am 15.6.1860 empfing dieser im Schloß in Gegenwart von 9 deutschen Fürsten Kaiser Napoleon III. von Frankreich, der seine Unterstützung in der Lösung der deutschen Frage zusicherte. 1863 besuchte König Johann von Sachsen im Auftrag der deutschen Fürsten den preußischen König im Schloß, um ihn zur Teilnahme am Deutschen Fürstentag in Frankfurt zu bewegen. Doch lehnte dieser auf Betreiben Bismarcks die Einladung ab. 1919 ging das Neue Schloß in den Besitz des großherzoglichen Hauses über, dessen Nachkommen es noch heute gehört.

Sagen, die sich auf das Schloß selbst beziehen, sind nicht bekannt.

Literatur:

O. Linde, Neues Schloß, in: Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden, bearbeitet von E. Lacroix, P. Hirschfeld und H. Niester unter Mitarbeit von O. Linde. Karlsruhe 1942, S. 233-281; ders., Das Großherzogliche sogenannte „Neue Schloß“ in Baden-Baden, in: Ortenau 21/1934, S. 95-144; XXXIV; ders., Die Burg Hohenbaden und das Neue Schloß in Baden-Baden. Bühl/Baden 1934, S. 31-80 (Sonderdruck aus Ortenau 21/1934); ders., Das Großherzogliche Neue Schloß und die drei Burgen um Baden-Baden, in: Badische Heimat 24/1937, S. 175-196; G.H. Krieg von Hochfelden, Die beiden Schlösser zu Baden, ehemals und jetzt. Karlsruhe 1851; J. Naehrer, Das Neue Schloß in Baden, in: Burgen und Schlösser in der Umgebung der Stadt Baden-Baden. Baden-Baden 1884; G.F. Kirchner, Die Zähringer Bildnissammlung im Neuen Schloß zu Baden-Baden 1958; M. Brendel, Tobias Stimmer. Zürich 1940; Fr. Thöne, Zwei Kopien nach Tobias Stimmers Gemälden in Baden-Baden, in: Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen 59/1938, S. 247-249; K. Obser, Der Baumeister des Neuen Schlosses zu Baden (Caspar Weinhart), in: ZGO 59/1905, S. 505-506; Extractus Badener Schloß Inventarii. 1795. Archiv Stiftspfarrrei; J. Sauer, Die Kunst in der Ortenau, in: Ortenau 16/1929, S. 343-433 und 40/1960, S. 321-421 (mit Anm. von H. Ginter und M. Hesselbacher).

Das Jesuitenschlößchen bei Baden-Baden (9)

Margot Fuss

Stadt Baden-Baden, Ortsteil Oosscheuern

Das ehemalige Jesuitenschlößchen lag auf einer Anhöhe links der Oos südwestlich des Ortsteils Oosscheuern. An seiner Stelle steht heute eine Villa (Waldschloßstraße 17). Es geht zurück auf das Schlößchen Wachenhofen, das 1626 Frau Maria Salome Aschmann, geb. Welsing den Jesuiten des Badener Kollegs als Sommersitz schenkte. Wann es erbaut wurde und wer die früheren Besitzer waren, ist unbekannt. 1644 bezogen die Jesuiten das Schloß, das schön und gut gebaut war. Zu dem Besitz gehörte noch eine freistehende Kapelle, ein Ackerhof und Ländereien. Im Stadtbrand von 1689 konnte das Schloß gerettet werden, während der Bauernhof verbrannte. Erst 1704 wurde dieser wieder aufgebaut. Neuen Schaden erlitt es im Polnischen Erbfolgekrieg. 1766 mußte das Dach wegen Einsturzgefahr ausgebessert werden.

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 verwaltete der Studienfond in Rastatt als Rechtsnachfolger den ehemaligen Jesuitenbesitz. Schlößchen, Ackerhof und Ländereien wurden 1808 an den Schweizer Karl von Gloutz aus Solothurn zu Lehen gegeben. Als dieser 1837 in Bern starb, fielen die Güter an den Studienfond zurück. Das Jahr 1864 brachte durch Verkauf die endgültige Trennung von Schloß und Ackerhof. Anstelle des abgebrochenen Schlosses ließ der neue Besitzer Hoffischer Wilhelm Kaufmann eine Villa „in gothischem Style“ als Hotel erbauen. Der Ackerhof wurde in ein daneben errichtetes Schweizerhaus integriert und mit diesem erst in den 1960er Jahren abgebrochen.

Ein römischer Brunnenstein der 26. Kohorte, der 1812 vom Jesuitenschlößchen entfernt wurde und sich heute im Landesmuseum in Karlsruhe befindet, reicht nicht aus, die Geschichte von Schloß Wachenhofen bis in die Römerzeit zurückzudatieren.

Literatur:

Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden, bearbeitet von E. Lacroix u.a. Karlsruhe 1942, S. 533; M. Besler, Das „Jesuitenschlößchen“ bei Baden-Baden, in: Ortenau 21/1934, S. 66; A. Kast, Mittelbadische Chronik für die Jahre 1622—1770 (Jesuitenjahresberichte). Bühl 1934; M. Fuss, Der Jesuiten Ackerhof in Oosscheuern. Badisches Tagblatt, Beilage Baden-Badener Stadtgeschichtl. Blätter Nr. 26, 1960; M. Fuss, Jesuiten-Schloß und Ackerhöfe, Bad. Tagbl. 22. 4. 1961.

Die Burg Hohenbaden (9)

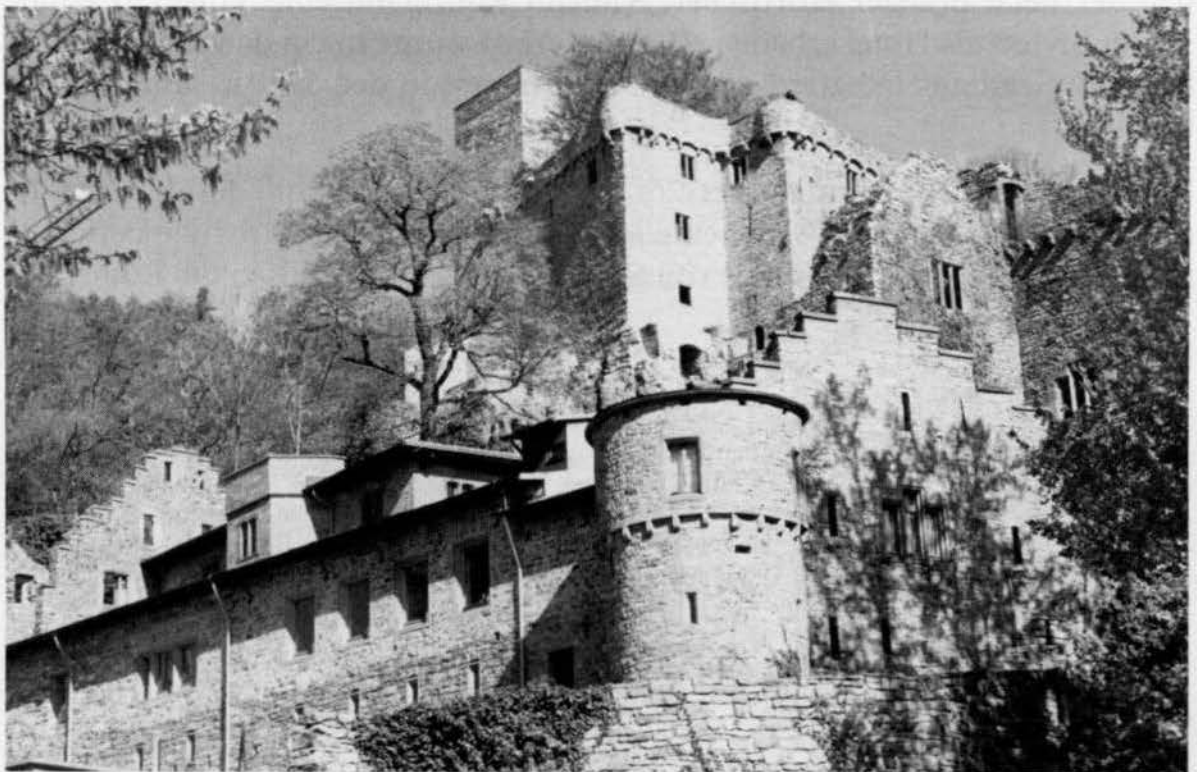
Karl-Bernhard Knappe

Stadt Baden-Baden (Stadtkreis Baden-Baden)

Name: Badon (987), Baden (994), Badun (1101)

„Die Burg aber, die Hermann II. zu bauen begann, die sich ausbreitete, zerfiel und wieder erstand und wieder zerfiel, sagt, umspinnen von den verklärenden Kräften Himmels und der Erde, alles, was wir empfinden können von Herrlichkeit und Fall und von dem Lichte, das über den Gemächern der Abgerufenen webt. Reinhold Schneider über Hohenbaden in: Pfeiler im Strom. Wiesbaden 1958, S. 47.

Die Burg Hohenbaden, gewöhnlich das Alte Schloß genannt, liegt nördlich der Stadt Baden-Baden auf dem äußersten Ende eines Felsgrates des westlichen Battert. 478 m ü. d. M. In allen Ausbaustufen war sie eine Spornburg auf z. T. künstlicher Felsterrasse unterhalb eines Plateaus der Battertfelsen. Ein 10 m tiefer ausgeschroteter Halsgraben trennt die Burgstelle vom Berg. Eine an den ersten Bergfried später angebaute Schildmauer sucht den wehrtechnischen Nachteil der Lage auszugleichen. Die Ruine ist so hervorragend erhalten und seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts gepflegt, daß alle Bauperioden bis zu ihrem Zerfall in der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert an einzelnen Bauteilen abgelesen werden können.



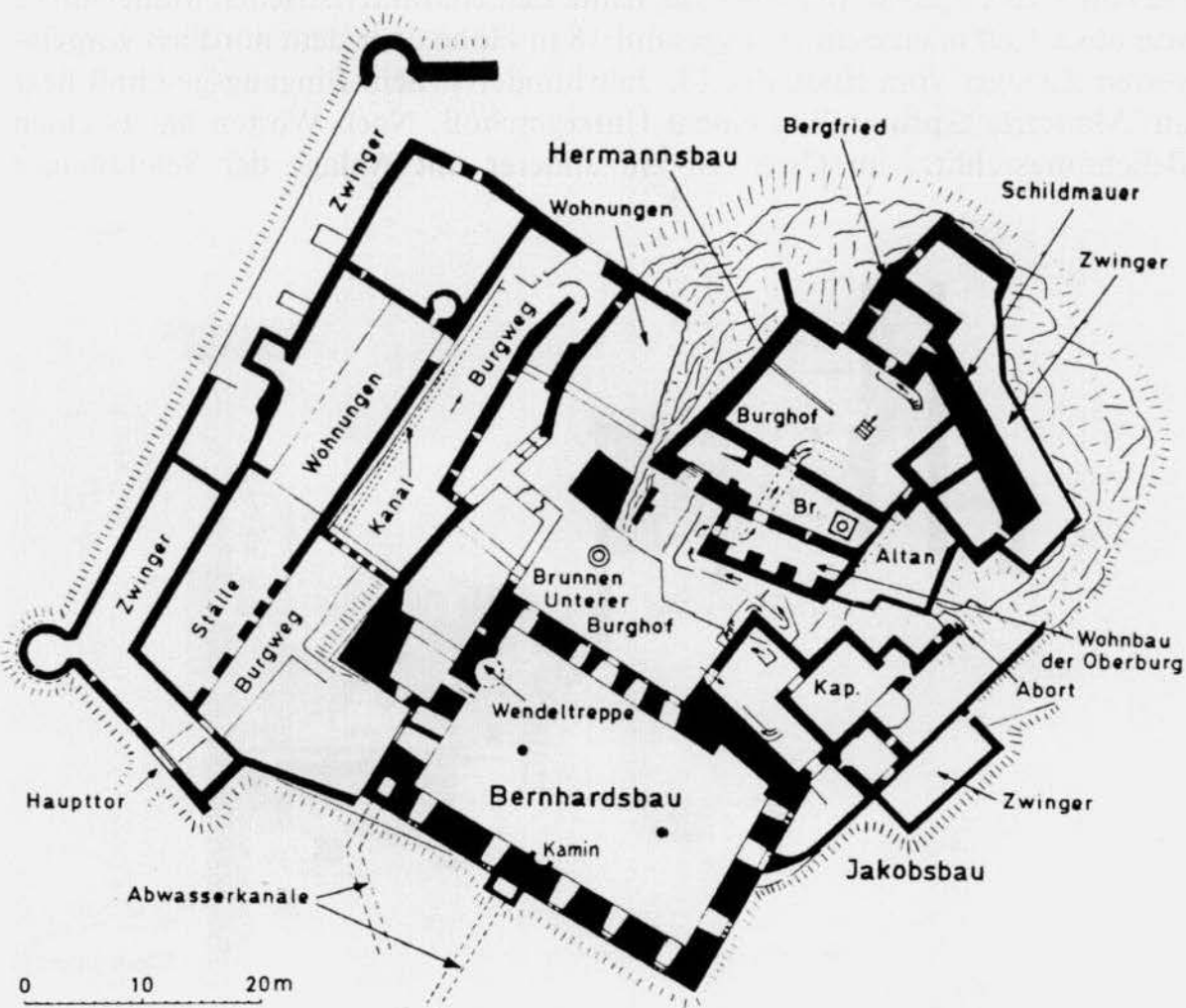
Burg Hohenbaden: Blick auf die Burg von Südwesten. Im Vordergrund Flankierungsturm, dahinter rechts Bernhardsbau, anschließend Hermannsbau mit Bergfried.
Aufn.: K.-B. Knappe

I. Beschreibung der erhaltenen Bauteile¹

Die Burg wuchs seit ihrer Gründung im 12. Jahrhundert rund 300 Jahre lang über den ersten Grundfelsen nach Süden und Westen und wurde dabei im wesentlichen in ihrem Bauorganismus geprägt von neuen Zwingern, die die Wehrburg der ersten Periode verstärkten und erweiterten, und Wohnbauten, die die Zwinger z. T. überlagerten und die Burg wohnlicher machten, bis aus einer bloßen Wehrburg² eine als dauerhaft verstandene Residenz wurde.

Im folgenden soll die Beschreibung vom ältesten Kern bis zu den neuesten Bauteilen gehen, gewissermaßen ein Gang durch ein Bilderbuch zur Geschichte der Entwicklung von Burgen zu frühen Schloßbauten.

Dabei soll ein Grundriß helfen, der nach den Plänen modifiziert ist, die O. Linde 1937 in den Kunstdenkmälern Badens veröffentlicht hat.



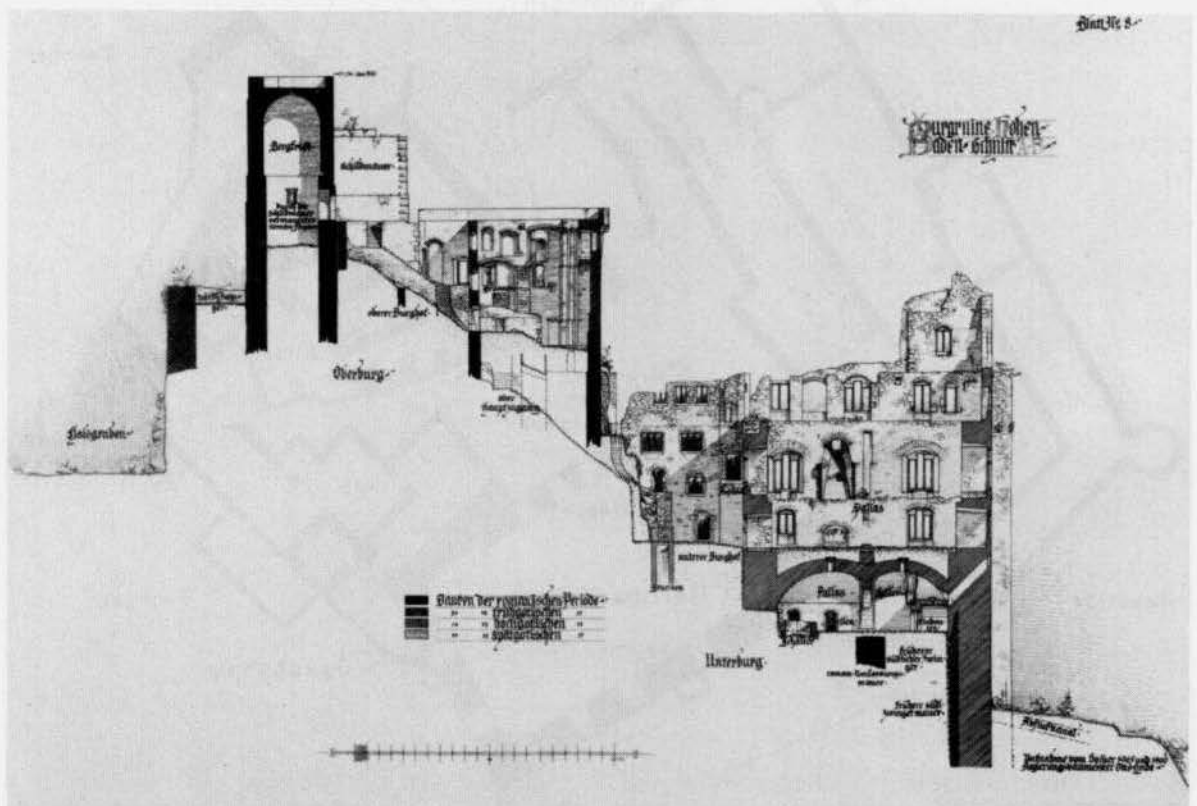
Das Alte Schloß von Baden-Baden (Hohenbaden). Nach einem Plan von O. Linde (1937), umgezeichnet von R. Metz (1971).

Die heutige Burg gliedert sich in 3 Komplexe:

1. *Der Hermannsbau*. Er ist benannt nach den Markgrafen Hermann II. (1074—1130), Hermann III. (1130—1160) oder Hermann IV. (1160—1190), die alle 3 als Erbauer der Kernburg in Frage kommen können.
2. *der Bernhardsbau*, benannt nach Markgraf Bernhard I. (1364—1431). Er ist als Erbauer des spätgotischen Palas im Süden der Anlage am Bau belegt.
3. *Der Jakobsbau*, benannt nach Markgraf Jakob I. (1431—1453). Er verbindet den Hermanns- und den Bernhardsbau miteinander im Osten.

1. *Der Hermannsbau* — die 1. und 2. Bauperiode

Er umfaßt auf höchster Felsspitze im Norden den Bergfried. Sein auffallendes Kleinquadermauerwerk in waagerechten Lagen und der Verzicht auf Buckelquadern, die in der Stauferzeit sicher als repräsentativer Stein eines Grafengeschlechtes benutzt worden wären, weist ihn zumindest in die Zeit Hermanns IV., obgleich sich Hermann II. bereits 1112 Markgraf nennt und man damit eine Burg dieser Zeit auf dem Felsen vermuten darf. Bei einem Grundriß von 7,20 x 7,20 m und einer für frühe Zeit charakteristischen Mauerstärke von etwa 1,60 m erreicht er insgesamt 18 m Höhe über dem nördlich vorgelagerten Zwinger vom Ende des 13. Jahrhunderts. Sein Eingangsgeschoß liegt auf Mauerrücksprung über einem Untergeschoß. Nach Westen hat es einen Belichtungsschlitz, im Osten ist ein anderer mit Anlage der Schildmauer



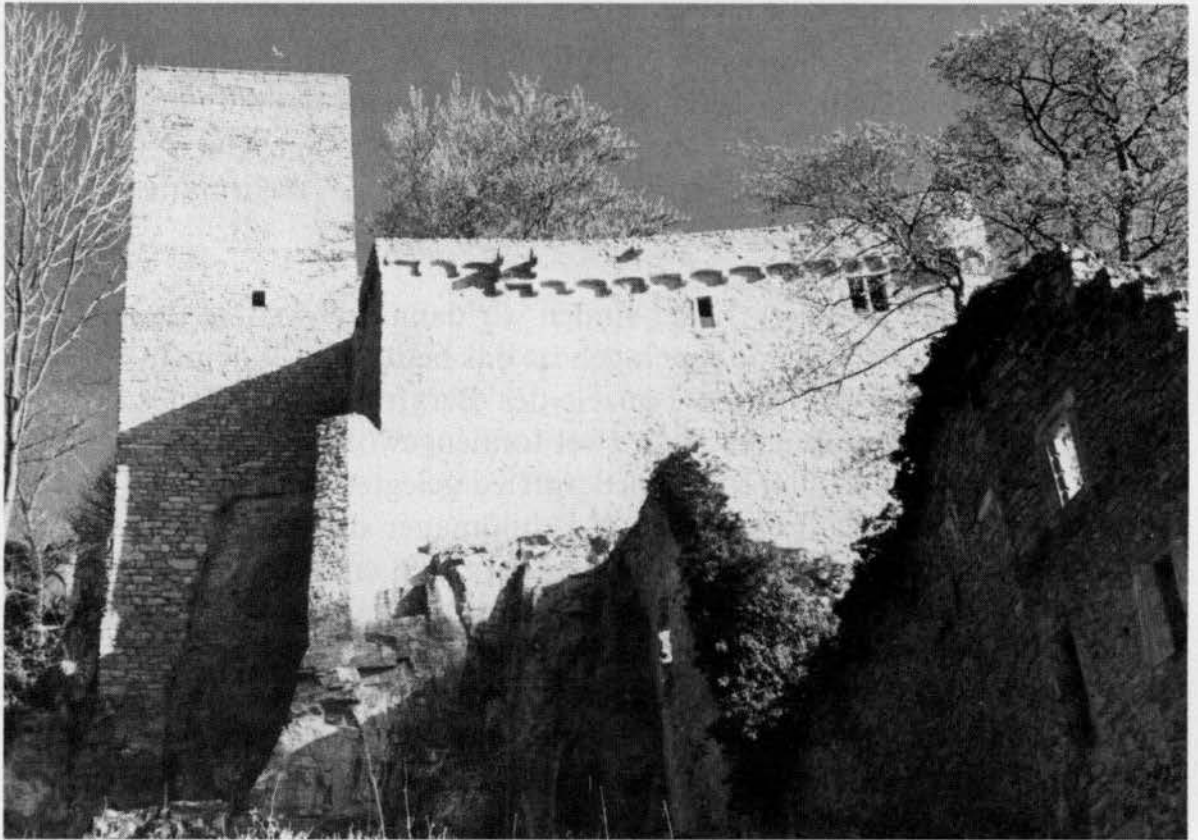
Burg Hohenbaden: Schnitt durch die Burganlage von Osten nach Westen (nach Planaufnahme von O. Linde).

zugesetzt worden. Über diesem Geschoß ist der Mauerrücksprung eines weiteren Obergeschosses, das mit einer von Ost nach West, also quer zum Angreifer, verlaufenden Tonne gedeckt ist und so optimale Stabilität gegen auftreffende Wurfgeschosse bot. Der Zugangsdurchbruch zur Wehrplatte mißt etwa 50 x 180 cm rechts in der Tonne. Die heutige Wehrplatte trug im 18. Jahrhundert noch eine Aufstockung.

Südlich und östlich des Bergfriedes finden wir dann drei weitere Baugruppen verschiedener Zeitstufen. Von ihnen gehört das heute als „Wachtstuben“ bezeichnete Gebäude wohl in die Bauzeit des Bergfriedes selbst. Östlich des Turmeingangs gelegen zeigt es noch zwei tonnengewölbte Räume, deren östlichster eine Tür zum später vor den Bergfried gelegten Nordzwinger hat; sie verband auch nach der Erbauung der Schildmauer diesen Zwinger mit der Burg. Dieser Bau hat wohl auch einst den Bergfried erschlossen, denn nur so ist es erklärlich, daß dessen ca. 2,15 m hohes originales Eingangsportal nur 1 bis 1 1/2 m über dem Erdboden liegt — sonst zeigt es sich erst in 6—12 m Höhe. Weiter südlich schloß sich an den Burghof ein Palas an, dessen Mauerwerk noch heute die ganze Breite der alten Burg einnimmt und einen Brunnen in sich birgt. Im Osten wurde die Burg dann von einem Altan abgeschlossen, den man heute gern als „Burggärtlein“ bezeichnet.

Der älteste innere Zugang in diesen Komplex Hermannsbau geschah durch ein Tor in der Südwestecke des Palas, das auch auf dem Grundriß deutlich eingezeichnet ist, über einen heute abgeschroteten Felsweg, der aus einer Vorburg kam, die im Westen lag und durch weitere zwei romanische Tore im N und S betreten wurden. Aber der Hermannsbau zeigt noch einen weiteren Palas, im Plan als „Wohnbau der Oberburg“ bezeichnet. Er bezeugt eine erste Erweiterung der Burg von Hermann II. oder III. um 1300.

Damals setzte man auf die alte Ringmauer östlich neben den Bergfried eine moderne, besonders dicke Schildmauer von 2,60 m Mauerstärke und heute noch 16 m Höhe. Ihren Ansatz kann man durch eine Mauerfuge und besonders deutlich durch den von den Battertfelsen erkennbaren Absatz ausmachen; sie hatte also keine Bauverbindung mit dem alten Turm und trug einen Wehrgang, der im 18. Jahrhundert noch klar sichtbar war. Vor sie legte man den Nordostzwinger, um so die allerneueste Fortifikationstechnik des ausgehenden 13. Jahrhunderts auf die Wehrburg zu holen. Man erweiterte den alten Palas um den oben erwähnten Neubau, dessen andere Mauertechnik man heute an den Innenmauern sehr gut vom ältesten Teil des Hermannsbaues unterscheiden kann. Die alte Palasaußenmauer wurde jetzt, wie wohl auch auf Altwindeck, zu einer Innenwand. Man schuf auch einen neuen, heute den einzigen Zugang durch ein leicht spitzbogiges Tor in diesen neueren Palas, das man heute vom späteren Jakobsbau erreicht. Die Spitzbogenform läßt es jünger als das romanische Pfortlein in die „Wachtstuben“ erscheinen.



Burg Hohenbaden: Hermannsbau und Bergfried.

Aufn.: K.-B. Knappe

Stützbögen an den Innenseiten der Wände zeigen die Schwierigkeiten eines solchen Bauens auf abgeschrotetem Felsen im 13./14. Jahrhundert. Um nun die Dachfront zu vereinheitlichen, führten Markgraf Hermann VI. (1243—1250) oder Rudolf I. (1243—1288) und seine Söhne um den älteren und neuen Bau in gleicher Höhe einen Backstein-Bogenfries, der, wie noch zu sehen, auf Steinkonsolen vorkragt und eine umlaufende gemauerte Brüstung mit Umgang und Erkerrundtürmchen (sog. ‚Pfefferbüchsen‘) an den südlichen drei Ecken erkennen läßt. Über die Wohnkultur dieses neuen Baues geben noch Reste eines Rauchfangs in der Nordmauer, eines Abtrittkerkers oder Schornsteins in der Nordwestecke und vor allem ein Kamin in der Südmauer Auskunft, der das ältere badische Wappen, einen einfachen Dreiecksschild mit Turnierhelm und zackengekrönter Decke, trägt. Auch Fensternischen finden sich, die einen angenehmen Ausblick ins Land ermöglichten.

Festungstechnisch wichtig war auch die Anlage eines weiteren Zwingers im Westen; es war die Zeit, in der um viele Burgen älterer Form im ganzen Deutschen Reich Zwinger gelegt wurden, um die Annäherung eines Feindes noch im Vorfeld der alten Ringmauern frühzeitig zu konterkarieren. Er umfing die ältere Vorburg im Westen — heute stehen auf seinen Mauern Wohnungen — und erweiterte sie im Süden. Sein Zugang war das gotische Tor im Süden, in dessen Spitzbogenscheitel wir heute noch den liegenden badischen Schild erkennen. Sein Gewände zeigt eine frühgotische Hohlkehle; über dem Tor finden

sich Wehrgangsspuren und signalisieren es als Außentor des frühgotischen Baus um 1300. Es ist das Tor, das uns gleich nach Passieren des heute südlichsten Tores empfängt. Damit haben wir die größte Ausdehnung des sogenannten Hermannsbaus vor uns.

Die Toranlagen zwischen Westzwinger und östlicher Kernburg

Da die Baugeschichte gerade in den Torzugängen die festungstechnisch interessantesten Überreste bietet, seien sie hier noch einmal gesondert herausgegriffen.

Das Hauptproblem der Anlage ist die langgezogene Torgasse zwischen den westlichen Zwingern der letzten Bauperiode und den drei Komplexen der Kernburg im Osten, im Grundriß als „Burgweg“ bezeichnet.

Das heute erste Tor im Süden ist mit den letzten Zwingerbauten unter Bernhard und Jakob notwendig geworden. Es zeigt im Schlußstein den einfachen badischen Wappenschild, darüber einen bekrönten Spangenhelm, dessen Spangen aus Bronze gewesen sein könnten, dazu die Helmdecke. Sein Spitzbogengewände zeigt Hohlkehle mit Karniesprofil bei einfachem Kehlablauf. An der Außenmauer links und rechts finden sich zwei Konsolfratzen unter gotischen Rippenprofilen, die einen eigenartigen Torvorbau getragen haben dürften. Die Fratzen stehen in der uralten Tradition der apotropäischen



Burg Hohenbaden: Fratze am Burgeingang.

Aufn.: K.-B. Knappe

(„feindabschreckenden“) Dämonenfratzen, die an vielen anderen Burgen feindwärts an Außenseiten angebracht wurden. Sie sollten den Feind schrecken bzw. die Flüche des Bösen auf ihn ziehen (man spricht auch von sogenannten ‚Neidköpfen‘).

Zusammen mit dem oben erwähnten Tor am frühgotischen Zwinger bildet dieses Tor, wenn im Westen zwischen beiden eine Sperrmauer gefunden wurde, wie Linde wahrscheinlich macht, und wenn im Osten fast kein Raum mehr nach Anlage der Ostabgrenzung dieses letzten Zwingers war, einen abgeschlossenen Raum, eine sogenannte ‚Barbakane‘, in dem der Feind nach seinem Eindringen von allen Seiten vor dem Angriff auf das frühgotische Tor beschossen werden konnte. Der Burgweg führt dann, den wenig verteidigungsfähigen Bernhardspalast rechts im Osten, vor das erste romanische Tor des ältesten Bauteils. So sind die Tore aus mindestens drei Bauperioden zu einer funktionsfähigen, damals neuzeitlichen Festungsanlage verschmolzen worden. Hinter dem romanischen Tor verengt sich der Burgweg derart, daß ein geballtes Vorstoßen an der Trennmauer zwischen Burgweg und Kernburg im Osten vorbei sehr schwierig wurde und der Eindringling auf engem Raum von der rechten, ‚schildfreien‘ Seite beschossen werden konnte. Vor dem romanischen Tor im Norden verengt sich der Burgweg durch eine 180-Grad-Kehre dazu auf die Hälfte des Raumes, wobei er auch noch steil ansteigt. Grabungen haben gezeigt, daß der Feind bis in den Hof vor dem Bernhardsbau nochmals zwei Tore überwinden mußte. Danach stand er vor dem 30 m über dem Wegniveau ansteigenden Felsklotz, der die Kernburg des Hermannsbau trägt. Nachdem der Bernhardspalast angelegt worden war, mußte ein Eindringling am ganzen Bau entlangziehen und in der Höhe des Jakobsbaus, nachdem der uralte Zugangsweg in die Oberburg abgeschrotet worden war, einen neuen steilen Weg in die Oberburg erzwingen, der ihn vor 2 oder 3 weitere Tore und Türen vor dem Burghof der Oberburg geführt haben würde, aber noch nicht in den Bergfried als letztes Refugium der Verteidiger. Ein infanteristischer Angriff würde also bei einigermaßen starker Verteidigung zu schwer lösbaren Problemen geführt haben, und diese Situation allein zeigt die Burg schon als meisterliche Fortifikation ihrer Zeit, die allein 8 Torhindernisse aufgebaut hatte.

2. Der Bernhardsbau — die 3. Bauperiode

Der Bernhardsbau gab der Burg eine ganz neue Funktion: sie wurde, notwendigerweise nach der badischen Güterteilung zwischen Rudolf VII. und Bernhard I. 1388, Residenz eines gräflichen Zweiges bis 1479 für fast 90 Jahre. Er vereinigte einen fürstlich-repräsentativen Palast-Saal mit repräsentativen weiteren Räumen und hochrangigen Wohn- und wohl auch Vorratsräumen in einem zweigliederigen Baukomplex, dem eigentlichen Bernhardspalast und einem westlichen Anbau, wie es sich für eine Residenzanlage gehörte.

Schon 1408 ist eine „camera parlamenti“ (Sprech- bzw. Sitzungssaal) genannt, die die Burg als Vollzugsort hoheitlicher Funktionen zeigt. Bernhard I., an Bauspuren in diesem Palas bezeugt, starb 1431; um diese Zeit muß der letzte Ausbaukomplex der Burg im Süden fertiggestellt gewesen sein.

Zu seiner Erbauung wurde der Fels südlich der alten Kernburg abgesprengt und planiert. Danach sprang seine südliche Front über die frühgotisch-rudolfinische Zwingermauer vor. Um sie zu decken und vor allem um zu flankieren, wurde ein weiterer Zwinger nach Süden und Westen über den rudolfinischen hinaus erstellt. Wenn jener schon einen viereckigen Flankierungsturm etwa in der Mitte der Westfront aufwies, so erhielt der neue Zwinger, diese damals unumgängliche Festungsbautechnik aufnehmend, zwei runde Flankierungstürme in der Südwest- und Nordwestecke. Der ältere Zwinger bot damit Raum für Ställe und (Gesinde-) Wohnungen. Weitere Konsequenzen aus dem neuen Aufkommen der Feuerwaffen hat Bernhard offensichtlich aber nicht gezogen. Die Burg war trotz aller Zwingerbauten und auch trotz der bescheidenen Feuergewehr-Scharten in den Eckrondellen vor allem Residenz in einem sicheren Land und nicht mehr ein Wehrbau wie unter Rudolf.

Die Grundlage des Palas ist ein zweischiffiger Kellerbau von 14 x 25,45 m Ausdehnung, den 4 tonnengewölbte Doppeljoche auf 3 Mittelpfeilern und 2 Wanddiensten gliedern. Die Tonnen werden durch von Pfeiler zu Pfeiler laufende Mittelbögen gestützt. Er ist durch ein Haupttor vom Burgweg im



Burg Hohenbaden: Keller unter dem Bernhardsbau. Aufn.: K.-B. Knappe

Westen aus zugänglich. In der 3,80 m starken Mauer zeigt es Stichbogenwölbung und ist von Quadern eingefasst. Seine Außenseite zeigt als Verschlüßreste Führungssteine für Fallgatter und ein Kettenschlitzloch mit Schräge. Ein weiterer Zugang führt vom Burghof des Palas durch einen Kellerhals mit Rundbogenportal über 16 Stufen mit einem Absatz in der Treppe; über dem Absatz findet sich ein Rundbogen zum Abfangen des Tonnengewölbes des Treppenhalses.

Ein dritter Zugang ist ein im Kellergeschoß viereckiger Treppenturm mit Tür mit waagerechtem Sturz, der in den Saal des Erdgeschosses führt und dort als runder Treppenturm weiterführend Palas und Anbau miteinander und die Stockwerke untereinander verbindet (in der Westwand des Bernhardsbaus.)

Den Südabschluß des unteren Burghofes zwischen Ober- und Bernhardsburg mit seinem ergrabenen und jetzt wieder baulich angedeuteten 2. Brunnen (neben dem in der Kernburg) bildet die Nordwand des Bernhardsbaues. Zweigeschossig bis zum Dachansatz zeigt sie im Erdgeschoß drei Spitzbogentüren und dazu den Kellerhals, eine Mauerdurchbrechung, die den Verteidigungswert dieses Palas gleich Null werden läßt. Im 1. Obergeschoß sind drei Fenster in unregelmäßigen Formen und mittelalterlich unregelmäßiger Fluchtlinie eingebrochen, im Westen neben dem großen Kreuzstockfenster der spitzbogige Haupteingang in den Repräsentationssaal mit Resten von 3 Wappen. Nach dem Muster großer staufischer Palasbauten war auch der Bernhardssaal durch diesen Eingang über eine Freitreppe im 1. Obergeschoß zugänglich, deren Anlauf- und deren Pfortenkonsolen heute noch erkennbar sind. Eine solche Treppe gab Gelegenheit zum feierlichen Zelebrieren fürstlicher Hoheit, sie war keineswegs eine Wehranlage. Eines der Wappen zeigt das Öttingische Andreaskreuz der Gemahlin Bernhards I. und ist so auch als Datierungshinweis aufzufassen. In absehbarer Zeit wird allerdings auch dieser halb zerfallene wichtige Rest gänzlich ein Opfer der Luftverschmutzung geworden sein. Alle 5 Fenster sind einander ungleich, kennzeichnend für die noch mittelalterliche Bauauffassung an der Wende zum 15. Jahrhundert. Das gleiche gilt für den über dem 1. Erdgeschoß laufenden Wehrgang auf einem Steinkonsolfries mit Backsteinstichbogen, der nie ein fortschrittlicher Maschikuligang gewesen sein kann und wohl seine Wehrhaftigkeit eher repräsentativ zeigte.

Die gewaltige Westfassade erreicht heute noch 27,5 m Höhe; in ihrer Südecke zeigt sich als erster Hinweis auf den überaus komfortablen Bau ein Dachwasser- und Fäkalienschlot, dessen Abfälle durch unterirdische Kanalisation abgeführt werden. Ein gleicher, noch gewaltigerer, durch Spezialzüge duftfrei zu haltender und über die Mauer vorspringender riesiger Abortschacht unterstreicht diesen Eindruck noch in der Südfassade. Die Westfassade ist dann teilweise überdeckt durch Reste des westlichen Palasbaues. Diese Fassade endet heute mit 8 Konsolsteinen, die einen Wehrgang evtl. mit Gußlochstruktur getragen haben dürften. Außer einem gotischen

Dreistockfenster gibt es in ihr nur noch den Kellerdurchbruch, darüber eine senkrechte Bogenscharte, als Mauerdurchbrüche. Hier ist die Wehrhaftigkeit möglicherweise noch ernst gemeint gewesen, zumal diese Fassade ja auch den Burgweg hinter der Barbakane bestreicht. Im Palasanbau war nach dem Testament Bernhards das markgräfliche Archiv untergebracht, was eigentlich einen möglichst feuersicheren Ausbau dieses Gebäudes notwendig gemacht hätte. Im Westen benutzt es noch die romanische Mauer aus der Hermannsbauzeit.

Die Südfront des Palas schloß mit der von Osten nach Westen ziehenden Dachtraufe ab; der Palas besaß seine Giebel jeweils in der Ost- und Westfassade. Heute ist diese oberhalb der Futtermauern noch dreigeschossige Front 32,80 m lang und 27,50 m hoch erhalten. Im Erdgeschoß, dem Saal der Mannschaften mit Nebenräumen, hat sie fünf kleinere, im Repräsentationsstockwerk darüber die 5 schönsten, größeren gotischen Fenster, darüber 6 kleinere Wohngeschoßfenster unterschiedlicher gotischer Bauart. Vor allem fällt der oben erwähnte Abortschacht links neben der Mittelachse auf, dessen Abwasser auch wieder unterirdisch abgeführt wurden, zumal er im obersten Teil Konsolen zeigt, die die Erinnerung an einen wehrhaften Flankierungsturm aufkommen lassen. Insgesamt zeigt die Fassade Ansätze damals neuzeitlicher Symmetrie der Fensterachsengestaltung — ein Zeichen für den neugewonnenen Stilwillen Bernhards.

Die Ostfassade zeigt außer möglicherweise nicht fertig gewordenen Substruktionen für den großen Kamin in der Ostwand oder Resten eines durch Planänderung entfallenen Erkerbaus nichts wesentlich Neues.

Vor allem beeindruckend ist aber heute die Gestaltung des Innenraumes des Bernhardspalas.

Die ca. 3,60 bis ca. 3,80 m starken Mauern umfassen alle für eine repräsentative Residenz notwendigen Bauelemente. Über dem Keller befindet sich zunächst ein 3,50 m hoher ungeteilter Raum von 26,6 x 15,5 m Größe. Reste der romanischen Mauern der Unterburg haben sich bei Grabungen in diesem und im Kellerraum gefunden — er stellt also eine völlig neue Bebauung des Platzes dar. Spuren von Wandkonsolen und drei im 19. Jahrhundert wiederaufgestellten Steinsäulen lassen vermuten, daß dieses Erdgeschoß durch eine Holzdecke mit Unterzug geschlossen war. Die meisten Spuren gibt es an der westlichen Säule: ihr Säulenschaft von 56 cm \varnothing auf originaler Basis zeigt im Originalkapitell gotischer Form die Wappen Baden und Öttingen, ein weiterer Hinweis auf die Bauherrschaft Bernhards. Topfhelm (damals schon archaisierend), Helmzier, tragende Engel, dazwischen Distel- und Eichenblätter sind heute in einem so kläglichen Zustand, daß nur ihre Verbringung in ein Museum letzte Rettung böte; ein Ersatz nach Vorlage der Skizzen des 19. Jahrhunderts wäre hier sinnvoller am Platze. Die Fensteröffnungen in der Südwand mit ihren tiefen



*Burg Hohenbaden: Unterer Burghof (rechts Bernhardsbau, links hinten Jakobsbau).
Aufn.: K.-B. Knappe*

Nischen sitzen genau unter den Durchbrüchen des 1. Obergeschosses, so daß eine ganz erhebliche Schwächung der Wehrkraft eines solchen Baues, allerdings an der sturmfreien Südseite, zu konstatieren ist (man mußte z. B. nur die Zwischenstücke herausschießen, um die ganze Mauer zum Einsturz zu bringen). Ein mächtiger 1,60 m weiter Hausteinkamin in der gleichen Südfront beheizt den Raum; in der Westwand sind Kochmöglichkeiten (Kochnische, Feuerstelle) angedeutet. Drei Zugänge führten von Norden in diesen durch sie unterteilbaren Raum.

Der eigentlich repräsentative Kern ist das 1. Obergeschoß des Bernhardsbaus. Neben dem Zugang über die Freitreppe bot sich auch einer aus dem Treppenturm in einen Vorraum von Westen, ebenfalls neben dem Turm, ein Durchgang zwischen Archivraum und Palas. Eine Nebentreppe für die Dienerschaft ist in der gleichen Westwand zu erkennen. Der Boden dieses Raumes lag zusätzlich zu den Unterzügen unten noch auf einem Mauerrücksprung auf. Nach dem Vorraum zwischen Nord- und Südwand im Westen folgte nach Osten der 20 x 8,5 m große Rittersaal. Mächtige Kamine mit reich profilierten repräsentativen Wangen beheizten diese Bauteile: der im Osten auf Ziegelsteinunterlage ist 2,35 m breit, der an der Nordwand steht ihm nicht nach. Vor allem interessant ist eine (Fürsten-?) Loge hinter Rundbogen in der Nordwand mit spätgotischem Sterngewölbe (sie wurde im 19. Jahrhundert neu gestaltet);

auch hier haben die Gewölbeschlußsteine wieder die Wappen von Baden und Öttingen. Der Logenbau selbst springt nach Norden in den Burghof gegen den Jakobsbau vor. Über dem Rittersaalgeschoß befanden sich auf Rücksprung die Wohnräume der Residenz. Dicht beisammenstehende, in der Form gelegentlich unterschiedliche gotische Fenster — in der Ostwand ein in der Mitte überhöhtes Dreifachfenster —, deren Gewände teilweise erneuert scheinen, zeigen die Gleichzeitigkeit des Palasbaus bis unter die Dachgeschosse. Möglicherweise gab es über den heutigen noch 2 oder 3 Giebelgeschosse. Sehr charakteristisch ist vor allem der kunstvolle Zugang in den Abortschacht der Südfront. Ein insgesamt wunderbarer Bau, der einen kraftvollen, aber ruhigen und behäbigen Ausdruck unter den vielerlei gotischen Palassen unseres Gebietes hat. Er mag Ausdruck der Selbstgewißheit badischer Markgrafen sein, die seit dem Ende des 14. Jahrhunderts wieder stark an Macht hinzugewonnen hatten, denn Bernhard I. hatte ja alle markgräflichen Lande seit 1391 wieder in seiner Hand vereinigt.

Bernhard dürfte auch die Kapelle zwischen Kernburg und Palas neugestaltet haben.

3. Der spätgotische Jakobsbau — die 4. Bauperiode

Der ganze Ostbereich zwischen Bernhards- und Hermannsbau geht auf Jakob I. (1431—1453) zurück.



Burg Hohenbaden: Kamin im Bernhardsbau. Aufn.: K.-B. Knappe

Diese Wohnbauten mit Kapelle, Abort und vorgelegtem schwachem Zwinger dürften ohne besondere neue Funktion als Erweiterungsbauten der Residenz anzusehen sein, die Bernhardsbau und Oberburg miteinander verbanden.

Der Eingang zu diesem Komplex im Westen trägt im Segmentblendbogen das Wappen Baden-Sponheim, das ab 1437 den Erfolg der letzten von Bernhard I. eingeleiteten Gebietserweiterung bezeugt. Im vierstöckigen Komplex bilden die *Kapelle* mit dem Kapellenturm (Priesterwohnung?) den geistigen Kern der Bauten Jakobs. Ihre heute erhaltenen Reste zeigen eine eher bescheiden ausgestattete gotische Kapelle, die dem hl. Ulrich geweiht war. Otto Lindes Rekonstruktion³ nach Funden und Baumerkmale zeigt einen ungewölbten Raum mit sechseckigem Chorabschluß auf gleichförmigem Sockel mit drei gotischen Maßwerkfenstern, von denen Reste in der heute sichtbaren Nische der romanischen Vorgängerkapelle nach der Ausgrabung angebracht wurden; sie passen nicht sonderlich zu dem romanischen (Triumph-?) Bogen dieses Baus.

In dieser Kapelle wurden am 23. 1. 1445 drei der fünf Söhne Jakobs, Johannes, Georg und Marcus, mit Erteilung der Tonsur zu einem geistlichen Beruf bestimmt; niemand konnte damals ahnen, daß vor dem Altar ein künftiger Erzbischof von Trier, ein Bischof von Metz und bei ihnen ein Heiliger, Bernhard, sowie sein Bruder standen, Karl, der einmal wider den schmerzlich vollzogenen Willen Jakobs zum Glücke Badens den gesamten Territorialbesitz erneut in seiner Hand vereinigen würde!

Der Kapellenturm und die ringsherum verwirrenden Baureste benutzen unterschiedliche Vorstufen alter Mauern; der Kaplansturm war 4—5 geschossig und ist insofern bemerkenswert, als im Gewölbe über dem Zugangsraum eine sozusagen ‚moderne‘ Abortanlage als Kombination von Abtrittker und Pissoir in unserem Raum auftaucht. Um die Ostfront weiter zu sichern, legte Jakob noch einen schwächlichen Ostzwinger vor den Turm, der die Ostfront zu flankieren in der Lage gewesen wäre — seine schwächlichen Mauern waren allerdings sämtlichen Artilleriewaffen des 15. Jahrhunderts nicht mehr gewachsen. Also auch wieder eher nur ein Zitat von Wehrhaftigkeit als eine ernstgemeinte Fortifikation.

Der südöstliche Eingang des Turmes trägt noch einmal das Wappen Baden-Sponneck und ist letztes Zeugnis kreativer Bautätigkeit auf Hohenbaden bis in die Neuzeit.

Die Westlichen Zwingeranlagen und die Nordmauer

Die drei von der romanischen Kernburg sich nach Westen ausbreitenden Zwinger sind heute vielfach überbaut und umgestaltet. Sie dienen bis heute der Bewirtschaftung der Burg und wurden seit der Einrichtung einer Gaststätte als frühes Beispiel der Reanimation historischer Substanz 1838/1844 immer



Burg Hohenbaden

Aufn.: J. Mühlau

in der gleichen Weise genutzt. So mögen einige Hinweise auf die Funktion von Wehrelementen unter diesen vielen Einrichtungen genug sein.

Die beiden Flankierungstürme im Westen hätten gegen einen artilleristischen Angriff schon des mittleren 15. Jahrhunderts keinen Schutz mehr geboten, zumal ja auch der letzte Westzwinger im Norden nicht mehr fertig geworden zu sein scheint. Der frühgotische Zwinger erweiterte einfach nur die romanische Burg zur Aufnahme neuer Wirtschaftsgebäude im Westen, der romanische Zwinger allein kann im Sinne der Wehrtechnik seiner, der Rudolfinischen, Zeit wohl als bewußte Wehranlage angesprochen werden. Wenn dieser Wehrzweck seit Rudolf immer mehr zurücktritt, so ist die Burg gerade ein Bauzeugnis für die wachsende Sicherheit der Markgrafen, die in diesem Kerngebiet nicht mehr nach Verteidigung und Machtbehauptung, sondern nach Darstellung fürstlicher Macht in repräsentativer Residenz verlangten.

Eine Parallele zu dieser Entwicklung bietet die bisher kaum beachtete Außenmauer im Norden, die aus den romanischen Teilen des rudolfinischen Wohnbaus, der Zwingermauer um das romanische Tor und der Nordmauer des gotischen Zwingers besteht. Bis wohl ins 15. Jahrhundert hat man die romanische Mauer im Osten neben einem Aborterker mit 2 Schlüsselscharten für Feuerwaffen versehen und einen spätmittelalterlichen Schlitz belassen. Das romanische Tor, wie Baufugen links und rechts der es umgebenden Mauer zeigen, die im übrigen voller Rüstlöcher ist, dürfte tatsächlich Teil eines turmartigen Aufbaus an der Angriffsseite vor dem Zwinger gewesen sein, wie es die Merian-Rekonstruktion zeigt; Konsolfries und Gußerker sind durchaus als Wehrelemente, wie Merian zeigt, denkbar. Die gleich nach Westen anstoßende Mauer des 2. Westzwingers läßt aber keine Wehrelemente mehr erkennen.

Zusammenfassung der Baugeschichte

Die Burg entstand als Spornburg in romanischer Zeit während der Regierung der Markgrafen Hermann II.—III. in der Zeit von ca. 1120—1190. Sie umfaßte die Oberburg und Unterburg in Form zwingerartiger Anlagen, die den Felsen vor allem im Westen, in schmalerer Form auch im Süden und im Osten umfingen.

Das 13. Jahrhundert zeigt Umbauten und Erweiterungen der Kernburg wohl vor allem in Rudolfinischer Zeit, die stilistisch der frühen Gotik zuzurechnen sind (ca. 1250 bis 1300). Es erfolgte auch eine Erweiterung der Zwinger im Westen, Süden, kaum im Osten.

Die entscheidende Umgestaltung erfuhr die Burg mit dem spätgotischen Palasbau unter Bernhard I. (1372—1431), der noch durch weitere Zwingeranlagen nach Westen ergänzt wurde. Dieses Burgschloß der hohen Gotik erfuhr als Residenz der Markgrafen noch gewisse Ausbauten unter Jakob I. (1431—1453); danach entstanden keine neuen Bauten mehr, und die Residenz

wurde 1479 ins Neue Schloß Baden verlegt. Im 16. Jahrhundert beginnt die Burg zu zerfallen und wird bereits 1627 als „das alt abgegangene Schloß Baden“ genannt. Ein Merian-Stich von 1643 dokumentiert fast den heutigen Verfallzustand.

II. Die Geschichte der Burgherrschaft

Die Geschichte der Burg ist ein Ausschnitt aus der Geschichte des Hauses Baden, und da wir über keinerlei herausragende Ereignisse wie Fehden und Belagerungen unterrichtet sind (anders als z. B. bei der Schauenburg/Oberkirch), seien hier nur einige Angaben über die Folge der Besitzer gemacht. Wir wissen nicht einmal Genaueres über den Untergang der Burg zwischen 1584 und 1627.

In der Salier- und Stauferzeit waren die Hermanne, Nachkommen des Sohnes von Herzog Berthold I. von Zähringen, Hermann I. (gest. 1074), treue Anhänger des jeweiligen Kaiser- und Königshauses. Bereits Hermann I. trug den Titel eines Markgrafen von Verona, den auch Hermann II. beibehielt, sich dazu aber seit 1112 Markgraf von Baden nannte. Es ist denkbar, daß seine namengebende Burg Baden im Ufgau der Vorgängerbau Hohenbadens ist bzw. Teile im heutigen Bergfried stecken könnten. Unklar ist bis heute, ob die Burg Erbschaft von den Calwer Grafen oder Reichslehen war. Sein Sohn Hermann III. (1130—1160) nahm an dem unglücklichen Kreuzzug des Staufers Konrad III. teil und erreichte 1149 mit den Trümmern des Heeres nach unsäglichem Leiden wieder seine Heimat. Es ist gut denkbar, daß ihm eine Burg Baden danach ein wichtiges Element zur Neukonsolidierung seiner Herrschaft gewesen ist, die er beruhigt verlassen konnte, als er in seinem Todesjahr Kaiser Barbarossa noch nach Italien geleitete. Sein Sohn Hermann IV. (1160—1190) nahm ebenfalls an den wichtigsten staufischen Unternehmungen teil, zog seinerseits wieder mit Barbarossa auf dessen Kreuzzug und starb im Juni 1190 in Antiochien. Sein ältester Sohn Hermann V. (1190—1242) wiederum erbte in einer doppelten Teilung die nördlichen Ufgau-Besitzungen und war mit Sicherheit Burgherr auf Hohenbaden. Wie wenig man zu dieser Zeit noch die Abstammung von den Zähringern nutzen konnte, erhellt daraus, daß die Markgrafen nach dem Tode Herzog Bertholds V. 1218 ohne jede Erbschaft blieben. Hermann, nach Teilnahme am 5. Kreuzzug Gefangener des Sultans El-Kamil, kehrte ehrenvoll entlassen zurück und gehörte seit 1223 zum Gefolge Kaiser Friedrichs II; erste Gefährdungen Badens durch dessen rebellischen Sohn Heinrich überwand er mit Hilfe des Kaisers und durfte nach dem großen Reichstag von 1235 herrschaftlich in seinen Orten und auf Hohenbaden gelebt haben.

Der Wehrtüchtigkeit Hohenbadens bedurfte in der wüsten Zeit des Interregnums und des neuen Königs Rudolf von Habsburg der kriegerische Rudolf I. (1243—1288).

Anhand einer Urkunde, die er 1257 „in castro Badense“ ausstellen ließ, wird oft eine Datierung der frühgotischen Bürgerweiterungen als rudolfinische unternommen. Während sein Bruder Hermann VI. 1250 als Herzog von Österreich und Steiermark in Schwierigkeiten starb, dessen Sohn Friedrich von Österreich 1268 in Neapel mit dem jungen Konradin zusammen enthauptet wurde, erweiterte Rudolf mit Verträgen und Waffen das markgräfliche Gebiet, ja geriet 1272/3 sogar mit dem neuen König Rudolf von Habsburg in einen letztlich verlorenen Krieg als Bundesgenosse des Straßburger Bischofs Walter von Geroldseck. Der Rudolfinische Ausbau erscheint in dieser politischen Lage als logische und notwendige Sicherung der markgräflichen Herrschaft, und die Kriegskennntnisse Rudolfs werden wesentlich zu der neuen Ausstattung Hohenbadens beigetragen haben. 1283 erwarb er die ungleich günstiger gelegene Gipelburg Alt-Eberstein und machte sie zu seiner sicheren Residenz in den kriegerischen Zeiten. Man wird vermuten können, daß der Rudolfinische Ausbau Hohenbadens etwa mit diesem Jahr 1283 abgeschlossen war.

Unter den Teilungen seiner 8 Kinder sank die Markgrafschaft sehr stark in ihrem Wert, und erst Rudolf VI. (gest. 1372) und vor allem Bernhard I. (1372—1431), der 1391 alle Teile der Markgrafschaft wieder in seiner Hand vereinte und sie erheblich erweiterte (u. a. um die Bäder von Baden-Baden, die damit in Staatsregie kamen), gaben ihr die große Bedeutung wieder, deren Ausdruck ja auch der Bernhardspalast Hohenbadens ist. Nach einer gründlichen Reorganisation der Staatsverwaltung und vor allem der Finanzwirtschaft, die Bernhard auch die Mittel zum kostspieligen Ausbau der Burg zur Residenz verschafften, neben kriegerischen Aktionen, die bis zur Raubritterei reichten, überstand er die schwerste Krise der markgräflichen Geschichte. Nachdem Bernhard nämlich noch die Herrschaft Hachberg (heute Hochburg bei Emmendingen) aus verwandter Linie um 80 000 Gulden und die Reichsburg Zähringen an sich gebracht hatte, brachte seine bisweilen brutale Erwerbspolitik vor allem Bürger und Städte gegen ihn auf. Dazu trat Kurfürst Ludwig von der Pfalz wegen der sponheimischen Erbschaft (vgl. also das Wappen am Jakobsbau!) gegen ihn an, so daß 1423 Basel, Freiburg, Breisach, Endingen und andere Städte des oberrheinischen Bundes zusammen mit dem Kurfürsten und seinen 4-5000 Pferden und Artillerie gegen ihn im Feld standen. Nach großen Verwüstungen vermittelte erst Kaiser Sigismund den Frieden von Durlach vom 2. Juli 1424, in dem Bernhard mit Kompromissen sein Land im wesentlichen rettete. Die Sponheimer Erbschaft, drei Fünftel der Grafschaft, sicherte er noch seinem Sohn Jakob, der mit 17 Jahren Mitregent wurde und diese Erbschaft am Jakobsbau dokumentierte. Jakob I. (1431—1453), von Enea Silvio Piccolomini, dem späteren Papst Pius II., geradezu als Friedensfürst gelobt, dürfte ein durchaus religiöser Mann gewesen sein, wie auch sein Ausbau des Kapellenkomplexes auf Hohenbaden zeigt. Sein Sohn, der selige Bernhard (II.) von Baden, soll 1428 auf der Burg geboren worden sein.

Statt sich an der Erbschaftsteilung, die Jakob beabsichtigte, die aber nicht Realität wurde, zu beteiligen, verzichtete er 1454 zugunsten seines Bruders Karl für 10 Jahre auf die Herrschaftsausübung und starb als Gesandter Kaiser Friedrichs III., der (vergeblich) zu einem neuen Kreuzzug gegen die Türken Mut machen sollte, vor Ablauf der 10 Jahre am 15. 7. 1458 im Franziskanerkloster Moncalieri bei Turin³.

Der bedeutendste aller badischen Markgrafen dieser Zeit war der Sohn von Bernhards Bruder Karl, Christoph I. (1475—1527). Als kaiserlicher Diplomat war er 1488 Gouverneur und Generalkapitän zu Luxemburg, 1496 Statthalter von Verdun; in den Niederlanden erwarb er großen Besitz, brachte die Herrschaft Rötteln-Sausenberg an Baden, war nach dem Schwabenkrieg 1499 Mitglied des kaiserlichen Reichsregimentes und bis zum Ende seiner geistigen Schaffenskraft ein gesuchter Vermittler und geachteter Reichsdiplomate.

Auf Hohenbaden allerdings war sein Wirken der Anfang vom Ende der Burg. Er verlegte 1479 die Residenz in das neue Schloß Baden und machte die Burg, wie sie es vor Bernhard I. schon gewesen war, zum Witwensitz. Seine Mutter Katharina von Österreich starb dort 1493. In seiner rastlosen Tätigkeit hatte



Rekonstruierte Zeichnung des Alten Schlosses vor der Zerstörung. Radierung nach einem Stich von M. Merian von 1618/19. Repro: J. Mühlhan

Christoph sich so verausgabt, daß seine Geisteskräfte ihn verließen; zwei seiner Söhne (er hatte 15 Kinder) beantragten 1516 seine Entmündigung beim Kaiser; 1518 zwangen sie den Vater, auf Hohenbaden Wohnsitz zu nehmen, wo er dann, zerrüttet an Geist und Körper, seine letzten Lebensjahre verdamuerte.

Christoph sah noch die jämmerlichen Gefangenen des Bauernkrieges 1525 in den Gefängnissen der Burg, bevor er 1527 starb. Zwei Jahre nach seinem Tod wurde auch das badische Archiv, die letzte Funktion der Burg aus Bernhards I. Zeiten, ins Neue Schloß verlegt.

1584 wird noch ein Burgvogt erwähnt. Um 1597 ist Hohenbaden schon „das burgstadel des alt abgeenden schlosses ob der der stadt Baden“. 1607 hört man vom „gemäuer vom alten Schloß, welches zuoberst auff dem Berg zerfallen“; 1627 finden wir „das alt abgegangene schloß Baden“. Grabungen von 1905/06 lassen vermuten, daß ein Brand nach 1584 und vor 1597 dieses Ende herbeiführte. Ab 1806 wird die Burg Gegenstand denkmalspflegerischer Bemühungen des Hauses Baden, das 1838/44 dort auch ein Wirtshaus einrichtet. Die letzte große Restaurierung der Neuzeit findet ab 1980 durch das Karlsruher Hochbauamt statt, wobei sich leider keine neue Bauaufnahme der Anlage ergab. Und im November 1984 wird ein neu gestaltetes Restaurant in den Wohnzwingern der Burg seinen Betrieb aufnehmen. — Auch heute ist Hohenbaden wieder eines der lohnendsten Ziele für Burgenfreunde in ganz Baden-Württemberg!

Sagen:

Viele Sagen berichten von der Burg und ihren Bewohnern. Eine Gräfin irrt klagend und jammernd durch die Burgtrümmer und sucht ihr Kind. Dies war ihr aus den Händen gegliiten, als sie es über die Brüstung der höchsten Burgzinne hinaushielt und ihm das Land zeigte. Dabei habe sie den Knaben aufgefordert, hart und grausam gegen die Untertanen zu sein, da er die Macht und das Recht habe. — Eine weiße Frau sucht nachts haßerfüllt in den Ruinen ihren Mann, der sich von ihr hat scheiden lassen. — Die Burgherrin Berta von Rosenberg beschwor nachts die Geister, damit sie ihr Gold brächten. Dabei tötete sie ihre eigenen Kinder. Zur Strafe muß sie im Schloß umgehen, bis sie erlöst wird. — Auch die Markgräfin Jakobäa, des Ehebruchs angeklagt und erdrosselt, irrt klagend durch das Schloß. — Doch neben diesen traurigen Vorkommnissen gibt es auch erfreuliche. So wurden die Markgräfin Katharina und ihre Kinder durch ihr Gebet zur Muttergottes von der Pest verschont und die Krankheit gebannt. — Ein Einsiedler, der die Yburg wegen der vielen bösen Geister dort verlassen hatte und danach in den Kellern des Schlosses lebte, wurde durch einen bösen Geist jedoch erfolglos bedrängt. Später siedelte er nach Mannheim über. — Ein alter Mann im Schloß forderte Besucher auf, ihm in den Keller zu folgen, vermutlich um ihm Schätze zu zeigen, ebenso eine weiße Frau, die mit einem Schlüsselbund winkt.

Literatur:

O. Linde, Altes Schloß Hohenbaden, in: Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden, bearbeitet von E. Lacroix u. a. Karlsruhe 1942, S. 282—319; O. Linde, Die Burg Hohenbaden, in: Ortenau 21/1934, S. 67—94; O. Linde, Das Großherzogliche Neue Schloß Baden und die drei Burgen um Baden-Baden, in: Badische Heimat — Der Ufgau 24/1937 Freiburg i. Br., S. 175—196; M. Wingenroth, Das alte Schloß Baden in Baden-Baden, in: „Vom Bodensee zum Main“. 6. A. Karlsruhe 1920; A. Antonow, Burgen des südwestdeutschen Raumes im 13. und 14. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Schildmauer. Bühl/Baden 1977; B. Sütterlin, Geschichte Badens I. Karlsruhe 1965. 2. verb. Aufl. 1968.

Anmerkungen

- 1 Die folgende Darstellung fußt auf O. Linde, Altes Schloß Hohenbaden, in: Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden. 1942 und eigene Besichtigungen. Seitdem wurden keine neueren Forschungen mehr unternommen.
- 2 Zur Definition vgl. Antonow, Burgen . . . 1977.
- 3 O. Linde, G. Müller, Die ehemalige Burgkapelle auf Hohenbaden, des seligen Bernhards Taufstätte, und seine Grabeskirche in Moncalieri. Baden-Baden 1955.

Das Jagdschlößchen auf dem Fremersberg (9)

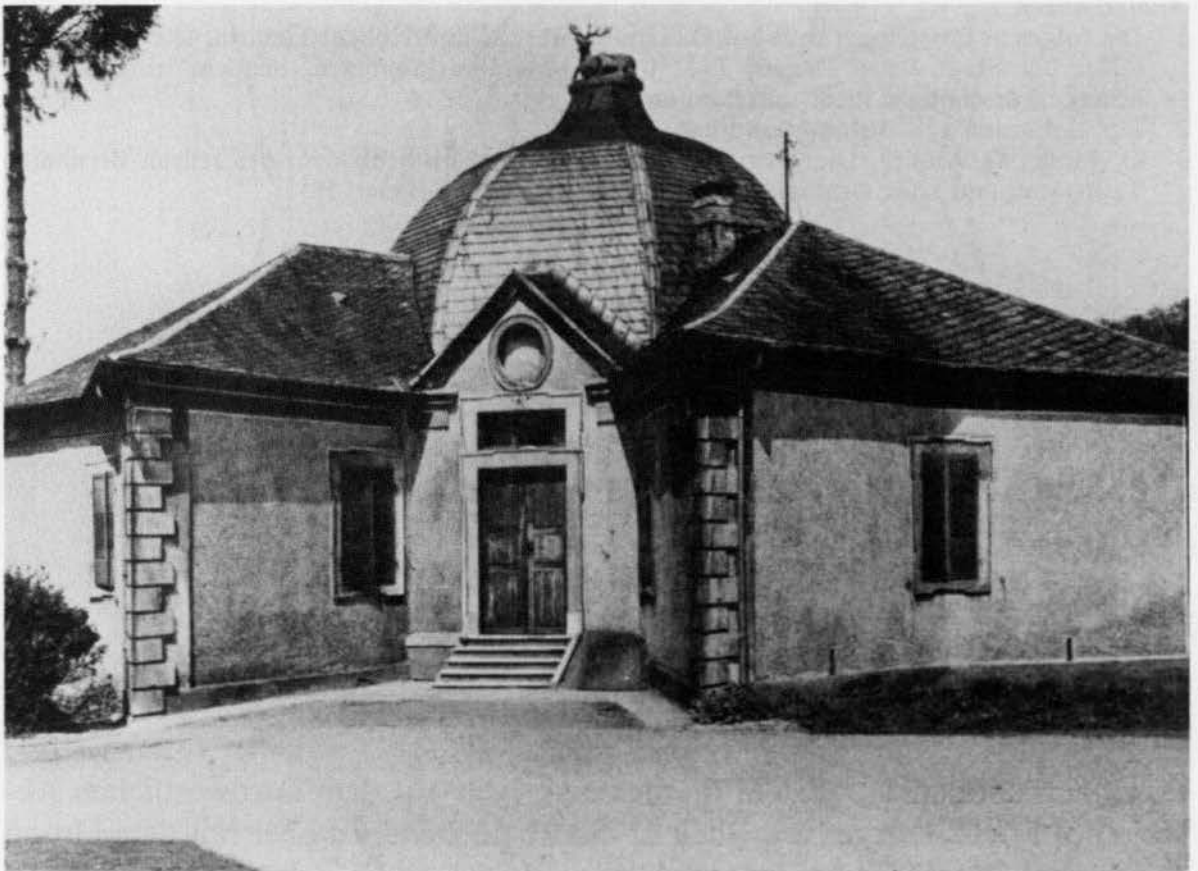
Wolfgang E. Stopfel

Stadt Baden-Baden (Stadtkreis Baden-Baden)

In der Literatur „Jagdschlößchen bei Baden-Oos“, „Jagdhaus Fremersberg“, auch „St.-Huberti-Hauß“ genannt.

Das Jagdschlößchen auf dem Fremersberg liegt auf dem nordwestlichen Abhang des Fremersberges mit Blick in die Rheinebene, ist aber mit dem Grund des Oostales durch eine gerade Allee verbunden. Es gehört heute mit der danebengelegenen ehemaligen Ausflugsgaststätte und den verbliebenen Nebenbauten zur Residenz des Oberbefehlshabers der französischen Streitkräfte in Deutschland und ist nicht öffentlich zugänglich. Das eigentliche Jagdschlößchen ist ein einstöckiger Bau, teilweise unterkellert, mit einem zentralen achteckigen Saal, dessen Kuppel außen als achteckig gebrochenes Dach erscheint. An vier Seiten des Achtecks sind walmdachgedeckte Kabinette angehängt, die mit ihren gebrochenen Außenwänden den Grundriß des Baues zur Form eines gleicharmigen Malteserkreuzes ergänzen. Gegen den Zentralraum sind die Kabinette durch dünne Wände mit Türen abgetrennt. In jeder der sich aus dem Grundriß ergebenden Außenwandflächen sitzt ein Fenster, in den gebrochenen Wandflächen der Flügelchen stoßen auch die Fensterflügel stumpfwinklig aufeinander. Der Außenbau ist mit sparsamsten Mitteln gegliedert; leichte Profilierung der Fenster und der in einer Achteckfläche sitzenden Zugangstür mit Oberlicht und Ovalfenster, Eckquaderung und profiliertes Dachgesims. Die knaufartige Endigung der Kuppel ist bekrönt von einem

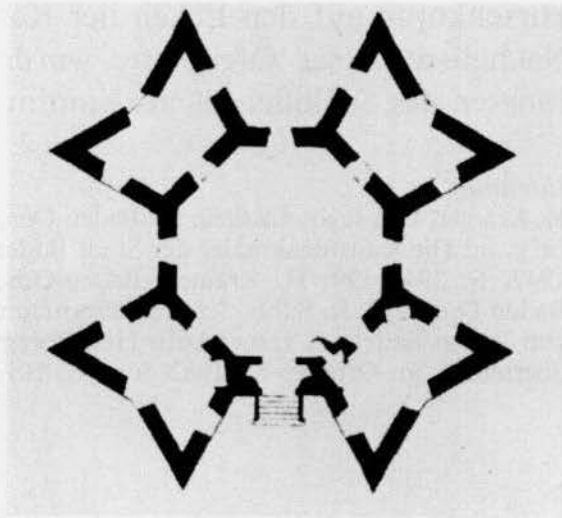
lebensgroßen steinernen Hirsch im Wundbett mit echtem Geweih. Die ursprüngliche Dekoration der Innenräume wurde bei der Restaurierung von 1973 nach vorliegenden Befunden restauriert bzw. rekonstruiert. Alle Innenräume besitzen grün gefaßte Paneele mit vergoldeten Leisten. Füllornamente sind aus vergoldetem Blech aufgenagelt. Gleichfarbig gefaßt sind auch die Türen, ihre Füllungen mit dem badischen Wappen und dem Monogramm des Markgrafen geschmückt.



Das Jagdschlößchen auf dem Fremersberg: Außenansicht. Repro: J. Mühlan

Auch die Ornamente auf dem profilierten Kranzgesims des Mittelsaales und des Rahmens um das achteckige Mittelbild bestehen aus aufgenageltem, vergoldetem Blech. Eine ornamentale Bemalung in hellem Gelb und hellem Grün mit Jagdgerät und Jagdtrophäen betont die geometrische Form der achteckigen Kuppel. Das zentrale, fast vier Meter im Durchmesser messende Leinwandgemälde stellt den Heiligen Hubertus vor dem Hirsch kniend dar. Die ursprüngliche Kuppelmalerei wurde erst im Jahre 1903 teilweise aufgedeckt und nach vorgefundenen Resten wieder gründlich übermalt. Ähnliches gilt für das Leinwandbild. Die jüngste Restaurierung mußte für die Kuppel vom Zustand von 1903 ausgehen.

Der von außen zugängliche, mit einer mächtigen Holzsäule abgestützte Keller diente wohl zum Unterbringen der Jagdbeute, ein kleiner Nebenraum vielleicht als Weinkeller.



Das Jagdschlößchen auf dem Freimersberg: Grundriß Bezirksbauamt Baden-Baden.

Zum Jagdschloß gehörten neben einigen abgegangenen Wirtschaftsgebäuden zwei rechteckige Kavalierhäuser und zwischen ihnen ein achteckiger Küchenbau. Von diesen etwa 80 m vom eigentlichen Jagdschloß entfernten Bauten steht heute nur noch die Küche. Die Stelle eines der beiden Kavalierhäuser wird durch ein oftmals verändertes Wirtschaftsgebäude markiert, das mindestens auf den alten Grundmauern steht. Schon ältere Grundrisse zeigen, daß die Achsenbezüge zwischen Kavalierhäusern und Küche und zwischen Küche und Schloß nur ungefähr stimmen.

Die überlieferten Baudaten sind spärlich. 1716 wird der Platz für das Jagdschloß bestimmt, für 1717 sind Materialzufuhren gesichert. 1720 wird von Wetterschäden an den Kavalierhäusern berichtet, 1721 ist der steinerne Hirsch auf dem Schloßbau noch nicht versetzt. Für das Rätsel um die für einen so kleinen Bau merkwürdig lange Bauzeit von 1716 bis 1720 konnten die Untersuchungen anlässlich der Restaurierung von 1973 eine Lösung anbieten: Offensichtlich war das Schlößchen zuerst als Holzbau, wohl ohne innere Abtrennung der Kabinette errichtet worden, dessen Außenwände in Art von Backsteinen bemalt waren. Erst später wurde das Gebäude mit steinernen Wänden ummantelt und verputzt. Architekt des reizvollen Zentralbaues war Michael Ludwig Rohrer. An seiner Autorschaft kann kein Zweifel bestehen, wenn auch kein schriftlicher Beleg dafür vorliegt und der mehrfach in der Literatur abgebildete Plan sicher nicht von ihm, sondern, wie das Kunstdenkmälerwerk ganz richtig vermerkt, etwa aus der Zeit um 1820 stammt. Unmittelbare stilistische Beziehungen bestehen zur Eremitage im Park von Favorite von 1717 und zu der späteren Eremitage in Waghäusel des gleichen Architekten. Eine Ansicht der ursprünglichen Gesamtanlage bietet eine in mehreren Exemplaren erhaltene Ofenplatte, u. a. im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe. Auf dieser Ofenplatte sind auch strahlenförmige Beete zwischen den Kabinetten eingezeichnet, die den Grundriß zur Form des pfälzischen Hubertusordens ergänzen. Die ebenfalls auf der Ofenplatte zu sehenden

Hirschköpfe auf den Ecken der Kabinette waren wohl nie ausgeführt. Vier Nachgüsse dieser Ofenplatte wurden bei der Restaurierung von 1973 im Inneren des Schloßchens als Kaminverkleidungen angebracht.

Literatur:

H. Krämer, Das Jagdschloßlein bei Baden-Oos, in: Ortenau 21/1934, S. 48—50; Jagdhaus Fremersberg, in: Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden, bearbeitet von E. Lacroix u. a. Karlsruhe 1942, S. 394—399; H. Krämer, Baden-Oos, Aus Vergangenheit und Gegenwart des Dorfes Baden-Oos 1929; R. Sillib, Schloß Favorite und die Eremitagen der Markgräfin Franziska Sibylla von Baden-Baden. 2. verm. Aufl. Heidelberg 1929. J. Werner, Der Jägerlouis und die Jagdlust überhaupt, in: Ortenau 62/1982, hier: S. 101—103.

Das Wasserschloß Tiefenau (10)

Franz Zoller

Gemeinde Sinzheim (Landkreis Rastatt), Ortsteil Kartung

Name: Tiefenhovwe (1296), dieffennowe (1311)

Von der ehemaligen Wasserburg Tiefenau blieb nichts erhalten. Sie lag auf einer leichten Bodenerhebung inmitten eines Wiesengeländes westlich des Sandbaches etwa 2 km westlich von Kartung. Heute befindet sich auf dem Gelände eine Großgärtnerei.

Zwar hat keine Zeichnung ihr Aussehen überliefert. Dennoch kann man auf Grund ihrer Lage und im Vergleich mit ähnlichen Wasserburgen des mittelbadi-schen Raums ein mutmaßliches Bild ihrer Anlage rekonstruieren. Sie war umgeben von einem breiten Wassergraben, der sein Wasser vom Sandbach erhielt und heute zugeschüttet ist. An den Burggraben schloß sich die Burg-mauer an, innerhalb deren sich die Wohn- und Wirtschaftsgebäude befanden. Wahrscheinlich war es eine kleine Burg, zu der neben Ländereien auch ein Meierhof gehörte.

Wann und durch wen die Burg erbaut wurde, ist unbekannt. Urkundlich erst-mals bezeugt ist der Name Tiefenau 1296. In diesem Jahr wird in dem Bene-diktinerinnenkloster Frauenalb eine „domina de Tieffenhovwe“ erwähnt. Als erster aus dem Geschlecht der Herren von Tiefenau wird 1307 Jakob genannt. Sie waren Edelknechte und Lehensleute der Herren von Eberstein, danach der Markgrafen von Baden. Die Burg muß allerdings älter gewesen sein. Vermut-lich ist sie aus einem fränkischen Dinghof entstanden. Im späten Mittelalter war Tiefenau eine Ganerbenburg.

Ein Zweig waren die Helt (Heylte) von Tiefenau, deren Name urkundlich erst-mals 1398 belegt ist, außerdem die Röder von Tiefenau, die erstmals 1409 er-wähnt werden. Nach der Burg Tiefenau nannten sich auch die Göldlin, die

**Von
der Murg
bis
zur Oos**

von Tiefenau nach Pforzheim gezogen waren und dort seit 1328 urkundlich nachweisbar sind. Heinrich Helt und Hans Röder brachten den Namen Tiefenau in schlechten Ruf, denn mit andern überfielen sie 1427 bei Söllingen ein Schiff, das mit Waren eines Straßburger Kaufmanns beladen war, und plünderten es aus. Darauf erstürmten die Straßburger 1429 die Burg und zerstörten sie. In der Folgezeit wurde sie wieder aufgebaut, sie wird auch 1526 nochmals erwähnt, aber militärische Bedeutung hat sie wohl keine mehr gehabt. Wann sie endgültig zerstört wurde, ist unbekannt. 1752 kaufte die Äbtissin Maria Benedicta Grasmeier vom Kloster Lichtental das Gelände und errichtete darauf ein kleines Barockschloß, das 1906 von den damaligen Besitzern abgerissen wurde. Diese erbauten darauf einen Meierhof, den 1921 die Gemeinde Sinzheim erwarb und danach das dazugehörige Gebiet aufteilte.

Literatur:

M. Besler, Wasserschloß Tiefenau, in Ortenau 21/1934, S. 158—160.

Die Altenburg bei Sinzheim (11)

Franz Zoller

Gemeinde Sinzheim (Landkreis Rastatt)

Östlich der Gemeinde Sinzheim unmittelbar neben der B 3 liegt ein Hügel (174 m hoch), der den Gewannamen Altenburg führt. Aus dem Namen und der Beschaffenheit des Hügels, der fast nach allen Seiten steil abfällt, schließt man, daß hier einst eine Burg, die Altenburg, stand. Im Süden umschließt sie ein Graben, den man als Burggraben deutet. 1325 wird die Altenburg erstmals urkundlich erwähnt, doch muß sie dem Namen nach zu schließen schon damals alt gewesen sein.

Wann und von wem sie errichtet wurde, ist unbekannt, ebenso ihr Aussehen. Auch die Nachrichten, die über ihre Geschichte berichten, sind spärlich. Da sie 1492 von dem badischen Schultheiß aus Steinbach weiter verliehen wurde, muß sie ein markgräfliches Lehen gewesen sein. Zu der Burg gehörte noch ein Hof mit Reben. Dieser wird zuletzt 1614 in einem Verkauf an den Markgrafen Georg Friedrich erwähnt. Der Dreißigjährige Krieg mag möglicherweise zu seinem Verfall beigetragen haben.

Ob an dem Platz der Altenburg einst eine keltische, danach eine römische Siedlung sich befand, läßt sich durch Funde nicht beweisen.

Literatur:

M. Besler, Die Altenburg, in: Ortenau 21/1934, S. 145—149; A. Kastner, Die Wüstungen im Kreis Baden (II), in: Ortenau 11/1924, S. 43—65.

Die Wasserburg Stollhofen (12)

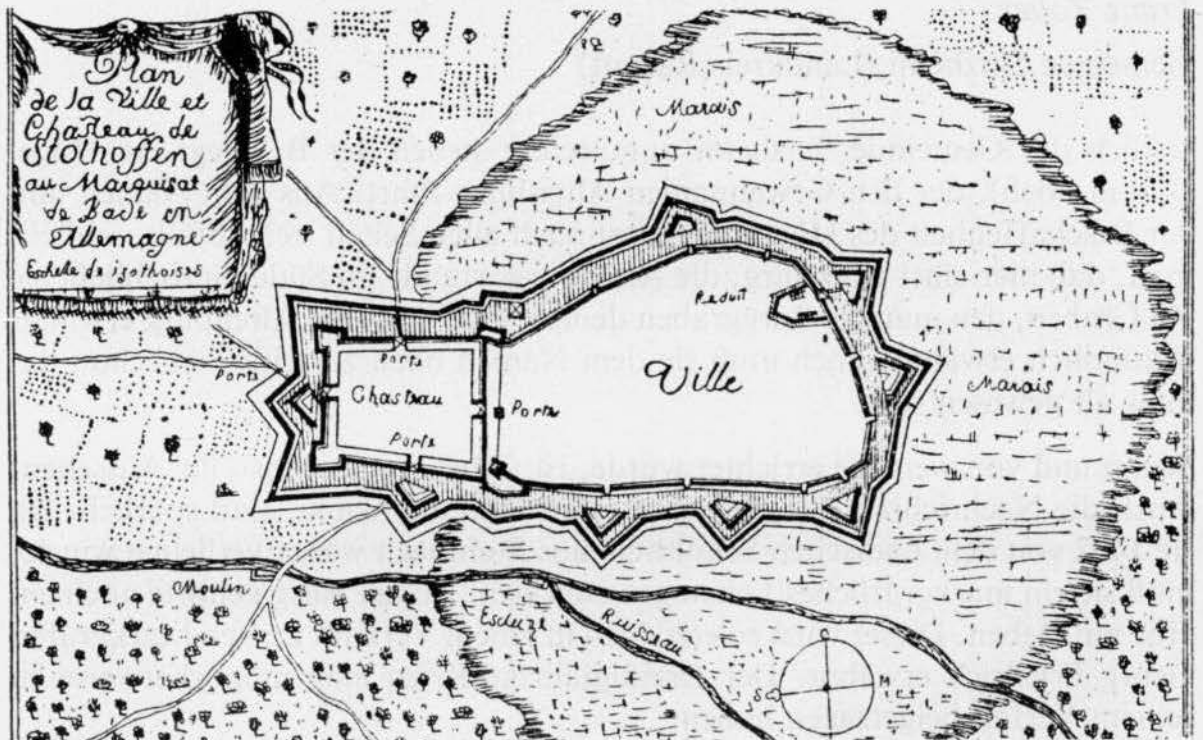
Adolf Hirth

Gemeinde Rheinmünster (Landkreis Rastatt), ehemalige Gemeinde Stollhofen; auf der auslaufenden Niederterrasse zur Rheinaue gelegen. Das „Stollhofener Schloß“.

Name: Stadelhouen (1154), Stalhouen (1293), Stolhouen (1311); mhd. stadelhof = Herrenhof.

Die Tiefburg war im Viereck erbaut, mit einem Turm bewehrt sowie von Wall und Graben umgeben; außerdem bestand noch eine Vorburg. Spätestens seit der Einnahme von Stollhofen durch die Franzosen im Jahre 1707 und der anschließend erfolgten Schleifung aller Befestigungsanlagen sind nur noch geringe Reste erhalten.

Über die Lage der Wasserburg Stollhofen gibt es zwei Vermutungen: Die eine verlegt die Burg an den nordöstlichen Rand des Ortes zu der dortigen Umfassungsmauer der Festung, am heutigen „Burgweg“, und verweist auf jene Mauerreste und Wappensteine beim Anwesen des derzeitigen Hofbesitzers Karl Reinfried. Der Vorläufer dieses mit mächtigen Kellergewölben versehenen Gebäudes war das 1698 erstellte Stollhofener Amtshaus, das auf den Grundmauern der Burg bzw. des Schlosses stehe.



Plan der Stadt und des Schlosses Stollhofen. Nach einem holländischen Stiche von 1718.

Die andere Version verwirft diesen Platz als unpraktisch für den Standort der Burg und strategisch viel zu nachteilig. Er ist nicht nur abgelegen, sondern hier ist das Terrain merklich tiefer als das westlich anschließende Gelände,

von wo aus die Burg hätte vorteilhaft angegriffen werden können. Das hier befindliche Gebäude kann so kaum die eigentliche Burg gewesen sein; wohl eher handelte es sich um ein als Vorburg befestigtes Herrenhaus, eine Art Schloß, mit den heute noch vorhandenen Wappen adeliger Besitzer.

Vielmehr wird die eigentliche Burg auf dem höher gelegenen, flankierenden und mehr von Wasser umgebenen Platz im westlichen Teil des Ortes anzusetzen sein, wobei man einen schon recht früh erfolgten weiteren Ausbau der Burg zur Zitadelle der Festung Stollhofen annimmt; so konnte der Ort bereits 1330 der Straßburger Belagerung standhalten. Jene viereckige Anlage der Burg findet sich folgerichtig wieder im Viereck dieses westlichen Kernstückes der Festung, deren unterirdische Wehrgänge durch Erdarbeiten in jüngerer Zeit verschiedentlich angeschnitten wurden. Für diesen Standort wird auch die unmittelbare Nähe der Erhardskapelle angeführt, deren Entstehung man aus der früheren Burgkapelle annimmt.

Der Baulust des Markgrafen Philipp II. (1569—1588) verdankt Stollhofen den Neubau des Schlosses, denn der Schwarzacher Abt Johann Caspar Brunner beschwerte sich 1587 in seiner Druckschrift „Wohlgegründeter Gegenbericht gegen des Herrn Markgrafen Philipsen ausgesprengte Calumnien“ über die schon mehrere Jahre dauernden Fronen der klösterlichen Untertanen zu dem neuen badischen Schloßbau zu Stollhofen.

Die Wasserburg Stollhofen wurde vermutlich im 12. Jahrhundert erbaut und gehörte in frühen Zeiten den Grafen von Eberstein, die sie den zum niederen Adel zählenden Burgmannen „von Stadelhofen“, „Stalhofen“ oder auch „Stollhofen“ zu Lehen gaben. Spätere Lehensherren waren die Geroldsecker. Im Jahre 1309 verkaufte Eberlin von Windeck mit der Stadt Stollhofen auch die dortige Burg an Markgraf Rudolf von Baden, wobei in den Urkunden sowohl die Bezeichnung „Burg“ als auch „Feste“ erscheint. Als Lehen ist die Burg in den Händen verschiedener Adelsfamilien wie der Herren von Bach, von Digesheim, von Fleckenstein, der Röder, der Spete und anderer.

Die Adelsfamilie „von Stollhofen“, deren ältestes Siegel zwei gekreuzte Angelhaken zeigt, besaß ursprünglich das dortige Schultheißenamt als erbliches Lehen von der Abtei Schwarzach. Diese durfte jedoch durch einen Vergleich vom Jahre 1212 mit Heinrich von Stollhofen fortan den Stollhofener Schultheißen frei ernennen. Angehörige derer von Stollhofen finden sich im geistlichen Stande an verschiedenen Orten; so war Kaspar von Stollhofen 1436—1464 Abt zu Maursmünster, und der 1208 verstorbene Abt Reinfried zu Schwarzach gehörte wohl auch dieser Adelsfamilie an. Von etwa 1300 an sind immer wieder im Rechtswesen zu Hagenau Mitglieder dieses Geschlechtes benannt, das sich im 16. Jahrhundert dort verliert.

Literatur:

Th. von Glaubitz, Die Wasserburg Stollhofen, in: Ortenau 21/1934, S. 161—163; K. Reinfried, Die ehemaligen Edelhöfe im Amtsbezirk Bühl, in: Ortenau 1/2/1910/1911, S. 1—18. Nachdruck: Bühler Blaue Hefte Nr. 5/6/7 1960, S. 79—96; A. Hasel, Aus Stollhofens Vergangenheit, in: Ortenau 37/1957, S. 69—75; Das Land Baden-Württemberg Bd. V. Stuttgart 1976, S. 185; Landkreis Rastatt, Heimatbuch 5/1978, S. 69.

Die Yburg (Iburg) (13)

Bertram Sandfuchs

Stadt Baden-Baden, ehemalige Gemeinde Varnhalt. 515 m ü.d.M.

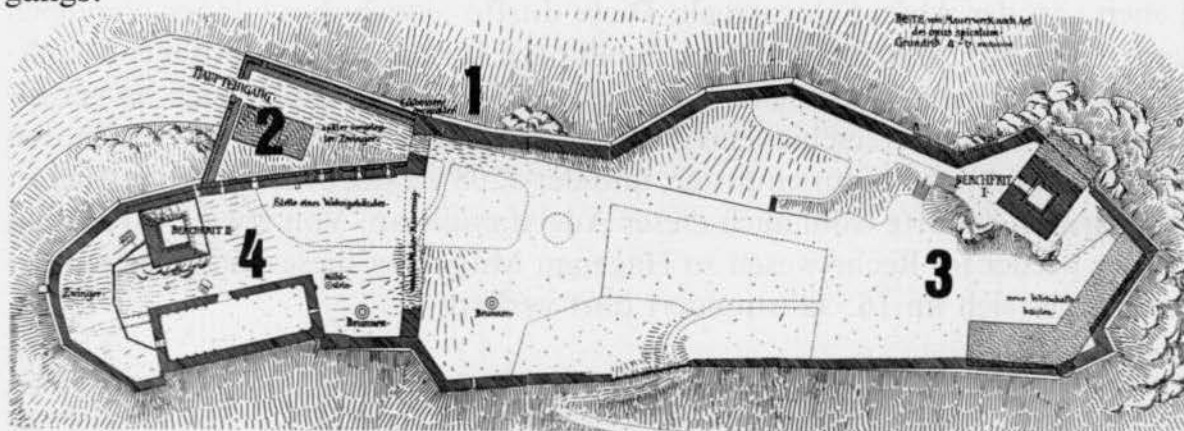
Name des Berges: Iberc (1246), Yberg (1510), abgeleitet von mhd. iwe = Eibe.

Am Rande der Vorgebirgszone erhebt sich hinter dem Weinort Varnhalt der Yberg (Iberg), ein Porphyркеgel, auf dessen Gipfel die Yburg (Iburg) steht.

Heutiger Zustand

Die Burgruine erstreckt sich auf dem ca. 150 m langen und bis zu 32 m breiten, an beiden Enden ansteigenden Sattel des Ibergs. An den Kanten der langgestreckten, im Grundriß elliptischen Sattelfläche ist die *Ringmauer* (1) errichtet, die seit 1977 wieder ganz geschlossen ist und damit den Zugang nur durch die beiden Haupttore erlaubt. An einigen Stellen stützt sie das Burgplateau auch seitlich ab. Im Schnitt 1,40 m stark, paßt sie sich dem natürlichen Geländeverlauf an. Der steile Geländeabfall unterhalb der Umfassungsmauer ist auf der Südseite in voller Länge, auf der West- und Nordost-Seite zu einem Teil durch einen breiten Wallgraben unterbrochen. Eine Baufuge zwischen der jüngeren Zwingermauer und der älteren anschließenden Ringmauer wird durch Eckbuckelquader deutlich markiert. Im letzten Drittel der südlichen Ringmauer zeigt sich noch gut erhaltenes Mauerwerk in der Form des „opus spicatum“ (Ährenform). Dieser Abschnitt wird allgemein als ältester Mauerwerkteil angesehen.

Das erste äußere Tor der Burg ist der Einlaß in den *Torzwinger* (2), welcher sich keilförmig einem evtl. Angreifer entgegenstellt. Dieser Eingang ist dem etwas größeren Haupttor (2. Tor) nachempfunden; er hat ähnliche Bogenquader und die gotische Spitzbogenform. Der Burgweg führt zum (älteren) zweiten Tor und wird dabei von der höher gelegenen östlichen Burg mit Schießscharten überwacht. Die Torzwingermauer zeigt innen Reste des Wehrgangs.



Plan der Yburg. Aufnahme durch Werkmeister M. Keim, überarbeitet durch O. Linde (1906). (1) Ringmauer, (2) Torzwinger, (3) Westburg, (4) Ostburg.



Die Yburg: Der Torzwinger.

Aufn.: J. Mühlan

Die Westburg (3): Das zweite Tor öffnet den Zugang zum weiträumigen Areal des Burghofs. In der Ringmauer auf der linken Seite haben die Restauratoren der Jahrhundertwende hinter einer jüngeren Mauerschale an ein paar Stellen das ältere Mauerwerk freigelegt gelassen. Das älteste, bedeutendste und am besten erhaltene Bauwerk der Burg ist der massive West-Bergfried (Berchfrit I). Sein natürliches Fundament ist eine Felskuppe, die sich rund 3 m über dem Burgplateau erhebt. Der Bergfried selbst kommt auf eine Höhe von 19,85 m und ist von quadratischem Grundriß mit einer Seitenlänge von 8,20 m. Die saubere Quaderfugung machte den Turm über die Jahrhunderte hinweg gegenüber Witterungseinflüssen resistent. Seine Stellung im Gesamtgefüge der Burg läßt sich weniger mit fortifikatorischen als mit repräsentativen Funktionen begründen. Er verkörpert den Stolz und auch den expansiven Anspruch seiner adligen Erbauer mit seiner Wirkung in die Ferne und auch aus der Ferne. Nur wenige schlichte Architekturformen prägen den Turm; diese sind dann allerdings um so effektvoller. Die glatten Porphyrcuader bilden in der Regel durchlaufende Mauerfugen. Auf die Höhe eines Eckquaders kommen zuweilen zwei Schichten von Innenquadern. Letztere zeigen eine rauhere Oberfläche als die völlig glatt behauenen und optisch auffälligeren Eckquader. Ein 12 cm tiefer Rücksprung in ca. 7,5 m Höhe gliedert das nüchterne Äußere des Turms.



*Die Yburg: Der West-Bergfried.
Aufn.: J. Mühlan*

Der 9 m hoch gelegene Eingang auf der Südost-Seite wird eingerahmt von einer profillosen Rundbogentür mit Nischenbogen. Hinter dieser führen acht Treppenstufen eigenartigerweise abwärts ins Turminnere. Die Innenräume sind durch eine um 1800 gebrochene Öffnung im Turmfuß zugänglich und über eine Treppe bis hinauf zur Plattform bestiegbar. Von unten nach oben folgen auf das 2,60 m breite und 7,90 m hohe Verlies ohne jegliche Lichtöffnung zwei Räume, die durch jeweils einen Lichtschlitz spärlich erhellt werden. Vom obersten Raum aus gelangt man durch eine schmale Pforte auf der Südwestseite und über dahinter liegende Stufen in der Mauerdicke auf die Plattform, von der aus sich ein vielgepriesener Ausblick in das Rheintal bietet. Der Burghof war vermutlich eingesäumt von einigen Holz- und Steinbauten. An der Stelle des Gasthauses wird von verschiedenen Burgenforschern in Anlehnung an vergleichbare Burgen ein Palasbau angesetzt. Das Gebäude des Gasthauses, das in den Nordwestwinkel der Ringmauer eingefügt ist, hat inzwischen mit seinem für die Bauzeit (1892) typischen Forsthaus-Stil einen gewissen baugeschichtlichen Eigenwert erlangt. In früheren Bauaufnahmen, zuletzt 1937, wurde ein Brunnen mit ummauertem Schacht im Burghof etwa 20 m nordwestlich vom 2. Tor registriert, der nunmehr zugeschüttet ist.

Die Ostburg (4): Fragmente zweier Steingebäude stehen in der evtl. durch Erdaufschüttung höheren Ostburg. Der Ost-Bergfried (Berchfrit II) ist durch Blitzschläge (1781/82, 1840) zerborsten und nur noch in seiner Nordost-Hälfte erhalten. Er stellt eine spätere Kopie des westlichen Bergfrieds dar. Etwa

gleich sind die Grundrißmaße und die Art der Verschalung. Er ist jedoch rund 2,50 m höher (22,50 m) und in den Mauern nicht ganz so stark (2,37 m). Der, wie bei einer Randhausburg, in die nördliche Ringmauer eingebundene Wohnbau (23 x 8,5 m) hatte drei Stockwerke, wie 2 Konsolsteinreihen ausweisen. Auf der ihm gegenüberliegenden Südseite der Ringmauer sind Nischen mit Schießscharten und darüber weitere dem Torzwinger zugewandte Öffnungen in restauriertem Zustand zu sehen. Zusammen mit den Wehrgangresten der Zwingermauer sind dies die einzigen wehrhaften Teile der überlangen Umfassungsmauer, die die wiederholten Schleifungen übriggelassen haben. Die Sitze in den Fensternischen waren für O. Linde Anlaß, einen Wohnbau an dieser Stelle zu vermuten. Einige Spolien gotischen und romanischen Stils sind in der Restaurierungskampagne um 1900 entdeckt und wohl in der Nähe der Fundstellen in die vorhandenen Gebäudereste der östlichen Burg eingelassen worden.



Die Yburg: Die Ostburg.

Aufn.: J. Mühlan

Baugeschichte

Fehlende Urkunden aus der Zeit der Erbauung und kaum baugeschichtliche Aufschlüsse in den vorhandenen haben vor allem im 19. Jahrhundert Spekulationen über sehr frühe Bauphasen auf dem Iberg hervorgerufen. Weder Julius Naehers Hypothese einer altgermanischen Zufluchtsstätte¹, die sich auf die äußeren Wallgräben stützt, noch Krieg von Hochfeldens Interpretation des West-Bergfrieds als Römischer Wartturm² konnten sich durchsetzen, da in

keinem der beiden Fälle eine sichere materielle Basis vorliegt. Die Konstruktionsweise des Turms zeigt vielmehr alle Merkmale eines mittelalterlichen Bergfrieds³. Die Wallgräben der Yburg als solche lassen noch keine Zeitangabe zu. Die Datierungsfragen der Yburg insgesamt müssen bis heute als ungelöst gelten. Die verschiedenen Burgenkundler und Kunsthistoriker unterscheiden sich z. T. erheblich in ihren zeitlichen Zuordnungen⁴. Zumindest eine grobe Einteilung in Bauphasen ist jedoch möglich:

I. Ende 12./Anfang 13. Jahrhundert: West-Bergfried und Ringmauer.

Der mittelalterliche Bergfried wird damit zeitlich nicht zu weit von der ersten urkundlichen Nennung des Burgnamens eingeordnet. Wahrscheinlich hat die Ringmauer von Anfang an die ganze Sattelfläche umschlossen. So sicherte sich der Erbauer die erhöhte Lage. Allerdings mußte er dafür eine extrem lange Verteidigungslinie in Kauf nehmen.

II. 13./14. Jahrhundert: Ausbauphase der Burg (Wohnbau in der Ostburg; Spolien).

Möglicherweise ist der Wohnbau erst später in die nördliche Ringmauer eingefügt. Auch die Spolien romanischen und gotischen Stils lassen zu, eine spätere Ausbauphase anzunehmen.

III. Neubefestigung 1617/1620: Torzwinger mit weiterem Tor — Ost-Bergfried (nach Besler/Naeher/Schwab). O. Linde rechnet diese Bauten der Phase II zu.

Evtl. wurde erst bei der Neubefestigung durch Baden-Durlach der Torzwinger vorgelegt, um den Spielraum eines evtl. Gegners auf der sogenannten Feldseite einzuengen und um die Gesamtburg durch eine 2. Mauerlinie im Eingangsbereich besser zu sichern. Da die Errichtung eines Turms in der Art des Ost-Bergfrieds im 17. Jahrhundert anachronistisch anmutet, ist Lindes Datierung fundierter.

IV. Restaurierung 1888—1913: Abschnitte der südlichen Ringmauer (hinter dem 2. Tor) — Wohnbau (Ostburg) — Knick in der nördlichen Ringmauer — Schießscharten, Fensternischen.

Ein Teil der Ringmauer wurde wieder hochgezogen. Die behutsam vorgehenden Restauratoren sicherten das Mauerwerk gegen Feuchtigkeit durch Mauerkronen. 1977 (Stauferjahr) wurde die letzte große Bresche in der Nordmauer geschlossen.

Geschichte der Burgherrschaft

Im 13. und 14. Jahrhundert ist die Yburg als Baustein für den Gebietsausbau der Markgrafschaft Baden anzusehen und gleichzeitig als typisch anzuführen für den badischen Interessen dienenden Einsatz von Ministerialen sowie für

die Rolle von Burgen bei der Verstärkung des „städtischen Elements“ in der Markgrafschaft. Mit der Übernahme von Vogteien, z. B. für die Abtei Selz, die Klöster Gottesau und Lichtental (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts) waren zuvor wichtige Grundlagen badischer Landesherrschaft geschaffen worden.

Ministerialensitz. Die Röder von Rodeck, die im 12.—14. Jahrhundert häufig in der Umgebung der Markgrafen nachzuweisen sind⁵, wurden mit der Bewachung der strategisch bedeutsamen Burgen Reichenberg (bei Backnang) und der Yburg beauftragt⁶. Zu den Funktionen der Röder und anderer badischer Ministerialen gehörte: „Sie unterstützten ihre Burgherrn nicht nur durch ritterliche Kriegsdienstleistungen, sondern halfen ihnen auch durch ihren Rat bei vielen Herrschafts- und Verwaltungsaufgaben. Am häufigsten findet sich die Mitwirkung der Ministerialen bei Tausch- und Kaufhandlungen, bei Schenkungen, Verpfändungen und Verlehnungen von Gütern erwähnt, bei denen sie als Zeugen in den Urkunden aufgeführt werden⁷“. 1249 bezeugt beispielsweise „in castro Iberg“ Heinricus Rodarius de Yberg die Bestätigung einer Stiftung an das Kloster Schwarzach durch Markgraf Rudolf I. Wahrscheinlich waren die Markgrafen von Baden selbst die Erbauer der Burg. Vorbesitzer können nach der Quellenlage nicht namhaft gemacht werden.

Die Aktivierung einer Linie der Röder auf Yburg und die Nutzung der Burg als Urkundenort könnte in Zusammenhang mit der Verleihung der Stadtrechte an Steinbach am 23. 8. 1258 stehen, im Zusammenhang nämlich der Verstärkung der Südwestflanke der Markgrafschaft in wirtschaftlicher (Marktrecht) und militärischer Hinsicht (Befestigung von Steinbach; die stark befestigte Yburg). Die Situation der Markgrafschaft um 1300 zeigt Steinbach und Yburg als südwestliche Eckpfeiler des Herrschaftsgebietes. Ihre Verstärkung deutet bereits eine dann im 14. Jahrhundert konsequent verfolgte Entwicklung an, die die Achse der Markgrafschaft aus der Ost-West- in die Nord-Süd-Richtung drehen würde: Der Verlust der östlichen Gebiete (z. B. Murgau) sollte durch Gebietserweiterungen vor allem im Süden wettgemacht werden.

Noch 1369 wird ein Balthasar Röder, Amtmann zu Iberg, urkundlich erwähnt. Ihm folgen Angehörige verschiedener Niederadelsgeschlechter, die das Amt eines Vogts ausübten (z. B. 1405 Hans von Bach).

Erbschaftsbesitz. Die Yburg „mit Zugehör“ ist in der Zeit von 1307 bis 1515 Gegenstand von Testamentsbriefen und in der Regel gütlich endender Erbschaftsauseinandersetzungen der Badener. Bei der Erbteilung 1309 erhält Friedrich II. die „burg Iberg“ mit der „stadt Steinbach“⁸. 1328 verkauft Friedrich II. Iberg (Yberc), die burg sowie Steinbach und Sinzheim für 3140 Pfund Heller unter Vorbehalt des Wiederkaufs⁹. Hermann IX. (Sohn Friedrichs II.) überantwortet 1334 Rudolf IV. „die burg Iburg (-erch)“ mit allen dazu gehörenden „rechten und nutzen“ als Sicherheit für eine Schuld von 4400 Pfund Heller¹⁰.

Reichslehen. Bedeutender als die weiteren Besitzübertragungen innerhalb der Familie ist die Belehnung in Nürnberg am 23. 4. 1350 von Markgraf Hermann IX., Herr zu Eberstein, durch Kaiser Karl IV. mit der Burg zu Iberg (Yberch) als Reichslehen¹¹.

Dem Markgrafen Bernhard I. werden die Reichslehen 1382 durch König Wenzel in Frankfurt a. M. bestätigt, darunter die Yburg, „als ferre (so weit wie) die graben geen“¹².

Bernhard I. (1372—1431) baute die bereits unter Rudolf I. errichtete badische Ämter- und Verwaltungsorganisation aus. Unter Bernhard werden 13 Ämter genannt, dazu zählt das Amt Yburg¹³.

Zerstörungen und neue Funktionen. Rund 10 Jahre, nachdem Philipp I. im Teilungsvertrag vom 1. 8. 1515 von seinem Vater Christoph I. die Iburg erhalten hatte, wurde die Burg 1525 von einem Honauer Bauernhaufen zerstört. Die Gewalt des Bauernaufstandes richtete sich hier wie in anderen betroffenen Gebieten gegen die Burgen als Symbole der feudalen Herrschaft¹⁴. Die zu einem beträchtlichen Teil zerstörte Burg erhielt nach dem Erliegen des Bauernkriegs Bernhard III., später der zur Regierung des Landes unfähige Eduard Fortunat, welcher in den verbliebenen Gemächern der Burg zwei italienischen Schwarzkünstlern eine Alchemistenküche eingerichtet haben soll¹⁵.

Markgraf Friedrich von Baden-Durlach übernahm 1598 die Baden-Badischen Lande von dem seiner Macht entsetzten Eduard Fortunat. Sein Nachfolger Georg Friedrich ließ nach anderen Konsolidierungsmaßnahmen 1617/20 die Yburg wieder bewohnbar machen und neu befestigen. Die geostrategische Bedeutung der Burg wird ein letztes Mal unterstrichen dadurch, daß sich die schwäbischen Kartographen W. Schickard und J. Morell die Iburg als zentralen Ort für Peilungen (1635 ff.) ausgesucht hatten¹⁶. Schließlich zerstörten im Pfälzischen Krieg 1689 die französischen Truppen Ludwigs XIV. unter Duras die Iburg. Die Schleifung betraf alle wehrhaften Teile wie Wehrgänge, Zinnen, Abschnitte der Ringmauer. Die Türme dagegen blieben erhalten. Blitzschläge spalteten in den Jahrzehnten darauf den Ost-Bergfried. Seit diesen Zerstörungen ist der Burgbezirk noch als Forstgebiet und als beliebtes Ausflugsziel bedeutsam. Die Anziehungskraft des Ibergs und der Yburg (Iburg) wird u. a. im 19. Jahrhundert durch zahlreiche Künstler, z. B. Carl Philipp Fohr, dokumentiert. Sie verwendeten die Ruine ausgiebig als romantisches Motiv.

Sagen

Die zeitweilige Verödung der Burg im 16., 17. und 19. Jahrhundert, aber auch ihre Abgeschiedenheit waren ein günstiger Nährboden für die Entstehung zahlreicher Sagen:



*Die Yburg: Luftaufnahme, freigegeben v. Regierungspräsidium Südbaden.
Aufn.: H. Belz*

Die Tempelherrn. Eine Gründungssage erzählt von Tempelherrn, die die Burg erbaut haben sollen. Diese Chorherrengemeinschaft wurde aber in einer Nacht umgebracht und ihr Schloß zerstört.

Hexensabbat auf der Yburg. Allerlei Gespenster auf der Burg lassen nachts ihr Lachen, Jammern und Wehklagen hören und bewerfen sogar harmlose Besucher mit Steinen. — Berichte über einen Sabbat der bösen Geister und Hexen und über Schwarze Messen brachten dem Iberg den Namen eines zweiten Blocksbergs ein.

Die Verbannung der Geister. Franziskanermönche des nahe gelegenen Klosters Fremersberg sollen alle Gespenster, Teufel und Kobolde der Umgebung ergriffen, in Schachteln und Säcke verpackt und über den sogenannten Klopfengraben auf die Burg in die Verbannung gebracht haben.

Die Müllerin von Zell. Ein Mönch soll den umgehenden Geist der bösen Müllerin von Zell a. H., einer zu Lebzeiten bössartigen und geizigen Frau, auf die Yburg gebannt haben.

Das goldene Kegelspiel. Ein Junge aus Varnhalt beobachtete eines Tages, wie alte Männer mit langen Bärten und angetan mit schwarzen Kleidern im Burghof kegelten. Diese baten ihn, die Kegel zu setzen. Als Dank erhielt er eine Kugel, die, wie sich zeigen sollte, aus purem Golde war.

Ritter Erkebrecht von Iburg. Der völlig verarmte und von seinen Gefolgsleuten verlassene Ritter Erkebrecht von Iburg wurde von dem als Pilger verkleideten Bösen veranlaßt, die Särge seiner Vorfahren im Grabgewölbe zu öffnen. Beim Anblick seines toten Sohnes erfaßte ihn die Reue. Der Tote richtete sich auf und vertrieb durch sein Wort den Teufel. Am nächsten Morgen lag die Burg in Trümmern.

Eduard Fortunat. Der verschwenderische Markgraf Eduard Fortunatus soll zwei Italiener namens Paul Pestalozzi aus Chiavenna und Francesco Muscatello aus Schio eingestellt haben, die auf der Yburg alchemistische Experimente durchführten. Die Schwarzkünstler machten sich auf die Suche nach dem Stein der Weisen, mischten Gifte und prägten Falschgeld. Sie fertigten ein Wachsbildnis des Durlacher Markgrafen Georg Friedrich, des Widersachers von Eduard. Eine auf das Bildnis abgeschossene Kugel sollte gleichzeitig ihn selbst töten. Die Kugel traf und tötete jedoch nur die Tochter des Burgvogts. Ein Giftanschlag auf Georg Friedrich mißlang. Daraufhin wurden die Verbrecher festgenommen und enthauptet. Der auf sein Schloß in der Grafschaft Sponheim entflohene Eduard Fortunatus stürzte kurze Zeit darauf auf einer Treppe zu Tode.

Literatur:

M. Besler, Die Iburg, in: Ortenau 21/1934, S. 150—157; R. Fester et al., Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg. 1050—1515. Hrsg. von der Badischen Historischen Commission,

Bd. 1—4. Innsbruck 1900—1915; I. Fick, Die Burgen des nördlichen Schwarzwaldes und seiner Randgebiete. Tübingen, Diss. 1956; Fr. Hassmann, Stadt Steinbach und seine Geschichte in: 1200 Jahre Steinbach. 700 Jahre Stadtrecht. Bühl 1958 (Festschrift); A. Hausenstein, Die Yburg in Geschichte und Sage. Baden-Baden 1932; G. H. Krieg von Hochfelden, Geschichte der Militärarchitektur in Deutschland. Stuttgart 1859, S. 81—85 (Iburg); O. Linde, Das Großherzogliche Neue Schloß Baden und die drei Burgen um Baden-Baden, in: Bad. Heimat 24 /1937, S. 175—196; H.-M. Maurer, Der Bauernkrieg als Massenerhebung, in: Bausteine zur geschichtlichen Landeskunde von Baden-Württemberg. Stuttgart 1979, S. 255—296; J. Naehrer, Die Burgen und Schlösser in der Umgebung der Stadt Baden-Baden, S. Die Yburg und das Schloß Neuweier. Baden-Baden 1884 (Weitere Ausgaben); O. Piper, Burgenkunde. Neue, verb. und erw. Aufl. Frankfurt a.M. 1967; W. Rösener, Ministerialität, Vasallität und niederadlige Ritterschaft im Herrschaftsbereich der Markgrafen von Baden vom 11. bis zum 14. Jahrhundert, in: J. Fleckenstein: Herrschaft und Stand. Göttingen 1977, S. 40—91; J.D. Schoepflin, Historia Zaringo-Badensis (HZB) 1—7, 1763—1766; A. Schreiber, (Schilderung der Aussicht vom Yburg-Bergfried) (1811) in: M. Schefold, Der Schwarzwald in alten Ansichten und Schilderungen. Sigmaringen 2. Aufl. 1981, S. 92—93; K. Schwab, Die Yburg, in: Hermann Oser (Hg.), Zur Stadtgeschichte von Steinbach. Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurorts Baden-Baden, Heft 16/1978, S. 124—130.

Freundliche Hinweise von Karl Schwab, Steinbach.

Anmerkungen:

- 1 Naehrer, S. 3.
- 2 von Hochfelden, S. 82—85.
- 3 Dazu u. a. Piper, S. 77 und 6. Kapitel.
- 4 Z. B. Besler (1934) von O. Linde (1937).
- 5 Fester, RMB 387, 401, Rösener, S. 55, A 97.
- 6 Fester, RMB Nr. 387, 401.
- 7 Rösener, S. 52.
- 8 Fester, RMB 1,684.
- 9 Fester, RMB 1,840.
- 10 Fester, RMB 1,928.
- 11 Fester, RMB 1,1076.
- 12 Fester, RMB 1,1356.
- 13 Rösener, S. 49, A 58.
- 14 Siehe u. a. Maurer, S. 269 mit angegebener Literatur.
- 15 Hausenstein erwähnt die Sage, ferner Besler.
- 16 R. Oehme, Die Arbeiten älterer schwäbischer Kartographen im mittelbadischen Raum, in: ZGO N.F. 87/1978, S. 223—238.

Das obere Schloß Neuweier (14)

Karl Schwab

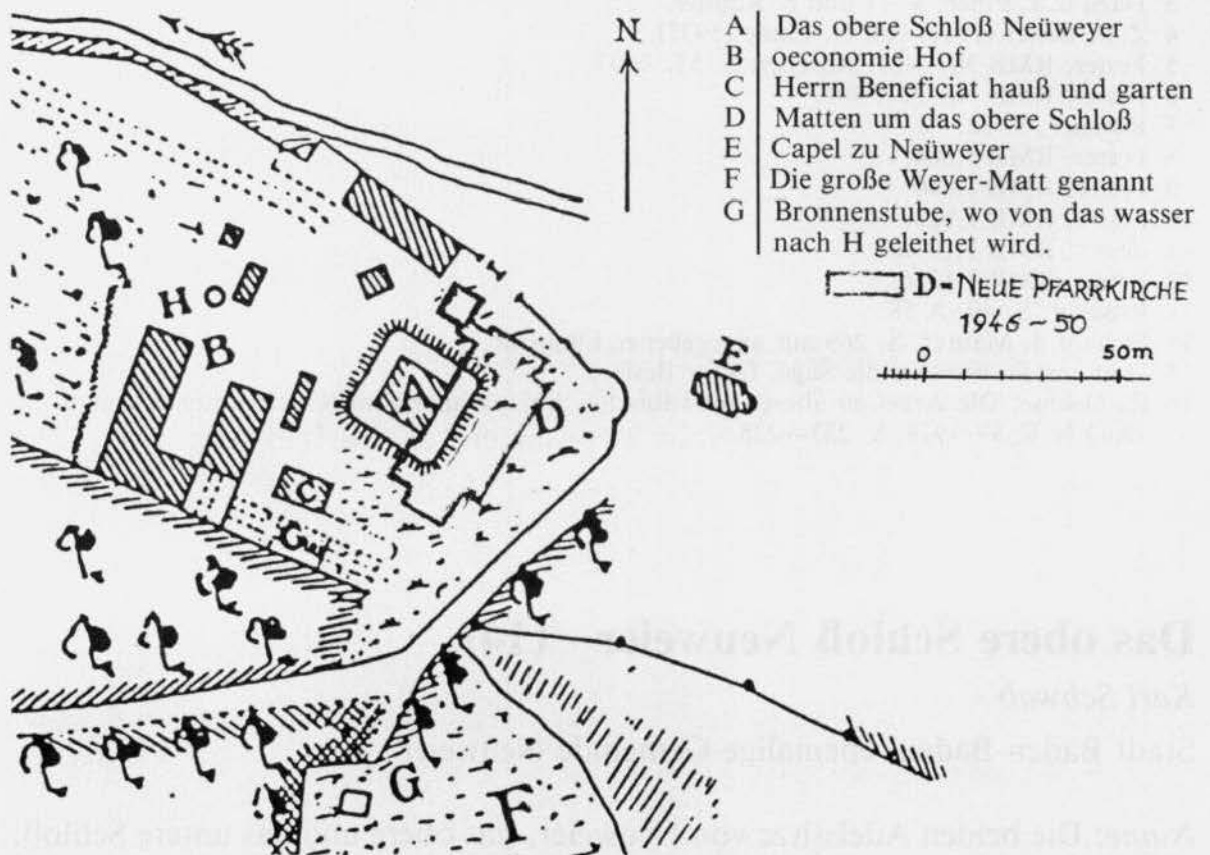
Stadt Baden-Baden, ehemalige Gemeinde Neuweier

Name: Die beiden Adelssitze von Neuweier, das obere und das untere Schloß, waren von Anfang an mit dem Ortsnamen identisch: Negewilre (1309), Newylre (1345), Newyr (1488). Dem Namen liegt nicht das Adjektiv neu zugrunde, sondern vermutlich ein Personen-Kurzname Nago.

Vom oberen Schloß zu Neuweier, einer ehemaligen Wasserburg, blieb nichts erhalten. Es lag mitten im Ortszentrum an der Stelle der heutigen Pfarrkirche St. Michael. Der Platz wird bis heute Steinacker genannt.

Das heutige Rebstock-Gelände (B) birgt noch Reste von der Vorburg. Der große, gewölbte Keller des Gasthauses war der Weinkeller des Schlosses. Beim Eingang desselben ist das Wappen der Freiherren von Stein von 1579 — drei schwarze Mühlhauen im goldenen Feld — eingemeißelt sowie der Psalmvers: „WO DER HERR NICHT DA HAVSZ BAWET SO ARBEIT VMB-SONST DIR DRAN BAW.“ Erhalten sind ferner die „Bronnenstube (G), wo von das wasser nach H geleithet wird“ sowie C, das einstige Benefiziatshaus in der Vorburg. Die Grundmauern der quadratischen Wasserburg (A) wurden 1932 bei Grabungen aufgespürt, ebenso beim Kirchnerneubau 1945—1950. Das östliche Fundament des Schlosses ruht heute genau unter der Westwand des Langhauses.

Ein Riß über dem südlichsten Fenster neben der Sakristei zeigt die Nahtstelle Schloß/Schloßgraben an. Bei der Sakristeierweiterung 1983/84 stieß man an der vermutlichen SW-Seite des Schlosses in ca. 80 cm Tiefe auf ein noch 58 cm langes Fenstergewände — Bruchstück aus gelbem Sandstein mit Schmiege und Falz, dessen Stilmerkmale hoch- oder spätgotisch sind.



Plan des ehemaligen oberen Schlosses zu Neuweier. Nach J. Braun, Geometer, 1771.

Baugeschichte

Das obere Schloß in Neuweier scheint älter als das untere gewesen zu sein. Die Erbauung dürfte noch vor 1200 erfolgt sein, vermutlich von dem Bube (Junker?)

von Negenwilre, einem Zweig des Uradels der Röder von Hohenrode. Ihr Wappen, der liegende silberne Adler in rotem Feld, war das gleiche wie das der Röder mit dem Unterschied, daß hier das Feld goldgerandet ist. Das Schloß war eine Ganerbenburg, an der mehrere Familien anteilsberechtig waren. Zerstörungen sind keine überliefert, jedoch werden die Plünderungen und Brandschatzungen des Dorfes im September 1690 sicherlich auch dem Schloß übel mitgespielt haben. In den achtziger Jahren des 18. Jh. wurde dann das Schloß wegen Baufälligkeit abgerissen und der Graben eingeebnet.

Die Burgherrschaft

Als Bewohner des oberen Schlosses erscheint in Urkunden der Markgrafen von Baden von 1297, 1307, 1309 und 1313 wiederholt der Name Albrecht Bube von Nägwilre, Ritter. Er nannte sich auch Bubo von Hohenrod. Unter dem 23. Februar 1329 stifteten Ritter Albrecht, der Roder von Negenwilr, von Schowenburg genannt, Nicolaus Röder, Hugo und Berchtold von Bach (unteres Schloß) sowie Heinzmann Bube mit Hilf und Steuer frommer Leute eine Kapelle und einen Altar im Tal zu Neuweier mit einer Priesterpfünde. Heinzmann Bube, Edelknecht „residens in Newilre“ verkauft am 13. Februar 1345 ein Weingeld von dem Viertel des Zehnten zu Steinbach und Neuweier, das sie von der Herrschaft Baden zu Lehen tragen, an das Kloster Lichtental. Um 1351 wird noch ein Edelknecht Balsan von Tizzingen, als „in diesen Tagen zu Negenwilre gessesen“ erwähnt.

Die Röder scheinen bis zum Ende des 15. Jh. als badische Lehensträger im oberen Schloß zu Neuweier ansässig gewesen zu sein. Es sind noch markgräfliche Lehensbriefe für Wilhelm Röder als Erben des verstorbenen Albrecht Röder (1427) und für Hans Adam Röder (1434) vorhanden. 1466 tritt erstmals der Name Stein von Reichenstein im Neuweierer Tal auf. In diesem Jahr stiftet der Junker Konrad Stein von Reichenstein und dessen Ehefrau Barbara Röder für Dietrich von Röder eine Jahrzeit in die Steinbacher Kirche. Ihr Sohn, Konrad d. J. von Stein, war 1477 markgräflich badischer Obervogt zu Stollhofen. Er brachte das ganze obere Schloß mit allen Gütern in seinen Besitz. 1491 wird die Familie von Stein Mitglied bei der Ortenauer Reichsritterschaft.

Nachdem das Schloß 1521 seinen Eigentümer gewechselt hatte, fiel es 1575 an die Herren von Stein zurück. Die Brüder Philibert und Georg von Stein teilten sich das Gut. Im Jahre 1632 vereinigte Friedrich von Stein wieder den gesamten Besitz. Zu Beginn des 18. Jh. verschlechterten sich die Vermögensverhältnisse der Freiherren von Stein immer mehr. Walrad Heinrich von Stein, ein übler Haushälter, verkaufte stückweise seine Liegenschaften, so daß Kaiser Karl VI. einschritt, der solche Verkäufe überhaupt verbot. Im Jahre 1778 kam das obere Schloß durch Kauf an den Besitzer des unteren Schlosses, den Freiherrn Franz Philipp von Knebel-Katzenellenbogen, der es wenige Jahre danach wegen Baufälligkeit abtragen ließ.

Die Sage berichtet von einem Licht, das man oft im Stalle des Schloßhofes („Rebstock“) sah und das die Pferde in der Nacht so sehr plagte, daß sie schwitzten und kaum mehr gehen konnten.

Literatur:

Th. von Glaubitz, Das obere Schloß Neuweier, in: Ortenau 21/1934, S. 173—175; K. Reinfried, Das untere Schloß zu Neuweier, Amt Bühl. Nebst einem Regesten-Anhang über das ehemalige obere Schloß daselbst, in: Ortenau 3/1912, S. 1—23; H. Berl, Neuweierer Chronik. 1943, S. 15—17; E. A. Huber, Gemeinde-Mitteilungsblätter Neuweier vom 11. 7. 1970 bis 14. 11. 1970; J. B. Göring, Die Ritter und Schlösser von Neuweier, in: Badener Wochenblatt. Unterhaltungsblatt, Vaterländisches VIII. Nr. 126—138. Baden-Baden 1894; A. Hasel, Neuweier, Weinparadies am Fuße der sagenumwobenen Yburg, in: Ortenau 38/1958, S. 156—175.

Das untere Schloß Neuweier (14)

Willi Daferner

Stadt Baden-Baden, ehemalige Gemeinde Neuweier

Zum Unterschied vom oberen Schloß, das ehemals oben im Dorf Neuweier an der Stelle der heutigen Pfarrkirche stand, nennt man das unten am Eingang des Neuweierer Tales das untere Schloß. Es liegt am Fuß des Elsenberges, eines Ausläufers des Ybergs, an dem von Weinkennern geschätzten Rebhang „Mauerberg“.

Baugeschichte und Baubeschreibung:

Das Schloß Neuweier ist ein stattlicher Renaissancebau des 16. Jahrhunderts. Es steht auf dem Boden einer früheren Wasserburg, deren Aussehen allerdings unbekannt ist. Wahrscheinlich wurde sie im 12. Jahrhundert von den Herren von Bach erbaut, deren Stammburg in Kappelwindeck (Stadt Bühl) stand und deren Anwesenheit in Neuweier urkundlich für das 13. und 14. Jahrhundert bezeugt ist. Einige spärliche Baureste blieben von der Burg erhalten, die in den Renaissancebau einbezogen wurden. Sie umgab ein Wassergraben von 4 m Tiefe und 8—16 m Breite, der heute zugeworfen ist. Wann die Burg zerstört wurde, ist unbekannt, vermutlich im Bauernkrieg, als ein Heerhaufen von aufständischen Bauern auch die Yburg verwüstete. 1548/49 begann der damalige Besitzer Philipp von Dalberg den Neubau, mit dessen Ausführung er den Tiroler Lux Renkold, einen in Baden-Baden wohnhaften Baumeister, beauftragte. Damals erhielt das Schloß das Aussehen und die Anlage, die es im Grunde bis heute bewahrt hat. Allerdings mußte es in den Kriegen der folgenden Jahrhunderte wiederholt Plünderungen und Beschädigungen erfahren, besonders im Dreißigjährigen Krieg (1618—1648), vor allem in den Kriegen

Ludwigs XIV. besonders im Pfälzischen Krieg, in dem 1690 der Ostflügel des Schlosses abbrannte. Es wurde danach wieder aufgebaut, jedoch nicht der Ostflügel, so daß der Bau unvollendet blieb. 1783 erfuhr er einen größeren Umbau, als Franz Philipp von Knebel und Katzenellenbogen das Schloß zum Wohnsitz wählte. Erst mit dem Bau des östlichen 1895 und 1909 des nördlichen Flügels durch August Rößler erhielt das Schloß seine eindrucksvolle bauliche Geschlossenheit von heute.



Unteres Schloß Neuweier: Hauptfront.

Aufn.: W. Daferner

Die Hauptfront des dreistöckigen Gebäudes ist die taleinwärts gerichtete Westfassade, die an den Enden von zwei wuchtigen runden Türmen flankiert ist. In der Mitte der Fassade findet sich der Torbau, der seitlich ebenfalls von zwei etwas niederen Türmen begrenzt wird und nach oben durch einen Dreiecksgiebel abgeschlossen ist. Über eine 12 m lange Holzbrücke, den Nachfahren der alten Zugbrücke, gelangt man zum gotischen Hauptportal, über dem ein Erker, wahrscheinlich früher ein Pecherker, angebracht ist. Die Torhalle hat noch das mittelalterliche Aussehen bewahrt. Nach oben ist sie durch ein Kreuzgewölbe abgeschlossen, dessen Schlußstein das Zeichen des Lux Renkold trägt. Außerdem enthält der Raum noch eine kunsthistorische Besonderheit, den Türsturz über der Tür zum Treppenaufgang. Über einem spätgotischen Eselsrücken zeigt er zwei Fabelwesen mit gewundenem schlangenartigem Körper und Wolfsköpfen mit geöffnetem Rachen und fletschenden

Zähnen. Ihre Enden sind in der Mitte zusammengebunden, ihre Haltung nach außen gerichtet. Die Thematik wie auch die primitive Art der Gestaltung erinnern an romanische Bauplastik. Ob der Eselsrücken eine spätere Zutat ist, ob der Türsturz zum ursprünglichen Bestand des Schlosses gehört, läßt sich nicht feststellen.



Unteres Schloß Neuweier: Die Fabelwesen des Türsturzes in der Torhalle.

Aufn.: W. Daferner

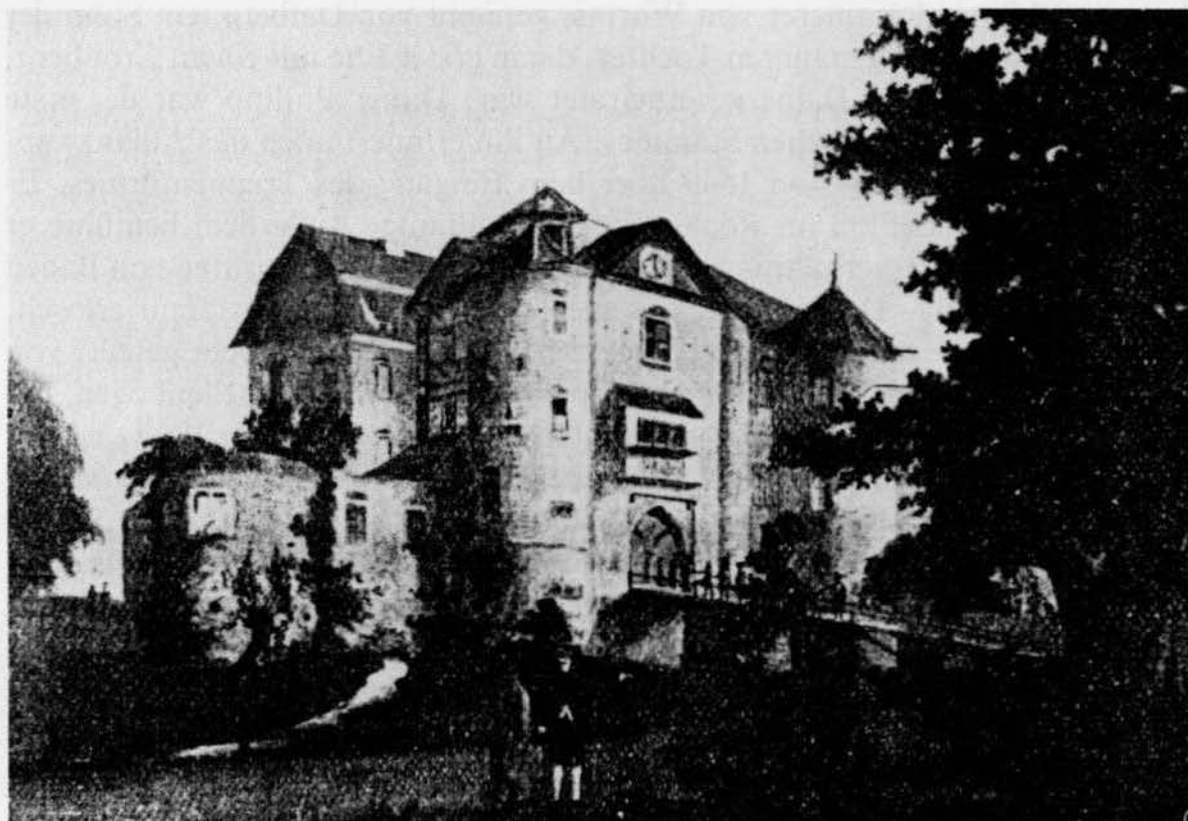
Von der Torhalle gelangt man in einen schmalen Binnenhof. Auf seiner rechten Seite erhebt sich der achteckige Treppenturm, der zu den Wohnungen des Hauses führt. Über dem Eingang mit seinem Renaissance-Gewände ist das Allianzwappen Dalberg-Cronberg von 1549 angebracht, nach oben abgeschlossen durch eine Halbrossette, die auf zwei Halbsäulen ruht. Neben dem Treppenturm steht der alte Ziehbrunnen von 1562. Der nach Süden liegende Teil des Schlosses scheint noch Bestandteile des Vorgängerbaues zu enthalten, denn er zeigt in seinem Unterteil Buckelsteine. Außerdem liegt das dortige Stockwerk höher als das des Baus im Westen. In diesem Teil des Schlosses ist heute das Restaurant untergebracht. Angeschlossen an das Hauptgebäude ist im Osten die ehemalige Kapelle. Sie war dem hl. Lothar und der hl. Walburgis geweiht. Vermutlich war sie lange dem gottesdienstlichen Gebrauch entzogen, denn 1726 ließ sie der damalige Schloßherr Lothar Franz Knebel von Katzenellenbogen wieder für den Gottesdienst herrichten. Buckelquader am Chor lassen annehmen, daß sie einst zum alten Schloß gehört hat. Über ihr wurde 1895 ein Anbau errichtet, der sich harmonisch in das Ganze einfügt. Die ehemalige Vorburg umfaßt den Schloßhof, den die Ökonomiegebäude sowie das frühere Schaffnerhaus umgeben.

Die Herrschaftsverhältnisse

Die ersten urkundlich nachweisbaren Herren des unteren Schlosses waren die Ritter von Bach (1311 Berthold von Bach), Lehensleute der Ebersteiner, der Markgrafen von Baden u.a. Mit Jörg von Bach starb das Geschlecht 1538 in der männlichen Linie aus. Sein Grabmal, ein Werk Christophs von Urach findet sich an der Außenwand des Chores der Heiligkreuzkirche in Offenburg. Das Erbe fiel an die Töchter seiner Schwester Katharina. Das untere Schloß kam an Philipp, Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, ein Sohn der ebenfalls Katharina genannten Tochter, die in erster Ehe mit einem Cronberg, in zweiter mit einem Dalberg verheiratet war. Dieser Philipp war der erste Grundherr des Dalbergschen Stammes. An ihn erinnert noch das Allianzwappen Dalberg-Cronberg von 1549 über dem Eingang des Treppenturmes. Er war es, der das Schloß im Renaissancestil umbaute. Außerdem bemühte er sich die Herrschaftsverhältnisse des Schlosses mit dem Markgrafen von Baden zu regeln. Als das Dalbergsche Geschlecht 1615 im Mannesstamm erlosch, wurde der Besitz unter den zwei Töchtern Philipps von Dalberg geteilt, von denen die eine Anna mit Johann Philipp Knebel von Katzenellenbogen, die andere mit Hans Wolf von Elz verheiratet war. 1725 wurde der Besitz wieder vereinigt durch Franz Ludwig von Knebel, der den Elzschen Anteil käuflich erwarb. Die neuen Besitzer hatten allerdings keine Freude mit ihrem Besitz, denn durch die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts wurde das Schloß immer wieder in Mitleidenschaft gezogen, besonders während der Eroberungskriege Ludwigs XIV. Eine andere Sorge plagte die Familie, da die Markgrafen von Baden die Reichsunmittelbarkeit ihres Besitzes in der Ortenau bestritt. Von 1726—1806 dauerten die Streitigkeiten. Als ein Austrägalgericht (bestimmtes Schiedsgericht) 1765 dem Freiherrn von Knebel nicht die Reichsunmittelbarkeit für seine ortenauischen Liegenschaften anerkannte, wandte sich dieser an den Reichshofrat in Wien, der 1783 bestätigte, daß die beiden Schlösser zu Neuweier samt den dazugehörigen Häusern, Höfen und Gütern reichsunmittelbar seien. Doch war Markgraf Karl Friedrich mit dieser Entscheidung nicht einverstanden und wandte sich an den Kaiser. Der Streitfall löste sich mit dem Ende des alten deutschen Reiches 1806 von selbst.

Der damalige Besitzer der Herrschaft Freiherr Franz Philipp von Knebel-Katzenellenbogen gab sich viele Mühe, den Wohlstand seiner Untertanen zu fördern. So verpflanzte er Reben aus Nierstein und Laubenheim nach Neuweier, um die Qualität der bodenständigen Weine zu heben. Einer der Herren von Katzenellenbogen brachte im 18. Jahrhundert aus Würzburg den Brauch mit, den Wein in Bocksbeutel abzufüllen. Daraus leiteten die Winzergenossenschaften Neuweier, Varnhalt, Umweg und Steinbach nach ihrer Gründung das Recht ab, einen Teil ihrer Weine auf Bocksbeutel abzufüllen, ein Recht das ihnen durch Entscheid des Bundesgerichtshofs in Karlsruhe 1971 bestätigt wurde. Da Freiherr Franz Philipp unvermählt blieb, entspann sich nach seinem Tod 1816 ein langdauernder Streit unter seinen Erben. Zunächst gelangte das

Schloß an den Grafen von Kesselstadt, der es an den Advokaten Rindenschwender verkaufte, und von diesem kam es an eine Verwandte der Knebel, Frau Sofie Asmuth. 1869 erwarb es der Baden-Badener Hotelier August Rössler, der den Bau durch den nördlichen und östlichen Flügel erweiterte. Der verdiente Heimatfreund war von 1920—1930 1. Vorsitzender des Historischen Vereins für Mittelbaden.



Schloß Neuweier im 18./19. Jahrhundert. Nach einem Gemälde des Badener Malers Schaffrot.

Sagen berichten von einem Edelfräulein, das an unglücklicher Liebe starb und in der Weihnachtsnacht eine silberne Glocke läutet, außerdem von einer weißen Frau, die in eine silberne Glocke verzaubert wurde, die in der Weihnachtsnacht ertönt.

Literatur:

J. Naehrer, Die Yburg und das Schloß Neuweier. Baden-Baden 1884; J. B. Göring, Die Ritter und Schlösser von Neuweier, in: Beilage zum „Badener Wochenblatt“ Unterhaltungsblatt. Vaterländisches VIII. Nr. 126—138, Baden-Baden 1894; Archivalien des Herrn Gutsbesitzers August Rössler auf Schloß Neuweier, Amt Bühl, verzeichnet von K. Reinfried in: ZGO 51 N. F. 12/1897, S. 31—37; K. Reinfried, Das untere Schloß zu Neuweier, Amt Bühl, in: Ortenau 3/1912, S. 1—23; H. Waag, Schloß Neuweier bei Baden-Baden. Sonderdruck o. J.; Th. von Glaubitz, Das untere Schloß Neuweier, in: Ortenau, 21/1934, S. 177—182; H. Berl, Neuweierer Chronik. Baden-Baden 1943; A. Hasel, Neuweier — Weinparadies am Fuße der sagenumwobenen Yburg, in: Ortenau 38/1958, S. 156—175; E. A. Huber, Beiträge zur Heimatgeschichte, in: Mitteilungsblatt Neuweier vom 6. 2. 1971 bis 20. 1. 1973.

Das Wasserschloß Bach in Kappelwindeck (15)

Hugo Schneider

Stadt Bühl (Landkreis Rastatt), ehemalige Gemeinde Kappelwindeck

Name: Bacher Schloß

Von dem 1791 abgerissenen Wasserschloß Bach blieb nichts erhalten. Es stand in Kappelwindeck auf dem Platz der heutigen Bachschloßschule (1971/72 erbaut). Seine Lage am Rande der Vorbergzone, durch einen tiefen Graben vom Ortskern mit der Kirche getrennt, läßt wie bei andern Wasserschlössern des mittelbadischen Raumes annehmen, daß es auf einen Fronhof der fränkischen Zeit zurückgeht, auf dem später eine Wasserburg errichtet wurde. Wann und von wem diese erbaut wurde, ist unbekannt, doch wird man die Entstehungszeit wohl in das 12. Jahrhundert verlegen dürfen. Der Bau wird dem des damals üblichen Schemas entsprochen haben. Jedoch kann man sich ein Bild des „freiadligen Rittergutes“ zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf Grund einer Spezifikation vom 27. 6. 1700¹ machen, die angefertigt wurde, als die Güter des damaligen Besitzers, des Freiherrn Ludwig von Schertel, wegen Verschuldung versteigert werden mußten.

Es bestand aus einem äußeren und inneren Schloßhof. Dieser war umgeben von einem breiten Graben, über den eine Zugbrücke führte, sowie einer Ringmauer. Im Innern stand das ansehnliche zweistöckige Schloß, das im 1. Stock eine „Kuchel“ mit Speiskammer sowie fünf Stuben und Kammern enthielt und im 2. Stock sieben Zimmer. Außerdem fanden sich noch eine Kapelle, ein tiefer Brunnen, Keller und Pferdeställe. Der äußere Schloßhof enthielt die landwirtschaftlichen Gebäude: ein „Meierhäuslein“, darunter ein tiefer Keller, die Stallungen für Kühe und Pferde mit einem Anbau, in dem der Knecht wohnte, eine Trotte u.a. Zu den Liegenschaften gehörten zwei Rebhäuser, wovon das „gleich vor dem Schloß“ einige Jahre zuvor abgebrannt war.

Diese Zusammenstellung wird ergänzt durch eine weitere ähnliche vom 25. 8. 1724², in der zudem vermerkt wird, daß das Schloßlein nur als Nachtlager für die Herrschaft auf der Hühnerjagd zu verwenden sei.

Die Geschichte dieses Schlosses ist unbekannt. Vermutlich wurde es wie viele andere Gebäude im Orleanischen Krieg zerstört, denn der Bericht von 1724 verzeichnet, daß es kurz zuvor neu erbaut worden war. 1727 ging es in den Besitz des Markgrafen Ludwig Georg über. Die Wohnräume wurden vermietet. Außerdem wurde in dem Gebäude die Bühler Domonialverwaltung untergebracht, der auch die Keller unterstanden.

Danach scheint sich niemand mehr um das Schloß gekümmert zu haben, denn nach Berichten von 1779 war es in schlechtem baulichen Zustand. In dem

kleinen Häuschen hatte man den markgräflichen Förster untergebracht, der bisher im Schloß Waldsteg in Neusatz wohnte.

Die Verwaltung versuchte in der Folgezeit, das Schloßgut loszuwerden. Aber obwohl sie ihre Verkaufsabsichten in der ganzen Markgrafschaft sogar im „Ausland“ bekanntgab, meldete sich kein Käufer, denn die Erträgnisse reichten nicht zum Unterhalt sowie zur Zahlung des Zinses aus³. Bauinspektor Rohrer von Rastatt ließ 1779 einige Reparaturen durchführen, besonders die Fundamente ausbessern, aber der Bezirksbaumeister Vierordt riet in seinem Bericht vom 1. 7. 1788⁴, nachdem er das Ganze besichtigt hatte, den Bau abzureißen, zumal im Norden der Bühler Hauptstraße ein neues Verwaltungsgebäude gebaut worden war, somit für das Wasserschloß keine Verwendung mehr bestand. 1791 erfolgte der Abriß aller Gebäude bis auf den Bauernhof, den seine späteren Besitzer beseitigten. An die Herren von Bach erinnert in Kappelwindeck nur noch eine Grabplatte in der kleinen Kapelle neben der Pfarrkirche.

Die Wasserburg Bach war das Stammschloß der Herren von Bach. Aus niederem Dienstadel aufgestiegen, gehörten sie zu den ältesten Adelsgeschlechtern der Ortenau. Urkundlich werden sie erstmals mit Berthold von Bach 1311 genannt. Sie waren Edelknechte und standen im Dienst der Herren von Eberstein und der Markgrafen von Baden, von denen sie ebenso Lehen trugen (z.B. Leiberstung) wie von den Bischöfen von Straßburg (z.B. Niederschopfheim), den Bischöfen von Speyer u.a. Der Familie gehörte das untere Schloß zu Neuweier. Georg von Bach hatte 1396 Anteil an der Diersburg. Er war von 1395—1404 magister curie des Markgrafen Bernhard von Baden. Seine Grabplatte steht an der nördlichen äußeren Seitenwand der Steinbacher Kirche. Der letzte männliche Vertreter der Bach war Jörg von Bach († 1538). Er hatte durch die Vereinigung der Dörfer Niederschopfheim, Hofweier und Schutterwald 1530 die Herrschaft Binzburg gegründet. Sein von Christoph von Urach geschaffenes Grabmal an der Offenburger Hl. Kreuzkirche zeigt die lebensgroße Gestalt des Ritters im Stil der Frührenaissance.

Die Wasserburg Bach scheint schon bald in den Besitz von anderen Familien gekommen zu sein. Im 14. Jahrhundert waren es die Spret(e) von Bach, im 15. und beginnenden 16. die Schuch von Enzberg. Damals gab es auch eine Familie der Meier von Bach, die in Sasbach bei Achern saß. Durch Erbschaft kam das Schloßgut 1533 an den markgräflichen Kanzler Dr. Hieronymus von Veus (Vehus), durch Testament an die Herren von Schauenburg. 1651 kaufte es der badische Kanzler Dr. Johann Adolf Krebs, der sich danach Krebs von Bach nannte. Der letzte Besitzer war der Baron Ludwig Schertel, der es wegen Zahlungsunfähigkeit an den Markgrafen Ludwig Georg abtreten mußte. Seitdem war das Schloß Amtskellerei bis zu seinem Abriß 1791.

Literatur:

Theodor von Glaubitz, Das Wasserschloß Bach, in: Ortenau 21/1934, S. 169—172; K. Reinfried, Das ehemalige Wasserschloß Bach zu Kappelwindeck bei Bühl, in: Alemannia 30 N. F. III, 1903, S. 132—142.

Anmerkungen:

- 1 GLA 229/3929
- 2 GLA 229/3926
- 3 GLA 229/3933
- 4 GLA 229/3921

Das Schloß Rittersbach (16)

Hugo Schneider

Stadt Bühl (Landkreis Rastatt), ehemalige Gemeinde Kappelwindeck, Ortsteil Rittersbach

Name: Ruedensbach (1248), Rüdespach (1432), Riederspach (1513)

Das Rittersbacher Schloß, ein langgestreckter schlichter Bau, steht am Eingang des Rittersbacher Tales oberhalb der Straße, die von Kappelwindeck nach dem Ortsteil Riegel führt. Der nach Süden gerichtete Teil ist dreistöckig, während der nach Norden, da in den Schwarzacher Berg hineingebaut, nur zweistöckig ist. Etwa in der Mitte der östlichen Längsfront erhebt sich etwas vorgesetzt der Treppenturm, durch den man zu den einzelnen Stockwerken des Schlosses gelangt. Dieses Aussehen hat das Schloß erst seit seinem Ausbau 1838, als man ihm ein drittes Stockwerk aufsetzte. Das hatte zur Folge, daß der Turm nicht länger das Gebäude überragte.

Da Zeichnungen und Beschreibungen aus früherer Zeit fehlen, kann über die Baugeschichte nichts berichtet werden. Man nimmt an, daß an der Stelle des Schlosses einst eine Tiefburg stand. Der Ort wird in einer Urkunde von 1302 erwähnt, in der Reinbold von Windeck seine ebersteinischen Lehen, darunter Ruodensbach seinem Bruder Eberhard und seinen Erben überläßt. Herren der Burg waren die von Rudersbach, von denen ein Heinrich Edelknecht für das Jahr 1327 urkundlich bezeugt ist. Die Familie muß zu dem Geschlecht der Tigersheimer gehört haben, denn 1351 wird von einem Edelknecht Hans zu Tygensheim berichtet, der „zu Ruderspach gesessen“ ist. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hört man nichts mehr von der Familie. Der Besitz fiel in der Folgezeit an die Familie Bach. Als diese 1538 mit dem Tod des Jörg von Bach im Mannesstamm erlosch, erbte das Besitztum seine Nichte Katharina, die in 2. Ehe mit dem Kämmerer von Worms Philipp von Dalberg verheiratet war. Bis 1615 gehörte das Rittersbacher Schloß nun den Dalberg. Als diese 1615 auch im Mannesstamm ausstarben, bekamen es die beiden Töchter, von denen die eine mit Johann Philipp Knebel von Katzenellenbogen, die andere mit

Hans Wolf von Eltz verheiratet war. 1725 vereinigten die von Katzenellenbogen durch Kauf des Eltzschen Anteils wieder den ganzen Besitz. Da ihnen als Adlige das Recht des freien Weinverkaufs zustand, eröffneten sie eine Weinwirtschaft auf dem Schloß, aus dem sich die Schildgerechtigkeit „Zum Burg-ritter von Windeck“ entwickelte. Den Ausschank besorgte ein Schaffner, da die Herrschaften in Neuweier im unteren Schloß wohnten und sich um Rittersbach nur wenig kümmerten. Nachdem auch die Herren von Katzenellenbogen ausgestorben waren, versteigerten die Erben das Schloßgut, das der badische Major von Preen 1826 erwarb. Da die Anbaufläche zu klein war, um eine ansehnliche Rendite abzuwerfen, suchten seine Erben das Schloß wieder abzustoßen. 1833 erwarb es der badische Staatsminister von Berckheim für 6300 fl. Um die Rentabilität zu vergrößern, fügte er seinem Besitztum einen Bauernhof, den ehemaligen „Jesuitenhof“, und später außerdem ein größeres Reb-gelände am Schwarzacher Berg hinzu. Durch Vermächtnis kam es an die Familie von Glaubitz, der es seit 1918 endgültig gehört.

Literatur:

Th. von Glaubitz, Das Schloß Rittersbach, in: Ortenau 21/1934, S. 182—187; K. Reinfried, Die ehemaligen Edelhöfe im Amtsbezirk Bühl, in: Ortenau 1/2 1910/11, S. 1—18.

Die Burg Alt-Windeck (17)

Karl-Bernhard Knappe

Stadt Bühl (Landkreis Rastatt), ehemalige Gemeinde Neusatz, Ortsteil Waldmatt

Name: Windecke (1212)

Die Burg Alt-Windeck mit ihren beiden charakteristischen Türmen liegt auf dem Sporn eines ca. 376 m hohen Bergvorsprungs oberhalb der Bühler Stadtteile Waldmatt (Neusatz) und Riegel (Kappelwindeck).

Heutiger Zustand

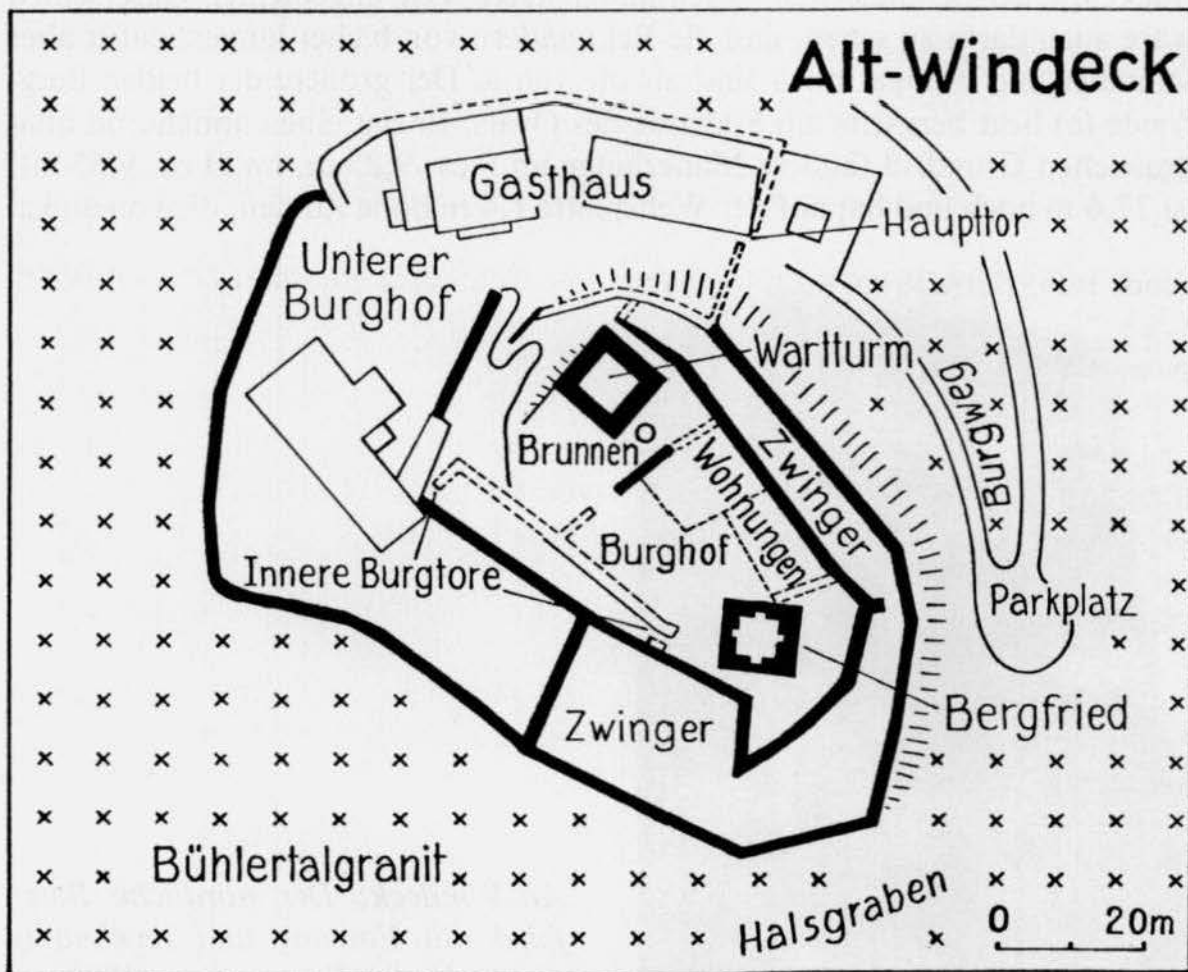
Der Burghügel wird von einem großenteils natürlichen Einschnitt von den bis 595 m ansteigenden östlichen Bergzügen abgetrennt, wodurch die Burg die Eigenschaft einer Mischung aus Sporn- und Gipfelburg gewinnt. Um die auf Gipfelhöhe gelegene Kernburg legt sich ein hangabwärts ziehender Zwinger, dessen Mauern, mit einer Ausnahme auf dem Osthang, noch ringsum erkennbar sind und eine Vorburg umfassen, in der heute Bauten aus den 50er Jahren dieses Jahrhunderts die Struktur bestimmen. Zwinger, Kernburg und Vorburg bilden annähernd ein von NO nach SO sich erstreckendes Oval. Wie bei vielen Burgen dieses Typs (in der Nähe z.B. die Yburg) prägen zwei Bergfriede je-

weils in den Schmalseiten des Ovals das Bild der Kernburg bis heute. Diese ist Ruine, die Bauten in der Vorburg bergen ein Restaurant mit Nebengebäuden und Wohnungen.

Die Ringmauer der Kernburg sowie die Mauer des Zwingers folgen polygonal dem Gelände; flankierende Türme oder auch nur Ansätze zur Flankierung sind weder in der wohl etwas älteren Kernburg noch im Zwinger erkennbar. Dafür übernehmen aber die beiden Bergfriede die Hauptaufgabe der Bestreichung an den gefährdetsten Stellen im SO und O zum Graben und zum Hang bzw. im NO zum gleichen Hang und an der Stelle des heute rekonstruierten, vermutlich aber auf Altes zurückgehenden Tores in die Vorburg.

Dieser Befund deutet auf sehr alte wehrtaktische Vorstellungen und könnte die Erbauung der Burg in unserem Raum durchaus in die Wende des 12. zum 13. Jhdt. setzen: die erste urkundliche Erwähnung eines Windeckers findet sich 1212.

Die Zwingermauer zeigt heute grobes Bruchsteinmauerwerk aus Gneis oder Granit und ist in unregelmäßigen Lagen aufgemauert. Da sich beim näheren Hinsehen wenig findet, was über die Datierung der Burg Aufschluß gibt, soll



Grundriß der Burg Alt-Windeck.

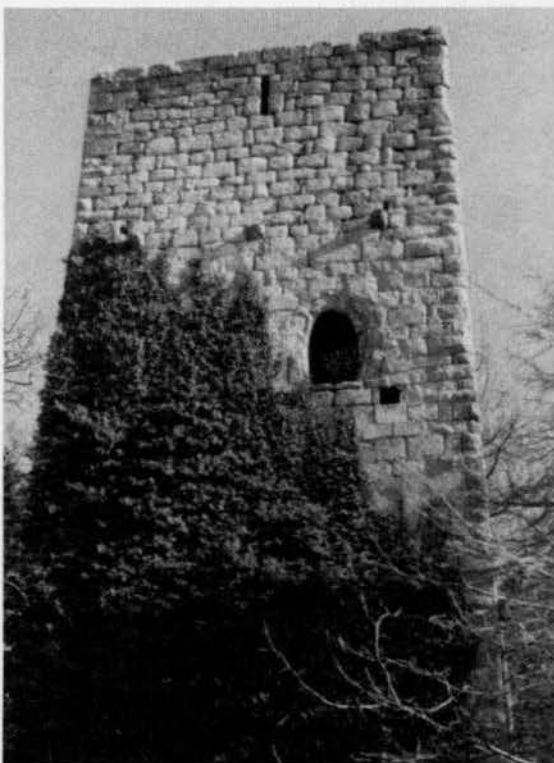
Zeichnung: R. Metz (1971)

sich die folgende Beschreibung auf die aussagekräftigste Bausubstanz der Kernburg, die zwei Bergfriede vor allem und die zwei Palasbauten, die ihnen jeweils zugeordnet sind, konzentrieren.

Eine den Tatsachen entsprechende Grundrißaufnahme fehlt leider bis heute. So sind wir auf den Grundriß Naehers von 1888 angewiesen der, wie z.B. eine in den 70er Jahren dieses Jahrhunderts unternommene Grabung erweist, vielfach auf Spekulation beruht. Er sei im Folgenden mit seiner Siglenkennzeichnung nur als Anhaltspunkt für eigene Betrachtungen benutzt.

Die Bergfriede

Es fällt auf, daß beide Bergfriede in ähnlicher Technik aus glatten, in annähernd waagerechten Lagen aufgemauerten Granitquadern bestehen, während alle vier Ecken in Buckelquadern aus Granit und gelegentlich aus Sandstein hochgezogen sind. Im ganzen wirkt die Bauweise des kleineren Turms b sorgfältiger, die Lagehöhen sind angepaßter und noch eher eingehalten als am Bergfried a. Die Eck-Buckelquadern von b sind von unten bis oben streng in einer Art Läufer-Binder-Verband aufgesetzt, während bei a schon mal zwei Buckelquader-Schmalseiten aufeinander sitzen. Ein allgemeiner Unterschied wäre auch darin zu sehen, daß die Eckquadern von b eher länger, dafür aber schmaler und weniger hoch sind als die von a. Der größere der beiden Bergfriede (a) liegt bergseits am Süden des Ovals. Er hat einen annähernd quadratischen Grundriß (äußere Mauerlänge im S ca. 9,85 m, im O ca. 9,65 m), ist 27,6 m hoch und hat auf der Wehrplatte 1,4 m hohe Zinnen, die von außen



Alt-Windeck: Der nördliche Bergfried mit Eingang und regelmäßig geschichteten Eckquadern (1980).

Aufn.: K.-B. Knappe



Alt-Windeck: Oberburg von SO 1980.

Aufn.: K.-B. Knappe

nicht zu erkennen sind. Die Mauerdicke unten beträgt ca. 2,5 m, auf der Angriffsseite nach SW und SO ca. 3 m. Der Eingang des fünfgeschossigen Gebäudes liegt 15,5 m hoch. Im 6,40 m hohen Kellergeschoß („Burgverlies“) sollen menschliche Knochen gefunden worden sein. Bemerkenswert ist auch der Abschluß des Turmes in einem mächtigen Tonnengewölbe über dem 5. Stock. Um die Festigkeit dieser Tonne nicht zu gefährden, wurde abweichend von der üblichen Verbindung der Stockwerke in beiden Bergfrieden durch Blocktreppen durch die Decke eigens eine Treppe in der Mauerdicke auf der feindabgewandten Seite zur Wehrplattform konstruiert, womit die Burg Anschluß an die damalige „internationale“ Technik gefunden hat.

Von außen zeigt der Turm a als ausschließlicher Wehrturm nur wenige Mauerdurchbrüche in Form von Lichtscharten oben und dem romanischen Fenster im Eingangsgeschoß (4. Geschoß). Die als „original romanische Tür“ bezeichnete Pforte in der SO-Wand in Bodenhöhe mit dem 1811 datierten Schlußstein ist Produkt der Burgenromantik des beginnenden 19. Jhdts. Weiter besitzt diese SO-Wand unter und über dem Toreingang ins 4. Geschoß Balkenlöcher, deren Balken einst den außen vorgelegten Steg bzw. das Torblockhaus zum Schutz des Eingangs trugen. Darüber finden sich 2 Reihen Konsolsteine, die hier wohl ebenfalls einen vorkragenden Wehrgang, auch „Hurde“ genannt, trugen. Die gleiche Technik des Eingangsschutzes hat auch der Turm b, wobei die Unterseite von Balken, die obere von Konsolsteinen getragen wurde.

Der im nördlichen Teil des Ovals gelegene kleinere Bergfried (b) hatte die Aufgabe eines Wachtturmes. Auch sein Grundriß ist annähernd quadratisch (8,67 m x 8,70 m). Der Eingang findet sich in 12 m Höhe. Die Turmmauer ist nur durch das Fenster des Eingangsgeschosses und des 3. Obergeschosses durchbrochen.

Die sorgfältigere Mauertechnik des Bergfrieds b und seine größeren Quadern könnten b als etwas älter als a ausweisen; das Fehlen von Zangenlöchern an den Quadern ließe allerdings auch eine Datierung beider Bergfriede in die ersten 10 Jahre des 13. Jhdts. oder gar eine in die Wende vom 12. zum 13. Jhd. zu; damit wären Ersterwähnung und Baubefund ziemlich nahe beieinander.

Im Inneren weisen beide Türme gleiche Züge auf; Stockwerksgliederungen werden jeweils durch innere Rücksprünge der Mauer angedeutet, wodurch die Mauer nach oben immer dünner wird. Die Mauer von b ist unten 2,64 m dick; unter dem nach Norden in ca. 12 m Höhe gelegenen Eingang finden sich zwei durch Rücksprung unterschiedene Stockwerke.

Insgesamt sehen wir zwei höchst eindrucksvolle, zu Beginn des 13. Jhdts. technisch auf dem neuesten Stand stehende Bergfriede vor uns, die der Burg ihr eigentliches Profil geben und daher wirklich dringend interessierten Zeitgenossen und Burgenfreunden (wieder) zugänglich gemacht werden sollten!

Die Palasbauten

Jedem Bergfried war, wie der Befund zeigt, der Plan von Naeyer aber falsch darstellt, zumindest ein Palasbau zugeordnet. Eine allein übriggebliebene Wand des Nordpalas zieht vierstöckig etwa von SW nach NO. Sie zeigt Spuren vielfacher Umbauten, so an ihrer SW-Ecke Reste eines ehemals wohl sechseckigen Turms (?), der oberhalb des untersten (Keller-?)Geschosses auf drei Konsolen aus Granit und Sandstein beginnt. Mit ihm hat man ein romanisches Gewände überbaut, das seinem Baukörper wohl die Erklärung als Kamin zuteil werden ließ. Ein Mauerfundament zieht an seiner Stelle rechtwinklig zur Wand etwa nach S. Die Wand hat am Boden eine Stärke von 1 m, sie ist 6,80 m lang. Von N her gesehen (Innenseite), findet sich im unteren Geschoß links eine 191 cm hohe, 120 cm breite Pforte mit abgefasten Sandsteingewänden an der Außenseite, innen darüber eine eigenartige Nische von 120 cm Höhe und ebensolcher Breite, daneben ein Lichtdurchbruch, der scheinbar von „außen“ kommt, daneben wieder eine Nische diesmal in der Außenwand (= Südseite). Dies sind Spuren erheblicher Umbauten vielleicht nach dem großen Brand aus den Jahren um 1370.

Im dritten Stockwerk findet sich im Zentrum ein romanisches Fenster, darüber als Rest eines Giebelgeschosses eine spätere Mauer mit Rücksprung zur Außenseite hin. Das romanische Fenster zeigt unten am Außengewände einen Ausbruch, wie er oftmals bei der Umwandlung von mittelalterlichen Schieß-

scharten zu Feuergewehrscharten (Vorform von Schlüsselscharten) vorkommt. Darunter finden sich wiederum 3 Konsolsteine auf der Außenseite.

Würdigt man die unterschiedlichen Maueröffnungen mit ihren unterschiedlichen Verjüngungen nach Norden und Süden, dazu die Konsolsteine auf beiden Seiten, wird man schließen dürfen, daß diese Wand ursprünglich eine Außenwand war, dann aber von Süden angebaut wurde, so daß sie zu einer Innenwand wurde. Der Umbau dürfte aber nach der Umwandlung des romanischen Fensters zur Feuerscharte wohl nach der ersten Hälfte des 14. Jhdts., stattgefunden haben. So ist diese Mauer eigentlich Zeuge zweier ehemaliger Wohnbauten. Das entspräche dem Ausbau der Burg als Ganerbenburg, der ein altes Hofgelände miteinbezog.

Im Südpalas, dem Bergfried a zugeordnet, ist dann der größere Palasbau zu sehen. Er ist mit dem Giebelgeschoß mindestens fünfstöckig gewesen. Ohne Mauer-Verbindung mit dem Turm lehnt er mit Fuge im NO an diesem Bergfried. Seine Außenmauer im Kellergeschoß von 6,45 m Breite ist ca. 1,45 m, die Innenmauer zum Burghof hin nach Rücksprung über dem 1. Kellergeschoß ist ca. 90 cm dick. Die Stockwerkseinteilung ist auch hier wie in den Türmen durch Rücksprünge markiert. Das Stockwerk über dem Keller zeigt einen romanischen Fensterdurchbruch nach SO mit inneren Sitznischen. Dann folgt das Eingangsgeschoß als 3. Stockwerk. Der Zugang erfolgte vom Burghof aus durch ein offenbar umgebautes bzw. später nach außen verstärktes romanisches Portal mit zwei durch den Umbau gegeneinander verschobenen, abgefasten Rundbögen. Sie liegen 2,50 m oberhalb des Restes eines offenbar späteren Treppenturms aus dem Burghof. Im 4. Stock weisen 2 romanische Fenstergruppen, von denen die eine Doppelgruppe etwa halb so groß ist wie die andere, und Ansätze einer wohl ähnlichen Fenstergruppe gegenüber in der Außenmauer auf den eigentlichen Repräsentationsraum, den „Rittersaal“.

Außen vor der Giebelwand liegt, schräg zum Bergfried führend, noch der gewaltige Mauerklotz einer anderen Palas-Außenwand, die ein von innen zugemauertes romanisches Fenster besitzt. Er verweist somit sicher nicht auf eine Schildmauer, sondern auf eine andere Palas-Konstruktion, nach deren Zerstörung erst die südliche Giebelwand hochgezogen worden sein dürfte. Seine Mauerkonstruktion mit annähernd waagerechten Fugen setzt ihn aber zeitlich nicht sehr von dieser ab, die etwa gleichartige Fugen zeigt.

Wie der Südpalas insgesamt, so hat auch dieser Klotz keinen Mauerverband mit dem Bergfried und stößt mit Fuge an ihn. Mindestens 2 Baustufen des Palas finden wir also auch hier, ein Problem, das durch archäologische Untersuchung noch weiter geklärt werden sollte.

Die Burgkapelle

Die Burg besaß seit alter Zeit eine Burgkapelle¹ mit Michaelspatronat, wie es seit dem Karolingerreich für Reichsbauten und Burgbauten vielfach nachge-

wiesen ist. Ihre Lokalisierung im Burgbereich ist ungeklärt. 1408, drei Jahre vor seinem Tod, stiftete Reinhard von Windeck eine Priesterpfründe zu Ehren des Kapellenpatrons².

1544 sind Kapelle und Pfründe bereits säkularisiert.

Über ihr Alter mögen die von Koch gezeichneten Funde, zwei Gewölbeschlusssteine, einer mit Christuskopf, der andere mit Agnus Dei Aufschluß geben. Beide Bildtypen gehören in die spätere Gotik; so wird es eine gotisch gewölbte, nach Umfang der Pfründe offenbar recht bedeutende Kapelle gewesen sein.

Interessanter sind noch die eindeutig romanischen, von Albert Koch gezeichneten Funde (fein skulptierte Kelchkapitelle, von Rundbögen umgebene Palmetten, Köpfe u.a.). Leider ist die Fundstelle nicht bekannt. So hat man keinen Anhaltspunkt für ihre Datierung. Doch finden sich ähnliche Formen auch an den romanischen Bauteilen des Freiburger Münsters wie auch in Schwarzach und stützen so die These von der Erbauungszeit um 1200—1220. Gleichzeitig sind sie auch ein Zeichen für den Repräsentationsanspruch und die Bedeutung der Herren von Windeck in der Ortenau. Leider ist die große Palmette jetzt unsinnig im Nordpalas, der Palmettenfries ebenso unsinnig im Außentor oben eingemauert.

Die Unterburg wird jetzt von dem Restaurantbau beherrscht, der romanische Elemente von 1959ff. mit überbreiten Viereckfenstern und Fachwerkwändchen verbindet und mit seinem weißen Putz weit ins Land strahlt, während der Umriß der Kernburg infolge dichten Baumbewuchses immer weniger sichtbar wird.

Ein Torgang führt im Westen zur Kernburg hinauf, während das ganze Areal von der Mauer eines Zwingers abgeschlossen wird. So haben wir insgesamt eine Kernburg des frühen 13. Jhdts., die bereits Elemente einer Ganerben-Nutzung aufweist, und die wohl Ende des Jahrhunderts oder noch später mit einer Zwingeranlage umgeben wurde.

Im Jahre 1561 lag die Burg in Trümmern, so daß wir in ihr im wesentlichen ein hervorragendes Zeugnis romanischen Burgenbaus schätzen können, das der gesamten badischen Burgenlandschaft, vor allem aber dem Rheintal, zur großen Zierde gereicht und dem Rang und der Würde seines Erbauergeschlechtes noch heute ein mächtiges Zeugnis ausstellt.

Geschichte der Burgherrschaft

Die Herren von Windeck³ waren ein bedeutendes Geschlecht unter den 16 Ritterfamilien der Ortenau, dessen Ursprung gelegentlich in fränkische oder salische Zeiten zurückverlegt wird, aber gänzlich dunkel bleibt. Mit Melchior wurden sie 1212 zuerst erwähnt⁴, der als Vogt des Klosters Schwarzach wohl die Burg Alt-Windeck erbaut hat. Nach zahlreichen Verzweigungen mußten

sie sich etwa 100 Jahre später mit Berthold II. um 1312 in die Linien Alt- und Neuwindeck teilen. Diese Zeit war auch der Höhepunkt wirtschaftlicher Krisen, die das Geschlecht bereits im 13. Jhdt. begleiteten. Mit Anna starb 1486 die letzte des Alt-Windecker Zweiges, mit Jakob III. 1592 der letzte des Neuwindecker Geschlechts. Die Windecker Geschichte ist durch machtbezeugende Kämpfe nach außen, aber auch schwächende Familienstreitigkeiten nach innen gekennzeichnet, die letztlich zur Abhängigkeit der Menschen und Burgen von den Markgrafen von Baden geführt haben. So waren beide Burgen zu Ende des 16. Jhdts. verlassen und verfallen (Alt-Windeck 1561, Neu-Windeck 1580), die alten Rechte in vielen Händen. Angesichts der ausführlichen Literatur sei im folgenden nur auf einige besonders aufschlußreiche Episoden Windecker Geschichte eingegangen.

Im Jahr 1196 ist die Windeckische Schirmvogtei⁵ über Kloster Schwarzach belegt, die die Herren — wohl auch zur Finanzierung ihres Burgbaues — größtenteils ausnutzen. So konnten sie sich, ausgehend von relativ unbedeutendem Allodialbesitz, dem Althof in Bühl, als Träger vielfacher Lehen der Ebersteiner (wie z.B. die Burg), später der Bischöfe von Straßburg, Markgrafen von Baden, der Geroldsecker, Lichtenberger, des Klosters Schwarzach und schließlich nach einem klugen Schachzug Reinhard III., des Schleglers, auch als Lehnsträger des Reiches, große Bedeutung erringen. Dabei kam es zu vielerlei wirtschaftlichen Krisen, besonders nach der Wende zum 14. Jhdt. Hier sei ein Krisen verursachendes, für das Mittelalter charakteristisches Motiv exemplarisch herausgegriffen⁶. Am 18. 5. 1325 urkundete Ritter Johannes von Windeck, daß er seiner Gemahlin, Clara, der Tochter des späteren Basler Bürgermeisters Ritter Peter Reich von Reichenstein von 1336, ganz erhebliche Einkünfte für den Fall seines Sterbens zur Versorgung („Widum“) ausgeschrieben hat; alle Güter sollten ihr auch im Scheidungsfalle zukommen. 1328 übertrug er ihr ein Haus in Köln, das sie sogleich an die Deutschordensleute schenkte. In ähnlicher Weise erhielten Anastasia von Windeck und andere Frauen Ausstattungen, die, falls der Todesfall eintrat, neben dem in dieser Zeit üblichen Verkauf von Gütern zur Kapitalbeschaffung einen Familienreichtum erheblich vermindern konnten.

Aus der Wirtschaftskrise führte der weitsichtigste aller Windecker beider Linien, Reinhard (von 1366/1367 Mitglied des Schleglerbundes, gest. 9. 8. 1411), wenigstens die Linie Alt-Windeck. Er war der Sohn Conrads (gest. 1359) und seiner Gemahlin Junta (Kunigunde) von Riese (gest. 1360), sein Onkel der Schwarzacher Abt Reinhard (1340—1357) von Windeck. Angesichts des zunehmenden Druckes größerer Landesfürsten, hier der Markgrafen von Baden, schloß er sich früh dem schwäbischen Schlegler-Bund an, der bis zu seinem Verbot durch König Wenzel von Böhmen 1396 die Interessen der freien Ritterschaft verteidigte.

Zunächst im Bunde mit den Markgrafen von Baden und als ebersteinischer Lehensmann überfiel er mit vielen anderen 1367 den Feind der Ebersteiner, Graf Eberhard den Greiner von Württemberg, in Wildbad. Da diesem die Flucht nach Zavelstein gelang, begannen über 20 Jahre dauernde Ritterfehden, der sog. Schleglerkrieg. Der stärkste Verbündete Württembergs war die Stadt Straßburg, und damit beginnt eine Feindschaft zwischen der Stadt und dem Ritter, die trotz des Versprechens gegenseitigen Wohlwollens z.B. 1356 und 1367 Reinhart bis fast zu seinem Ende begleitete. 1368 (14. 6.) gelobte der gefangene Ritter „Urfehde“, griff aber gleich im Dezember 1370 in Streitigkeiten zwischen dem intriganten Domdechant Johann von Ochsenstein und Dompropst Hanemann von Kyburg um die Nachfolge auf dem Bischofsstuhl ein. Im Handstreich nahm der Ritter mit seinem Schwager Alberlin Röder-Widembösch, der schon in Wildbad mit dabei gewesen war, Ochsenstein in Straßburg gefangen und führte ihn auf die Alt-Windeck. Die Straßburger nahmen Kyburg als Geisel und versuchten zweimal, Alt-Windeck durch Belagerung zu nehmen, ohne Erfolg. Allerdings konnten sie auch nicht alle Gewalt anwenden: in der Vorburg saß Reinharts Verbündeter, Reinbold aus der Linie der Edelknechte von Windeck, als badischer Lehensmann. Seinen Platz hielt aber der Markgraf besetzt (Regest v. 10. 7. 1371), und so wäre ein erfolgreicher Angriff durch die Vorburg in Kampf mit ihm ausgelaufen. Die Burg der verwandten Neu-Windecker war in diesem Krieg, der mit einem Vorfrieden am 6. Mai 1372 endete, über 37 Wochen Stützpunkt der Straßburger Söldner unter Hauptmann Gosse Sturm, dem Älteren. Im ganzen war Reinhart der Sieger — er erhielt 4 000 Gulden vom Domdekan und dazu 60 Pfund Pfennige für den Unterhalt des offenbar sehr ritterlich gehaltenen Gefangenen, der zuletzt in der Schlacht bei Sempach fiel. Der endgültige Friedensvertrag vom 22. 5. 1373 in Stollhofen zeigt, zu welchen Dingen ein Ritter in einem Zweifrontenkrieg im 14. Jhdt. noch in der Lage war. In der Folgezeit stieg Reinhart bis zu seinem Tode zum höchst angesehenen Diplomaten auf, der z.B. in der Agonie der Ebersteiner Grafen, aber auch an vielen anderen Stellen immer wieder als Schiedsrichter, Vermittler und Bürge auftrat und den Markgrafen offenbar unentbehrlich wurde.

Daneben beweist seine Bedeutung die „Mitbesiegelung des wichtigen (bad.) Hausgesetzes von 1380, in dem er neben Konrad Röder der einzige Niederadlige ist, und sein Amt als Vogt von Schwarzach. Auch die Tatsache, daß (. . .) 1392 Papst Clemens VII. ihm, dem miles Argentinensis diocesis, für seinen Einsatz im Dienst des römischen Papstes 2 000 Gulden überwies, hebt ihn über die anderen markgräflichen Vasallen hinaus“.

Derart besonnen konnte er auch das Niederbrennen der Burg Alt-Windeck, wohl unmittelbar nach der Freilassung Ochsensteins 1372 durch Unachtsamkeit entstanden, wirtschaftlich überwinden und sie neu erbauen, „das sü besser ist denne vor“ (Königshofener Chronik von 1382). Die Mauern dürften

allerdings stehengeblieben sein, worauf die starke Sinterung am Portal des Südpalas und dem rechten Gewände der darüber liegenden Fenstergruppe, die am Sandstein bei Brand geschieht, hinweist. Dann müßte der Rest im 14. Jhdt. romanisch erneuert sein, denn er zeigt kaum Brandschäden. Allerdings verbrannte das Archiv, dessen Urkunden z.T. einziger Besitznachweis im Mittelalter waren. Im Rahmen dieser Bauten könnte auch der Treppenturm vor das Portal gelegt und eventuell der Nordpalas erweitert worden sein.

Als weitsichtigen Realpolitiker auf der Höhe der Zeit zeigt ihn auch, daß er dank hervorragender Beziehungen zum deutschen König Ruprecht von der Pfalz sein Bühlsches Allod dem König auftrug, es als Reichslehen zurückkempfung und mit Gericht, Geleit und Zoll darin vom Reich belehnt wurde. Am 11. 11. 1403 erhielt er noch den Bühler Wochenmarkt vom König dazu. So hatte er sein Land nach bestem Wissen und Gewissen seiner Familie vor allem vor einem Zugriff der badischen Markgrafen gerettet.

Doch schon seine Kinder, Reinbold, Barbara und Burkart († 1429), der sich auch „von Windeck zu Windeck“ nannte, konnten diesen Plan nicht mehr weiterführen. Über Burkarts Witwe Katharina von Hohenburg fielen im November 1429 wichtigste Teile des Lehens, z.B. Burkarts Anteil an der Burg, an Jakob von Baden zurück. Es begann ein neuer Niedergang.

Als die letzte Altwindeckerin, Anna, 1466 Berthold IV. von Neuwindeck heiratete, erlosch mit dieser letzten Wiedervereinigung Windeckischen Gutes Alt-Windeck in der Geschichte.

Die Ruine kam in den Besitz der Herren von Fleckenstein, und nachdem dieses Geschlecht 1720 im Mannesstamm erloschen war, zog sie das Haus Baden-Baden als erledigtes Lehen ein. Seitdem unterstand sie dem Domänenfiskus.

1811 machte der Oberamtmann von Beust in Bühl den Versuch, durch Bildung der Burggesellschaft die Erinnerung an die Windecker zu neuem Leben zu erwecken. Aber das Unternehmen schief bald wieder ein.

Sagen:

Verschiedene Sagen beziehen sich auf die Burg Alt-Windeck. So soll nachts ein Testamentsschreiber umgehen, der im Tode keine Ruhe findet, da er die Töchter des letzten Windeckers im Testament benachteiligt hat.

Ein durstiger Jäger erhält von einem Burgfräulein auf Windeck einen Trank, entbrennt darauf in Liebe zu ihr und stirbt, da sein Verlangen nicht gestillt wird.

Im Zusammenhang mit der Windeck stehen auch die Sagen vom Hennengraben. Danach soll eine große weiße Henne die Burg vor einem nächtlichen Überfall gerettet haben, indem sie einen tiefen Graben ausscharfte. Ein Herr von Windeck, der eine Kapelle erbauen wollte, aber den Platz nicht wußte, ließ eine weiße Henne fliegen. Sie ließ sich am Hennengraben nieder an der gefährdeten Stelle, wo dann die Kapelle errichtet wurde.

Literatur:

Th. von Glaubitz, Die Burgen Alt- und Neuwindeck mit den Bühler Edelhöfen, in: Ortenau 21/1934, S. 187—209; Sonderheft Alt-Windeck. Bühler Blaue Hefte Nr. 5/6/7/1960, hrsg. von der Stadtverwaltung der Kreisstadt Bühl/Baden; H.-P. Sattler, Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, in: Ortenau 42/1962, S. 220—258, Ortenau 46/1966, S. 32—58; E. J. Leichtlen, Stammtafel des Rittergeschlechtes von Windeck, erweitert von Fr. Kober 1962, in: Ortenau 43/1963, S. 177—186; B. Theil, Das älteste Lehnbuch der Markgrafen von Baden (1381). Diss. Heidelberg 1972; O. Gartner, Regesten der Herren von Windeck, in: Ortenau 49/1969, S. 300—319 (1190—1349); 51/1971, S. 41—45 (1350—1359); 52/1972, S. 49—63 (1360—1373); 53/1973, S. 129—139 (1373—1399); 54/1974, S. 198—210 (1400—1410); 55/1975, S. 231—238 (1410—1420); 56/1976, S. 95—100 (1420—1430); 57/1977, S. 257—258 (1430); 59/1979, S. 269—277 (1431—1439); J. Naehrer, Die Ortenau, insbesondere Burgen, Schlösser usw. Lahr 1888.

Anmerkungen:

- 1 A. Harbrecht, Zur Baugeschichte der Windeck, in: Bühler Blaue Hefte Nr. 5/6/7/1960, S. 40—41.
- 2 Ein Verzeichnis der zugehörigen Pfründgüter und der Pflichten des Kaplans s. Gartner, a.a.O. Ortenau 54/1974, S. 209.
- 3 Eine jetzt dringend neu zu schreibende Monographie über die Windecker müßte sich vor allem stützen auf Gartner, a.a.O. 1969—1979, außerdem auf die Angaben bei Sattler, a.a.O., in: Ortenau 42/1962, S. 252. Durch Gartner ist auch Leichtlen ganz überholt.
- 4 Gartner 49/1969, S. 300 nennt eine Anna von Windeck um 1190; ihre Zuordnung zur Familie bleibt aber unsicher.
- 5 Als Obervögte, allerdings ohne machtpolitische Relevanz, treten seit 1283 die Burggrafen von Nürnberg auf, auch noch als die badischen Markgrafen die Vogtei bereits an sich gezogen hatten.
- 6 Die folgenden Kurzausschnitte beruhen auf Gartner, den ich nicht eigens zitieren möchte; man sehe zur Überprüfung unter der einzelnen Jahreszahl nach. Weit ausführlicher und unterhaltsamer liest sich die Geschichte bei Glaubitz, in: Ortenau 21/1934.

Das Schlößchen Hub-Walden (18)

Hugo Schneider

Gemeinde Ottersweier, Ortsteil Hub

Wohl veranlaßt durch die Schönheit der Landschaft wie auch durch die Nähe des damals von vornehmen Kreisen viel besuchten Hubbades ließ sich die aus Dorpat (Livland) stammende Gräfin Julie von Manteuffel in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts ein Schlößchen östlich der heutigen Heil- und Pflegeanstalt Hub bauen, das sie Hub-Walden nannte. Es lag südlich des Dorfbaches (Murbaches) am Rande des das Gewann Stiti (im 18. Jahrhundert Stüdig genannt) begrenzenden Waldes. Nach einem Plan von 1840 muß es ein stattliches, von Anlagen umgebenes Gebäude gewesen sein. Zu dem Anwesen gehörten noch Ackerland, Reben und ein Kastanienwäldchen, insgesamt 19 Morgen (etwa 6 ha). Wer den Plan entworfen hat, wie das Schlößchen aussah, ist unbekannt. Nach der Gräfin ging es in den Besitz eines Herrn von Schulze über. Lange Bestand hatte es nicht; bereits in den fünfziger Jahren wurde es wieder abgerissen.

Literatur:

O. Gerke, Das Hub-Schlößle und das Schlößchen Hub-Walden, in: Ortenau 21/1934, S. 225—226;
O. Gerke, Die Hub (II.), in: Ortenau 20/1933, S. 67—150.

Das Wasserschloß Waldsteg (19)

Hugo Schneider

Stadt Bühl, ehemalige Gemeinde Neusatz, Ortsteil Waldsteg

Name: walhestege (1294), waltstege (1476)

Das Wasserschloß Waldsteg liegt an einem Hang etwas oberhalb der Dorfstraße in der Nähe der Dorfmitte von Neusatz. Sein heutiges Aussehen erinnert eher an ein Amtsgebäude des frühen 19. Jahrhunderts als an eine mittelalterliche Wehranlage: ein weißgetünchtes, schmuckloses, zweistöckiges Gebäude mit großen Fenstern und einem mächtigen Walmdach; ihm angeschlossen ist ein von einer ca. 5,20 m hohen und 1,20 m breiten Mauer umgebener Binnenhof, der ehemalige Zwinger. Hauptgebäude und Zwinger haben die gleiche Breite (ca. 18 m), doch beträgt die Länge des Hauptgebäudes ca. 12 m, die des Zwingers ca. 8 m. Wann und durch wen das Waldsteger Schlößchen erbaut wurde, ist unbekannt. Doch kann man auf Grund der Buckelquader mit glattem Randschlag an den Ecken der Vorderfront wohl das späte 13. Jahrhundert als Entstehungszeit annehmen.

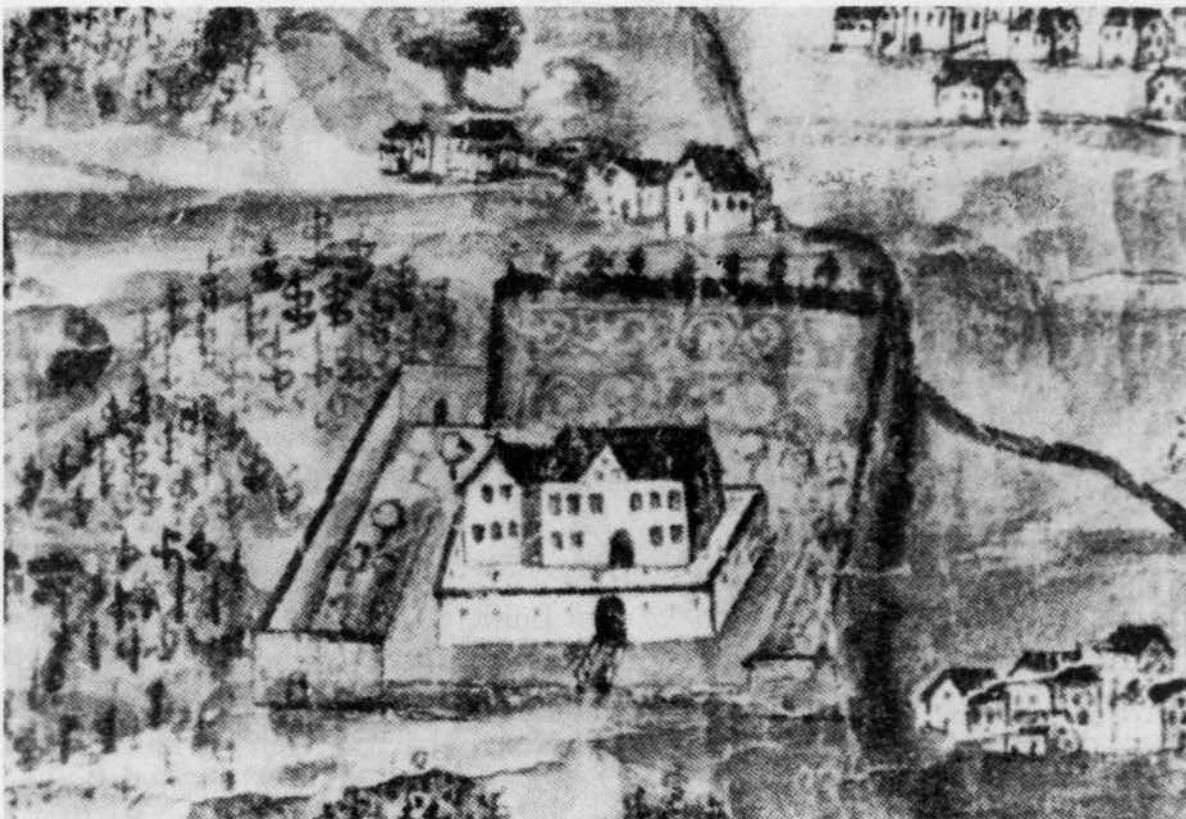


Wasserschloß Waldsteg: Die dem Hauptgebäude vorgelagerte, von Efeu überwachsene Mauer umschließt den ehemaligen Zwinger; rechts der überdachte Eingang zum Schloß. Aufn.: J. Mühlau

Ursprünglich umgab die Anlage ein breiter Burggraben und Wall, von denen nur mehr ein kleiner Teil erhalten blieb. Wollte man in die Burg hinein, mußte man zuerst auf einer Treppe den Wall hinaufsteigen und kam dann über eine Zugbrücke, deren Rollen noch vorhanden sind, zum Eingang, der sich auf der Höhe des 1. Obergeschosses befindet. Vom Zwinger aus gelangte man zum Eingang des Hauptgebäudes. Dieses war für die Verteidigung angelegt und bot nur schlechte Wohnmöglichkeiten. Zur Burganlage gehörten einst noch ein Trotthaus, Stallungen und Scheune, zwei Keller und zwei Rebhöfe.

Vermutlich geht das Schloß auf das in Ottersweier ansässige Geschlecht der Cu(m)ber zurück, die Lehensleute der Herren von Eberstein waren. Der Sohn von Berthold Cu(m)ber scheint den Neusatzer Zweig begründet zu haben, denn er nannte sich 1294 Hugo von Walhestege. Vermutlich starb die Familie bald aus. Die Folgezeit kennt viele Namen von Eigentümern des Schlosses, das „frei, adelig und ledig“ war und unter der Lehenshoheit der Markgrafen von Baden stand. 1405 besaß es der Edelknecht Reinbold Kolbe von Staufenberg, der in markgräflichen Diensten stand. 1475 belieh Markgraf Christoph „zu rechtem mannslehen“ Peter Zuter mit dem „huß“. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts gehörte es dem markgräflichen Kanzler Dr. Hieronymus Veus (Vehus), der es 1531 an den badischen Kanzler Dr. Jakob Kirser weiter

verkauft. Von 1551—1613 war das Schlößchen Eigentum der Freiherrn von Karpfen, danach der Freiherrn Senft von Sulzburg (bis 1630). Ihnen folgte der markgräfliche Rat Christoph von Springauf (bis 1633), schließlich die Herren von Merlau (1655—1681). Von ihnen erwarb es 1681 der Freiherr Karl Jakob Ferdinand von Plittersdorf samt den zugehörigen Liegenschaften und Rechten. Als ihn Markgraf Ludwig Wilhelm 1686 mit dem Neusatzter Tal belehnte, nannte er sich Herr von Neusatz und Waldsteg. Zwar schätzten die Bewohner nicht, wie er sich durch Kauf von Liegenschaften eine Herrschaft aufzurichten gedachte, aber andererseits dankten sie es ihm, daß er umfangreiche Mittel für den Bau einer Kapelle im Dorf beisteuerte, so daß den Bewohnern der weite Weg zur Pfarrkirche in Ottersweier erspart blieb. Als die französischen Truppen 1689 den mittelbadischen Raum verwüsteten, flüchteten die Patres des Ottersweierer Jesuitenklosters nach Waldsteg. 1722 übernahm die Markgräfin Augusta Sibylle den Besitz für ihren unmündigen Sohn Ludwig Georg. Während unter dem Freiherrn von Plittersdorf noch ein Schaffner im Schloß seinen Wohnsitz hatte, wurde es fortan von einem Rebmann und einem Förster bewohnt. In der Folgezeit wurde der Bau vernachlässigt. Er wurde Eigentum des Neusatzter Schultheißen Mathias Falk, der ihn 1788 weiter veräußerte, als die Gemeinde, seit 1783 Pfarrei, ein Pfarrhaus benötigte. Für diese Aufgabe war das Schlößchen wenig geeignet, denn im Grunde hatte es seine mittelalterliche Struktur behalten. So war eine Reihe von



*Wasserschloß Waldsteg: Aus: Abriß des Windeckischen Forsts 1580.
GLA Karlsruhe H/Windeck.*

Baumaßnahmen durchzuführen, um es für den neuen Verwendungszweck herzurichten. Der Zugang wurde dadurch verbessert, daß der Wall abgetragen wurde. Auf einer überdachten Treppe gelangte man jetzt unmittelbar zum Eingangstor. Am Hauptgebäude wurden große Fenster eingesetzt, die Wände innen verputzt. Vor allem mußten Wohnräume geschaffen werden, denn anfangs standen nur im Obergeschoß für den Pfarrer eine Stube, für die Haushälterin eine Kammer und für die Magd ein enges Gelaß zur Verfügung, das gleichzeitig noch zur Aufbewahrung der Paramente diente. Erst 1803 konnte das Erdgeschoß bezogen werden.

In diesem Pfarrhaus verbrachte der aus Bühl stammende Volksschriftsteller und Kalendermann Alban Stolz als Hilfspriester die Jahre von 1865—1871. Nach dem Bau des Pfarrhauses 1962 fiel das Gebäude an die Gemeinde zurück, die darin die Gemeindeverwaltung unterbrachte. Dann übernahm es der Kreis Bühl, der darin eine Schule für geistig und körperlich Behinderte einrichtete, und von ihm der Landkreis Rastatt. Heute gehört es der Stadt Bühl, die es nach gründlicher Renovation einem geeigneten Verwendungszweck zuzuführen beabsichtigt.

Literatur:

K. Reinfried, Das ehemalige Wasserschloß Waldsteg (jetzt Pfarrhaus) zu Neusatz, Amt Bühl in: FDA 35 NF VIII 1907, S. 269—278; O. Stemmler, Das Wasserschloß in Neusatz, in: Ortenau 21/1934, S. 210—212; F. Kober, Das Wasserschloß im Neusatzter Tal, seine Herren und seine Schicksale, in: Ortenau 45/1965, S. 261—271 und Ortenau 46/1966, S. 220—226; O. Stemmler, Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz mit Waldmatt. Durchges. von A. Rettig 1971 (= Bühler Blaue Hefte Nr. 21/22).

Der Burgstadel Bärenstein (20)

Hugo Schneider

Gemeinde Bühlertal (Landkreis Rastatt), Ortsteil Oberbühlertal

Name: Bernstein (1598)

Am Westabhang des Gebirgsstocks dem Bühlertal zu etwa 1,5 km unterhalb des Hotels Sand an der Schwarzwaldhochstraße erhebt sich in dem engen waldreichen Tal des Wiedenbaches der Felsenturm des Bärensteins (771 m ü. d. M.), auch Bärenfels genannt. Aus geklüfteten, abgerundeten Granitblöcken („Wollsackverwitterung“) bestehend, nach allen Seiten nahezu senkrecht abfallend, erreicht er eine Höhe von 40 m auf der Talseite und 25 m auf der Bergseite. Über eine Steintreppe auf der Südseite gelangt man oben zu einer Plattform, von der man aus eine gute Sicht auf Bühlertal hat. Angeregt durch

behauene Sandsteine besonders auf der Geröllhalde an der Nordseite, entdeckte man wieder eine Burg, die in Vergessenheit geraten war. Da sich kein zusammenhängendes Mauerwerk vorfindet, ebenso kein Plan, kann ihre Anlage nur vermutet werden. Erstmals erwähnt wird sie als Burgstadel in der „Beschreibung des Gemeinen Stabs und Bezirks des Fleckhens Bühell 1598“. Darin heißt es: „Und da steht all da der Zwei und zwanzigste Marckstain; von dannen geht die Marckung für rechts durchs Thall hinüber biß an Burgstadel Bernstein, da vor Jaren das Schloß Bernstein gestanden ist, zum Theyl ein selbsegewachsener Velsen, zum Theyl aber mit Quaterstückher gemauert zu sehen, würdt für den Drey und zwanzigsten Marckstain gerechnet.“ Es muß sich um eine zwar kleine, doch gut gesicherte Burg gehandelt haben. Daß sie bewohnt war, wird durch zahlreiche Reste von Ofenkacheln, Geschirrscherben usw. bezeugt, die bei Grabungen gefunden wurden und aus dem 14. bez. 15. Jahrhundert stammen. Oben auf der Plattform stand vermutlich ein Wachturm. Die Wohnbauten lehnten sich an die Nord- und Westseite des Felsens an, an dem die Auflager für die Balken noch festzustellen sind. Der Zugang zur Burg erfolgte von der Südseite her. Dort ist auch noch der Halsgraben zu erkennen, der bergseits vom Wiedenbach aus den Hang hinauf- und auf der andern Seite wieder hinunterzieht.

Da schriftliche Quellen fehlen, weiß man nicht, wer die Herren von Bärenstein waren und zu welchem Herrschaftsgebiet sie gehörten. Wahrscheinlich war die Burg zum Schutz des Übergangs vom Bühlertal ins Murgtal angelegt worden. Anhaltspunkte für die Bauzeit können einige Reste von Buckelquadern aus Sandstein geben, die heute z. T. als Stufen für den Treppenaufgang dienen. Sie zeigen zwar den Randschlag (etwa 3,5 cm), doch fehlt er an der Unterseite. Man wird demnach auf das 13. Jahrhundert als Entstehungszeit schließen können. 1598 war die Burg bereits aufgegeben. Da Brandspuren fehlen, kann man annehmen, daß sie von den Bewohnern verlassen wurde und danach verfiel. 1857 hat Karl von Beust in seiner Schrift „Die Ritter von Windeck“ wieder auf sie aufmerksam gemacht.

Literatur:

E. Batzer, Das Schloß Bärenstein, in: Ortenau 21/1934, S. 175; K. Schleh, Schloß Bernstein im Bühlertal, in: Ortenau 54/1974, S. 155—160; H. Willig, Die Burgen am Westrand des Schwarzwaldes zwischen Kinzig und Pfinz — ihre geographische Situation, Lage und kulturlandschaftliche Bedeutung. 1977; O. Gartner, Beschreibung des Gemeinen Stabs und Bezirks des Fleckhens Bühell 1598, in: Bühler Blaue Hefte 1/1957.

Freundliche Hinweise von Karl Schleh, Bühl/Baden.

Die Burg Neu-Windeck (21)

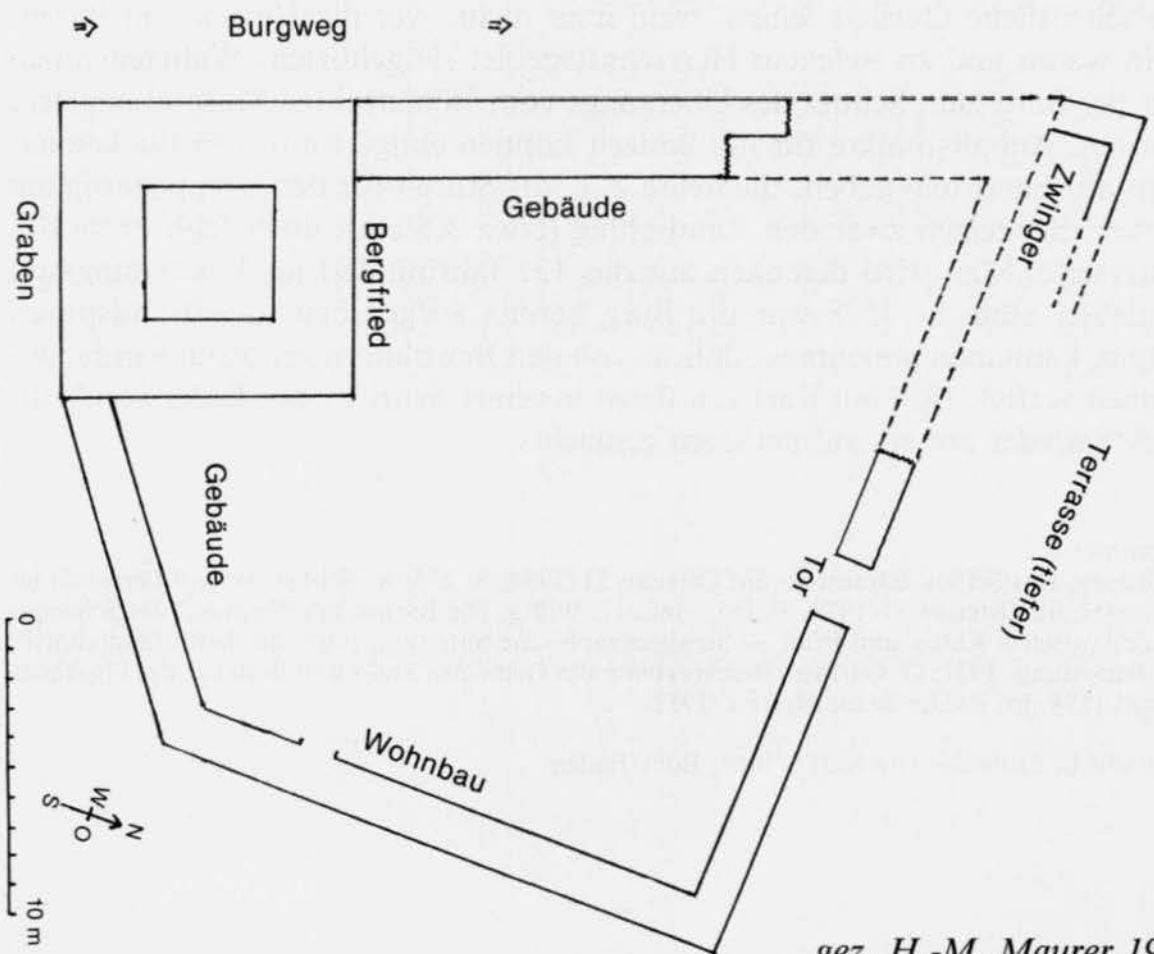
Hans-Martin Maurer

Gemeinde Lauf (Ortenaukreis)

Die Ruine Neu-Windeck liegt südwestlich von Lauf auf einer 314 m hohen, von Edelkastanien bewachsenen Kuppe über dem Laufbach beim „Schloßhof“. Sie befindet sich in Sporn- oder Ecklage mit steilem Abhang gegen Osten, flachem gegen Norden und noch flacherem nach Westen. Die Burg wird auch „Lauer Schloß“ genannt.

Erhalten sind große Teile der Umfassungsmauer, der Bergfried in vier Geschossen, ein kleines Stück der Zwingermauer und Geländespuren, z.B. eingeebnete Terrassen im Westen und Norden.

Die Umfassungsmauer steht, abgesehen von der Nordwestecke, noch ringsum aufrecht, bis zu einer Höhe von mehr als 10 m. Sie umschließt einen Innenhof von knapp 5 Ar Fläche. Ihre Stärke mißt 1,35 m (N), 1,60 m (O), 1,80 m (S) und an der Westseite, wo vermutlich der Burgweg vorbeiführte, sogar 2,65 m. Die Mauer zeigt große, geschichtete Bruchsteine aus Gneis mit Schichthöhen



Grundriß der Burg Neu-Windeck



Neu-Windeck: Der Bergfried von Süden.

Aufn.: J. Mühlau

von 20—25 cm, in Einzelfällen bis 40 cm. Die äußeren Ecken, sichtbar nur noch im NO und SO, sind von Hausteinen desselben Materials gebildet.

Der Hof wird von einem mächtigen Bergfried, der zwischen der West- und Südseite, also an der gefährdetsten Stelle, steht, beherrscht. Über einem quadratischen Grundriß von 10 m Seitenlänge erheben sich die Wände, 2,70 und 2,80 m stark, heute noch etwa 18—20 m hoch. Die Mauern bestehen außen und innen aus Gneisbruchsteinen, zum Teil aus großen Blöcken, deren Lagen bis 40 und 50 cm hoch sind. Die vier Ecken aber sind außen mit Buckelquadern aus Buntsandstein eingefast, deren Schichten 40 bis 50 cm hoch sind. Mehrere dieser Quader zeigen Steinmetzzeichen in Doppelwinkelform (—). Der Zugang ins Innere vom Burghof her liegt auf der Nordseite, schätzungsweise 12 m hoch, erreichbar wohl auch früher schon vom Wehrgang der Westseite her. Die spitzbogige Pforte ist von Buntsandsteinquadern eingefast, dahinter sieht man ein tiefes Riegelloch. Im Innenraum, der ca. 4,5 x 4,5 m groß ist, befinden sich über den zwei unteren Geschossen Konsolsteine für Deckenbalken, über dem dritten Wandabsätze für die Decke. Auf der Ostseite ist im 2. Geschoß eine Rechteckscharte, von Sandsteinquadern umrandet, darunter, an Stelle der heutigen größeren Öffnung, war wohl eine zweite. An der Nordseite ist ganz oben eine rechteckige Fensteröffnung zu sehen. Der ehemalige obere Abschluß des Turmes ist nicht mehr bekannt.



Neu-Windeck: Hof mit Bergfried von Norden.

Aufn.: H.-M. Maurer

Die Lage und Gestaltung der Wohnbauten läßt sich teilweise an den Umfassungsmauern ablesen, da sie als Außenwände noch Fensteröffnungen, Scharfen, Nischen, Kaminlöcher, Erker und Deckenkonsolen aufweisen. Die Fensterfassungen sind leider alle herausgebrochen. Der größte Bau stand wohl an der Ostseite, mit der Schmalseite an die Nordfront stoßend. Im Erdgeschoß ist ein quadergefaßtes Scharfenfenster und je eine weitere Öffnung gegen Osten und Norden, im Obergeschoß ist eine ganze Reihe Fensteröffnungen zu sehen, während vom dritten Geschoß nur die unteren Teile erhalten sind. Von einem Gebäude im Süden sind noch Fensteröffnungen in drei Geschossen und sogar der Ansatz eines vierten vorhanden. Auch auf der Westseite muß ein Bau gestanden sein, denn man sieht im Erdgeschoß eine Scharte, im Obergeschoß einen ruinösen Außenerker und darüber zwei Fensteröffnungen.

Das Tor stand vermutlich in der Mitte der Nordseite da, wo sich heute noch ein 2,25 m breiter Durchgang mit stichbogigem Abschluß befindet. Der Nordseite war ein schmaler Zwinger mit einer äußeren Mauer vorgelagert, deren Fundamente an der Westecke noch sichtbar sind. Weiter nördlich liegt einige Meter tiefer eine eingebnete Terrasse, dann fällt das Gelände ab. Der Zugang zur Burg führte wahrscheinlich an der Westseite entlang, wo der Bergfried steht und die Umfassungsmauer am stärksten ist, zur Nordseite. Von weiteren Zwingermauern, die an der Westseite und wohl auch im Norden zu vermuten sind, ist heute (jedenfalls ohne Grabungen) nichts mehr zu sehen,

und auch die Gräben, die der Süd- und Westseite sicher vorgelegt waren, sind höchstens in einigen Bodenspuren schwach erkennbar.

Urkundlich wird die Burg erstmals 1371 als „das neue Windeck“ faßbar. Aber schon die Nennungen des „alten Windeck“ 1335 und 1347 sind indirekte Belege für die Existenz von Neuwindeck. Die Burg dürfte indessen noch einige Jahrzehnte früher, in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts oder um 1300, erbaut worden sein, denn sie trägt noch die Formen des spätstaufischen Burgenbaus. Die erhaltenen Bauteile zeigen einheitliches Gepräge und dürften, abgesehen von Änderungen der Fensteröffnungen, aus der Gründungszeit stammen. Die Burg gehörte einem Zweig der Herren von Windeck, dessen Angehörige sich aber weiterhin schlicht „von Windeck“ nannten. Diese Neuwindecker Linie hatte im 14. Jahrhundert enge Beziehungen zu Straßburg, wovon eine ganze Reihe Straßburger Urkunden Zeugnis geben.

Einige bemerkenswerte Einzelheiten zur Geschichte und Baugeschichte sind aus der Zeit der Fehde Reinhards von (Alt-)Windeck mit der Stadt Straßburg im Jahre 1371 bekannt. Damals benützte Straßburg das verbündete Neuwindeck als einen Stützpunkt gegen Altwindeck und legte für 35 Wochen eine Besatzung von 14 Mann unter dem Hauptmann Gosse Sturm auf die Burg. Gleichzeitig wohnten die drei Besitzerfamilien, nämlich Bruno von Windeck und die Angehörigen seiner zwei verstorbenen Brüder sowie die Schwester Anna, Frau des Dieter Röder von Staufenberg, auf der Burg. Die Besatzung, die Besitzerfamilien und ihre Knechte hatten zusammen 80 Pferde. Neben den Besitzern hatten auch andere, darunter einige Untertanen, ihre Habe auf Neuwindeck geflüchtet. Die verhältnismäßig kleine Burg war also mit Menschen, Tieren und Material dicht besetzt. Damit der Gegner kein Feuer legen konnte, brach die Besatzung Bauten außerhalb der Ringmauer und in der Vorburg teilweise ab: Kornhaus, Ställe, Ofenhäuslein (im Vorhof), zwei kleine Keltern („Trotten“) und die Kapelle. Andererseits baute sie unter „großen Kosten“ 6 neue „Erker“, einen Zwinger („Zwingol“), ein neues Ofenhaus, eine Schmiede und einen „Umlauf“ zwischen zwei Häusern. In der Kapelle, die den heiligen drei Königen geweiht war, wirkte (1386) ein eigener Burgkaplan.

Die Geschichte der Herren von Windeck wird unter Alt-Windeck skizziert. Ihre Herrschaft umfaßte große Gebiete im Raum zwischen Bühl und Achern, darunter die Stadt Stollhofen; sie übten die Vogtei über das Kloster Schwarzach aus und verfügten über große Wälder im benachbarten Schwarzwald. Die Neuwindecker Linie behielt enge Beziehungen zu den Altwindeckern und hatte auch noch im 14. Jahrhundert Rechte auf der Burg Altwindeck. Berthold IV. von Neuwindeck, der die Tochter des letzten Altwindeckers zur Frau hatte, konnte 1466 den Gesamtbesitz, der allerdings sehr geschmälert war, wieder vereinigen. Andererseits kam ein Anteil von Neuwindeck an die Markgrafen von Baden und 1520 an die Herren von Dürrmenz, die hier ihren Sitz nahmen, bis Jakob von Windeck 1570 den Anteil wieder zurückerwarb. Bald

darauf wurde die Burg verlassen und zerfiel — wie auch die Stammburg Altwindeck. Die Familie zog sich nach Bühl zurück, wo sie den Schloßhof, den Amtshof und den Althof besaß. Im Jahre 1592 starb der letzte Windecker im Alter von 17 Jahren auf einer Bildungsreise in Venedig.

Sagen:

Die Tochter des letzten Windeckers, die schöne Adelheid, weist Ritter, die um sie werben, einen nach dem anderen, stolz zurück. Sie stirbt an der Pest, kann aber keine Ruhe finden. Da kommt es zu einer „Geisterhochzeit“ auf der Burg, mit einem jungen Edelmann, dem schließlich die Sinne schwinden, bis er am nächsten Tag in der Ruine erwacht.

Nach einer anderen Sage soll Emma, die letzte Windeckerin, einen Kreuzfahrer geliebt und ihm die Treue gehalten haben. Dieser aber heiratet im fremden Land. Emma bleibt einsam bis zu ihrem Tod. Als der Enkel des ehemaligen Liebhabers einmal die Burg besucht, erscheint ihm Emma. Er verliebt sich in die Entschwindende, durchsucht die Burg nach ihr und findet keine Ruhe mehr, bis er, angeblich von Emma geküßt, den Tod findet.

Literatur:

Th. von Glaubitz, Die Burgen Alt- und Neuwindeck mit den Bühler Edelhöfen, in: Ortenau 21/1934, S. 187—208; Alt-Windeck. Die Geschichte der Windecker und ihrer Burg (= Bühler Blaue Hefte. Bd. 5—7/1960); O. Gartner, Die Regesten der Herren von Windeck. Aus dem Nachlaß von Karl Reinfried, in: Ortenau 49/1969 bis 59/1979.

Das Schloß Aubach (22)

Hugo Schneider

Gemeinde Lauf (Ortenaukreis), Ortsteil Aubach, 206 m ü.d.M.

Das Schloß Aubach liegt auf der Westseite eines kleineren Bergrückens am Rande der Vorgebirgszone unweit von Kloster Erlenbad. Der schlichte zweistöckige Putzbau zeigt keine Gliederung und keine Verzierungen, doch erweckt die Gestaltung des Daches — in der Mitte ein Satteldach, rechts und links davon ein Mansardendach — den Eindruck, als ob zu dem Satteldach ein Mittelteil und zu den Mansardendächern je ein Eckkrisalit gehöre. Der Eindruck wird noch verstärkt durch die entsprechende Anordnung der Fenster. Der Haupteingang des Schlosses in der Mitte der Fassade ist von 2 Pilastern eingerahmt, darüber ein Oberlicht. Er wurde vor einiger Zeit sichtbar, als die überdachte Freitreppe zum 1. Stock entfernt wurde. Durch den Einbau von Zimmern wurde das Innere stark verändert. Allerdings so gefällig das Schloß aussieht, der Eindruck wird stark beeinträchtigt durch den senkrecht dazu



Schloß Aubach.

Aufn.: J. Mühlan

stehenden Anbau mit den großen gotisierenden Fenstern, den der damalige Besitzer Johann Jakob Noé du Fay 1855 erstellen ließ. Zum Schloß gehörten ehemals landwirtschaftliche Gebäude, die abgerissen wurden.

Wer das Schloß gebaut und wer den Plan entworfen hat, ist unbekannt. Unter den Ortsbewohnern ist die Meinung überliefert, Bauherr sei der Freiherr von Gallahan, der auch das Kreuz 1764 am Weg zum Schloß hat erstellen lassen. Jedoch ist eher die Zeit von 1720/30 anzusetzen, zumal der Bau eine gewisse Ähnlichkeit mit dem allerdings viel reicher ausgeschmückten Abteigebäude von Kloster Lichtental besitzt.

Das Gelände, auf dem das Schloß steht, gehörte ursprünglich zu einem Hofgut, das die Familie Harrant käuflich erworben hatte. 1686 gewährte die Gemeinde Ottersweier ihrem Schultheiß Wilhelm Samson Harrant wegen seiner Verdienste um den Ort die Freiheit von den bürgerlichen Auflagen für seine Güter, darunter auch für Aubach. Mit diesem Beschluß war die Regierung in Innsbruck 1715 einverstanden; ebenso bestätigte ihn 1716 die markgräfliche Regierung in Rastatt.

Das Schloß zeigte einen großen Wechsel unter seinen Besitzern. Von 1759—1784 gehörte es dem Reichsfreiherrn Ludwig von Gallahan, der als markgräflicher Jägermeister mit unerbittlicher Strenge Wilderer bestrafte. So

soll er einen wildernden Bauer auf den Rücken eines Hirsches habe binden lassen, der mit ihm durch die Wälder raste. Wegen dieser abscheulichen Bestrafung muß nach Meinung der Laufer Bevölkerung der Freiherr nachts umgehen. 1788—1792 gehörte das Schloß dem Landvogt von Wellenberg, 1793 Karl Schulmeister von Straßburg, dem roten Jakobiner von Freistett. 1797 erwarb es der Freiherr Leopold von Lassolaye, nach ihm der Obrist Freiherr von Holtzing, 1835 der russische Adlige Ludwig (Levis) von Harder, der es an den österreichischen Adligen Jakob von Berkholz verkaufte. Während der Revolution 1849 weilte für kurze Zeit der badische Großherzog Leopold in dem Schloß, um sich von seiner Krankheit zu erholen. 1855 ging es in den Besitz von Johann Jakob Noé du Fay über, der den Anbau errichten ließ. 1909—1957 gehörte es der Familie von Gustav Adolf von Neufville aus Frankfurt, seit 1972 der Kurklinik Sasbachwalden. 1963 hielt ein indischer Guru darin seine Übungen ab.

Literatur:

E. Batzer, Das Schloß Aubach, in: Ortenau 21/1934, S. 224; J. Fischer, Dorfgeschichte von Lauf. Bühl (um 1938).

Das Wasserschloß in Großweier (23)

Hugo Schneider

Stadt Achern (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Großweier

Name: Crosvilare (ca. 1150), Croswilre (1277), Croßwir (1461)

Von dem Wasserschloß in Großweier, das 1410 erstmals erwähnt wird, blieb nichts erhalten. Keine Zeichnung hält sein Aussehen fest; doch ist die Erinnerung daran noch heute in Großweier lebendig. Das „Wasserhaus“ stand auf dem Platz des heutigen Friedhofes. Vermutlich war es ein kleinerer, zweistöckiger Bau mit einer „oberen Stube“. Zum Schloß gehörte eine dem hl. Georg geweihte Kapelle, außerdem Stallung und Scheune. Die Anlage umschloß ein Wassergraben, dessen Wasser vom Mühlbach zugeleitet wurde. Gegen Osten schlossen sich zwei Weiher an, der eine davon hieß Galgenweiher. Wann die einzelnen Bauten errichtet wurden, ist unbekannt. Vermutlich ging das Schloß aus einem fränkischen Dinghof hervor, woran noch der Kirchenpatron der heutigen Pfarrkirche, St. Martin, erinnert. Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts läßt sich ein Adelsgeschlecht, die Herren von Großweier, nachweisen, Edelknechte, die Lehen von den Herrn von Eberstein und den Markgrafen von Baden trugen. 1338 mußten Angehörige des Geschlechtes dem Markgrafen Rudolf IV. schwören, daß sie nie Dienste gegen den Markgrafen annehmen, noch die Burg ohne die Zustimmung des Lehensherrn versetzen oder verkaufen werden.

Aus dem Geschlecht war auch der Edelmann Kunz von Crosswilre († 1420), dessen Grabplatte an der Vorderfront der Pfarrkirche noch zu sehen ist. Zum Besitz der Herren von Großweier gehörte die Burg und das Dorf Großweier, das Gericht und der Kirchensatz sowie ein Teil der Großweierer Mark, deren Markherr der Burgherr war, ferner neben Äckern und Wiesen ein Meierhof, die heutige Gastwirtschaft „Zum Hirsch“. 1484 verkaufte Kraft von Großweier, der letzte männliche Nachkomme der Familie, seinen Besitz an seinen Schwager Philipp von Seldeneck¹, den Erbküchenmeister des Hl. Römischen Reiches. Als sein Geschlecht 1583 mit Jakob von Seldeneck ausstarb, fielen die Lehen an den Markgrafen zurück, der auch die Allodialgüter aufkaufte. Markgraf Eduard Fortunatus veräußerte den Besitz an seinen Kanzler Johannes Aschmann, konnte sie jedoch 1599 wieder zurückerwerben. Danach diente das Schloß bis zur Bildung des Großherzogtums Baden als Amtssitz des Amtmannes oder Vogtes des Amtes Großweier, dem außer diesem Ort auch das Amt Unzhurst und Neusatz zugehörten. 1689 wurde das Schloß zerstört; ob es wieder aufgebaut wurde, ist unbekannt. Zwar gab es danach noch ein Burgvogteiamt, aber die Amtsgeschäfte wurden in Bühl erledigt. Erst in jüngster Zeit wurden die ehemaligen Burggräben zugeschüttet.

Literatur:

O. Kähni, Das Wasserschloß in Großweier, in: Ortenau 21/1934, S. 228—229; K. Reinfried, Burg, Mark und Amt Großweier. Acher und Bühler Bote 1902, Nr. 62, 63 und 65.

Anmerkungen:

1 GLA 67/638 Großweierer Kopialbuch 1484—1583.

Das Schloß Lindenhaus bei Sasbach (24)

Hugo Schneider

Gemeinde Sasbach (Ortenaukreis)

Auf dem Hochfeld nordöstlich von Sasbach stand unweit der Straße nach Ottersweier (B 3) das der Familie von Harder gehörige Lindenhaus. 1845 hatte es der in St. Petersburg geborene Ludwig (Levis, Lewius) von Harder, der Sohn eines kaiserlich russischen Staatsrates und Leibarztes, auf dem Gelände errichten lassen, auf dem die Wallfahrtskirche zur Hl. Dreifaltigkeit sowie das zugehörige Bruderhaus, der Wohnsitz der die Wallfahrt betreuenden Patres des Klosters Schuttern, stand. Da sie nach der Säkularisation ihre Wirkungsstätte verlassen mußten, die kirchlichen Stellen auch die Wallfahrt nicht förderten, litten die Gebäude immer mehr Schaden. Ihr Abriß wurde 1836 beschlossen, als man den Neubau einer Pfarrkirche in Sasbachwalden plante, die 1844 eingeweiht wurde.

Ludwig von Harder, der damals auf Schloß Aubach wohnte, erwarb den Platz und ließ darauf ein Schloß im Stil der englischen Gotik errichten, ein vielgliederter romantischer Bau mit gotischen Fenstern, Erkern, Zinnen und Türmchen inmitten alter Linden. Nach dem 1. Weltkrieg verließen die Erben das Schloß und gründeten sich in Südamerika eine neue Heimat. Da sich niemand mehr um den baulichen Zustand kümmerte, verfiel das unbewohnte Gebäude zum Leidwesen der Sasbacher immer mehr. 1981 brannte das Ökonomiegebäude, 1982 das Schloß ab.

Der Hochaltar der ehemaligen Wallfahrtskirche, ein hervorragendes Werk des Gengenbacher Barockbildhauers Philipp Winterhalder von 1710, steht heute in der Pfarrkirche von Sasbachwalden, wohin auch die Wallfahrt zur Hl. Dreifaltigkeit übertragen wurde.

Literatur:

E. Batzer, Schloß Lindenhaus, in: Ortenau 21/1934, S. 225; E. Beck, Die Verlegung der Wallfahrt zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit vom Hochfeld bei Sasbach nach Sasbachwalden, in: Ortenau 39/1959, S. 89—95; H. Brommer, Philipp Winterhalder (1667—1727), in: Ortenau 54/1974, S. 54—113.

Das Schloß in Sasbach (bei Achern) (24)

Hugo Schneider

Gemeinde Sasbach (Ortenaukreis)

Die Tatsache, daß es in Sasbach ehemals eine Burg (bzw. ein Schloß) gegeben hat, ist den meisten Dorfbewohnern aus dem Bewußtsein geschwunden. Keine Überreste erinnern daran; selbst der Platz, wo sie einst stand, ist unbekannt. So vermutete Kähni¹ als Standort das Mättig, ein Wiesengelände am Ausgang des Dorfes nach Sasbachried zu. Schuster² dagegen suchte sie am östlichen Ortsausgang in der Nähe des Lindenhauses. Doch helfen einige beiläufige Angaben in Urkunden und Berainen weiter. So heißt es u.a. in einem Schreiben an den Herzog Johann Friedrich von Württemberg vom 19. 4. 1612³, daß die Kirche im Schloßhof steht. Der Burggraben wird erwähnt, der heutige Kirchgraben. Außerdem wurden bei Ausschachtungsarbeiten für einen Hausbau im Osten des Kirchplatzes Mauerreste von etwa 11 m Länge und 1,50 m Breite gefunden, die die Fundamente eines rechteckigen Hauses waren, dazu noch ein gotischer Bogen. So kann man wohl mit guten Gründen annehmen, daß das Sasbacher Schloß östlich der Kirche etwa an dem Platz eines der dortigen Wohnhäuser stand.

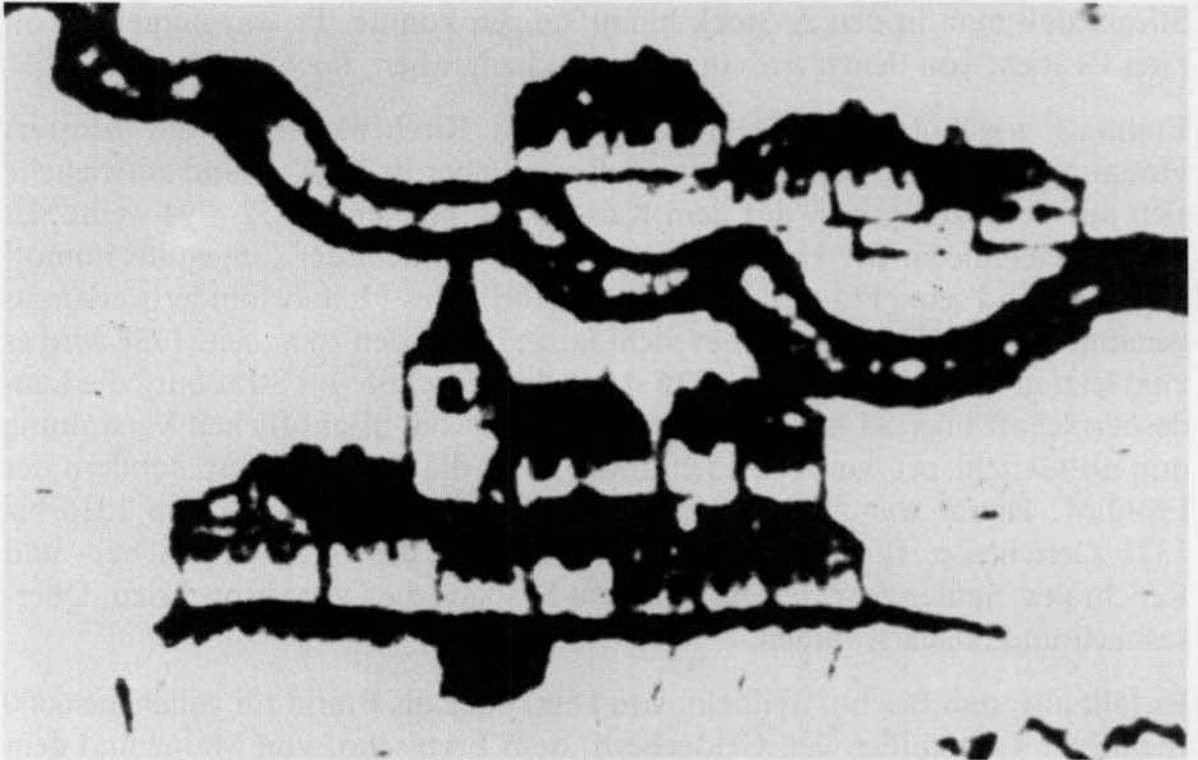
Über sein Aussehen unterrichtet ein Schreiben an den Fürsten von 1610⁴. Danach war es damals verfallen, besaß weder Türen noch Fenster, noch eine

Stiege, daß man in den 2. Stock hinaufsteigen konnte. Es war umgeben von zwei Gräben, von denen der eine, der Kirchengraben, noch erhalten ist.

Erstmals erwähnt wird die Burg in einem Kirchenkalender des Klosters Honau⁵ aus dem 11. Jahrhundert. Sicherlich aber ist sie älter und entwickelte sich aus dem Königshof, auf dem Kaiser Otto III. am 22. 12. 994 weilte. Es gab ein Geschlecht der Herren von Sasbach, von dem der „ingenuus homo“ Eberhard und seine Frau Eligga in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts erstmals genannt werden. Doch scheint es nicht lange bestanden zu haben. 1338 wird es zum letzten Mal erwähnt. Seit 1316 stand dem Bischof von Straßburg die Landesherrschaft über Sasbach zu. Als Mittelpunkt der bischöflichen Verwaltung und als Gerichtsort wurde seitdem nicht mehr die Burg genannt, sondern der Fronhof. Dieser war auf Grund einer königlichen Verfügung von 1316 bis 1321 Gerichtsort für die bischöflichen Gebiete des Sasbach-, Acher- und Renchtales. Später gehörten zum Gericht Sasbach die Orte Sasbachried, Ober-sasbach und Sasbachwalden.

Es fällt auf, daß Bischof Wilhelm von Diest 1422 als Pfand für geliehene 6000 rheinische Goldgulden den Geldgebern, dem Erzbischof von Mainz und dem Markgrafen von Baden, u.a. die Burgen Oppenau, Ullenburg und Renchen verpfändete, von Sasbach jedoch nur den Kirchhof und das Gericht⁶. Mithin wäre zu folgern, daß damals die Burg nicht mehr bestanden hat bzw. keine Bedeutung mehr hatte. Von wann das Schloß stammt, das 1612 in dem Schreiben an den Herzog Johann Friedrich von Württemberg genannt wird, ist unbekannt. Es wurde vom Herzog dem Oberkircher Amtmann Dr. Nikolaus Gerbelius und seiner Frau zum Dank für seine Dienste als Kamerallehen verliehen mit der Zusage, 500 fl. für den Wiederaufbau beizusteuern. Aber diese Summe reichte bei weitem nicht aus, die Reparaturen durchzuführen, die sich inzwischen auf 1000 fl. beliefen. So erhoffte sich der 2. Mann der Witwe, Dr. Jakobus Statuarius, eine weitere Unterstützung, ebenso seine Frau. Über sie waren von seiten der Dorfbewohner große Klagen⁷ eingegangen, da ihre evangelischen Bediensteten den katholischen Gottesdienst in der Kirche störten; außerdem beklagten sich die zu Frondiensten Verpflichteten über den Raubbau im Mührig-Wald bei Renchen, da sie viel Jungholz für einen Stakezzaun im Burggraben schlagen mußten.

Mit dem Schloß in Sasbach waren noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts alte Gerechtigkeiten verbunden. So mußten die Waldulmer bei einem Bau die Flöcklinge aus dem Ulmhard zur Verfügung stellen, die Kappler sie nach Sasbach führen, die Sasbacher die Tragbäume und anderes Holz in der unteren Mark schlagen und zuliefern, die Renchener jährlich 100 Spaltstecken für den Zaun des äußeren Grabens im herrschaftlichen Mührig-Wald richten, die die Sasbacher dort abholen und herbeiführen mußten, und die „Sasbachwälderer“ hatten die Pflicht, zwei Wägen Gerten aus der oberen Mark herbeizuschaffen⁸.



Das Schloß in Sasbach (rechts neben der Kirche) aus: DAS AMPT UND VORST OBERKIRCH 1609. Rathaus Oberkirch. Repro: J. Mühlan

Über die Geschichte des Schlosses in der Folgezeit ist wenig bekannt. Es war ein freiadliges Rittergut und war dem ortenauischen Ritterkataster einverleibt. Als 1709 Georg Heinrich Bademer von Rohrburg starb, fiel das Schloß an das Hochstift Straßburg zurück. Dieses verlieh die „alte zerfallene Burg und Geldäcker“ zu einem rechten Mannlehen an Franz Reinhard von Wasselnheim (franz. Wasselonne) im Unterelsaß⁹. Er stellte dem Bischof, um frei über seinen neuen Besitz verfügen zu können, ein anderes freiadliges Gut als Ersatz zur Verfügung und verkaufte das Schloß in Sasbach am 6. 8. 1753 für 4000 fl. an den Abt Bernhard Beck von Schwarzach¹⁰. Mit der Säkularisation des Klosters 1803 kam es in den Besitz des Staates.

Literatur:

O. Kähni, Das Wasserschloß in Sasbach, in: Ortenau 21/1934, S. 226—227; E. Döbele, Geschichte der Pfarrei Sasbach. Bühl (Baden) 1950; H.-M. Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter. Diss. Freiburg/Br. 1966.

Anmerkungen:

- 1 Ortenau 21/1934, S. 226
- 2 Ortenau 21/1934, S. 226
- 3 GLA Karlsruhe 229/91756
- 4 GLA 229/91756
- 5 ZGO, 4/1853, 251
- 6 GLA Repertorium Straßburg 3366, 3374
- 7 GLA 229/91756
- 8 GLA 229/91734
- 9 GLA 91734
- 10 GLA 91734

Das Brigittenschloß (Burg Hohenrod) (25)

Hugo Schneider

Gemeinde Sasbachwalden (Ortenaukreis), Ortsteil Brandmatt, 760 m ü.d.M.

Name: Der eigentliche Name lautet Hohenrod (zu ahd. rod = neugerodetes Land). Seit Beginn des 19. Jahrhunderts breitete sich der Name Brigittenschloß aus, dessen Herkunft noch nicht geklärt ist. Vielleicht leitet er sich her von der Sage von der guten bez. bösen Brigitte, die im Zusammenhang mit dem Schloß steht.

Der Berg, der den Höhenrücken auf der Südseite der Brandmatt nach Westen abschließt, heißt Schloßberg. An seinem Steilabfall der Rheinebene zu erhebt sich eine hohe Felsengruppe aus mächtigen Granitblöcken. Auf ihnen steht die Ruine Hohenrod, heute allgemein als Brigittenschloß bezeichnet. Die nach oben sich verjüngende etwa 10 m hohe Mauer ist nicht die ursprüngliche Ruine, sondern das Ergebnis der um die Jahrhundertwende durchgeführten Sicherungsmaßnahmen. Was an Resten tatsächlich erhalten geblieben ist, nachdem 1815 Bauern auf der Suche nach Schätzen noch einen Teil abgesprengt haben, zeigt die Zeichnung von J. Naehrer von 1888. Danach schloß die Ruine bergseits eine aus großen unbehauenen Granitblöcken errichtete Mauer ab, auf der sich ein hoher, schmaler Rest aus behauenen, kleineren Granitsteinen erhob. Diesen Mauerrest deutet man als Teil der ehemaligen Schildmauer. Viel Platz stand für den Burgenbau nicht zur Verfügung. Wahrscheinlich mußte man sich mit einem Wehrturm begnügen mit einer Länge der Innenseite von 4 Metern. Die in die Felsen einer Spalte gehauenen Stufen ermöglichten den Aufstieg. Dem Schutz diente auch ein an der Ostseite den Berg hinaufziehender Halsgraben mit vorgelagertem Wall.

Vermutlich wurde die Burg von den Herren von Hohenrod, den Rödern, im 12. Jahrhundert als freigeigen erbaut. Als Erster dieses Geschlechtes ist 1197 Burkhard von Hohenrod bezeugt. Doch scheinen die Röder sich nicht lange da oben aufgehalten zu haben. Die Unwirtlichkeit der Gegend und die Abgelegenheit des Ortes veranlaßten sie, ihren Wohnsitz in das Achertal zu verlegen und in Kappelrodeck das Schloß „Rodeck über Kappel“ zu erbauen. 1336 belehnte der Straßburger Bischof Berthold von Bucheck Albrecht von Röder mit der Burg. 1339 verkauften die Röder ihren Anteil an der Burg an den Markgrafen Hermann von Baden. 1432 kam sie in den Besitz des Schultheißen Burkard von Neuenstein. Danach ist nichts mehr von ihr zu hören. Unbewohnt, dem Verfall preisgegeben, ging sie später in den Besitz des Schloßbauern über, auch des Badfonds von Baden-Baden, schließlich des badischen Domänenärars. Von ihm kaufte 1881 die Familie Röder von Diersburg den Stammsitz ihres Geschlechtes samt den umliegenden Waldungen zurück.



Das Brigittenschloß heute.
Aufn.: J. Mühlan



Das Brigittenschloß nach der Zeichnung von J. Naehrer 1888.
Repro: J. Mühlan

Sagen:

Im Zusammenhang mit dem Brigittenschloß steht die Sage von der guten Brigitte, die von der Bevölkerung wegen ihrer Frömmigkeit und Wohltätigkeit als Heilige verehrt wurde. Im Gegensatz zu ihr brachte die böse Brigitte, eine Zauberin, Krankheit und Unheil über die Menschen. Mittels ihrer Zauberkünste verlagerte sie das Schloß von seinem früheren Standort im Aubach (Gemeinde Lauf) nach hier.

Literatur:

A. Hund, Die Ruine Hohenrod und das Schloß Rodeck, in: Ortenau 21/1934, S. 212—223; R. Metz, Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald. Heidelberg 1971 (= Der Aufschluß, Sonderheft 20.); J. Naehrer, Die Ortenau, insbesondere deren Burgen, Schlösser usw. Lahr 1888, Blatt 4.

Das Wasserschloß in Oberachern (26)

Hugo Schneider

Stadt Achern (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Oberachern

Vom Wasserschloß in Oberachern blieb nichts erhalten. Es lag am Rande der Vorgebirgszone unweit der Pfarrkirche des Dorfes auf dem Gebiet der ehemaligen Gastwirtschaft „Rössel“.

Erstmals genannt ist es in den Reichsregisterbüchern Karls V.¹, in denen es 1521 als „Wasserhaus, Lehen und frei“ bezeichnet wird. Die brevis descriptio von 1559² spricht dagegen nur von einem Wasserhäuschen. Da keine Zeichnung das Aussehen und kein Plan auch aus späterer Zeit den Grundriß festgehalten hat, kann über den Bau quellenmäßig nichts gesagt werden. Wahrscheinlich war das Wasserschloß, eingeschlossen vom Mühlbach und Schloßbächel, von ähnlicher Art wie die andern des mittelbadischen Raumes: aus Steinen erbaut, nicht sehr groß und zweistöckig³. Vermutlich hat es sich aus einem Dinghof der fränkischen Zeit entwickelt, was wegen des Patrons der benachbarten Pfarrkirche, St. Stephan, anzunehmen ist. Über die Baugeschichte des Schlosses läßt sich nichts berichten. 1727 wird es noch im Stockurbar⁴ genannt, 1745 an den Rösselwirt von Oberachern verkauft und 1822 abgerissen. Erhalten blieb damals ein überbauter Keller, der am Eingang die Jahreszahl 1794 trug und dessen Südostecke teilweise aus Buckelquadern gemauert war, sie waren von ähnlicher Art wie die des Turmes der Stephanskirche. 1973 wurde der Keller beseitigt.

Bei dem Oberacher Wasserschloß handelte es sich um ein Reichslehen, das frei von Steuern war und eine gewisse Immunität besaß, denn dem Schaffner konnte niemand etwas innerhalb des Hauses gebieten oder verbieten, wohl aber außerhalb. Zum Besitz gehörten 2 Höfe, einer im Ort, der andere im Illenbach. Das Wasserschloß war Sitz der Herren von Achern. Dieses Geschlecht wird erstmals im Schenkungsbuch des Klosters Reichenbach im Murgtal genannt, und zwar schenkte Eberhard von Achern um 1080 dem Kloster eine Hube in Achern. Die Ritter waren Edelknechte und trugen Lehen der Ebersteiner und der Markgrafen von Baden. Den letzteren dienten sie beim Abschluß von Verträgen als Zeugen (z.B. Gottschalk und sein Sohn Adelbert 1115) oder als Bürge bei Kaufverträgen (Burkhard 1207). 1334 traten Mitglieder der Familie in den Dienst der Stadt Straßburg. 1328 ist Heinrich von Achern als Ratsherr in Offenburg bezeugt. Der letzte des Geschlechtes war der „Vogt des römischen Kaisers“, Andreas von Achern, dessen Frau Gisela von Hofweier 1372 eine Pfründe für den Marienaltar in der Stephanskirche stiftete. Bis gegen 1500 scheinen die Vögte des Gerichts Achern in Oberachern gewohnt zu haben, danach aber in (Nieder-)Achern.



Das Wasserschloß in Oberachern, aus: DAS AMPT UND VORST OBERKIRCH 1609. Rathaus Oberkirch. Repro: J. Mühlan

Nach 1500 wechselten die Besitzer des Wasserschlosses häufig. Die Reichsregisterbücher nennen 1507 Michel von Botzheim, 1521 Wilhelm und seinen Bruder Wolf von Botzheim, 1528 Gebhard von Neuenstein, 1545 Christoph von Schwabach. 1595—1607 gehörte es Hans Christoph von Freispach (Grabdenkmäler von Verwandten finden sich an der Außenwand des Oberacher Kirchturms), 1606—1655 Philipp Ludwig Feyrer, 1655—1685 Angehörigen der Familie von Neuenstein, zuletzt Tobias Ernst von der Schleiß, dessen Erben es an den Rösselwirt verkauften.

Literatur:

A. Staedele, Das Wasserschloß zu Oberachern, in: Ortenau 21/1934, S. 227—228; K. Reinfried, Das ehemalige Wasserschloß zu Oberachern, in: Ortenau 8/1921, S. 29—34; Ph. Ruppert, Kurze Geschichte der Stadt Achern. Achern 1880.

Anmerkungen:

- 1 Die Reichsregisterbücher Kaiser Karls V., hrsg. vom Kaiser-Wilhelm-Institut für deutsche Geschichte. Wien und Leipzig 1930.
- 2 Brevis Descriptio vom 12. 10. 1559. GLA Karlsruhe 67/773.
- 3 Im Oberacher Dorfbuch steht: „Item im Jahre 1651 hat ein Bauerngericht Ziegeln aus dem Schloß in die Kirche getragen ab einem abgefallenen Haus nämlich 1200.“ Diese Angabe muß sich nicht auf das Schloß beziehen, sondern eher auf das Ziegelhaus, das in einem Zinsbrief von 1517 erwähnt wird und an der „Hub“ lag.
- 4 Ortenauesches Stockurbarium de anno 1727. Stadtarchiv Offenburg.

Das Schloß Rodeck (27)

Adolf Hirth

Gemeinde Kappelrodeck (Ortenaukreis). 294 m ü.d.M. und 70 m über der Talsohle.

Name: Burg Rodeck oder „Stein zu Rodeck“; zu ahd. rod = neugerodetes Land.

Die Burg Rodeck wurde auf der Spornkuppe am äußersten Rand des Käferwaldkopfes erbaut. In unmittelbarer Nähe des einfachen Tores zum Innenhof der Schloßanlage befindet sich der aus dem Bergfried herrührende Schloßturm. Mit ihm verbunden ist der über Eck gezogene dreistöckige Wohnbau. Das Schicht- und Polygonalmauerwerk ist aus Sandstein, teilweise mit Buckelquadern und insbesondere am Turm mit großen Eckquadern. Lichtschlitze und tiefe Fensternischen, Erker und allerlei Zierat geben Kunde aus verschiedenen Epochen.

Zwar gibt es Stiche und Zeichnungen von der Burg aus der Zeit vor dem Umbau von 1882—1884, aber aus ihnen kann man die mittelalterliche Anlage der Burg nicht erschließen. Erhalten blieben aus jener Zeit die aus mächtigen Granitblöcken bestehende Ringmauer, der Unterteil des Bergfrieds sowie die Fundamente des Wohngebäudes. Die Burg besaß „Vorhof“ und Zwinger sowie



Schloß Rodeck vor dem Umbau.

Lith. von Sandmann

einen „steinernen Stock“ (Gefängnis). Ob eine Schildmauer vorhanden war, ist umstritten. Aus dem 15. Jahrhundert stammen die Malereien der früheren Schloßkapelle St. Georg: Christus auf dem Regenbogen inmitten der Evangelistensymbole, Bilder der Heiligen Georg, Barbara, Katharina und Hieronymus sowie eine Darstellung des Todes Mariä.

Die Entstehung der Burg Rodeck ist in das 13. Jahrhundert anzusetzen. Nach baulichen Veränderungen anfangs des 15. Jahrhunderts wurde in den Jahren 1880—1882 die schadhaft gewordene Burg von dem Architekten Kessler mit bedeutendem Kostenaufwand „in rotem Sandstein in Spätrenaissance-Stil“ um- und ausgebaut. Dadurch erhielt das ganze Bauwerk mehr das Aussehen eines Schlosses. In den 1920er Jahren erfolgten weitere Veränderungen und Renovierungen an den Gebäuden sowie insbesondere die Umrahmung des Hochplateaus durch Park- und Terrassenanlagen mit jenen „gigantischen Zyklopernumfassungsmauern“. Entgegen der oft vernommenen Vermutung auf eine wiederaufgebaute Ruine besteht Rodeck von der mittelalterlichen Höhenburg her durch all die Jahrhunderte, ohne je in Trümmer gesunken zu sein.



Schloß Rodeck heute.

Aufn.: A. Hirth

Als Erbauer der Burg Rodeck gilt ein Ritter Burkhard aus dem Adelsgeschlecht der Röder, die ihren ursprünglichen Sitz auf Hohenrode (s.d.) hatten und dieses Wappen trugen: „In Rot ein überzwerch rechts liegender, rechts sehender, das ganze Feld ausfüllender, silberner, goldbewehrter Adler mit weit geöffnetem Schnabel und ausgebreiteten Flügeln“. Ob der Name von der Burg Hohenrode abzuleiten ist oder diese von dem Geschlecht den Namen er-

hielt, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Die Röder waren im 13./14. Jahrhundert die zahlenmäßig größte Adelsfamilie in der Ortenau, die, wie auch ihr Besitz, weitum verbreitet war. Dieses Geschlecht, das Personen von hohem Rang in weltlicher Herrschaft und geistlichem Stande hervorbrachte, spaltete sich in mehrere Zweige. Die Röder erscheinen als Lehensträger vieler Herren und waren hoch angesehene und besonders bevorzugte Dienstmannen der Markgrafen von Baden, hatten hohe Ämter an deren Hof inne und waren geschätzte, verlässliche Begleiter ihrer Herren in Krieg und Frieden. Von den Rödern künden zahlreiche Stiftungen in der näheren und weiteren Umgebung.

Jener erwähnte Burkhard (Rodere, Rode, Roderius, Rodir, von Hohenrod, von Iberg und von Rodeck) ist urkundlich erstmals 1225 genannt und läßt sich bis 1280 verfolgen. Er erscheint mehrfach als Zeuge in Urkunden der Markgrafen von Baden, deren Truchseß er genannt wird. Unter den Enkelkindern kommt es 1349 zur Teilung von Burg und zugehörigen Gütern. Während Reinbold den „steinin stocke“ und den „innern twingel“ der Burg erhält und Agnes den Vorhof, soll der weiteren Bestimmung nach der überlebende Teil den anderen beerben.

Im Jahre 1379 verkauft Agnes ihren Anteil an der Burg Rodeck an den Bischof von Straßburg um 500 Florentiner Goldgulden. Gleichermaßen verkauft Reinbold seinen Teil an den Markgrafen von Baden und erhält ihn ebenfalls nebst Gütern 1379 zu lebenslanger Nutznießung unter dem Versprechen zurück, die Burg in der Art eines Amtmannes für seinen Lehensherrn zu verwalten. Da Reinbold vor Agnes starb, sollte nach jenem Teilungsvertrag diese ihn beerben und so auch die Hoffnung des Bischofs von Straßburg auf Erhalt auch dieses Teiles in Erfüllung gehen. Doch erkannte das Schiedsgericht zwischen dem Straßburger Bischof Wilhelm von Diest und Markgraf Bernhard von Baden in der Hagenauer Urkunde vom 27. August 1401 über die umstrittenen Besitzrechte, daß „ieder teil by dem synen sol bliben“.

Als nun am 14. Oktober 1419 Markgraf Bernhard Rodeck mit Leuten, Gütern und anderen Herrlichkeiten und Zugehörungen dem Straßburger Domherrn Graf Friedrich von Zollern-Hohenzollern auf Lebenszeit übergab, war inzwischen wohl die ganze Burg in markgräflichen Besitz übergegangen. Bemerkenswert mag in diesem Zusammenhang sein, daß bis dahin mehr von der „Burg“ oder „Feste“ die Rede war, während bei dieser Vergebung und auch meist fortan vom „Schloß“ berichtet wird. Der neue Besitzer muß sich übrigens neben anderen Verpflichtungen auch dazu bereit erklären, in den ersten zehn Jahren alljährlich 100 Gulden aus eigenen Mitteln „an zwyngolff, muren und anderen notdurftigen buwen“ des Schlosses zu verbauen, wozu der Markgraf den Kalk „gen Rodeck“ zu liefern verspricht.

Nach dem Tode des Straßburger Domherrn als Bischof von Konstanz (1436) kommt Rodeck wieder an die Röder zurück. Hierbei hat wohl zunächst ein

Heinrich das Lehen, und dann ist Friedrich Röder der Ältere beurkundet. Nach dessen Ableben erhält sein Bruder Heinrich laut Lehensbrief vom 5. Juli 1455 Schloß Rodeck mit den Leuten und zugehörnden Gütern als Mann- und Weiberlehen, welch letzteres Recht sich bald als wichtig erweisen sollte. Nach der Belehnung an dessen Söhne Dietrich, Jakob und Thomas fällt Rodeck an die beiden Söhne des letztgenannten, an Heinrich und Eberhard. Dieser tritt als geachteter Vermittler zum Bauernhaufen im Renchtal auf und ist 1525 Vertreter der Ortenauer Ritterschaft beim Vertrag mit den Bauern zu Oberkirch. Dort hat er als bischöflich-straßburgischer Amtmann in der Ortenau seinen Amtssitz und wird als Ritterrat und Mitglied des Ausschusses der Ortenauer Reichsritterschaft hervorgehoben.

Neunmal wird Rodeck in der Folge wegen der Minderjährigkeit von Eberhards Enkel Hans Dietrich in Vormundschaft gegeben, bis er selbst 1582 das Lehen antreten kann. Während dieser Besitzer in den Ritterschaftsakten schon 1604 als verstorben erscheint, läßt er sich ansonsten urkundlich noch ein Jahr später erfassen. Mit dem wohl 1605 erfolgten Tod war die Linie der Röder von Rodeck ausgestorben, da Hans Dietrich nur drei Töchter hinterließ. Nachdem jedoch für Rodeck auch die weibliche Erbfolge galt, verblieben Anastasia, Ursula und Kordula im Besitz des Lehensgutes. Letztere war mit Hans Heinrich Nagel von der Alten Schönstein verheiratet, der nach allerlei Auseinandersetzungen 1614 mit Schloß Rodeck belehnt wurde.

Die Wirren des 30jährigen Krieges machten sich auch bei dem Rodecker Besitztum bemerkbar. Markgraf Wilhelm stellte es seinem Obervogt zu Stollhofen in Aussicht, jedoch unter dem Vorbehalt, daß er die zwei noch lebenden Röder-Töchter so lange im Besitz lasse, bis die letzte gestorben sei. Jedoch scheint Obervogt Georg Friedrich Roben von Lontzen nicht in den Genuß des Lehens gekommen zu sein. Um dieses bemühten sich indessen der Diersburger Zweig der Röder sowie die aus dem Renchtal stammende Schultheißsche Linie „von Neuenstein“. Johann Rudolf von Neuenstein sicherte sich durch unverzügliche Erlegung der Lehenssumme die Anwartschaft, wurde „mit Rodeck belehnt 1631“ und erhielt es 1641 von Markgraf Wilhelm gemäß den üblichen Bedingungen zu einem rechten Mannlehen bestätigt.

Fortan blieb diese Adelsfamilie, deren Wappen ein Rad zeigt, im Besitz von Schloß Rodeck, das im 19. Jahrhundert in ein lehensfreies Gut umgewandelt wurde. Die bekannteste Persönlichkeit aus der Reihe der Besitzer wurde Friedrich Maximilian Anton von Neuenstein, der im Jahre 1799 sich als Anführer bei der Verteidigung des Tales gegen die Franzosen einen Namen machte. Mit den Gebrüdern Max Karl Ignaz und Karl Anton endete das Geschlecht von Neuenstein auf Schloß Rodeck, das 1880 durch Kauf in den Besitz von Obergerichtsrat Friedrich Schliephacke übergang. Nach mehrfachem Wechsel kam Schloß Rodeck in das Eigentum des Landkreises Bühl und dient nun dem Ortenaukreis als Altersheim.

Die Sage erzählt von einem Burgmännlein, das im Bauernkrieg ganz allein die Burg verteidigte und die Angreifer durch List, Blendwerk und gellendes Gelächter vertrieb.

Literatur:

A. Hund, Die Ruine Hohenrod und das Schloß Rodeck, in: Ortenau 21/1934, S. 212—223; J. Naehrer, Die Ortenau, insbesondere deren Burgen und Schlösser usw. Lahr 1888; A. Antonow, Burgen des südwestdeutschen Raums im 13. und 14. Jahrhundert. Bühl 1977 (= Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. Nr. 40); Das Land Baden-Württemberg Bd. VI. Stuttgart 1982; Heimatbuch der Gemeinde Kappelrodeck mit Ortschaft Waldulm. Kappelrodeck 1981; H. P. Sattler, Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, in: Ortenau 42/1962, S. 220—258.

Die Burg Bosenstein (28)

Hans-Martin Pillin

Gemeinde Ottenhöfen (Ortenaukreis)

Die Burg Bosenstein, die 1291 erstmals urkundlich erwähnt wird („castrum Bozenstein“)¹, wurde auf einer Spornkuppe (408 m ü. d. M.) am Eintritt des Gottschlägaches in das Achertal erbaut.

Von der Burganlage sind nur noch die Grundmauern erhalten, die unter einer dünnen Erdschicht ruhen. Im Jahre 1929 legten die Söhne des „Schloßbauern“ auf der Westseite des Burghügels, der im Volksmund „Schloßbuckel“ heißt, Reste der Ringmauer frei und fanden dabei drei metallene Speerspitzen, einige Wurfkugeln aus Sandstein (Durchmesser 13 cm) und ein kunstvoll geschmiedetes eisernes Kreuzband. Bereits um das Jahr 1840 hatte der damalige „Schloßbauer“ die aus der Erde ragenden Mauerreste der Burgruine abgetragen und auf dem eingeebneten Plateau einen Acker angelegt. Die meisten Mauersteine sowie Tür- und Fensterrahmen aus Sandstein wurden bei dieser Abbruchaktion entweder den Burghügel hinuntergeworfen, wo sie heute noch verstreut liegen, oder man verwendete sie zum Auffüllen des Burggrabens. Einen einfachen Türsturz mit der Jahreszahl 1617, der beim Abtragen der Mauerreste unversehrt geblieben war, ließ der „Schloßbauer“ über einer Kellertür seines Bauernhofes anbringen. Sieht man sich den Burghügel näher an, dann fällt auf, daß rings um den Hügel in regelmäßigen Abständen Gräben verlaufen und daß der nach Süden gelegene eigentliche Burggraben, der vielfach als Höllengraben bezeichnet wird, aufgrund seiner Größe einen relativ guten Schutz gegen einen möglichen Angreifer bot. Ferner registriert man auf der Westseite unterhalb der ehemaligen Ringmauer einen ebenen Platz, den sogenannten Kegelplatz, der ebenfalls im Zusammenhang mit der einstigen Burganlage gesehen werden muß.



Burg Bosenstein: DAS AMPT UND VORST OBERKIRCH 1609. Rathaus Oberkirch.

Wann genau die Burg Bosenstein, die in einigen Dokumenten und im Volksmund auch „Schloß“ genannt wird, erbaut wurde, läßt sich nicht feststellen. Da im Jahre 1114 ein „Waltherus de Bosenstein“ als Zeuge in einer Urkunde von St. Blasien aufgeführt ist², kann man davon ausgehen, daß die Burg schon zu diesem Zeitpunkt existierte. Sie ist wohl im Laufe des 11. Jahrhunderts errichtet worden, als die Grafen von Eberstein mit ihren Ministerialen, zu denen die Herren von Bosenstein zählten, im Nordteil der Ortenau rodend ins Gebirge vordrangen.³

Auch die Burganlage kann nicht exakt rekonstruiert werden, unter anderem deshalb nicht, weil keine Pläne überliefert und die Grundmauern noch nicht freigelegt worden sind. Der einzige konkrete Hinweis auf das Aussehen der Burg findet sich in einem vom Jahre 1607 datierten Schreiben des Landprokurators Esslinger, in dem dieser seinem Landesherrn, dem Herzog von Württemberg, nach der Besichtigung der Burg vom Kauf derselben abriet, da sie „aus einer engen Ringmauer und einem elend geringen Inngebäu, für einen Tagelöhner zu gering“ bestehe.⁴ Außer dieser wohl im negativen Sinne überzeichneten Kurzbeschreibung ist noch eine kleine Skizze der Burg überliefert, die sich auf der 1609 erschienenen Landkarte „DAS AMPT UND VORST OBERKIRCH“⁵ befindet. Hierbei dürfte es sich aber lediglich um eine ungenaue Gesamtansicht der Bosenstein handeln.

Die überlieferten Anhaltspunkte zur Burganlage vermitteln demnach nur relativ wenige gesicherte Einzelheiten, die sich wie folgt zusammenfassen lassen: Die Burg Bosenstein war eine kleine Festungsburg; sie bestand aus einem mit Bruchsteinen gemauerten zweistöckigen Steinhaus (Grundriß ungefähr 15x20 m), dessen Tür- und Fensterrahmen aus Sandstein gehauen waren; neben diesem Wohnbau oder direkt an der Ringmauer erhob sich höchstwahrscheinlich ein Wehrturm; das Steinhaus und der vermutete Wehrturm waren umgeben von einer 1,65 m dicken Ringmauer, die in der Form eines Vielecks (stumpfer Winkel nach jeweils 6 m) entlang des Plateaurandes verlief; unter der Ringmauer auf der Westseite des Burghügels stand auf dem oben erwähnten Kegelplatz wohl ein Ökonomiegebäude; zur Burg und zu dem angenommenen Ökonomiegebäude gelangte man von Süden her über eine Zugbrücke,

die über einen ziemlich breiten und tiefen Burggraben führte. Wollte man sich auf anderem Wege den Zugang zur Burg verschaffen, dann mußte man u. a. das um den Burghügel herum angelegte Grabensystem überwinden.

Bauliche Erweiterungen an der ursprünglichen, wohl aus dem 11. Jahrhundert stammenden Burganlage waren kaum möglich, da der Platz dazu fehlte. Die Bautätigkeit beschränkte sich in den Jahrhunderten nach Erbauung der Burg infolgedessen fast ausschließlich auf Umbau- oder Reparaturarbeiten. Die wahrscheinlich letzte Umbaumaßnahme fand im Jahre 1617 statt, wofür der erhalten gebliebene Türsturz mit der Jahreszahl 1617 Zeugnis ablegt.

Sichere Quellenhinweise gibt es über den Zeitpunkt der Zerstörung der Bosenstein: Im Jahre 1607 besichtigte der Landprokurator Esslinger die noch unversehrte Burg; sie stand auch 1617 noch, denn in diesem Jahr wurden an ihr Umbaumaßnahmen durchgeführt; in einer Urkunde vom 12. Juli 1640 dagegen verkauften Eberhard von Sickingen und seine Ehefrau „das jetzo ruinierte Haus Bosenstein“ mit allem Zubehör an Anton von Lützelburg.⁶ Im Klartext heißt dies nichts anderes, als daß die Burg im Dreißigjährigen Krieg (1618—1648) und zwar vor dem 12. Juli 1640 von einer der kriegführenden Parteien zerstört wurde.

Das ursprünglich auf der Burg gesessene Geschlecht „von Bosenstein“, das im Dienst der Grafen von Eberstein stand, ist bereits im endenden 13. Jahrhundert erloschen, da zu diesem Zeitpunkt kein männlicher Nachkomme da war. Der letzte weibliche Nachkomme, Petrisa von Bosenstein, verheiratete sich noch vor dem Jahre 1300 mit dem Ritter Albrecht von der Burg Tutenstein im Schuttertal. Er nahm schließlich den Namen „von Bosenstein“ an und vererbte ihn auf seine Nachkommen.⁷

Der Urenkel des Ritters Albrecht, der Edelknecht Johann von Bosenstein, erreichte einen gewissen Bekanntheitsgrad einmal dadurch, daß er als Mitglied des Schleglerbundes im Jahre 1367 am Überfall in Wildbad auf den Grafen Eberhard von Württemberg teilnahm; zum andern machte er von sich reden in seiner Funktion als Landvogt der Reichslandvogtei Ortenau; dieses einflußreiche Amt, das ihm durch das Bistum Straßburg übertragen worden war, hatte er nachweislich zwischen 1388 und 1393 inne.⁸

Johann von Bosenstein war es auch, der im Jahre 1405 zusammen mit seinem Sohn Albrecht „das Schloß Bosenstein sampt seiner gerechtsame, das thal uf und ab bis gen Cappel“ für 300 Gulden an Siegfried Pfau von Rüppurr und die Gebrüder Schweighart und Ludwig von Sickingen verkaufte.⁹ Es waren ausschließlich finanzielle Schwierigkeiten, welche die beiden Bosensteiner zur Veräußerung ihres Besitzes zu einem Spottpreis zwangen. Der niedrige Preis wird nur verständlich durch den damit verbundenen Erlaß der Schulden (= etwa 1500 Gulden) gegen die Käufer.¹⁰ Vergeblich hatte die Familie von Bosenstein schon im endenden 13. Jahrhundert und während des ganzen

14. Jahrhunderts versucht, das drohende finanzielle Fiasko durch den Verkauf eines Teils ihrer Güter und Einkünfte (u. a. an das Kloster Allerheiligen) abzuwenden.

Nach dem Verlassen der Burg übersiedelten die Bosensteiner nach Freiburg i.Br., wo einige Familienmitglieder hin und wieder ein städtisches Amt bekleideten. Mit Stoffel von Bosenstein, der kinderlos geblieben war, starb im Jahre 1531 das Geschlecht von Bosenstein aus.¹¹

Die Besitzrechte, die die Käufer der Burg Bosenstein im Jahre 1405 übernommen hatten, waren — trotz der Verkäufe der Familie von Bosenstein im 13. und 14. Jahrhundert — beträchtlich, aber anscheinend nicht besonders gewinnbringend gewesen. Der Burg war ein weitläufiger Bannbezirk angegliedert, der sich vom hinteren Seebach bis nach Kappelrodeck erstreckte. In diesem waldreichen Bezirk waren im Zusammenhang mit dem Bau der Burg Bosenstein mehrere zur Burg gehörige Bauernhöfe entstanden, die mitunter von leibeigenen Bauern bewirtschaftet wurden und von denen jährlich bestimmte Abgaben (Geld und Naturalien) an die Burg entrichtet werden mußten. Einer dieser Bauernhöfe war der sogenannte Ottohof, von dem der Ortsname Ottenhöfen abgeleitet wurde.

Die Bosenstein entwickelte sich nach dem Verkauf vom Jahre 1405 zu einer Ganerbenburg, d. h. zu einer Burg, die von mehreren Mitgliedern verschiedener Ritterfamilien gemeinsam und ungeteilt in Besitz gehalten wurde. Die vertragliche Grundlage für die Ganerben bildete jeweils der sogenannte Burgfrieden, der die gemeinsamen Rechte und Pflichten der Ganerben regelte. Der erste dieser Burgfrieden wurde im Jahre 1406 abgeschlossen.¹²

Bis zum Jahre 1640 besaßen neben- und nacheinander mindestens 15 verschiedene Ritterfamilien (u. a. von Sickingen, Pfau von Rüppurr, von Mollenkopf, von Neuenstein, Röder von Rodeck, Holzapfel von Herxheim) durch Erbschaft, Kauf und Einheirat die Burg Bosenstein auf der Grundlage des Ganerbenrechts. Die Besitzanteile waren oft sehr gering, z. B. nach einem Kaufbrief von 1530 „dritthalb Theile des Fünftels eines vierten Theils“.¹³ Die Ganerben selbst residierten in der Regel nicht auf der Burg, sondern ließen ihren Besitzanteil durch den gemeinsamen Burgvogt verwalten.

Seit dem Jahre 1640 war das Gut Bosenstein im Besitz eines Adligen oder einer adligen Familie (zuerst von Lützelburg, seit 1642 von Stein, seit 1787 von Türkheim). Der Freiherr von Türkheim verkaufte die bosensteinischen Besitzungen im Jahre 1795 für 30000 Gulden an den Fürstbischof von Straßburg.¹⁴ Nachdem im Jahre 1803 im Zuge der Säkularisation das gesamte bischöflich-straßburgische Herrschaftsgebiet in der Ortenau an das Fürstenhaus Baden gefallen war, kam auch das bosensteinische Herrschaftsgebiet an das Haus Baden. Die bosensteinischen Lehensbauern konnten ihre Höfe zu einem angemessenen Preis erwerben, den übrigen Grundbesitz verkaufte man, die Wal-

dungen wurden mit dem Wald des Klosters Allerheiligen, der inzwischen großherzoglich-badischer Domänenwald geworden war, vereinigt; unbrauchbare Weiden wurden aufgeforstet.¹⁵

Seit dem Jahre 1474, dem Gründungsjahr der freien Reichsritterschaft der Ortenau, waren die Ganerben und später die Privateigentümer der Burg Bosenstein Mitglieder dieses Ritterbundes. Hauptsächlich aufgrund der Zugehörigkeit zu diesem Bund erwuchs der Anspruch der Besitzer der Bosenstein, reichsunmittelbar zu sein, d. h. keiner Landesherrschaft zu unterstehen. Der Kampf um die Freiheit und Selbständigkeit der Herrschaft Bosenstein gegen das Bistum Straßburg, dem seit 1316 die Landesherrschaft über das Sasbach-, Acher- und Renchtal zustand, wurde zeitweise erbittert geführt, ohne daß eine endgültige Regelung getroffen wurde. Das Bistum Straßburg wollte selbst den Entscheid Kaiser Ferdinands III. vom 1. Juli 1645 nicht akzeptieren, in dem es heißt, daß „von dreyhundert und mehr Jahren hero dieses Gutt Bosenstein Freyheit unndt Allodialitaet beweisen koennen“.¹⁶ Das Problem löste sich schließlich von selbst, als im Jahre 1795 das Bistum Straßburg die Herrschaft Bosenstein käuflich erwarb.

Sagen:

- Unter den Sagen, die im Zusammenhang mit der Burg Bosenstein erzählt werden, nimmt jene vom Edelfrauengrab die erste Stelle ein:

Der Ritter Wolf von Bosenstein ließ seine Frau, die während seiner Abwesenheit im Hl. Land die eheliche Treue gebrochen hatte, zur Strafe in einer Felshöhle des Gottschlägbaches, dem Edelfrauengrab, einmauern, da sie befohlen hatte, die 7 Knaben zu ertränken, die sie geboren hatte.

Eine weitere Sage handelt vom goldgierigen und grausamen Ritter Ullo von Bosenstein, von seiner gütigen Tochter Ida und dem alten Bergweiblein, das schließlich den Ritter für seine Habgier bestraft.

Literatur:

E. Batzer, Die Ruine Bosenstein, in: Ortenau 21/1934, S. 209—210; J. Bader, Urkunden-Regeste über das ehemalige Ganerbe Bosenstein, in: ZGO 23/1871, S. 90—128; H. P. Sattler, Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, in: Ortenau 42/1962, 44/1964, 45/1965; H. M. Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter. Diss. Freiburg 1965/1966; Ottenhöfen einst und jetzt, hg. von der Gemeindeverwaltung Ottenhöfen. Ottenhöfen 1969.

Anmerkungen:

- 1 J. Bader, Urkunden-Regeste über das ehemalige Ganerbe Bosenstein, in: ZGO 23/1871, S. 100; G 2 A 34/68
- 2 Oberbadisches Geschlechterbuch, bearb. v. J. Kindler v. Knobloch. Heidelberg 1898. S. 143–144
- 3 Näheres hierzu: Die Ortenau 40/1960, S. 94–95
- 4 ZGO 82, NF. 43/1930, S. 616
- 5 Gemeindearchiv Oberkirch
- 6 J. Bader, Urkunden-Regeste . . . , S. 127
- 7 Oberbadisches Geschlechterbuch . . . , S. 144
- 8 H.M. Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter. Diss. Freiburg 1965/1966, S. 193
- 9 ZGO 23/1871, S. 104
- 10 H.P. Sattler, Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, in: Ortenau 42/1962, S. 225
- 11 Oberbadisches Geschlechterbuch . . . , S. 144
- 12 vgl. ZGO 23, 1871, S. 105
- 13 ebd. S. 96
- 14 ebd. S. 98
- 15 vgl. H. Gnädinger, Zur Landschaft und Geschichte Ottenhöfens, in: Der Schwarzwald, Jg. 1982, 2. Vierteljahr, S. 52
- 16 GLA 229/11628, fol. 45/46; H.-M. Pillin, a. a. O., S. 111

**Von
der Rensch
bis
zur Kinzig**

Das Schloß in Renchen (29)

Hugo Schneider

Stadt Renchen (Ortenaukreis)

Name: Reinecheim (1228), Reinichein (1285), Renicheim (1318)

An das Schloß in Renchen erinnert heute nur noch der Name Schloßberg, ein Hügel von geringer Höhe östlich der Hauptstraße unweit des Rathauses. Auf seiner Kuppe, wo heute der Stadtgarten angelegt ist, soll es nach örtlicher Überlieferung gestanden sein. Zwar stößt man noch gelegentlich auf Reste der Ringmauer, die es am Rande des Steilabfalls umgab; außerdem vermuten Ortskundige, daß noch an einer Stelle die Fundamente eines Turmes im Boden stecken. Doch finden sich keine Mauerreste, auf Grund deren man sich eine Vorstellung von der Anlage bilden könnte, noch hat ein Bild das Aussehen des Schlosses festgehalten. Eine ungefähre Vorstellung kann man sich allerdings vom Grundriß des Schloßkomplexes machen anhand des Stadtplanes, den der Renchener Ratsherr Buchard zwischen 1608 und 1618 gezeichnet hat, und vom Aussehen auf Grund der kleinen Zeichnung von Renchen auf der Karte „*AMPT UND VORST OBERKIRCH*“ von 1609. Die bis auf die Ostecke rechteckige Anlage erstreckte sich in Richtung Ost-West. Die Gebäude waren umschlossen von einer Mauer, deren Ecken durch vier Türme gesichert waren. Das längliche Hauptgebäude stand durch einen Anbau in Verbindung mit der Mauer. Der Schloßeingang war im Osten.

Wer das Schloß gebaut hat, welche baulichen Veränderungen es im Laufe der Zeit erfahren hat, ist unbekannt. Der Größe der Anlage nach können die Bauherren nur die Straßburger Bischöfe gewesen sein. Ihnen gehörte Renchen als Teil der Herrschaft Ullenburg, die von ihnen nach dem Aussterben der herzoglichen Linie der Zähringer 1218 in eigene Verwaltung genommen wurde. Das Renchener Schloß hatte vorallem die Aufgabe der Landesverteidigung, außerdem der Verwaltung des bischöflichen Besitzes. Die Aufsicht lag in den Händen eines Burgvogtes; für das Jahr 1310 ist Friedrich als advocatus de Renichen bezeugt. Außerdem diente es den Bischöfen und ihrem Gefolge als Absteigequartier. 1255 mußte Bischof Heinrich von Stahleck (1245—1260) dem Kloster Allerheiligen versprechen, nur dann die Pferde auf den Höfen des Klosters einzustellen, wenn er selbst in Renchen anwesend ist. 1432 hielt sich Bischof Wilhelm von Diest einige Zeit in Renchen auf.

Vor allem benützten die Bischöfe das Renchener Schloß zusammen mit andern Besitzungen als Pfand in ihren Geldgeschäften. In den Auseinandersetzungen um das Erbe der Herren von Dagsburg überließ 1226 der Bischof Berthold von Teck (1223—1244) den Markgrafen Heinrich und Hermann von Baden das Schloß zu Lehen als Pfand für die vereinbarte Summe von 600 Mark. Obwohl die Summe noch nicht eingelöst war, übertrug er es 1228 weiter als Lehen an



*Das Schloß in Renchen, aus: DAS AMPT UND VORST OBERKIRCH 1609.
Rathaus Oberkirch. Repro: J. Mühlau*

den Grafen Sigmund von Leiningen, um dessen Ansprüche aus dem Erbe zu befriedigen. Der letztere Vertrag konnte jedoch nicht abgeschlossen werden.

Zusammen mit der Ullenburg, dem Schloß von Sasbach, Friedberg in Oppenau u. a. war das Schloß in Renchen 1422 Pfand für eine Summe von 6000 Goldgulden, die der verschwenderische Bischof Wilhelm von Diest (1394—1439) von dem Erzbischof Konrad von Mainz und dem Markgrafen Bernhard von Baden geliehen hatte. 1424 gab der gleiche Bischof Renchen, Ullenburg u. a. dem Straßburger Ritter Johann Bock als Pfand für 250 Pfund Straßburger Pfennige. Der Bischof Ruprecht von Pfalz-Simmern (1439—1478) verpfändete das Schloß 1448 für eine Schuldsumme von 8000 fl. an die Stadt Straßburg.

Das bedeutendste Ereignis in der Geschichte des Renchener Schlosses war der Abschluß des sogenannten Renchener (Ortenauischen) Vertrages 25. 5. 1525, in dem die Vertreter des Markgrafen Philipp von Baden, des Bischofs Wilhelm von Honstein, der Stadt Straßburg und andere Herren den aufrührerischen Bauern, vertreten durch die Bürgermeister verschiedener Orte, versprachen, die zwölf Artikel der Bauern samt einigen Ergänzungen einzuhalten. Im gleichen Jahr wurden auch die Spannungen zwischen den Orten Urloffen, Richlenheim und Zimmern und der bischöflichen Verwaltung beseitigt, die wegen der Lieferung von Bau- und Brennholz aus ihren Wäldern an das Schloß in Renchen entstanden waren.

Während der Bauernkrieg noch gut für das Schloß vorüberging, wurde es im 30jährigen Krieg in der Neujahrsnacht 1640/41 von den Schweden niederge-

brannt und 1689 von den französischen Truppen zerstört. Da das Gebäude für die bischöfliche Verwaltung keine Bedeutung mehr hatte, unterblieb der Wiederaufbau. 1798 verkaufte das Rohansche Rentamt in Ettenheim den Schloßplatz an den Renchener Handelsmann Brandstetter, von dessen Angehörigen es die Stadt Renchen 1899 käuflich erwarb. Sie legte auf ihm den Stadtpark an.

Ob auf dem Schloßplatz auch die Burg der Herren von Renchen stand, ist fraglich. Zu diesem Geschlecht gehörte Werner von Renchen, der 1115 bei einer Schenkung an das Kloster Reichenbach im Murgtal als Zeuge anwesend war. Ein anderes Mitglied der Familie, Ruodger von Renchen vermachte um 1150 dem gleichen Kloster ein Besitztum in Waltersweier, und 1229 schenkte die domina Guta von Renchen dem Kloster Allerheiligen ihren ganzen Besitz. In Analogie zu den anderen kleineren Herren des mittelbadischen Raumes ist anzunehmen, daß sie eine Tiefburg bewohnten, die von einem Wall und Graben umgeben war und in der Nähe der Kirche lag. Unbekannt ist auch die Stellung des Geschlechts der Wolfe von Renchen, Edelknechte, die urkundlich seit etwa der Mitte des 14. Jahrhunderts bezeugt sind (Albrecht 1349, Oberecht 1418, Damme 1400, Hans 1432, Caspar 1551, Friedrich 1592). Man nimmt an, daß sie Lehensmänner der Straßburger Bischöfe waren und als solche das Amt des Schloßvogtes bekleideten. Dasselbe mag auch für die Angehörigen des Geschlechts der Röder von Renchen gelten, die seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts (Ludwig 1428) belegt sind.

Ebenso fehlen genauere Nachrichten über das *Windecksche Schloß*, das vermutlich südlich der Pfarrkirche lag. 1618 kam es in den Besitz der Herren von Fleckenstein. Vielleicht wurde es bereits im Dreißigjährigen Krieg, sicherlich 1689 zerstört. Der „hof von Windecke“ ist 1320 urkundlich bezeugt.

Literatur:

O. Kähni, Das Schloß in Renchen, in: Ortenau 21/1934, S. 243—246; L. P. Behrle, Beiträge zur Geschichte der Stadt Renchen, in: Ortenau 5/1914, S. 34—51, Ortenau 8/1921, S. 42—51, Ortenau 11/1924, S. 11—18; A. Kern, Ein Streifzug durch die Geschichte Renchens, in: Mein Heimatland 23/1936, Heft 9/10, S. 369—375; H.-M. Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter. Diss. Freiburg 1965; ders., Die Stadt- und Grundherrschaften der Bischöfe von Straßburg im Bereich der mittelalterlichen Ortenau, in: Ortenau 57/1977, S. 35—50.

Die Ullenburg (30)

Hugo Schneider

Stadt Oberkirch, ehemalige Gemeinde Tiergarten, Gewann „in der „Schloß“
Name: Ulmena (1070), Ulmeburc (1228), Ullemburg (14. Jahrhundert);
Schloß und Stein Ulenburg“ (1524).

Eine der am frühesten bezeugten Burgen des mittelbadischen Raumes ist die Ullenburg bei Tiergarten. Bereits 1070 wird sie erwähnt; in diesem Jahr schenkte der Ritter Siegfried der Bischofskirche in Straßburg sein Landgut (predium) in Ulm samt der Burg gleichen Namens („castellum eiusdem nominis“) sowie andere Besitzungen. Nichts blieb von ihr erhalten, als sie, nach Kolb, 1785 abgerissen wurde. Nach der Ortsüberlieferung stand sie auf dem Schloßberg, einem nach allen Seiten steil abfallenden Bergkegel östlich des Dorfes Tiergarten. Zwar überragt er nicht die benachbarten Berge an Höhe, aber seine freie Lage, die einen umfassenden Blick in die Rheinebene und den Eingang ins Renchtal gewährt, dazu die Nähe des ca. 150 m tiefer liegenden Dorfes sowie der Schutz des dahinterliegenden Höhenrückens mögen die Wahl des Platzes mitbestimmt haben. Da die heute mit Reben bepflanzte Kuppe nur eine Fläche von ca. 40 a umfaßt, vermutet Wingenroth¹, daß die



Der Schloßberg bei Tiergarten. Auf ihm stand die Ullenburg.

Aufn.: C.-H. Steckner

Burg auf einem Hügel weiter südlich stand. Doch wird die Richtigkeit der Ortsüberlieferung bestätigt durch Reste der Ringmauer, die, überwachsen von Efeu und Hecken, noch zu finden sind sowie eines ringförmigen Gemäuers in der nordwestlichen Ecke der Kuppe. Eine zeitgenössische bildliche Darstellung der Ullenburg fehlt, auf Grund deren man sich eine Vorstellung von ihrem Aussehen und ihrer Anlage machen könnte. Allerdings findet sich in Tiergarten in Privatbesitz ein von A. Hacker 1851 angefertigtes Bild der „Ullenburg 1447“, aber die Türme und Tore, der Bergfried mit seinem Helmdach erweisen es als Erzeugnis romantischer Vorstellungen, das keine Ansprüche auf historische Treue erheben kann.



Die Ullenburg, aus: DAS AMPT UND VORST OBERKIRCH 1609. Rathaus Oberkirch. Repro: J. Mühlán

Die Anlage des Schlosses im 18. Jahrhundert kann man an Hand von zwei Gutachten erkennen, die 1706² und 1765³ auf behördliche Anordnung angefertigt wurden und den baulichen Zustand beschreiben sollten. Danach war es umgeben von einer Ringmauer, die durch Pfeiler von außen her abgestützt war. Auf ihr lief ein gedeckter Gang, neben dem ein Wachturm stand, von dem vor „zehn Jahren“ zwei Stockwerke abgenommen worden waren. Das Schloßgebäude war zweistöckig, hatte in jedem Stock eine „Kuchel“, in den Zimmern vier Öfen, vor den Fenstern eiserne Schutzgitter, sog. Krembsen. Neben dem Wohngebäude stand eine Kapelle, die den Heiligen Urban und Sebastian geweiht war und von Patres aus Allerheiligen betreut wurde. Außerdem befanden sich auf dem Schloßplatz die Stallung sowie ein gemauerter

Brunnen von 33 Klafter (ca. 60 m) Tiefe. Zur Burg gehörte das Trotthaus, das unterhalb der Schloßanlage erbaut war. Aus der ältesten Zeit stammen vermutlich die beiden Mauern, die den Schloßberg umziehen, vor allem die obere, die, stellenweise über 2 m hoch, aus unbehauenen Granitblöcken mit Mörtel erbaut ist. Ob früher noch weitere Gebäude vorhanden waren, läßt sich aus den Berichten nicht erschließen.

Die Burgherrschaft

Ob Siegfried, der aus einer angesehenen fränkischen Familie stammte, die Ullenburg selbst hat erstellen lassen oder ob sie schon von seinen Vorfahren erbaut wurde, ist unbekannt. Nach seiner Schenkung erhielt er sie von Bischof Werner als Lehen zurück, jedoch mit der Vereinbarung, nicht zum Heeresdienst verpflichtet zu sein. Auch die Herzöge von Zähringen nahmen die Ullenburg von den Straßburger Bischöfen zu Lehen. Einer von ihnen, Hugo, der Bruder Herzog Bertholds IV., nannte sich Herzog von Ulmburg (dux de Ulemburgh). Da es nie ein Herzogtum Ullenburg gegeben hat, führte er den Herzogstitel vermutlich als Angehöriger des zähringischen Hauses. In der Bestätigungsbulle Innozenz III. von 1203 wird er als einer der Gründer des Klosters Allerheiligen genannt. 1218 starb die herzogliche Linie der Zähringer aus. Auch in der Folgezeit wurde die Ullenburg als Lehen ausgegeben; 1271 wird Graf Heinrich von Fürstenberg als „Sesmann“, als Inhaber des Burglehens bezeichnet. Doch dann übernahmen die Straßburger Bischöfe die Verwaltung der Burg und der zu ihr gehörigen Besitzungen in eigene Hände. Sie ließen sie ausüben durch einen Vogt (advocatus), dem ein Schaffner zur Seite stand. Als Vögte sind urkundlich belegt Peregrinus (1270), Senolt der fout (Vogt) von Ulmburg (1310), Johannes (1316), Hans von Dettelingen (1414), Heinzo gen. Schultheisse (1307), Wirich von Dirsberg (1350), Konrad Ryssen (1331). Ihre Aufgabe war zunächst die Burg zu verteidigen. Hinzu kam die Verwaltung der bischöflichen Güter des Sasbach-, Acher- und Renchtales. Diese waren gegendweise zu Hubgerichten zusammengefaßt. Gewöhnlich dreimal im Jahr kamen die Huber zum Hubgericht zusammen, dem der Vogt vorstand. Als Vogt hatte er auch die Gerichtsbarkeit über die bischöflichen Leibeigenen dieses Gebiets. Zur „advocativa de Ulenburg“ gehörten die bischöflichen Güter und Rechte in Sasbach, Sasbachwalden, Waldulm, Ringelbach, Kappelrodeck, Renchen, Oberkirch, Oppenau und Offenburg.

In dem Bestreben landesherrliche Gewalt zu erlangen, erreichte Bischof Johann von Dirpheim (1306—1328) am 2. 12. 1316⁵, daß ihm Friedrich der Schöne, der Gegenkönig von Ludwig dem Bayern, die Hoheitsgewalt über alle dem Reich unmittelbar unterstellten Personen in den genannten Gebieten auf Lebenszeit übertrug. Damit war für sie nicht mehr der Reichslandvogt zuständig, sondern der Vogt auf der Ullenburg. Zum Gerichtsort bestimmte der König den Fronhof in Sasbach, doch blieb er dies nur bis 1321. Im gleichen

Jahr gewährte er dieses Recht auch den Nachfolgern Johanns auf dem Bischofsstuhl. Schließlich übertrug Kaiser Karl IV. am 4. 1. 1348 dem Bischof Bertold von Bucheck (1328—1352) die uneingeschränkte Rechtsprechung über alle dem Hochstift Straßburg unterstehenden Personen⁶. Damit hatte der Burgvogt das Recht, über Leben und Tod zu entscheiden. So hatte sich die *Herrschaft Ullenburg* herausgebildet. Die Ullenburg war der zentrale Ort der bischöflichen Gebiete des Sasbach-, Acher- und Renchtals. Allerdings dauerte diese Stellung nicht lange, denn gegen Ende des 14. Jahrhunderts siedelte der Vogt nach Oberkirch über, das günstiger gelegen war. Damit aber hatte die Ullenburg ihre einstige Bedeutung als Verwaltungsmittelpunkt verloren.

Um die Verteidigung der Burg sicherzustellen, übergaben die Bischöfe einzelne Einkünfte und Gebiete der Ullenburg als Lehen an Edelknechte, die für bestimmte Zeiten die Überwachung übernahmen und sich nach der Burg benannten, so die Gyre (1299), Müller (1318), Stern (1322), Rohart (1356) von Ullenburg u. a.

Noch mehr als der Wegzug des Vogtes nach Oberkirch schadete der Ullenburg, daß sie wiederholt zusammen mit andern Schlössern (z. B. Renchen, Sasbach) den Bischöfen als Pfand bei der Beschaffung von Geldern diente. So gehörte sie als Pfand 1228 den Markgrafen Heinrich und Hermann von Baden, 1334—1337 dem Ritter Konrad Ryssen, 1422 dem Markgrafen Bernhard von Baden und dem Erzbischof Konrad von Mainz, 1424 dem Straßburger Ritter Johann Bock u. a.

Da die Burg oft für längere Zeit der bischöflichen Aufsicht entzogen war und sich niemand um ihren baulichen Zustand kümmerte, verfiel sie allmählich. Gegen 50 Jahre war sie im Besitz der Familie von Botzheim. 1478 übertrug sie Bischof Ruprecht von Pfalz-Simmern (1440—1478) dem bischöflichen Amtmann von Sasbach Michael von Botzheim als Lehen auf Lebenszeit für seine treuen Dienste. Für die Wiederherstellung der Burg wandte dieser 3000 fl auf, so daß sie fast wieder wie neu war⁷. Sein Nachfolger Wilhelm von Botzheim gab 850 fl für Ausbesserungsarbeiten aus, die vermutlich infolge der Plünderung durch die Bauern 1525 erforderlich waren. Auf die Botzheim folgten im Besitz der Ullenburg Angehörige der Familie von Eberstein, die die Kosten für erforderliche Reparaturen mit 1200 fl bezifferten. Trotz dieser fortgesetzten finanziellen Belastungen bemühte sich Johann Wilhelm von Botzheim, wieder in den Besitz der Ullenburg zu kommen, und er erhielt sie 1591 durch Bischof Johann von Manderscheid (1569—1592) gegen Stellung eines Pfandschillings von 2000 fl, wobei ihm vertraglich zugesichert wurde, daß die Summe nicht einzulösen sei. Inzwischen war infolge des Straßburger Bischofskrieges (1592—1593) eine Änderung in der Machtverteilung innerhalb des Hochstiftes Straßburg eingetreten. Dem gewählten evangelischen Administrator Markgraf Johann Georg von Brandenburg wurden die rechtsrheinischen Gebiete als Herrschaftsbereich zugewiesen und damit auch die Ullenburg. Sein Statthalter,

der lutherische Graf Ernst von Mansfeld beabsichtigte, sich innerhalb der Herrschaft Oberkirch einen festen Wohnsitz einzurichten, und dies sollte die Ullenburg sein. Der Oberamtmann Gerbelius erschien am 27. 8. 1596 auf der Burg und teilte Johann Wilhelm von Botzheim mit, daß die Pfandschaft gelöst werde und er den Pfandschilling zurücknehmen müsse. Da er sich weigerte auf Grund seines Vertrages, wurde die Ullenburg von 70—80 Soldaten besetzt, die Herausgabe der Schlüssel gefordert, die Kisten mit den Urkunden versiegelt und Johann Michael, der an Podagra leidend im Bett lag, in eine Kutsche gesetzt und als Gefangener nach Oberkirch gebracht⁸. Dort gelang es ihm zu fliehen. Er wandte sich wegen des Vorfalles an Kaiser Rudolf II., der den Administrator zu einer Pönalstrafe von 25 Mark lötliges Geld, zur Wiedergutmachung des angerichteten Schadens und zur Räumung des Schlosses verurteilte. Die Auseinandersetzungen wurden durch den Herzog Friedrich von Württemberg beendet, der zusammen mit dem Markgrafen Johann Georg die staatliche Macht in den Händen hatte. Da er erkannte, daß die Ullenburg in Feindeshand eine Gefahr für die Stadt Oberkirch bedeuten könne, beschloß er, sie zu erwerben. Dies gelang ihm 1605, indem er die Vormünder der Kinder von Johann Wilhelm bewog, den Pfandschilling in Höhe von 2000 fl anzunehmen und damit auf die Rechte auf die Ullenburg zu verzichten. Seitdem war das Schloß württembergisch. Der Herzog beabsichtigte, die Ullenburg und die Burg Fürsteneck zum Zentrum des Weinbaus zu machen und ließ 8 000 Reben anpflanzen, die aus Reichenweier (Elsaß) kamen. 1607 begann man weitere 14 Morgen anzulegen und benötigte dazu 40 000 Reben, wovon 30 000 aus den Weinbergen der Umgebung von Stuttgart bezogen wurden und 10 000 aus Reichenweier in den Sorten Muskateller, Walheimer und Traminer. Sie wurden bei der Ullenburg und der Burg Fürsteneck gepflanzt. So wurde anfangs des 17. Jahrhunderts durch die Tatkraft des württembergischen Herzogs der Rebbau an der Ullenburg bedeutend gefördert.⁹

Während des 30jährigen Krieges muß die Ullenburg erst in den letzten Kriegsjahren zu Schaden gekommen sein, denn auf eine Mahnung des Bischofs Leopold-Wilhelm von Österreich 1627 antwortete Wilhelm von Botzheim, daß der schadhafte Zustand durch den Wind verursacht worden sei. Außerdem wurden 1644 noch Ausbesserungsarbeiten an den Herrschaftshäusern der Ullenburg und Fürsteneck ausgeführt. Doch als 1661 der Straßburger Arzt Dr. Johannes Kiefer (auch Kieffer, Küffer) von Herzog Eberhard die Ullenburg als Lehen erhielt, wurde festgestellt, daß das Schloß „ganz abgegangen und verbrannt“ sei. Der reiche Kiefer, „verschiedener Fürsten- und Reichsständen Rath und Leib-Medicus“, verpflichtete sich vertraglich, das Schloß und die dazu gehörigen Gebäude und Güter wieder in Ordnung zu bringen. Außerdem wurde ihm zugestanden, daß 40 Jahre nach seinem Tod das Schloß noch in dem Besitz seiner Kinder und ihrer Erben verbleiben solle. Innerhalb zweier Jahre war der Wiederaufbau durchgeführt. Damals von 1662—1665 war Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen als Schaffner auf der Ullen-

burg angestellt. Warum er die Stelle wieder aufgab und nach Gaisbach zog, ist unbekannt. Der zum Schloß gehörige Besitz¹⁰ war nicht allzu umfangreich. Er bestand aus 156 Haufen Reben, einem Kestenbosch (Wäldchen mit Edelkastanien), Äcker, Wiesen, Halden für Viehweiden. Dazu kamen als Abgaben jährlich 20 Viertel Roggen, die an das Schloß abgeführt werden mußten, 24 Gulden Frongeld, ferner als Abgabe im Gericht 26 fl 17 1/4 Kreuzer sowie einige Naturalien; schließlich gehörte noch dazu 1 Rebhof mit einem Rebhaus, „das im vergangenen Krieg durch die Franzosen verbrannt worden war“¹⁰.

Nach dem Tode von Dr. Kiefer 1674 bemühten sich seine Erben, das Werk des Vaters zu erhalten. Doch als im Jahre 1689 während des Pfälzischen Krieges französische Truppen die Ullenburg besetzten, ließen sie zwar das Gemäuer stehen, aber zerstörten völlig die Inneneinrichtung wie Fenster, Türen und Fußböden, warfen den Brunnen mit Steinen voll, rissen die Reben heraus usw. Das Zerstörungswerk wurde durch eine andere Truppe 1693 fortgesetzt¹¹. Bei diesen großen Schäden und den schlechten Erträgen der Felder war es den Kiefer-Nachkommen nicht möglich, den Wiederaufbau durchzuführen. Eine Ortsbesichtigung 1706 sowie eine von 1715 bestätigten die Schwere der Schäden.

Als die 40 Jahre abgelaufen waren, ging die Ullenburg 1716 als Afterlehen der Kieffer für 50 Jahre an den Kriegskommissar Ignaz Schweinhuber und nach seinem Tod 1741 an seine Frau über. Nach Ablauf der 50 Jahre sollte sie an das Hochstift in Straßburg zurückfallen. 1749 hatte die Witwe Ärger mit der Ortenauischen Ritterschaft, die von ihr die Zahlung der Rittersteuer in Höhe von 357 fl und 45 kr. forderte. Sie wandte sich deswegen an die bischöfliche Verwaltung in Zabern, die die Zahlung verweigerte, da die Ullenburg „wahres und unveränderliches Eigentum“ des Hochstiftes sei¹². Da Frau Schweinhuber infolge Krankheit und Gebrechlichkeit nicht länger auf dem Schloß bleiben wollte und ihre Söhne sich auch nicht dafür interessierten, beschloß sie, den Wohnsitz aufzugeben. Am 23. 11. 1766 zog der Amtsschaffner des Oberamtes Oberkirch Procop das Lehen ein, ermächtigt durch das Dekret der Hofkammer vom 15. 4. 1766. Der bauliche Zustand der Gebäude war schlecht, die Ringmauer verfallen, die Stützmauern baufällig, die Mauern des Hauptgebäudes brüchig, die Dachsparren faul, das Dach voller Löcher, die Böden unbrauchbar usw., wie der Bericht von Procop vom 6. 12. 1765¹³ zeigt. Über das was danach mit dem Schloß geschah, berichten keine Unterlagen. Nach Kolb¹⁴ soll es 1785 auf Befehl der Hofkammer abgerissen worden sein. Dazu hat sie nicht nur der bauliche Zustand sondern auch die Tatsache veranlaßt, daß für das Schloß keine Verwendung mehr bestand.

Literatur:

A. Bechtold, Die Ullenburg bei Tiergarten, in: Ortenau 4/1913, S.106—122; B. Freifrau von Schauenburg, Die Ullenburg bei Tiergarten, in: Ortenau 21/1934, S. 246—249; M. Wingenroth, Ullenburg, in: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, bearbeitet von M. Wingenroth.

Tübingen 1908, S. 290—291; H.-M. Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstiftes Straßburg im Spätmittelalter. Diss. Freiburg 1965; ders., Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. Oberkirch 1975; G. Weydt, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Stuttgart 1971.

Anmerkungen:

- 1 Wingenroth S. 291.
- 2 GLA 229/107087.
- 3 GLA 229/107086.
- 4 GLA 229/107085.
- 5 Pillin, Rechtsrhein. Herrschaftsgebiete S. 72 ff.
- 6 Pillin, ebd. S. 78.
- 7 GLA 229/107085.
- 8 GLA 229/107085.
- 9 Freundliche Mitteilung von Adolf Müller, Oberkirch-Bottenau.
- 10 GLA 229/107086.
- 11 GLA 229/107086.
- 12 GLA 229/107086.
- 13 GLA 229/107086.
- 14 J. B. Kolt, Historisch-, statistisch-, topographisches Lexikon . . . 3. Bd., Karlsruhe 1816.

Das Schloß Gaisbach (31)

Dieter Kauß

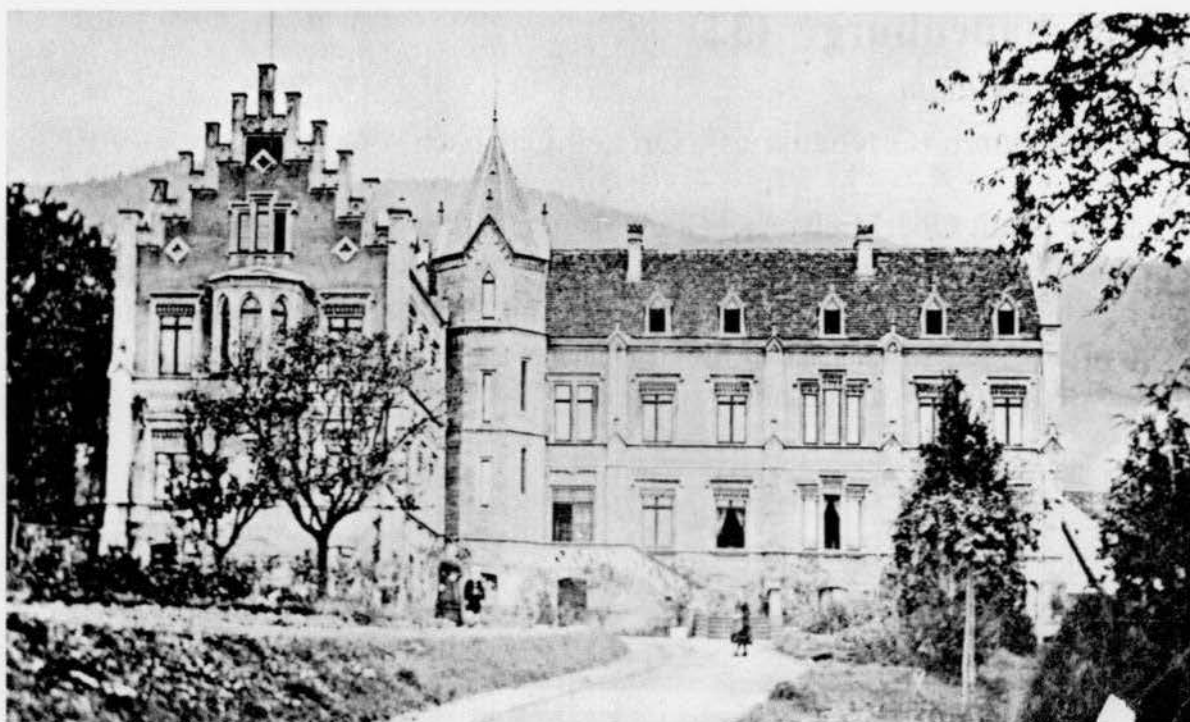
Stadt Oberkirch (Ortenaukreis), Ortsteil Gaisbach.

Das im Tal des Gaisbaches gelegene Schloß ist Eigentum der Familie der Freiherren von Schauenburg.

Der heutige Schloßbereich in Gaisbach besteht gemäß seiner geschichtlichen Entwicklung aus zwei Hälften: Das *Untere Haus* ist schlicht, unscheinbar, niedrig. Ihm angeschlossen ist das Trotthaus aus dem 17. Jahrhundert mit Freskenmalerei. Eine buntbemalte Holzsäule im Renaissance-Stil trägt das Gebälk. Der Turm neben dem Unteren Tor war vielleicht das alte Ortsgefängnis.

Das eigentliche Schloß, der frühere *Obere Hof*, ist imponierend im neugotischen Stil seit 1870 mit zwei Flügeln erbaut. Im Gartensaal wurden verschiedenste Altertümer aus Gaisbach und Oberkirch eingebaut. Der Festsaal besticht durch seine komplette neugotische Möblierung.

Die Geschichte des Schlosses Gaisbach reicht bis in das 13. Jahrhundert zurück, seitdem ein Gutshof der Schauenburger in Gaisbach bezeugt ist. Hier hat sich das Geschlecht wohl im 15./16. Jahrhundert niedergelassen, weil die Schauenburg als Wohn- und Aufenthaltsort nicht mehr attraktiv genug war.



Schloß in Gaisbach um 1900.

Aufn.: Hans Bock, Oberkirch

So besaß etwa Karl von Schauenburg im Jahre 1655 hier ein „adelig Haus“, auf das sich die Schauenburgische Familie 1659 die Unterhaltungspflicht für die Höhenburg übertragen ließ.

Im 16. Jahrhundert trennte sich das Geschlecht der Schauenburger in zwei Linien. Während der auswärtige Grundbesitz und der Burgwald geteilt wurden, blieben die Schauenburg selbst und die grundherrschaftlichen Rechte in Gaisbach gemeinsames Gut. Der Hof in Gaisbach wurde jedoch durch eine Mauer getrennt, so daß in der Folgezeit ein Oberer Hof — das Schloß — und ein Unterer Hof — das Untere Haus — entstanden. Im Jahre 1713 muß ein entscheidender Umbau des Schlosses stattgefunden haben, denn Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, der hier von 1649 bis 1660 Schauenburger Schaffner war, hatte dieses Gebäude anders beschrieben.

Im Jahre 1869 schließlich erwarb Emil Freiherr von Schauenburg (1826–1908) von seinem Vetter Hannibal das Untere Haus und begann ab 1870 einen Umbau des Schlosses in großzügiger neugotischer Form. Dieser Umbau muß damals reizvoll genug gewesen sein, daß hier am 30. September 1875 Kaiser Wilhelm I., Großherzog Karl Alexander von Sachsen = Weimar = Eisenach und Großherzog Friedrich I. von Baden mit ihren Gattinnen zu Besuch waren.

Literatur:

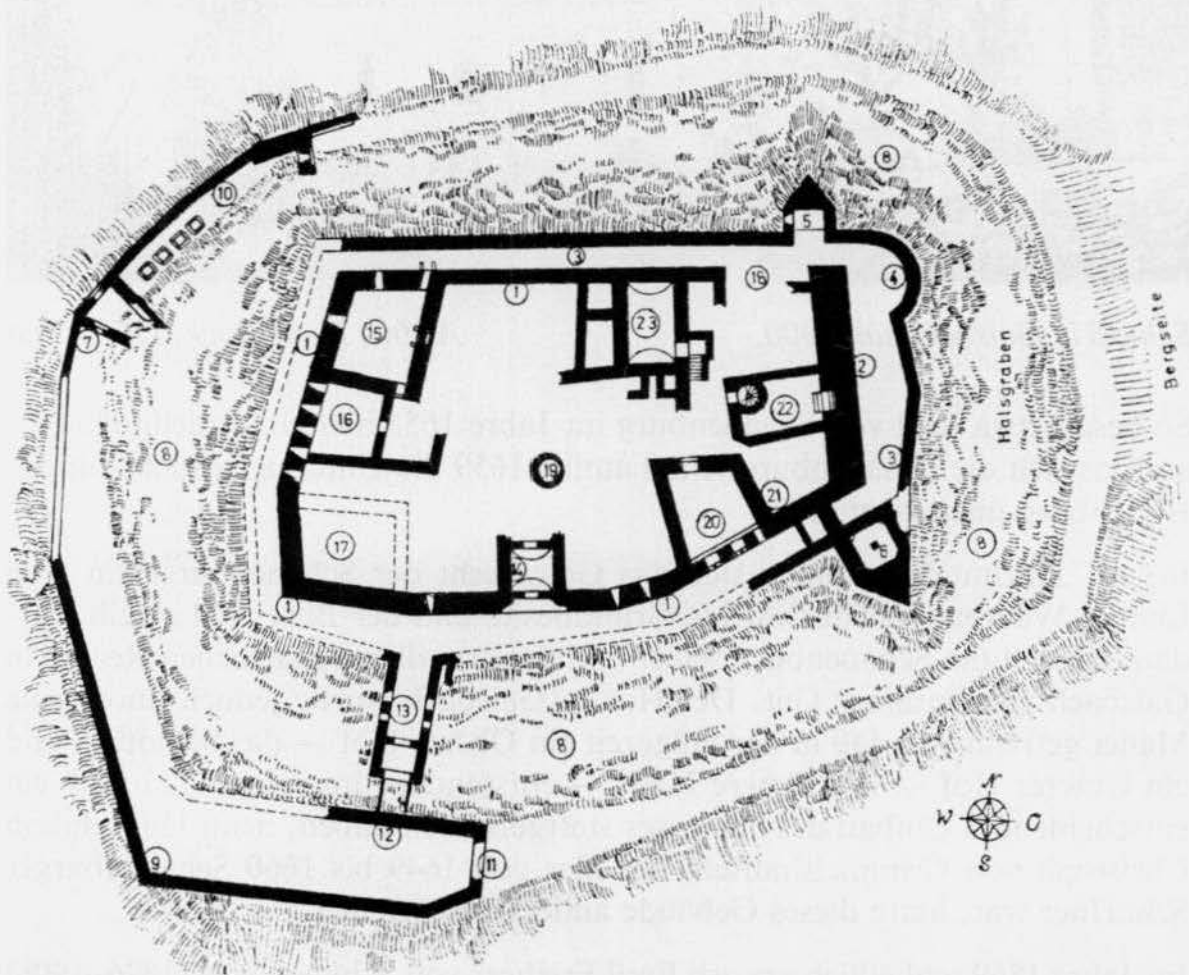
B. v. Schauenburg, Das Schloß Gaisbach, in: Ortenau 21/1934, S. 270–272; H.-M. Pillin, Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. Oberkirch 1975, S. 91, 244, 281/282; ders., Oberkirch. Die Geschichte der Stadt in großherzoglich-badischer Zeit 1803–1918. Oberkirch 1978, S. 48, 322/323.

Die Schauenburg (32)

Hans-Martin Pillin

Stadt Oberkirch (Ortenaukreis), Ortsteil Gaisbach

Über der Stadt Oberkirch erhebt sich als markantes Wahrzeichen die Schauenburg auf einem Bergvorsprung (397 m ü.d.M.) oberhalb des Dorfes Gaisbach, einem heutigen Stadtteil von Oberkirch. Der Name der Burg stammt aus dem Althochdeutschen „scouwon“ bzw. dem Mittelhochdeutschen „schouwen“ in der Bedeutung von schauen, spähen¹.



Grundriß der Schauenburg nach Rudolf H. Zillgith.

Baubeschreibung

Aufgrund des heutigen Zustandes der Burgruine läßt sich ein gutes Bild der bis ins 18. Jahrhundert unversehrten Burg rekonstruieren:² Das oblonge Plateau, auf dem die Burg steht, ist von einer 1,5—2 m starken Mauer aus Bruchsteinmauerwerk mit Bossenquadern an den Ecken umschlossen (1). Diese Ringmauer ist zugleich die Außenwand der daran anstoßenden Gebäude. Auf der Angriffsseite war die Burg durch eine starke Schildmauer (2) von 3,70 m Stärke

geschützt. Sie steht heute noch in einer Höhe von 8,20 m. Zwischen der hohen Ringmauer, die die Gebäudegruppe der Burg umfaßt, und dem Burggraben sind die 2 m dicken Mauern des Zwingers (3) zu sehen (nach Norden und Osten am besten erhalten). An der Nordostecke des Zwingers ist ein bastionartiger, runder Vorsprung (4) erkennbar, der wohl nichts anderes ist, als das öfters ausgebesserte Bollwerk. Zwei weitere Bastionen (5 und 6) von fast fünfeckigem Grundriß liegen nach Norden und Südosten. In dem südöstlichen Bollwerk befindet sich das tonnenförmige Burgverlies, das nur oben einen Zugang hatte und ungefähr 7 m tief ist. Über diesem Verlies befindet sich eine interessante Schießscharte. Im Westen außerhalb des Grabens erkennt man jetzt noch Grundmauern einer Vorburg (7), die hauptsächlich aus Wirtschaftsgebäuden und Ställen bestand. Es sind dort noch viereckige Steinkassetten (50 cm tief und ca. 80 x 80 cm im Quadrat) erhalten. Das Ende dieser Mauer schließt im Norden mit einer großen Schießscharte ab, die der Ostseite zugewendet war, so daß man den Burgweg zur nordöstlichen Ecke mit Schießwaffen bestreiten konnte.

Um die ganze Burg herum zieht sich ein künstlich vertiefter Graben (8). Dieser war früher bedeutend tiefer; er nahm das Regenwasser von den Dächern sowie die Abwässer der gesamten Anlage auf. Nach einer Urkunde von 1405 war der Graben außerdem von einem Bächlein durchflossen. Dieses Bächlein wird in Gefahrenzeiten auch den Graben zusätzlich mit Wasser gefüllt haben.

Ein zweiter Zwinger bzw. Wall war um den Burggraben herum angelegt; von dessen Mauern sind heute noch Spuren im Südwesten (9) und Nordwesten (10)



Schauenburg: Zugang zum oberen Zwinger. Aufn.: J. Mühlau

zu finden. Von Süden gelangt man zum Burgtor (11). Wenn man früher dieses Tor durchschritten hatte, befand man sich vor der Zugbrücke (12), die zu dem merkwürdigen Brückenbau (13) in den oberen Zwinger hinüberleitete. Dieser Brückenbau schob sich vom oberen Zwinger aus in den Graben hinein. In seinem Untergeschoß betrat man eine Art Wachtstube mit schmalen Türschlitz und liegenden Scharten. Dahinter lag ein längerer, oben durch Fenster erhellter Raum. Die Zugbrücke kann wohl erst über diesem Kellergeschoß angelegt gewesen sein. Hier waren die Mauern des Baues von Wehrgängen begleitet, die auf Rundbogen ruhten. Unter dem Rundbogenfries der Westseite beobachtet man einen Entlastungsflachbogen. Da der zweite Zwinger, in den dieser Bau führte, etwa 7 m unter dem oberen Burgniveau lag, muß eine Treppenanlage zu dem nahen Torhaus emporgeführt haben (14).

Die Gebäudegruppe innerhalb der Ringmauer bestand aus mehreren Einzelgebäuden. Der *nordwestliche Wohnturm* (15), ein unregelmäßiges Viereck von ungefähr 8x7 m innerer Weite und bis zu 2 m dicken Wänden, zeigt noch die Einteilung in 5 Stockwerke. Das Kellergeschoß wurde nach Westen und Norden mit schlichten Lichtluken erbaut. Im zweiten Geschoß, das wahrscheinlich zu Wirtschaftszwecken gedient hat, sind ebenfalls Lichtluken angebracht worden. An der Südwand befindet sich noch eine größere verputzte Fläche; in ihr sind Treppenstufen erkennbar, die zur Eingangstür des Gebäudes im Stockwerk darüber führten. Dieses Stockwerk und die beiden darüber gelegenen dienten ausschließlich zu Wohnzwecken. Alle drei mit Wohnräumen ausgestatteten Stockwerke hatten nach Westen je ein großes Fenster, neben denen jeweils ein Doppelspitzbogenfenster mit Sitzen angebracht war (im 3. und 4. Stockwerk sind sie noch vollkommen erhalten). Über dem 3. und 4. Stockwerk kann man an der Süd- und Nordwand einen Gurt als Auflager der Balken erkennen, an der Nordwand des 3. Stockwerkes eine spitzbogige Eingangstür, zu der man mittels einer Holzterrasse gelangen konnte. In der Nordwand des 3. Stockes hatte man Konsolen angebracht. Neben ihnen führte eine Türe zu einem Abort. In der Westwand dieses Stockwerkes befinden sich wieder Konsolen bzw. Spuren für den Mantel des Kamins, dessen Schlotreste in der Wand darüber erkennbar sind. Auch das 4. Stockwerk zeigt in der Nordwand Konsolen und die Reste eines Doppelfensters. Im 5. Stockwerk schließlich führt in der Westwand eine Türe ins Freie; vielleicht öffnete sich diese Türe zu einem Wehrgang.

Das *Gebäude, das an den nordwestlichen Wohnturm stieß* (16), ist nur noch in den Resten des Erdgeschosses erhalten. In seiner Westwand hat es 5 Lichtluken, die außen rundbogig sind, während die nach innen sich stark verbreiternde Schartennische spitzbogig geschlossen ist. Mauerreste teilen von diesem Gebäude einen größeren Raum ab. Von diesen Lichtluken oder Schießscharten konnte das westliche Tor (7) bestrichen werden.



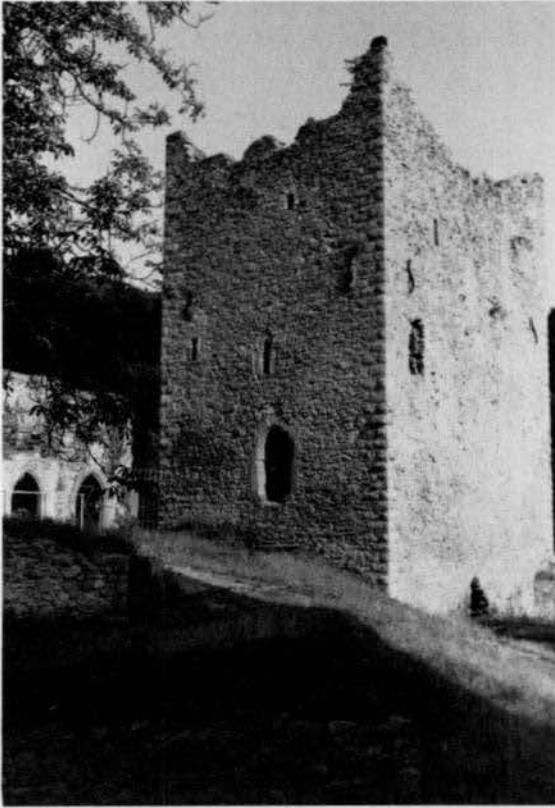
Schauenburg: Der nordwestliche Wohnturm.

Aufn.: J. Mühlan

Vom *südwestlichen Wohnturm* (17) sind nur noch die untersten Mauern erkennbar, die vermutlich das Kellergeschoß darstellen. Hier fällt die Schießscharte gegen den Brückenbau auf. Den hier ursprünglich stehenden Turm hat nach einer handschriftlichen Notiz auf einem Stich der Schauenburg, der sich im Oppenauer Heimatmuseum befindet, Grimmelshausen wegen Baufälligkeit abtragen lassen. Das Material wurde mit ziemlicher Sicherheit zum Bau des Neuen Schlosses in Gaisbach verwendet.

Der heutige *Torbau* (14) ist sicher das Ergebnis mehrerer Umbauten. Seine Wände bestehen aus Bruchsteinmauerwerk. Die unversehrt gebliebene Fortsetzung der West- und Ostmauern des Tores deutet auf einen weiteren Torweg oder einen kleinen Vorhof hin. Daß dieses Torhaus bzw. Gebäude nicht in seiner ursprünglichen Form erhalten ist, wird durch einen Schlußstein mit der Jahreszahl 1821 bewiesen. Ob sich hier auch wirklich der Eingang in die Burg befunden hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da sich auch an der Nordostseite vermutlich ebenfalls ein Eingang befand (18). Hierüber können jedoch nur Grabungen einen letzten Aufschluß geben. Nördlich des Torbaues (14) befinden sich die Reste des runden *Brunnens* (19), die vor einigen Jahren freigelegt wurden.

Der *südöstliche Wohnturm* (20), der sogenannte Volmarsturm, ist der besterhaltene Teil der Burg. Wie die Formen dieses Turmes zeigen, ist er nach dem



*Schauenburg: Der südöstliche Wohnturm.
Aufn.: J. Mühlau*

Nordwestturm errichtet worden. Dessen Gewände sind nicht aus Granit wie beim Nordwestturm, sondern ausschließlich aus Sandstein. Das Kellergeschoß dieses Turmes ist noch nicht völlig ausgegraben worden. Ein Mauerabsatz an der Nord- und Ostwand trug dessen Balkendecke. Diese Deckenkonstruktion beobachten wir übrigens auch bei den übrigen Stockwerken. Der 2. Stock weist nur nach der Außenseite der Burg zwei einfache, schlitzzartige Schießscharten auf. Im 3. Stock befand sich der wohl durch Holztreppe vom Burghof aus zu erreichende spitzbogige Eingang. In der Südaußenwand kam das Tageslicht durch zwei Doppelspitzbogenfenster in die Wohnräume. Neben diesen Wohnräumen führte eine kleine Tür über einen Steg zur äußeren Zwingmauer. In der Westwand des 3. Stockes ist noch das Loch für einen Balken (möglicherweise Durchzugbalken) erkennbar. Im 4. Stock befand sich allem Anschein nach ein Prunksaal, der in zwei dreifachen Spitzbogenfenstern nach Süden schaute. In ihren Seitenwänden waren einfache Sitzbänke eingebaut. Viereckige kleine Konsolen, die teilweise mit skulptierten, früher wohl bemalten Schildchen versehen sind, hat man zu den Seiten jedes Fensters als Balkenträger angeordnet. Anzeichen sprechen dafür, daß dieser Prunksaal eine gewölbte Holzdecke hatte. In der Westwand des Baues ließen sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch größere Verputzreste feststellen, die heute kaum mehr erkennbar sind. In dieser Wand kann man auch den Beginn eines Kamins und eine Tür erkennen, die wohl zu einem Abort führte. Das 5. Stockwerk, das ebenfalls Wohnräume enthielt, öffnet sich nach Süden in zwei spitzbogigen Doppelfenstern und nach Westen in einer kleinen Lichtluke. In der Nordwand des 5. Stockes sind noch die Spuren einer Treppe zu beobachten,



Schauenburg: Teil der spitzbogigen Eingangstür am Kapellenbau.

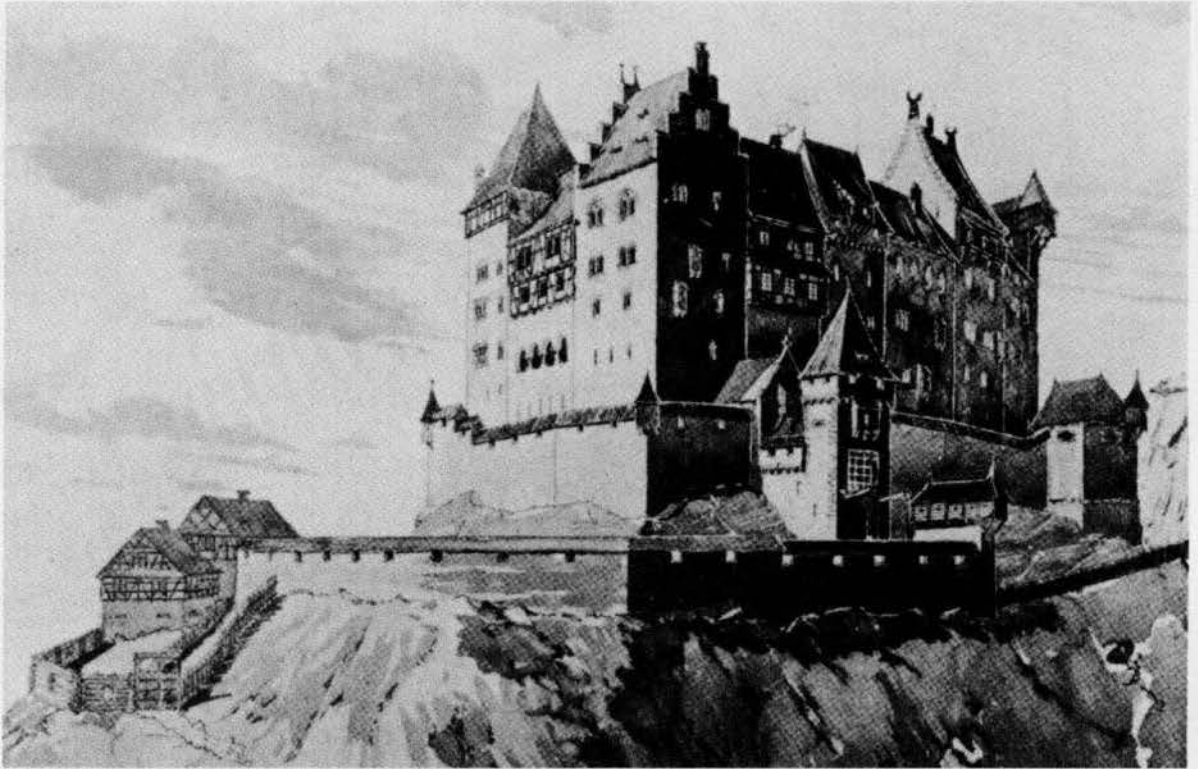
Aufn.: J. Mühlau

die auf zwei Konsolen und backsteinummauert zur Plattform bzw. zum Wehrgang emporführte. In diesem Zusammenhang sei vermerkt, daß in diesem Turm die häufige Verwendung von Backsteinen bei den Fensterflachbögen und an anderen Stellen auffällt.

Ein kleineres Gebäude (21) — man sieht noch den Ansatz des nach der Hofseite zu schräg abfallenden Daches — lag zwischen dem südöstlichen Wohnturm und der Mantelmauer (2).

Im Gebäude an der Ostmauer befand sich ehemals die *Burgkapelle* St. Ulrich (22). Eine Wendeltreppe mit einer elegant geschwungenen Spindelbasis führte zu ihr hinauf. Die Abmessungen des Kapellenraumes ergaben, daß er eine Fläche von ungefähr 4 x 7,5 m hatte. Die erhaltenen Konsolen und Rippenanfänger ermöglichen die Rekonstruktion des Inneren dieser Kapelle. Ein Steinfragment mit einem kielförmig endenden spitzen Kleeblattbogen dürfte sicherlich zu einer Sakramentsnische gehört haben. Ein Stück eines Fensterpfostens läßt auch die Fenster, jedoch nicht den Ort ihrer Anbringung erkennen. Ein aus der Schildmauer herausgehauener, kleiner viereckiger Raum diente als Chor.

An der Nordmauer ist man bei Ausgrabungen auf eine Anzahl von *Kellerräumen* (23) gestoßen. In den größten dieser Kellerräume, der ein Tonnengewölbe hat und Spuren einer Mauerteilung aufweist, führt eine Rundbogentür mit ab-



Rekonstruktion der Schauenburg nach Bodo Ebhardt (1901).

gefaßtem Gewände und Treppen. Östlich von diesem Kellerraum liegt ein kleinerer Vorkeller, westlich von ihm ein größerer Kellerraum und daneben wieder ein kleinerer Keller ohne eigenen Ausgang. Letzterer war nur durch ein Loch von dem größeren Keller zu erreichen; er dürfte vielleicht als Gefängnis gedient haben. Wie das Gebäude aussah, das sich über diesen Kellerräumen erhob, läßt sich nicht feststellen. Vermutlich waren es die in den Urkunden erwähnte Gastwirtschaft und Burgschmiede.

Bodo Ebhardt hat im Jahre 1901 aufgrund des vorhandenen Baubestandes den Versuch unternommen, eine Rekonstruktion des ungefähren Aussehens der Schauenburg während ihrer Blütezeit im 14./15. Jahrhundert darzustellen. Diese Rekonstruktion scheint etwas zu monumental geraten zu sein; grundsätzlich aber wird die Schauenburg in etwa so ausgesehen haben.

Der eindrucksvollen Ruine der Schauenburg gilt das besondere Interesse des 1974 gegründeten „Fördervereins zur Erhaltung der Ruine Schauenburg e.V.“. In erster Linie ist es seinen Initiativen zu verdanken, daß in den letzten Jahren umfangreiche Restaurierungsmaßnahmen an der Burgruine durchgeführt wurden.

Baugeschichte

Wenden wir uns nach der Beschreibung der erhaltenen Bauteile nunmehr der *Baugeschichte der Schauenburg* zu. Die Anfang des 20. Jahrhunderts aufgekommene Vermutung, daß auf dem Burghügel schon eine prähistorische Sied-

lung bestand, konnte bis heute nicht erhärtet werden. Die Vermutung kam wohl deshalb auf, weil auf der Burg ein Steinbeil gefunden und der Bereich um die Burg bis vor einigen Jahrzehnten „Heidenbuckel“ genannt wurde. Es wurden auf der Burg auch römische Funde gemacht, die jedoch als mittelalterliche Mitbringsel zu werten sind. Für einen römischen Ursprung der Burg lassen sich demnach ebenfalls keine Anhaltspunkte finden, wenngleich die südöstlichen Grundmauern eine gewisse Ähnlichkeit mit römischer Steinlagerung erkennen lassen³.

Als Bauherr ist Herzog Berthold II. von Zähringen († 1111) belegt, der den Auftrag zur Errichtung dieser Burg wohl in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts gegeben hatte. Der Herzog hatte diesen Platz sicher deshalb gewählt, um von dort aus die wichtige West-Ost-Verbindungsstraße durch das Renchtal über den Kniebis nach Württemberg kontrollieren zu können. Schriftliche Zeugnisse, die uns Aufschluß über die Entstehung und das ursprüngliche Aussehen der Burganlage geben könnten, stehen leider nicht zur Verfügung; auch aus dem 12. und 13. Jahrhundert, der bedeutendsten Bauzeit für die Schauenburg, sind über die Burganlage keine nennenswerten Anhaltspunkte überliefert; über die Existenz von Bewohnern der Burg sind allerdings schon aus dieser Zeit schriftliche Zeugnisse festzustellen. Auch die Hinweise auf Baumaßnahmen des 16. und 17. Jahrhunderts sind nicht so detailliert, daß man sich ein klares Bild vom Aussehen der Burganlage machen könnte; in einem dieser Dokumente aus dem Jahre 1541 ist nämlich nur die Rede von „des Junkern seligen angebawen“; und der zweite Hinweis vom Jahre 1659 besagt lediglich dies, daß die Schauenburger gegenüber ihren Lehnsherren die Verpflichtung übernommen hätten, den zerfallenen Teil der Schauenburg mit dem neuen, 1614 erstellten Bau zu ersetzen⁴.

Eine präzise Antwort kann auch nicht auf die Frage gegeben werden, wann und durch wen die Schauenburg zur Ruine wurde. Unhaltbar ist die mehrfach vertretene Auffassung, die Schauenburg sei im Jahre 1689 zusammen mit der Stadt Oberkirch durch die Soldaten Ludwigs XIV. zerstört worden. Dagegen spricht einmal, daß sich in der kurz nach 1689 angelegten Liste über die zerstörten Gebäude des Amtes Oberkirch⁵ keine Mitteilung über die Zerstörung der Schauenburg befindet; sodann spricht dagegen ein Gerichtsprotokoll aus dem Jahre 1695, in dem es heißt, 1693 sei die Schauenburg bei einem erneuten Einfall des Feindes Kaserne gewesen, und französische Soldaten hätten darin gelagert⁶. Zur Ruine wurde die Schauenburg frühestens im Jahre 1703 und spätestens im Jahre 1731: 1703 wurde nämlich noch Korn auf die Burg geschafft, um es dem Zugriff der erneut im Kriege stehenden Soldaten Frankreichs und des Deutschen Reichs (= Spanischer Erbfolgekrieg 1701—1714) zu entziehen, und im Jahre 1731 wird die Schauenburg erstmals als „völlig in Ruinen“ liegend bezeichnet⁷. Wer in diesem Zeitraum die Schauenburg, die schon im Dreißigjährigen Krieg (1618—1648) einiges abbekommen hatte, zur

Ruine werden ließ, die kriegführenden Parteien oder das Desinteresse der Familie von Schauenburg an der baulichen Instandhaltung und Erneuerung der Burg, entzieht sich unserer Kenntnis. Den heutigen Zustand bekam die Ruine der Schauenburg unter anderem auch dadurch, daß im 18. und 19. Jahrhundert die Burg zum Steinbruch für die anwohnende Bevölkerung wurde. Daß die Burganlage nicht völlig dem Erdboden gleichgemacht wurde, verdanken wir dem Freiherrn Emil von Schauenburg, der das Abtragen der Burg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts endgültig untersagte, eine Beihilfe des Staates zur Erhaltung der Ruine anforderte und auch erhielt sowie umfassende Konservierungsmaßnahmen vornehmen ließ⁸.

Die Burgherrschaft

Zur Geschichte der *Burgherrschaft* sind folgende Sachverhalte erwähnenswert: Als Luitgard, die Tochter Herzog Bertholds II. von Zähringen, den Grafen Gottfried von Calw (1075—1133) heiratete, befand sich die Schauenburg unter ihrem Heiratsgut⁹. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor, Gottfried II. von Calw, Luitgard und *Uta*, die Stifterin des Klosters Allerheiligen. Uta, die um das Jahr 1130 Herzog Welf VI., den jugendlichen Bruder Heinrichs des Stolzen, des Herzogs von Sachsen und Bayern, heiratete, sollte Alleinerbin des elterlichen Vermögens und Besitzes und damit auch Eigentümerin der Schauenburg werden und zwar deshalb, weil ihr Bruder dem Vater im Tod vorgegangen war und ihre Schwester Luitgard wegen ihrer nicht standesgemäßen Ehe jegliche Erbansprüche aufgeben mußte¹⁰.

Utas Vetter, Graf Adalbert V. von Calw und Loewenstein, und Utas Oheim, Konrad von Zähringen, erhoben Einspruch dagegen, daß mit dem Tod der Eltern Utas der gesamte Calwsche Besitz und die von Luitgard von Zähringen mitgebrachte zähringische Mitgift auf das Welfengeschlecht übergehen sollten. Herzog Konrad von Zähringen zog deshalb im Jahre 1133 mit Heeresmacht vor die Schauenburg und belagerte sie. Konrad gelang es aber nicht, die Burg einzunehmen, besonders deshalb nicht, weil Kaiser Lothar, der den Zähringern und den Welfen durch gleiche Interessen verbunden war, sofort auf den Plan trat und Herzog Konrad dazu veranlaßte, die Belagerung der Schauenburg zu beenden¹¹. Es muß daraufhin zu einem Vergleich gekommen sein, denn als Herzogin Uta, die zeitweise auf der Schauenburg lebte, in hohem Alter um das Jahr 1197 starb, fiel die Schauenburg mit allen dazugehörigen Besitzrechten nicht wieder in die Hände der Herzöge von Zähringen zurück, sondern kam auf dem Erbweg in den Besitz des Grafen Eberhard von *Eberstein*, des Veters der Herzogin Uta von Schauenburg¹². Von diesem Zeitpunkt an bis zum Aussterben des Grafengeschlechts von Eberstein um das Jahr 1660 war die Schauenburg Eigentum der Grafen von Eberstein, welche die Burg mit ihrem Zubehör jeweils als Lehen ausgaben.



Burg Schauenburg

Aufn.: J. Mühlan

Lehensträger der Burg und der dazugehörigen Besitzungen, zu denen das Dorf Gaisbach zählte, wurde das seit dem 12. Jahrhundert nachweisbare Dienstmannen- oder Burgmannengeschlecht, das sich nach dem Namen der Burg *von Schauenburg* nannte. Möglicherweise war schon der älteste, zwischen 1120 und 1150 urkundlich erwähnte Angehörige der Familie von Schauenburg, ein gewisser Rudolfus miles de Scowenburc, ein auf der Schauenburg tätiger Dienstmann gewesen¹³. Die Familie von Schauenburg muß allem Anschein nach schon im 12. Jahrhundert in großem Ansehen gestanden haben. Dies geht einmal daraus hervor, daß dieser Familienname mehrfach in zähringischen Urkunden auftaucht. Vermerkt sei in diesem Zusammenhang, daß Ende des 19. Jahrhunderts der Versuch gemacht wurde, die Abstammung der Familie von Schauenburg vom Mannesstamme des Zähringer Herzoghauses anhand des Schauenburger Wappens nachzuweisen¹⁴. Zum andern spricht für das hohe Ansehen der Schauenburger, daß einige Mitglieder dieser Familie bereits im 12. Jahrhundert einflußreiche Ämter und Stellungen innehatten. Der in der Stiftungsurkunde des Klosters Allerheiligen erwähnte Friedrich von Schauenburg beispielsweise war kaiserlicher Landvogt im Elsaß und königlicher Ministeriale¹⁵.

Hohe politische, kirchliche und militärische Ämter bekleideten auch in späterer Zeit Träger des Namens von Schauenburg. Ihren Ruf und ihren Einfluß konnten die Schauenburger nicht zuletzt dadurch vergrößern, daß sie unter anderem Lehensträger des Reichs, der Markgrafen von Baden, der Bischöfe von Straßburg, der Grafen von Eberstein und Freiburg wurden¹⁶.

Geringe Geltung verschaffte sich die Familie von Schauenburg im Mittelalter jedoch durch ihre Eigengüter, denn zu dieser Zeit waren die Besitzungen der Schauenburger nicht zahlreich und nur über einen kleinen Raum verteilt. Im Westen und Südwesten der Schauenburg reichten sie nur wenig über die 7,5-Kilometer-Zone hinaus¹⁷.

Die Familie von Schauenburg zerfiel, nachdem wohl schon im 13. Jahrhundert die Höfinger, wahrscheinlich auch die Kalwe als Gliedfamilien absplitterten, im 14. Jahrhundert in mehrere Linien. Am Ende des 15. Jahrhunderts schließlich spaltete sich das Geschlecht auf Dauer in zwei große Linien, die Ulrich-Dieboldsche oder Herlisheimer Linie, die mit Reinhard, und die Luxemburger oder Harthartsche Linie, die mit Friedrich ihren Anfang nahm¹⁸.

Die Vertretung der gesamten Familie von Schauenburg stand dem Baumeister und dem Senior zu. Der Baumeister wurde dem Burgfrieden vom 14. 11. 1433¹⁹ zufolge von allen erwachsenen Mitgliedern der Familie durch Mehrheitswahl in sein Amt berufen. Senior der Schauenburger war jeweils der älteste des Geschlechts. Wie die Befugnisse der beiden angegrenzt waren, läßt sich nicht genau feststellen.

Seit dem Jahre 1474 waren die Schauenburger Mitglieder der freien Reichsritterschaft in Schwaben, und im Jahre 1654 wurde das Geschlecht von Schauenburg in den *Reichsfreiherrnstand* erhoben, nachdem zuvor Christoph und Hans Reinhard von Schauenburg in Wien beim Kaiser um die Immatrikulation der Schauenburger in den Reichsfreiherrnstand nachgesucht hatten²⁰. Die beiden Antragsteller führten dabei die ruhmreiche Tradition der Schauenburger und die Verdienste einzelner Familienmitglieder, besonders die des Generals Hannibal von Schauenburg, ins Feld.

Die Schauenburg wurde als Stammsitz des Geschlechtes von Schauenburg eine sogenannte *Ganerbenburg*, d. h. eine Burg, die vom Lehnsherrn an mehrere Mitglieder der Erbgemeinschaft der Familie von Schauenburg zu gemeinsamem und ungeteiltem Besitz verliehen wurde. Die vertragliche Grundlage für die Ganerben (mhd. ge-anerbe = Miterbe) oder Gemeiner, wie sie auch genannt wurden, bildete jeweils der Burgfrieden, der die gemeinsamen Rechte und Pflichten der Ganerben regelte. Die Ganerben der Schauenburg wohnten nicht dauernd in ihrem Burgteil auf der Schauenburg, sondern zogen es vor, besonders seit dem 15. Jahrhundert, sich in Städten, vor allem in der Stadt Oberkirch, Häuser zu kaufen oder zu erbauen und sie als Dauerwohnsitz zu beanspruchen. In Oberkirch forderten die Adligen von Schauenburg für sich und ihre Bediensteten über mehrere Jahrhunderte hinweg immer wieder gewisse Vorrechte, wie das Recht auf Steuerfreiheit und die Entbindung vom herrschaftlichen Treueid. Bernhard von Schauenburg begründete um die Mitte des 16. Jahrhunderts den Anspruch auf Vorrechte u. a. mit dem Hinweis, die Schauenburger „seyen freye edelleute deß reichs“²¹.

Die *Sagen* kreisen um die Gestalt eines Schloßfräuleins, das wegen seiner Treulosigkeit gegenüber dem Geliebten alle 50 Jahre als weiße Frau erscheint, um erlöst zu werden (z. B. einem Hirtenbublein, einem grünen Jäger, einem Gaisbacher Knecht). Wer ihre Bitte nicht erfüllt, muß nach 3 Tagen sterben.

Literatur:

B. Ebhardt, Deutsche Burgen, 1901; Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg, bearbeitet von R. v. Schauenburg, hg. v. B. v. Schauenburg, 1954; E. Krebs, Frau Uta, Herzogin von Schauenburg, in: Ortenau-Sonderheft 1915—1918, S. 38—62; W. Möller, Genealogische Untersuchungen zur Geschichte der Schauenburg, in: ZGO 78/1926, S. 515—526; H. M. Pillin, Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. 1975; Ph. Ruppert, Regesten des Mortenauer Adels, in: ZGO 39/1885, S. 83—180; H. P. Sattler, Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, in: Ortenau 42/1962, 44/1964, 45/1965; B. v. Schauenburg, Die Ruine Schauenburg, in: Ortenau 21/1934, S. 259—270; M. Wingenroth, Ruine Schauenburg, in: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908, S. 157—177.

Anmerkungen:

- 1 vgl. B. v. Schauenburg, Die Ruine Schauenburg, in: Ortenau 21/1934, S. 259—270.
- 2 vgl. H. M. Pillin, Oberkirch: Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. Lahr 1975, S. 260—268.
- 3 vgl. B. v. Schauenburg, Die Ruine Schauenburg . . . , S. 259.
- 4 vgl. M. Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. 1908, S. 164—166.

- 5 Archives Départementales du Bas-Rhin, Strasbourg, (ABR) 1 G 141.
- 6 Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg, bearbeitet von R. v. Schauenburg. 1954, S. 135.
- 7 B. Ebhardt, Deutsche Burgen (XI.: Schauenburg). 1901, S. 194.
- 8 vgl. M. Wingenroth, Die Kunstdenkmäler . . . , S. 166.
- 9 E. Heyck, Geschichte der Herzöge von Zähringen. 1891, S. 221.
- 10 E. Krebs, Frau Uta, Herzogin von Schauenburg, in: Ortenau-Sonderheft 1915—1918, S. 40.
- 11 Ph. Ruppert, Regesten des Mortenauer Adels, 2: Die von Schauenburg, in: ZGO 39/1885, S. 104, Nr. 4.
- 12 E. Krebs, Frau Uta . . . , S. 60/61.
- 13 A. Krieger, Topogr. Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. II. 1905, Sp. 817 nach WUB II, S. 417.
- 14 W. Möller, Genealogische Untersuchungen zur Geschichte der Schauenburg, in: ZGO 78/1926, S. 515, Nr. 4.
- 15 J.D. Schöpflin, Alsatia diplomatica I, 1772, Nr. 363, S. 306—307.
- 16 H.P. Sattler, Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, in: Ortenau 42./1962, S. 236—237.
- 17 Ph. Ruppert, Regesten . . . , S. 168, Nr. 272.
- 18 Näheres dazu: Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg . . . , S. 63, S. 126 ff.
- 19 Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg . . . , S. 149—150.
- 20 Ph. Ruppert, Regesten . . . , S. 168, Nr. 272.
- 21 GLA 215/124.

Die Burg Fürsteneck (33)

Hans-Martin Pillin

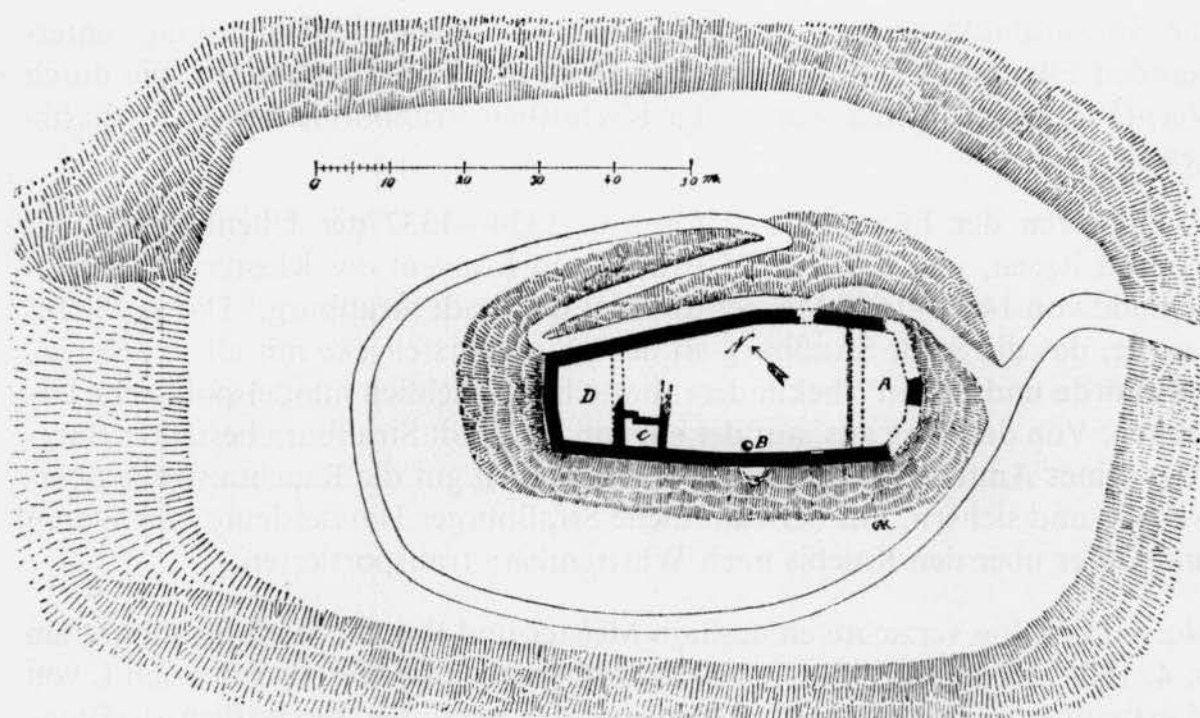
Stadt Oberkirch (Ortenaukreis)

Name: Vurstenecke (1263) = vorderste Ecke

Die im Privatbesitz befindliche Burgruine Fürsteneck liegt südlich der Rench auf einer Bergnase (278 m ü.d.M.) am Ausgang des Bottenauer Tals. Das Burggelände teilen sich die Oberkircher Ortsteile Butschbach und Bottenau.

Die erhaltenen Bauteile der Burg Fürsteneck, die urkundlich erstmals 1263 erwähnt ist,¹ sind nicht umfangreich. Es handelt sich dabei in erster Linie um einige Mauerzüge, welche die Bergkuppe, auf der die Burg liegt, umschließen. Sie sind im allgemeinen etwa 1,5 m dick, ragen auf der Nord- und Ostseite noch ein wenig über die Erde und sind vielfach mit Gestrüpp überwuchert. Nur auf der Westseite stehen höhere Mauerreste, die aber keine besondere Form erkennen lassen. Einige Bauteile lassen im Bereich D (siehe Grundrißplan) einen Wohnturm, im Bereich C ein kleines Gebäude vermuten. Bei B ist die ehemalige Brunnen- oder Zisternenanlage noch erkennbar.²

Die Baugeschichte und die Geschichte der Burgherrschaft hängen eng mit der Geschichte der Stadt Oberkirch zusammen: Die Schauenburg, welche die Herzöge von Zähringen zur Sicherung der wichtigen Kniebiswegverbindung erbaut hatten, war zu Beginn des 12. Jahrhunderts als zähringisches Heiratsgut



Plan der Fürsteneck: A = fraglich — B = Brunnen — C = kleines Gebäude — D = Wohnturm. Aus: Ortenau 21/1934, S. 251.

ihrer unmittelbaren Besitzherrschaft entglitten. Als Ersatz dafür förderten sie den Ausbau Oberkirchs, das sie selbst oder ihre Erben durch die Errichtung einer neuen, südlich der Rench gelegenen Burg militärisch absicherten. Diese wohl noch im 12. Jahrhundert entstandene Burg, die in einer bischöflich-straßburgischen Urkunde vom Jahre 1225 mit der Bezeichnung „castrum“ aufgeführt ist, trägt seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts den Namen „Fürsteneck“.³

Lehensinhaber der Fürsteneck und Oberkirchs sind nach dem Aussterben der Zähringer im Jahre 1218 die Markgrafen von Baden geworden, die einer Seitenlinie Bertholds I. von Zähringen entstammten. Ihre Herrschaft über Fürsteneck und Oberkirch dauerte bis zum 20. 4. 1286. An diesem Tag übertrug nämlich König Rudolf I. seinen treuen Gefolgsleuten Friedrich und Eginon von Fürstenberg die Reichslehen „Fürstenecke et Obirkirche“ für immer und als freies Eigentum.⁴ Die Neuvergabe war auf Wunsch des Markgrafen Rudolf von Baden erfolgt.

Die Burg Fürsteneck, die zusammen mit Oberkirch nunmehr in den Besitz der unmittelbaren Zähringererben gelangt war, wechselte jedoch bald wieder den Besitzer. Aufgrund finanzieller Schwierigkeiten sahen sich die Gräfin Udilhild, die Witwe Friedrichs I. von Fürstenberg, und ihre drei Söhne am 10. 10. 1303 gezwungen, Fürsteneck und Oberkirch mit allem Zubehör für 1150 Mark Silber an Bischof Friedrich I. von Straßburg zu verkaufen.⁵ Von

diesem Zeitpunkt an bis zum Jahre 1803, also genau 500 Jahre lang, unterstanden Fürsteneck und Oberkirch, jedoch mit Unterbrechungen, die durch Verpfändungen bedingt waren, der bischöflich-straßburgischen Herrschaftsgewalt.

Pfandherren der Fürsteneck waren von 1334—1337 der Ullenburgener Vogt Konrad Rysen, von 1395—1405 Propst und Konvent des Klosters Allerheiligen und von 1405—1606 Meister und Rat der Stadt Straßburg.⁶ Das große Interesse, das die Stadt Straßburg an der „Burg fürstenecke mit allem gebuwe, zugehörde und rehten“ bekundete, hatte hauptsächlich handelspolitische Ursachen: Von der Burg aus, auf der ein von der Stadt Straßburg bestellter Burgvogt seines Amtes waltete, konnte man nämlich gut die Renchtalstraße überwachen und sichern, auf der zahlreiche Straßburger Handelsleute ihre Waren und Güter über den Kniebis nach Württemberg transportierten.

Nur widerwillig verzichteten deshalb Meister und Rat der Stadt Straßburg am 8. 4. 1606 auf die Burg Fürsteneck und übergaben sie Herzog Friedrich I. von Württemberg, der seit 1604 Pfandherr des gesamten bischöflich-straßburgischen Herrschaftsgebietes im Sasbach-, Acher- und Renchtal geworden war.⁷ Die Pfandsumme von 2000 Gulden, die der Herzog an die Stadt Straßburg zahlen mußte, verdeutlicht, welchen hohen Stellenwert man allgemein der Burg Fürsteneck beimaß.

Nach der Übernahme der Fürsteneck ging es Herzog Friedrich I. zunächst einmal darum, den baulichen Zustand der Burg zu verbessern. Mit den Renovierungsarbeiten wurde der bekannte württembergische Baumeister Johann Heinrich Schickhardt beauftragt, der in seinen Aufzeichnungen vermerkte, er habe auf der Fürsteneck „vil gebaut“.⁸

Nach den Vorstellungen Herzog Friedrichs I. sollte das zur Burg Fürsteneck gehörige Gelände neben dem der Ullenburg ein Zentrum des Renchtaler Weinbaus werden: Auf seinen Befehl wurden deshalb im Jahre 1607 10000 Rebstöcke gekauft und auf dem Grund und Boden der Fürsteneck und der Ullenburg angepflanzt.⁹

Die Aufwärtsentwicklung der Fürsteneck unter den Herzögen von Württemberg wurde jäh gestoppt durch den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648). Im Jahre 1636 wird die Burg als „ruiniert“ bezeichnet,¹⁰ was nichts anderes heißt, als daß die Soldateska der kriegführenden Parteien, die das Renchtal immer wieder heimsuchte, die Fürsteneck plünderte und zerstörte.

Erst im Jahre 1664 kam die Burg — nunmehr als Ruine — an den Eigentümer, das Bistum Straßburg, zurück, nachdem Bischof Franz Egon die Gelder zur Einlösung der Pfandschaft beisammen hatte.¹¹ Die Bischöfe von Straßburg, die ihren wiedererlangten Besitz im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts noch-

mals für kurze Zeit verpfänden mußten (u. a. an Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden), ließen die Fürsteneck nicht wieder aufbauen, wohl auch deshalb, weil die Burgen in jener Zeit viel von ihrer ehemaligen strategischen Bedeutung verloren hatten.

Von Interesse blieb lediglich der zur Burg gehörige Grund und Boden, den die Bischöfe bis zum Ende ihrer Herrschaftszeit im Jahre 1803 verpachteten. Die ursprünglich praktizierte Verwaltung des Fürstenecker Grundbesitzes in der Gestalt eines Fronhofverbandes, wie er in dem um 1346 angelegten Urbar Bischof Bertholds II. von Straßburg skizziert ist¹², aber auch die Vergabe des Grund und Bodens auf Lehensgrundlage an die Burgvögte und verschiedene ortenauische Ritteradlige (z. B. an die Kalwe von Schauenburg, Stern von Ullenburg, Pfau von Rüppurr)¹³ war nicht mehr zeitgemäß.

Sagen:

Eine Sage bezieht sich auf den Bildstock über dem Hohlweg nahe bei der Ruine Fürsteneck, der von den Fürsteneckern als Sühne für die Ermordung eines Knechtes der Schauenburger errichtet werden mußte. Andere berichten von Schätzen, die in der Tiefe der Burg von einem Hund bewacht werden, von einem geheimnisvollen Fuhrwerk, das in den Neumondnächten den steilen Hohlweg zwischen dem Bottenauer Tal und Butschbach hinabrast, schließlich von den vergeblichen Bemühungen eines Fürsteneckers, die Mönche am Bau einer Kapelle in Nußbach zu hindern.

Literatur:

H. Heid, Die Burg Fürsteneck, in: Ortenau 21/1934, S. 249—251; H. M. Pillin, Oberkirch: Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. Lahr 1975; Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908, S. 149—151.

Anmerkungen

- 1 A. Krieger, Topogr. Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. I, 1904, Sp. 664.
- 2 vgl. H. Heid, Die Burg Fürsteneck, in: Ortenau 21/1934, S. 250.
- 3 vgl. H. M. Pillin, Oberkirch: Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. Lahr 1975, S. 14.
- 4 FUB I Nr. 595, S. 292; vgl. H. M. Pillin, Oberkirch . . . , S. 16.
- 5 ZGO 4/1853, S. 285 ff.
- 6 Näheres hierzu: H. M. Pillin, Oberkirch . . . , S. 30—33.
- 7 GLA 67/1534 fol. 121.
- 8 W. Heyd, Handschriften und Handzeichnungen des herzoglich württembergischen Baumeisters Heinrich Schickhardt. 1902. S. 359.
- 9 Näheres: H. M. Pillin, Oberkirch . . . , S. 68.
- 10 vgl. Ortenau 21/1934, S. 250.
- 11 Näheres: H. M. Pillin, Oberkirch . . . , S. 77.
- 12 Archives Départementales du Bas-Rhin Strasbourg, G 377 fol. 60a ff.
- 13 vgl. Ortenau 21/1934, S. 250/51.

Die Burg Neuenstein (34)

Dieter Kauf

Gemeinde Lautenbach (Ortenaukreis), Staatswald Distrikt II/9.

Die Burg Neuenstein liegt ca. 460 m ü. d. M. auf einem Bergvorsprung westlich der Rench in der Nähe der Bahnstation Hubacker.

Nach einer Renovierung im Jahre 1979/1980 steht heute die Schildmauer neu; den Verlauf der Umfassungsmauer, die teils alt, teils neu, teils auch eingefallen ist, kann man gut erkennen. Innerhalb dieser vermutet man im Mittelalter drei Wohngebäude und einen Brunnen.

Die heutige Anlage der Burg Neuenstein scheint nicht die älteste gewesen zu sein, denn im Jahre 1405 ist der Burgstadel „zu dem alten Neuenstein“ erwähnt, den H. Heid in Lautenbach zwischen dem Spitzenberg und der Steig beim Zusammenfluß des vorderen und hinteren Lautenbachs vermutet. Der Burgenneubau an seiner heutigen Stelle soll nach 1322 erfolgt sein. Verantwortlich dafür waren die Grafen von Freiburg. Diese „neue Burg Neuenstein“, 1430 bezeugt mit „Stall und Hofstatt“, wurde im 15. Jahrhundert im bayrisch-pfälzischen Erbstreit zerstört und danach trotz mehrfacher Mahnung der Lehensherren nicht mehr aufgebaut. 1529 wird denn auch festgestellt, daß die Burg „lange Zeit unbedeckt und ganz ungeschirmt sei.“ In den Rech-



Burg Neuenstein.

Aufn.: J. Mühlen

nungsbüchern bis in das späte 18. Jahrhundert hinein ist demnach nicht mehr von der Burg die Rede. Ihre Nachfolge als ein Herrnsitz der von Neuenstein im mittleren Renchtal scheint der Gutshof in Hubacker angetreten zu haben, der Anfang des 16. Jahrhunderts bestand und dessen Meier „Martin Huber vff dem Hubacker“ 1558/59 erwähnt ist. Im Jahre 1852 bestand dieser Hof noch aus drei Wohnhäusern.

Befürwortet man die Existenz von zwei Burgen „Neuenstein“, so erscheint die Familiengeschichte auch leichter verfolgbar zu sein. Das erste Geschlecht von Neuenstein, das man von 1123 bis etwa 1317 aus Urkunden kennt, bewohnte wohl die erste Burg im Lautenbacher Tal. Dieses Geschlecht war sicher im Machtbereich der Zähringer angesiedelt, vielleicht deren Ministerialen.

Seit Ende des 13. Jahrhunderts ist in den Städten Offenburg, Oberkirch und Gengenbach ein Geschlecht Rohart und Schultheiß von Neuenstein bekannt, das durch Erwerb von zahlreichen Landgütern ab 1320 landsässig wird.

Erste Lehen dieser Familie stammen von den Adeligen von Ullenburg, von Staufenberg und von Widergrün. Mit der Belehnung von Besitz aus der Hand der Grafen von Freiburg gelang dieser Familie wohl der Aufstieg aus der städtischen Oberschicht in den niederen Adel. Sie nannte sich nach der neuen Burg Neuenstein, die die Grafen von Freiburg etwa um 1322 erbaut hatten und mit der sie belehnt wurden. 1366 fiel der Freiburger Besitz jedoch in den Machtbereich der Markgrafen von Baden, die jetzt die Oberlehensherren der von Neuenstein waren. Als „Edelknechte“ konnten die Neuensteiner die Heirat mit den Schauenburgern eingehen; sie wurden Mitstifter der Lautenbacher Kirche und waren 1475 Mitbegründer der Ritterschaft Ortenau.

Seit dem 16. Jahrhundert versuchte sich das Geschlecht Neuenstein, dessen Mittelpunkt in Besitz und Verwaltung immer den Hof in Oberkirch war, an anderen Orten politisch zu betätigen: im Dienst der Stadt Straßburg, in der vorderösterreichischen und kaiserlichen Verwaltung und im Dienste des elsäßischen Klosters Murbach. Seit dem 17. Jahrhundert fühlen sie sich mehr zu ihrem fürstenbergischen Lehensherrn hingezogen, an dessen Hofe drei Generationen der Familie in hohen Diensten standen.

Übrigens blieb diese Familie auch nicht von Teilungen verschont: Nachdem die Familie der Rohart von Neuenstein im Jahre 1603 ausgestorben war, spaltete sich die Familie der Schultheiß von Neuenstein im 17. Jahrhundert in die Linie Neuenstein-Rodeck und Neuenstein-Hubacker. Letztere Familie starb Mitte des 19. Jahrhunderts aus.

Literatur:

Ph. Ruppert, Regesten des Mortenauer Adels, in ZGO 37/1884, S. 385—411; J. Naecher, Die Ortenau insbesondere deren Burgen . . . Lahr 1888, S. 23; M. Eimer, Das bischöfliche Amt Oberkirch unter württembergischer Pfandherrschaft, in: ZGO 82/1930, S. 620—621; B. v. Schauenburg, Geschichte der Neuensteiner und ihrer Burg im Renchtal, in: Ortenau 17/1930, S. VIII/IX;

H. Heid, Burg Neuenstein, in: Ortenau 21/1934, S. 251—255 und Ergänzungsheft S. XXXVI; J. Börsig, Geschichte des Oppenauer Tals. Oppenau o.J., S. 160—161, 254—258, 312—314, 425—430; P. Sattler, Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, in: Ortenau 42/1962, S. 231—232 und 45/1954, S. 57; K. Krimm, Die Familie von Neuenstein. Repertorium von Neuenstein, Abtlg. 69 P. GLA Karlsruhe. Masch-Manuskript 1975 (Kreisarchiv Offenburg und GLA Karlsruhe).

Die Bärenburg (35)

Dieter Kauf

Stadt Oppenau (Ortenaukreis), Ortsteil Ramsbach.

Die Bärenburg liegt im Ortsteil Ramsbach ca. 460 m ü.d.M. auf einem steil abfallenden Bergvorsprung westlich der Rench. Die Anlage wurde früher „Burg oder Schloß von Berenbach“ genannt.

Es blieben mehrere vereinzelte Mauerreste sowie ein ca. zwei Meter hoher halbrunder Bau erhalten. Die im Jahre 1307 erstmals erwähnte Burg dürfte bis in das 12. Jahrhundert zurückgehen. Über einzelne Ausbauten sind wir nicht informiert. Aus den Mauerresten können ein Bergfried, ein Wohnturm sowie eine Vorburg und eine Bastion erschlossen werden. Ab 1470 zerfiel diese Burg, die 1613 ein „verfallenes Berghaus“ war. Eine Vorgängerburg glaubt man beim Sulzbacher Eck vermuten zu können.



Die Bärenburg.

Aufn.: J. Mühlan

Die Bärenburg war ein Besitz der Grafen von Freiburg, die im beginnenden 14. Jahrhundert die Edelknechte von Bärenbach mit dieser Burg belehnten. Diese verkauften die Burg 1321 an den Bischof von Straßburg, der als Lehensherr die Bärenburg unter den einheimischen Geschlechtern als Lehen weitergab. 1470 wurde die Burg durch den Markgrafen von Baden erstürmt und zerstört. Herzog Friedrich von Württemberg kaufte zwar 1607 diese Feste, gab sie bald aber in Privathände ab.

Das Geschlecht von Bärenbach ließ sich nach 1321 in Gengenbach nieder, stellte dort wiederholt die Schultheißen und starb dort 1422 aus.

Im Jahre 1984 wurde am Standort der Burg gegraben, so daß der Burggraben sowie die Standorte von Bergfried und Wohnturm zu erkennen sind. Ein Wappenstein, handgeformte Ziegeln und Backsteine sowie Keramikscherben gehören zu den dabei gemachten Funden.

Die Burgensage handelt von einer stolzen Frau in weißem Gewand, die einen Knaben in den Burgkeller vor Kisten und Truhen führte. Sie warnte zwar den schätzesuchenden Jungen vor dem Öffnen der Kisten. Er tat es trotzdem und blieb seitdem verschwunden.

Literatur:

Ph. Ruppert, Die Regesten des Mortenauer Adels, in: ZGO 37/1884, S. 392; J. Naehrer, Die Ortenau, insbesondere deren Burgen . . . Lahr 1888, S. 23; M. Eimer, Das bischöfliche Amt Oberkirch unter württembergischer Pfandherrschaft, in: ZGO 82/1930, S. 616; H. Heid, Die Bärenburg, in: Ortenau 21/1934, S. 256–258; Ergänzungsheft dazu S. XXXVI; J. Börsig, Geschichte des Oppenauer Tales. Karlsruhe 1951, S. 208/209, 254–258 und 327; H. M. Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter, in: Ortenau 49/1969, S. 262–285. „Bärenburg wurde um 1280 erbaut“, in: Acher-Rench-Zeitung v. 7. 9. 1984.

Die Burg Friedberg (36)

Dieter Kauß

Stadt Oppenau (Ortenaukreis)

Die Burg Friedberg liegt am Berg oberhalb der Kirche (Kapellenweg) von Oppenau. Es blieben die ehemals unteren Umfassungsmauern des Hauptbaues erhalten, die heute in einem modernen Hausbau enthalten sind. Als ursprüngliche Anlage wird ein Rechteckbau mit einem Bergfried angenommen.

Die Burg wurde um 1300 durch das Kloster Allerheiligen erbaut. Sie hatte vor allem den Weg in das Lierbachtal zum Kloster zu schützen. Mit ihr war auch eine Siedlung verbunden. Burg und Dorf wurden 1319 mit dem Bischof von Straßburg gegen Grundbesitz bei der Ullenburg getauscht. Die Burg, wohl Sitz

des bischöflichen Beamten, wurde in der Folgezeit zusammen mit der sich entwickelnden Stadt oft verliehen, verpfändet und verkauft. Sie blieb für Burg und Stadt im Oppenauer Tal bis etwa 1400 namensgebend. Danach verschwindet der Name „Friedberg“ zu Gunsten von „Oppenau“.

Das im Jahre 1605 als „verwahrlost“ bezeichnete Schloßgebäude wurde beim Oppenauer Stadtbrand 1615 vernichtet. Ab 1843 wurde der Schloßbereich in Gärten umgewandelt.

Literatur:

J. Naehrer, Die Ortenau insbesondere die Burgen . . . Lahr 1888, S. 23; M. Eimer, Das bischöfliche Amt Oberkirch unter württembergischer Pfandherrschaft, in: ZGO 82/1930, S. 615; H. Heid, Schloß Friedberg, in: Ortenau 21/1934, S. 272–274; J. Börsig, Geschichte des Oppenauer Tals. O. J., S. 210–214, 242–249, 297–298, 404–418, 422–424; H. M. Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter, in: Ortenau 49/1969, S. 279; Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands. Baden-Württemberg. Stuttgart, 2. A/1980, S. 615–616.

**Raum
Offenburg**

Das Schloß Staufenberg (37)

Karl-Bernhard Knappe

Gemeinde Durbach (Ortenaukreis). 383 m ü. d. M.

Name: Stouffenberg (ca. 1070—1192), Stauffenberg (1421). — Der Name leitet sich ab von ahd. *stouf* = Becher ohne Fuß; hochragender Felsen.

Das Schloß Staufenberg (Burg Staufenberg) liegt auf dem Gipfel eines nach allen Seiten abfallenden Berges nördlich von Durbach. Die einmalige Lage, dazu die umfassende Sicht nach allen Himmelsrichtungen veranlaßten schon in früherer Zeit, den Platz als Ort der Verteidigung und zur Überwachung auszubauen. Bei der beträchtlichen Entfernung vom Dorf und den umgebenden Bergen bedurfte es keiner künstlichen Konstruktionen wie etwa eines Halsgrabens zur Befestigung. Ebenso ist wohl auch die Berggestalt die Ursache dafür, daß die Ringmauer¹ keine großen Fundamentskonstruktionen benötigte, sondern z. T. nur als Futtermauer ausgebildet ist. So läßt sich vielleicht die verblüffende geringe Mauerstärke (bis auf 65 cm herabgehend) im oberen Bereich der nord-westlichen Ringmauer erklären; im Fundamentbereich könnte sie weniger als 180 cm haben und so mit Hohengeroldseck und Neu-Windeck vergleichbar sein².

Beschreibung der erhaltenen Bauteile

Die Gesamt-Anlage bildet den Typ einer Ringmauer-Randhausburg, d.h. die Wohnbauten sind auf und an der Ringmauer rundumlaufend angeordnet. Für einen zentralen Turm (z.B. Bergfried) fehlt bis heute jedes Anzeichen. Dieser Bautyp kommt der Zweckbestimmung einer Ganerbenburg³ wie Staufenberg sehr entgegen, bietet er doch die bestmögliche Ausnutzung des Burgraumes durch Bebauung.

Die erhaltenen Baureste sollte man allerdings doch nicht wie Ernst Adam „ein Werk der Romantik des 19. Jh.“⁴ nennen; dafür sind die Spuren vorhergegangener Bauzeiten doch zu dominierend.

Der Burgweg von Durbach her und der Zugang aus dem Vorhof treffen sich am Ort des früheren Gerichts der Herrschaft Staufenberg unter der Linde unweit des Flankierungsturmes F. Dieser Turm ist, indem er über die Ringmauer hinaussteht und sie nach Westen über eine weite Strecke bis zum Stützpfiler K bestreicht, zugleich die Angriffsseite durch seine einer Bastionsspitze („Saillant“) ähnelnde dreieckige Spitzform nach NW und O bestreicht und abdeckt, die einzige Spur neuzeitlicher Befestigungstechnik und sicher nach der ersten Zerstörung der Burg durch Straßburg 1328 errichtet worden. Dieser Turm besteht in seinem unteren Teil aus Bruchsteinmauerwerk (Sandstein) mit eingelegten festigenden Quadern. Vor allem die Eckquadern sind sowohl an der Spitze wie auch am Ansatz des Turmes an die ältere Ringmauer glatt



Schloß Staufenberg: Der Flankierungsturm (F).

Aufn.: K.-B. Knappe

aufeinandergesetzt; einige dieser Quadern könnten als ältere Buckelquadern angesprochen werden, Spuren älterer Bauten. Seinen Abschluß bildet ein einstöckiges Wohngeschoß über dem Mauer-Rücksprung, Spuren des Teilabrisses des Turmes und seiner Neubebauung als Wohnraum. Dieser letzte Umbau dürfte im 18. Jhdt. oder eher nach 1832 erfolgt sein. Der Turm dürfte damals als Gefängnis genutzt worden sein, darauf weist auch noch die Bezeichnung der eingebauten drei Zimmer als „Gefängniszimmer“ hin⁵.

Fortifikatorisch ist der Turm vor allem wegen seiner Schießscharten interessant, die allesamt für Feuerwaffen gebaut sind; ältere Formen wie Schlüssel- oder Bogenscharten weist er nicht auf; alle Scharten sind viereckig-rechteckig. Zur Bestreichung der Ringmauer nach W findet sich unten eine größere für Hakenbüchsen mit Spuren des Einlageschlitzes für Prellholz und eine weitere viereckige Feuerscharte unterhalb des Rücksprungs für den Wohntrakt.

Anders ist die Situation im nordwestlich abknickenden Mauerteil. Hier ist unterhalb des Rücksprungs eine apotropäische (abwehrende) Steinkugel⁶ eingemauert. Außerdem findet sich eine Feuerscharte oberhalb des Rücksprungs in der Mauer des Wohntrakts, die kaum nach 1832 eingesetzt worden sein dürfte. In der glatten Ostmauer von F verstärkt sich diese Situation: in der Mauer des Wohntraktes, also oberhalb des Rücksprungs, sind 3 Feuerscharten eingebaut, deren eine zur Querbestreichung nach Osten ausgerichtet ist, die andern beiden aber sind schräg durch die Mauer geführt, so daß eine Beschießung nach Norden und Nordosten entlang der Ostmauer möglich wird; zwischen den beiden Fenstern des Wohneinbaus befindet sich ebenfalls eine

apotropäische Steinkugel. Der Umbau hat also die Außenmauern des alten Turms F mitbenutzt. Mit glatten Quadern, die vielfach Zangenlöcher aufweisen, sitzt der Turm direkt auf dem anstehenden Fels als Fundament.

Der „Saillant“, die dreieckförmige Spitze von F gegen die Angriffsseite, ist massiv aus Steinen aufgeführt. Diese Bauweise verbindet die Technik des auf ein Viereck aufgesetzten Dreiecks, wie wir sie im 13. Jhdt. besonders gut an den Burgen Ortenberg und Bernstein im Elsaß erleben können, mit den Überlegungen neuzeitlicher Bastionärtechnik des 14./15. Jhdts., besonders was die Flankierung angeht, und ist damit ein interessantes Zeugnis oberrheinischer Befestigungstechnik! Dadurch daß der Gesamtgrundriß des Turmes gleichwohl nur vier statt fünf Ecken zeigt, wird man ihn als interessante Frühform solcher Bauweisen ansehen.

Am Turm F links vorbeigehend befinden wir uns auf dem neueren Burgweg E, der entlang einer im wesentlichen verschwundenen Zwingermauer zum südwestlichen neuen Torbau D führt. So wie er jetzt angelegt ist, erscheint er festungstechnisch insofern logisch, als ein dort marschierender Feind den Verteidigern auf der Mauer die rechte, schildfreie Seite zeigen mußte. In dieser Mauer beobachten wir seit dem Flankierungsturm einige Quadern mit Zangenlöchern und weitere Buckelquadern wohl aus einer älteren Burganlage.

Der alten Ringmauer folgend sehen wir bei A' eine Ecke aus einer älteren Bauphase als die darüberliegenden Wohnbauten A. Buckelquadern mit grober Bosse und Zangenlöchern, wie sie im Anfang des 13. Jhdts. üblich waren, stützten diese Ecke ab und verweisen auf einen Baukörper um 1200. Die Oberfläche dieser Quadern ist charakteristisch anders als die der Quadern, mit denen F an die Ringmauer stößt, sicher erheblich früher.

Bei B' findet sich ein weiterer charakteristischer Befund: die von Osten ziehende Ringmauer stößt mit einer Fuge, die nur im unteren Teil mit der Mauer von B verbunden ist, an den großen Bau B. Bei B' findet sich oberhalb des durchlaufenden Ringmauerstücks eine wiederum mit Buckelquadern in der ersten Hälfte des 18. Jhdts. aufgeführte Ecke von B. So sind auch hier zwei Bauphasen ablesbar, wobei der obere Teil der Ecke wiederum Material aus einem Bau des 13. Jhdts. verwendet, wie wir das noch mehrmals in der Burg finden werden.

Der Kellerbau B mit den Außenmaßen von ca. 15 x 34 m ist der flächengrößte des gesamten Burgareals von ca. 4500 m² Fläche. Er gibt zugleich einen wichtigen Hinweis auf die Funktion der Burg als landwirtschaftlichen Spezialbetrieb, in der Ortenau oft Weingut, und zeigt so, im Grunde mindestens seit dem Anfall an Baden, die enge Verzahnung von Burg und Raum bis heute.

An der SÖ- und NW-Ecke zeigt er ebenfalls Buckelquadern, wobei die in der NW-Ecke die ältesten der gesamten Burganlage sein dürften, mit ganz groben

Bossen und ohne Zangenlöcher. Dies dürfte auf Baureste des ausgehenden 12. Jahrh. hindeuten. Mit jüngeren Buckelquadern stößt B mit einer Fuge an die SO-Mauer von C, die charakteristisch anders aus unregelmäßigem und, sofern bei abgebröckeltem Putz zu erkennen, vielfach ausgezwickeltem Bruchsteinmauerwerk höchstens des 14. Jahrh. besteht. Die SO-Mauer von B ist mit ca. 2 m Stärke deutlich stärker als die zum Burghof und anstehenden Gebäuden, Hinweis wohl auf eine alte Wehrfunktion dieser Kellermauer.

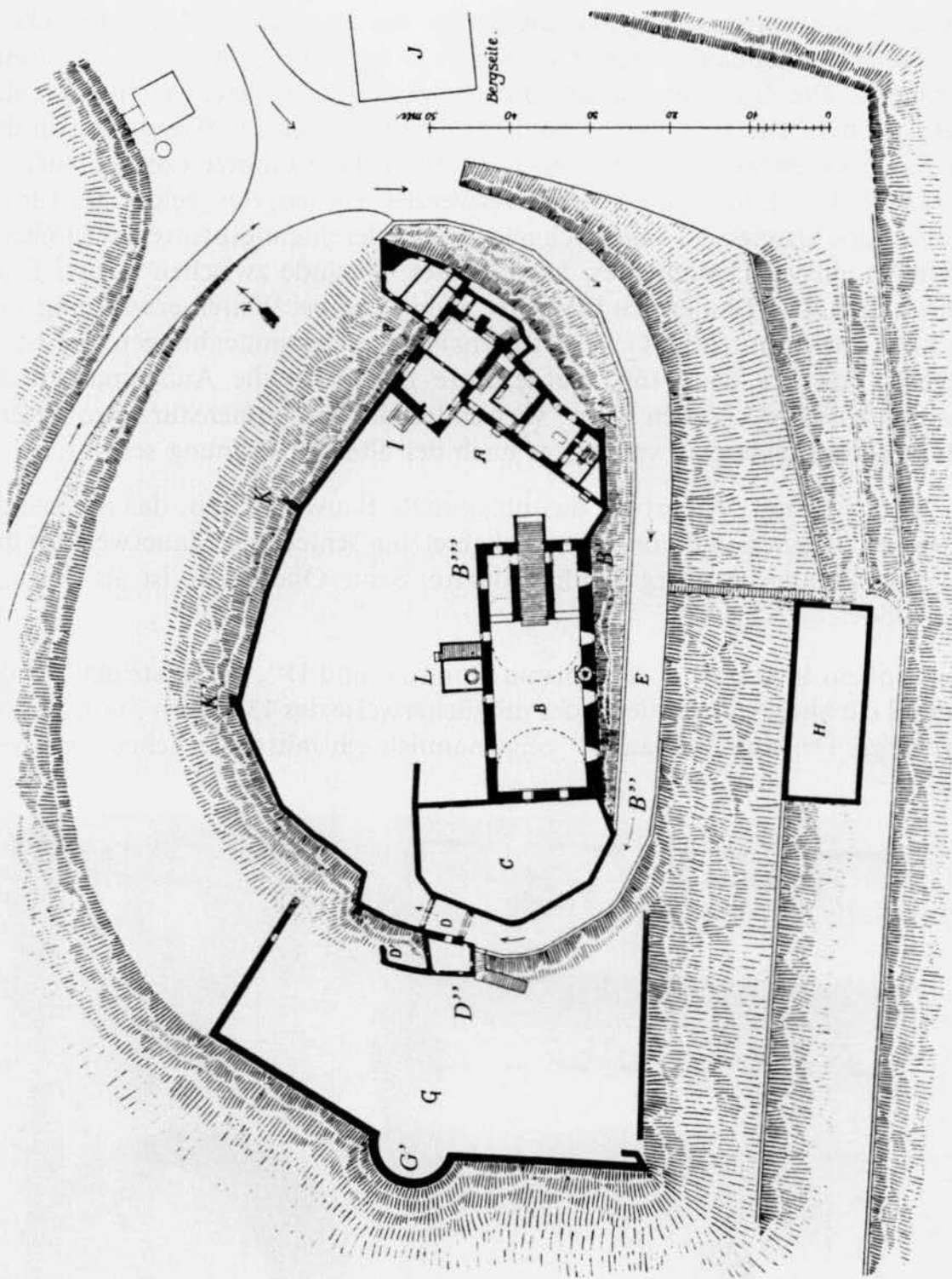
Es wird überliefert, daß B an der Stelle eines neuen Baus aus badischer Zeit steht, der 1663 zusammengestürzt ist. So sind seine Baumerkmale als Umbaumerkmale zu interpretieren. Sein einfach gefastes SO-Tor trägt im Scheitel des Rundbogens die Datierung 1686. Vier symmetrisch angeordnete, zugemauerte Fenster zeugen von einer mit dem Tor gleichzeitigen barocken Bauauffassung. Eine schmale Lichtscharte in Höhe des Torbogens und eine weitere über der Fensterflucht zeigen, daß es kein besonders aufwendiges Gebäude gewesen ist und durch die Jahrhunderte nur in Maßen umgebaut wurde. Ein überraschend hochgelegener Zugang führte von NO über 42 Stufen an zwei Seitenkellern vorbei in einen tonnengewölbten Hauptkeller.

Die Giebelmauern im NO und SW enden in Treppengiebeln gotischer Form, deren untere drei Stufen rechts und links Buckelquadern der Zeitstellung wie bei A', B' aufweisen. Im Dachgeschoß ist seit 1982 eine Weinstube ausgebaut



Schloß Staufenberg: Der Südwest-Giebel des Kellerbaus (B).

Aufn.: K.-B. Knappe



Plan der Burg Staufenberg:

*A Wohnbauten — B Kellerbau — C Terrasse — D Torbau — E Zugangsweg
 — F Flankierungsturm — G Zwinger — H Trotte*

Im Text sind erwähnt

A und A' — B und B' — C — D, D' und D''

worden, deren einer Zugang über die Treppe des Brunnenhauses L führt. Dieses Fachwerkbrunnenhaus birgt rechts die Brunnenfassung des 34 m tiefen Brunnens. Die Dachgauben der am 9. 6. 1983 eröffneten Weinstube sind natürlich neu. Die symmetrisch angeordneten Fenster des Westgiebels in drei Dachgeschossen weisen als Viereckfenster und Lichtschlitze Formen auf, wie sie seit der Gotik bis in die Neuzeit verwendet wurden, das gleiche gilt für die Fenster des Ostgiebels. Die hochgelegene Kellereingangspforte im O-Giebel dürfte in ein verschwundenes, anstoßendes Gebäude zwischen A und B geführt haben. Die Tendenz zu baulicher Symmetrie bei Weiterverwendung alter Formen dürfte mit dem Geist der Renaissance zusammenhängen. So ist zu folgern, daß der nach 1693 aufgeführte Bau noch die Außenmauern des älteren badischen „Neuen Baus“ verwendet, der Zusammensturz also wesentlich weniger gravierend war, als es nach der alten Erwähnung scheint.

An B schließt mit Mauerfuge das polygonale Bauwerk C an, das mit seinem auffallend dünnen und von B ganz abgesetzten schlechten Mauerwerk zu den jüngsten Bauten der Burg gehören dürfte. Seine Oberfläche ist als Terrasse ausgebildet.

Von großem Interesse ist der Torbau D mit D' und D'', der heute ein Tor des 19. und ein älteres, tiefer liegendes möglicherweise des 13. Jahrh., von Westen her, birgt. Der alte Torbau D'' zeigt nämlich ein mittelalterliches, jetzt ver-



Schloß Staufenberg: Torbau.

Aufn.: K.-B. Knappe

mauertes Tor mit Konsolauflagersteinen für die Zugbrücke, mit Rundbogen-Gewände aus rotem Sandstein und Kettenführungen darüber in einem Viereckgewände-Rahmen, eine frühgotische Architekturform. Der Zugang durch D“ muß über das Gelände des heutigen Vorwerks G geführt haben. G aber ist erheblich jünger, mit ganz grobem Bruchsteinwerk aus unterschiedlichsten Größen aufgeführt, zeigt auch einen Halbrundturm, der zwar jeweils nach hinten abknickende Kurtinen flankiert. Faßt man es als alten Torzwinger auf, dann ist es jedenfalls in neuerer Zeit umgestaltet worden, keineswegs vor dem 14. Jahrh. Seine Mauerdicke mit ca. 150 cm zeigt es deutlich stärker als die frühe Ringmauer.

D“ flankiert die Ringmauer nach NW, SW, SO. Seine SO- und NW-Ecken zeigen Buckelquadern aus der Mitte des 13. Jahrh. An einer Ecke blickt eine Steinmaske auf den Eintretenden.

Das Hochaltarbild in der Pfarrkirche von Durbach zeigt einen roten, wohl auf das Baumaterial Ziegelstein hindeutenden hohen Dachaufbau des Torturms, Ergebnis der Renovierung von 1730, der dann nach 1832, wohl nach einem Zwischenzustand mit einem kuppelartigen Dachaufbau, zur heutigen Form des neugotischen Zinnenabschlusses aus Ziegeln verändert worden ist. Die Wichtigkeit eines Torbaus auch nach 1730 zeigt sich z.B. auch darin, daß die Burg, wie bei dem Übergang an die Durlacher Linie 1771 deutlich wird, durchaus noch als militärisch nutzbarer Bau aufgefaßt wurde.

Das Doppeltor mit Sandsteinrundbögen von D zeigt noch Verriegelungsspuren; im abschließenden Ziegelmauerwerk ist zum Burghof ein rundes Allianz-wappen der Pfau von Rüppur und Bock von Staufenberg aus dem Ende des 15. Jhdts. eingesetzt.

Aus der 1832 abgerissenen Georgskapelle sollen die nach einer Restaurierung der Mauer von C nach 1934 erneut dort eingesetzten Wappen der Marsil (?) und Staufenberg stammen, die ins 14. Jhd. gehören. Die Staufenberger Helmzier wiederholt den Staufenberger Kelch auf dem Dreieck, vor allem aber zeigt sie ein weibliches Wesen, dessen Arme in Hörnern enden: immer wieder gern mit der Melusinen-Sage in Verbindung gebracht!

Zu den ältesten Bauten des heutigen Bestandes gehört die Baugruppe A. Sie scheint heute zweiflügelig zu sein, besteht aber aus zwei oder sogar drei Bauten unterschiedlicher Zeitstellung. Der parallel zur nördlichen Ringmauer verlaufende Teil zeigt Giebel im W und O; in den jeweiligen Mauerecken im W und in der Mauerecke im SO finden sich Buckelquadern aus der Mitte des 13. Jhdts., die den Bau von der nach S angebauten, erst zwei- und dann einstöckigen Bausubstanz trennen. So dürfte er der älteste Teil an der nördlichen Ringmauer sein, dann folgen der Bau mit Giebel im S und dann der einstöckige Anbau. In den nördlichen Trakt führt eine nach innen geschwungene Tür mit Hohlkehle und Rundstab.



Schloß Staufenberg: Süd- und Westflügel des Wohnbaus (A).

Aufn.: K.-B. Knappe

In den mittleren, zweistöckigen Bau führt aus der Westwand die schöne Renaissance-Türe mit dem Wappen von Staufenberg links und Blumeneck rechts oben am Gewände. Sie ist mit einem Flachbogen geschlossen, ihr Gewände in Hohlkehlen und flachen Wülsten profiliert, die unten rechts in einem Volutenablauf, links in einem Maskeron enden. Eine ähnlich profilierte Spitzbogentüre führt nach F. Sie dürfte mit einer Neueinrichtung der Baugruppe von Melchior Wiedergrün erbaut worden sein.

Die Wände im Nordbau zeigen innen noch die neugotische Ausmalung der großherzoglich-badischen Sommerfrische des 19. Jahrh. Der ehemals nach W anschließende Bau, nach der Skizze bei Schönhuth⁷ und dem von Geiler abgebildeten Aquarell mit dem Bauzustand vor 1832, kann aber nicht die Georgskapelle gewesen sein.

Entlang der nördlichen Ringmauer befanden sich bis 1832 noch (von W nach O) ein Stallgebäude, das Stollenhaus und eine 1360 erwähnte Kapelle, die 1545 als Georgskapelle („sant Georgen caplanei uf dem hauß Stauffenberg“) erscheint. Die ihr zugehörige Pfründe gehörte schon 1578 dem Kloster Allerheiligen.

Außer diesen um 1832 abgerissenen Bauten muß es noch eine Reihe anderer im Burgareal gegeben haben.

Zusammenfassende Überlegungen zur Baugeschichte

Als einzige noch bewohnte Burg des Untersuchungsraumes, die baugeschichtliche Spuren von über 700 Jahren aufweist, ist eine exakte Angabe einzelner Bauphasen der Burg Staufenberg nur nach neuesten Bauaufnahmen zu erstellen, die es aber noch nicht gibt. So wird man, von Einzelbeobachtungen ausgehend, nur das Folgende sagen dürfen: Die vielfach erhaltenen Buckelquadern zeigen ein Baugeschehen seit dem Ende des 12. oder dem Anfang des 13. Jahrh. Da anzunehmen ist, daß diese Quadern sich nicht mehr in situ befinden, sondern von Vorgängerbauten an die heutige Stelle gesetzt worden sein dürften, sagen sie über den konkreten Einzelbau nichts Genaues, wenn man nicht annehmen will, daß sie, wie an anderen Burgen, z.B. Kastelburg über Waldkirch, die Außenmauern der Einzelgebäude aus der Mitte des 13. Jhdts. bezeugen. Nimmt man Baunotizen und Funktionsbeobachtungen zu Hilfe, so ergibt sich etwa das folgende Bild: Zu den ältesten Bauten gehört der untere Teil des Torturmes, der in die Zeit der Straßburger Zerstörung um 1329 zurückgehen kann, und die Außenmauern des nördlichen Wohntraktes A, der in der Westfassade in gotische Zeit (nach der Mitte des 13. Jhdts.) zurückgehen kann.

Seine Flankierungsfunktion und vor allem die Schießscharten weisen den Turm F frühestens ins 14. Jahrh. (nach der 2. Straßburger Zerstörung 1350), vielleicht sogar in die Zeit der Pfau von Rüppur, die 1456 einen neuen Burgfrieden in der Ganerbenburg errichteten.

In die 2. Hälfte des 16. Jhdts. führt die Gesamtrenovation von A und B durch Melchior Wiedergrün, in die Barockzeit die letzte Form des Kellerbaus B unter den Markgrafen von Baden, die in die Zeit von 1685—1698 fallen mag und möglicherweise unter Einbezug von Mauern des Vorgängerbaus aus der Renaissance (?) durchgeführt wurde.

Nach der Einziehung der Lehen durch Baden nach 1604 dürfte es kaum zu neuen Baumaßnahmen gekommen sein vor der Renovierung der Anlage um 1730, deren Hauptzeugnis noch das Bild in der Pfarrkirche in Durbach ist.

Im Sinne der aufkommenden Burgenromantik erhält A die neugotische Innenausstattung; die auffälligen Einzelbauten werden beseitigt und der Torturm-Aufbau auf die schwächlichen Ziegelzinnen reduziert. Ob der neue Toreingang in diese Zeit oder in eine frühere fällt, läßt sich am Befund nicht ablesen.

Die eingreifendsten Änderungen haben dann 1982/83 mit der Einrichtung der Weinstube im Dachgeschoß von B und der Adaption des Brunnenhaus-Einganges zum kleinen Museum stattgefunden, eine insgesamt harmonische Lösung, die der Burg wieder eine intensive Funktion für unsere Zeit gibt.

So ist die Burg ein Monument des ausgehenden Mittelalters, der aufkommenden Burgenromantik des 19. Jahrh. und der Pflege der Tradition unserer Tage.

Wir finden insgesamt eine Kernburg mit Bauspuren vom 13. bis ins 20. Jahrh., eine Erweiterung um eine zwingerartige Anlage mit zentralem 3/4-Rondell (14. oder 15. Jahrh.) und einen Vorhof des 18./19. Jahrh., zu dem auch noch der „Trottenbau“ H⁸ zu rechnen ist.

Geschichte der Burgherrschaft

Die Herrschaft Staufenberg umfaßte zu ihren besten Zeiten die Burg, das Dorf Durbach sowie das Durbachertal mit seinen Zinken Wiedergrün und die Bottenau, dazu zahlreiche Rechte und Gefälle im Gebiet der Moos und der umliegenden Täler. Sie gehörte damit zu den bedeutendsten in der Ortenau. Im Hirsauer und Reichenbacher Schenkungsverzeichnis finden sich die frühesten Nennungen eines (oder mehrerer?) staufenbergischen Geschlechtes⁹. Burkhardus comes de Stouffenberg und derselbe (?) als Burkhardus domnus de St. (1070—1092, Cod. Hirsaug. 25 und 37) gehört zu einer möglicherweise edelfreien Familie im Besitz des namensgebenden Schlosses, die möglicherweise mit den fränkischen Grafen von Calw und Tübingen¹⁰ verwandt war. Dabei ist der Grafentitel unerklärt. Zahlreiche Schenkungen an Hirsau, später auch an St. Georgen, lassen Schwarzmaier vermuten, daß es sich um die „ohne Zweifel begütertste Familie aus dem Hirsauer Schenkerkreis“ und die „an der Wende zum 12. Jahrh. führende und besitzreichste Familie der Ortenau“, andererseits, aber auch um die letzten Glieder „einer aussterbenden Familie“ handelt. Neben dem „comes“ Burkhardus erscheint 1080 Bertholdus als dessen Bruder; „Burchard comes de castro Stoupha“ (von dieser Burg gibt es keine sichtbaren Spuren auf Staufenberg¹¹) stirbt 1092. Berthold wird als „ingenuus homo“ (etwa „Edelfreier“) 1088 genannt, seine Brüder sind Anselm und Adalbert. 1132 tritt dann „quidam militaris homo libertate nobilis nomine de Stouphenberg“ unter Dreingabe einer großen Schenkung an 8 Orten ins Kloster St. Georgen ein. Damit scheint die Familie der Edelfreien, von A. Krieger als „ältere Linie“ geführt, zu verschwinden.

Sie dürfte kaum schon zu den Zähringern in einem Lehensverhältnis gestanden haben, die Burg vielmehr als Allod besessen haben. Mit großer Sicherheit sind „de domo ducis (de Zaringen) Adalbertus et frater eius Cuonradus de Stoufinberc“ 1148 aber Ministerialen des Zähringer Herzogs Konrad, dazu 1148 „de domo ducis Burchart de Stoufinberc“ (ebda.).

Ob diese „Jüngere Linie“ der Staufenberger mit der anderen in Familienverbindung stand, bleibt zweifelhaft¹². Falls ja, wofür allenfalls der Name Burkhard spricht, müßte die alte edelfreie Familie unter der tatkräftigen Territorialpolitik Bertholds III. und Konrads in die Ministerialität „abgestiegen“ sein.

Wenn es richtig ist, daß König Friedrich II. nach dem Aussterben der Zähringer 1218 Staufenberg wieder an sich zog, so dürfte die Burg — wie Zähringen — für die Herzöge wie für ihre Vorgänger ein Reichslehen gewesen sein und

damit eine ganz erhebliche Bedeutung bezüglich des Status und der anhängenden Rechte gehabt haben.

Gleichwohl bleibt die Burg in den Erbaueinandersetzungen zwischen den Grafen von Urach und dem König später doch bei den Urachern bzw. bei der Linie der Grafen von Freiburg. Aus dem Glanz zähringischer Macht gerieten die Staufenger damit in die elende Wirklichkeit der Freiburger Schuldenwirtschaft. Sie wurden an die Ebersteiner gegeben und wurden 1366 zu Ministerialen der badischen Markgrafen aus dem Zähringer-Haus. In diesem Status starb die Familie nach 1374/1376 mit Wylhelm von Stauffenberg aus. Zu ihr gehörte auch Egenolf von Staufenberg, der Dichter und Bearbeiter der Melusinen-Sage vom Peter Diemringer von Staufenberg.

Die Markgrafen gaben in der Folgezeit die Burglehen stets an mehrere Adelsfamilien aus, die z.T. noch andere Burgsitze hatten, wie die Stoll, Kolb, Wiedergrün von Staufenberg. Sie organisierten sich auf der Burg im Ganerbiat, d.h. bei fehlenden direkten Erben der einzelnen Familien, die hier als „Gemeiner“ firmieren, sind die anderen Ganerben erbberechtigt¹³. Man organisierte sich in Burgnutzungsverträgen; auf Staufenberg ist einer von 1398 bekannt, in dem die Markgrafen zusicherten, keinen Familienfernern zum Gemeiner zu nehmen, und ein Burgfrieden, der unter den Pfau von Rüppur von 1456, der 1489 erneuert wurde¹⁴. Dabei verpflichteten sich die Partner, jeweils den eigenen Teil zum gemeinen Nutzen aller zu pflegen und zu erhalten und in gewissem Maße den anderen Ganerben beizustehen. Dadurch gerieten natürlich mehrere Familien auf der Burg in Schwierigkeiten, wenn es beim Handeln eines einzelnen Erben zu Problemen kam. Seit dem 13. Jahrh. treten auf Staufenberg die verschiedensten Familien auf; neben den Staufengern die Röder, die Kolb von Staufenberg (1270 ff.), die 1417/1419 aussterben, 1274 die Tarant von Staufenberg, die mit „Brun des Terandes sun“ beginnen und 1322 mit seinem Sohn Heinrich enden, die Stoll von Staufenberg mit Bruno 1291 bis zu Wolf Stoll von „Stouffenberg“ 1545; die Schott oder Schottkind mit „Heinricus de Stoffenberg dictus nobilis 1301“, deren letzter, Johannes, als „edelkneht“ 1372 genannt wird.

Am längsten von allen und zuletzt im Besitz aller Erbteile bewohnten die Wiedergrün von Staufenberg die Burg, die mit Heinrich 1303 erscheinen und mit Philipp, dem Sohn Melchiors 1604 enden. Danach zieht Ernst Friedrich von Baden-Durlach (1584—1604) das gesamte Lehen an sich.

Wichtig für die Burg waren auch die Hummel (1330 bis 1504) und die Bock von Staufenberg, die, mit Wersich Bock von Stouffenberg, ein „edel kneht“, (1370) beginnend, bis zu Elsbeth Bock von Staufenberg, witwe junkers Dietbold Pfau von Riedbur, 1516 reichen. Die Familie Pfau von Riedbur (Rüppur), vom Markgrafen Ende des 14. Jhdts. gegen den Willen der meisten Gemeiner auf die Burg gebracht, hat aber für wichtige soziale und militärische

Neuerungen in der „Adelsgarnison“ gesorgt, wie der Burgfrieden von 1456/1489 und eventuell die Anlage des Flankierungsturmes F zeigt.

Bis zu ihrem Aussterben gehörten ihnen 3 1/2 von im 15. Jahrh. 10 genannten Burgteilen. Caspar und Gervasius Wiedergrün beginnen dann mit der Einvernahme aller Erbteile an ihre Familie.

Der Zustand der Burg, an deren Erhaltung zu viele Anteil nehmen sollten (vom 12. bis zum 16. Jahrh. werden fast 100 Namen genannt), wurde seit dem 14. Jahrh. immer beklagenswerter.

Als Lehnsleute der Badener waren die Ganerben nicht nur in die Händel der Markgrafen mitverwickelt, sondern auch in solche der „Familien“-Angehörigen. So waren z.B. die Stoll und die Tarant, mit Sitz auf der abgegangenen Burg Stollenberg, „milites castri Stoufenberg“ und führten auch 1273 das Staufenger Wappen. Bereits in der Schlacht bei Hausbergen fielen drei Staufenger auf seiten des Straßburger Bischofs (März 1262) im Kampf gegen die Straßburger Bürger. Vielleicht rührt es von daher, daß die Straßburger 1329 und 1350 gerne die Burg angriffen und verbrannten bzw. plünderten. 1329 gab es neben den vollberechtigten Ganerben noch den Straßburger Dienstmann Albrecht von Ow mit einer Hofstätte niedereren Rechts auf der Burg. Zu dieser Zeit war der Markgraf mit Straßburg um die Rheinschiffahrtsrechte im Streit, und als die vollberechtigten Gemeiner Albrecht von der Burg verdrängen wollten, nutzten die Städter die Gelegenheit, die Burg zusammen mit dem Kolbenstein der Kolb von Staufenberg in Bottenau und der Burg Stollenberg der Stoll von Staufenberg zu zerstören.

1350 hatte Reinbold von Staufenberg den Neffen des Straßburger Bischofs erschlagen; dessen Truppen überfielen und plünderten die Burg und zerstörten den Anteil Reinbolds. Im wiedererrichteten Neubau töteten die Verwandten des erschlagenen Hermann Waldner 5 Jahre später in Vollzug der Blutrache den Staufenger¹⁵.

Ruhigere Zeiten erlebte die Burg unter den Rüppur und Wiedergrün, und auch der Bauernkrieg ging ohne Schaden an der Feste vorbei. 1537 hatte Melchior nach dem Aussterben aller anderen die gesamte Burg in Händen. Er begann 1575 sogar, das bei der Burg vorkommende Eisenerz zu verhütten, mußte aber diese frühe Industrie aus Mangel an Holz und Kohlen, die der Straßburger Bischof aus der Moos verweigerte, aufgeben. Geiler verweist dazu noch auf einen Erzstollen im Duppelsberg an der Südseite des Schlosses mit der Bezeichnung „Erzknappenloch“. Um 1511 war noch ein gemeinschaftliches Gerichtshaus, das die Linde ablöste, im Vorhof gebaut worden; das markgräfliche Interesse zeigte sich auch, als mit Philipp Wiedergrün von Staufenberg 1604 der letzte männliche Erbe starb: obwohl die Burg vorher in ein Weiberlehen umgewandelt worden war (sog. „Kunkellehen“ zur Erbberechtigung von Töchtern), störte sich Ernst Friedrich von Baden-Durlach nicht daran und zog die Burg ein.

Der Exilgenosse des Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden, Karl von Orscelar, Freiherr von Oudenguth, erhielt mit seinem Sohn Heinrich Karl gewissermaßen als Lohn das Schloß 1632 als Mannlehen, da das Baden-Badener Haus durch Kaiserspruch die Herrschaft von Durlach zurückerhalten hatte. Damit war es aber Eroberungsobjekt der schwedischen Truppen geworden, die es, wieder zusammen mit Straßburg, plünderten, die Schloßkapelle verwüsteten und zerschlugen, was beweglich war. Im gleichen Jahr im August plünderten sie den Sitz erneut, und Wilhelm Hermann von Orscelar mußte bis zu seinem Tod 1666 mühsame Aufbauarbeit leisten. Auf ihn geht die Errichtung der Pfarrei Durbach zurück (1655). Das Schloß mit der Herrschaft kam 1667 im Erbgang an Franz Fortunat von Haindorf und Georg Wilhelm von Betten-dorf.

Von ihnen erwarb 1683 Christoph von Greifen das Lehen. Ende August 1689 griffen im Rahmen des Orleanischen Krieges „Marodeure“ Ludwigs XIV. das Schloß an und plünderten es. 1693 schließlich kam Feldmarschall Mélac selbst ins Schloß, und da er es eventuell zu einer französischen Festung umbauen wollte, ließ er Staufenberg in Ruhe. Der Plan zerschlug sich wegen Trinkwassermangels — der 34 m tiefe Brunnen im Brunnenhaus war stets nur eine dürftige Wasserversorgung für die Burg —, und so konnte Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (1655—1707) die Herrschaft mit immerhin 50 000 fl. einlösen.

Während der vormundschaftlichen Regierung kamen die restlichen pfauischen Lehen von der Straßburger Familie Dr. Küffer 1719 für wiederum 11 426 fl. an Baden zurück. Die napoleonische Zeit überstand die Burg leidlich; als französische Jäger das Schloß stürmen wollten, soll der Amtmann die St.-Georgen-Glocke wie eine Sturmglocke geläutet haben, obwohl keinerlei Entsatz zu erwarten war, und so die Jäger von einer Eroberung abgeschreckt haben (1799). Die Glocke hängt heute in der Durbacher Pfarrkirche.

Seit dem 14. Juni 1832 gehört die Burg mit dem Weingut von ca. 120 Morgen den Markgrafen von Baden privat. Mit diesem Datum beginnt die neuere Geschichte des Hauses.

Heute birgt es das Markgräflich Badische Weingut Schloß Staufenberg, Durbach, und ist z.Zt. im Besitz von Max Markgraf von Baden. Vor und während des 2. Weltkrieges diente es unterschiedlichen militärischen und anderen Zwecken; nach 1945 war es von der französischen Armee besetzt.

In den Räumen des Wohnhauses war bis zum Ausbruch des 2. Weltkriegs eine Sammlung von Glasgemälden vor allem aus dem 15./16. und 17. Jahrhundert zu sehen. Ausgelagert, wurden sie bis jetzt noch nicht zurückgebracht. Eine eingehende Beschreibung findet sich in KdGB 7. Bd. Kreis Offenburg, bearbeitet von M. Wingenroth. Tübingen 1908, S. 323—331.

Sagen:

Die Sage vom Ritter Peter Diemringer von Staufenberg und der schönen Melusine¹⁶. Mit der Burg Staufenberg verbunden ist der literaturgeschichtlich seltene Fall, daß eine die Burg betreffende Sage von einem Burgsassen des Mittelalters, dem Ritter Egenolf von Staufenberg um 1310 erzählt wird. Die Sage berichtet von der Liebe des Ritters Peter (auch Petermann) von Staufenberg zur Melusine, einer Nixe als Menschenfrau. Da er die Liebe brach, mußte er nach 3 Tagen sterben. Als er seine Hochzeit mit der Base des Königs auf Staufenberg feierte, drang während des Hochzeitsmahles ein Frauenfuß durch die Zimmerdecke. Nach 3 Tagen war der Ritter tot.

Eine andere Sage berichtet vom Sohn des Schloßvogtes von Staufenberg, Sebald, der die verwünschte Melusine nicht erlöst. Bei seiner Hochzeit fällt aus der Zimmerdecke ein Tropfen auf den Teller des Bräutigams, der nach dem Genuß der Speise tot zusammenbricht. Eine weitere Sage erzählt vom Schatz der Melusine, der in den unterirdischen Gängen des Schlosses, nach andern im Wolfsloch im Stollenbach von feurigen Hunden bewacht wird. Von der Melusine aufgefordert, will ein reines Hirtenmädchen sie erlösen und so den Schatz gewinnen. Auf Veranlassung des Pfarrers unterläßt sie ihr Erlösungswerk.

Literatur:

W. Geiler, Schloß Staufenberg, in: Ortenau 21/1934, S. 275—288, Ergänzungsheft XXXVI; M. Wingenroth, Burg Staufenberg, in: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908, S. 318—332; R. Asmus, Die Sage von Peter Staufenberg und ihre dichterische Ausgestaltung, in: Ortenau 6/7/1919/1920, S. 1—23; E.-R. Preiser, Die Sage vom edlen Ritter von Staufenberg in der Ortenau, in: Geroldsecker Land 15/1973, S. 36—39; E. Adam, Baukunst der Stauferzeit in Baden-Württemberg und im Elsaß. Stuttgart u. Aalen 1977; A. Antonow, Planung und Bau von Burgen im süddeutschen Raum. Frankfurt 1983; Bender, Knappe, Wilke, Burgen im südlichen Baden, Freiburg, 1979; R. Feger, Ritter, Fürsten und Melusinen. Freiburg 1978; G. Rommel, Erbvertrags-Huldigung in der Baden-Badenschen Herrschaft Staufenberg 1765 (. . .). In: Ortenau 53/1973, S. 218—226; H. P. Sattler, Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, in: Ortenau 42/1962, S. 220 ff. und Ortenau 44/1964, S. 22 ff.; M. Schaab, Geographische und topographische Elemente der mittelalterlichen Burgenverfassung nach oberrheinischen Beispielen, in: H. Patze (hg.), Die Burgen im deutschen Sprachraum. = Vorträge und Forschungen Bd. XIX, Sigmaringen 1976, Bd. 2, S. 9—47; O. Schönhuth, Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz. Bd. 1, Lahr 1862; H. M. Schwarzmaier, Die politischen Kräfte in der Ortenau im Hochmittelalter, in: ZGO 121 NF. 82/1973, S. 1—33; B. Theil, Das älteste Lehnbuch der Markgrafen von Baden (1381). Phil. Diss. Heidelberg 1972.

Anmerkungen:

- 1 Antonow 1983, S. 197 ff.
- 2 Vgl. die Tabelle Antonow 1983, S. 379.
- 3 Antonow 1983 stellt St. in eine Reihe mit der sogenannten Festungsburg, einer „großen Anlage mit mehreren kleinen Burgen, d.h. Burgmannenhäusern oder Türmen, teilweise mit eigener kleiner Ringmauer innerhalb der großen Ringmauer. Ebenso konnten zwei bis drei in geringen Abständen nebeneinanderliegende selbständige Burgen . . . eine Gesamtanlage bilden.“ (S. 134).

- So werden „bei der den Herren von Staufenberg gehörenden Burg Staufenberg/Ortenau im 13. Jhdt. eine Reihe von Edelsitzen im Umkreis der Burg erwähnt.“ (S. 136). Allerdings wurde Staufenberg erst in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. Ganerbenburg, und es ist noch zu prüfen, ob sie vor allem die Aufgabe gemeinsamer Feindabwehr zu erfüllen hatte.
- 4 E. Adam, S. 213.
 - 5 Freundliche Mitteilung von Herrn Dühr, Schloß Staufenberg.
 - 6 Zum Vorkommen und zur Funktion solcher feindabwehrenden Kugeln vgl. Udo Liessem, Eingemauerte Kugeln — ein apotropäisches Phänomen, in: Burgen und Schlösser 1982, II, S. 73—76.
 - 7 Schönhuth I, S. 97.
 - 8 Feger, S. 10.
 - 9 Vgl. zum Folgenden neben A. Krieger und W. Geiler vor allem Sattler 1962 ff., Schwarzmaier u. Theil.
 - 10 Schwarzmaier, S. 14 f.
 - 11 oder bedeutet „stoupha“ Staufen?
 - 12 „Daß eine im späten 12. Jhdt. auf dem Staufenberg sitzende Familie zur zähringischen Ministerialität gehörte, beweist für die soziale Einordnung der Edelherren v. Staufenberg gar nichts.“ (Schwarzmaier, S. 15). Im übrigen erscheinen Adalbert und Konrad v. St. nicht als Schenker, sondern nur als Zeugen der Schenkungen für das 1148 abgebrannte zähringische Hauskloster. (Geiler S. 276). Sattler hält beides nicht auseinander.
 - 13 Zum Institut vgl. Friedrich Alsdorf, Ganerbenburg und Wohnungseigentum, in: Burgen und Schlösser 1978, II, S. 103—110; ders., Untersuchung zu Rechtsgestalt und Teilung deutscher Ganerbenburgen. Frankfurt/Main 1980.
 - 14 Vgl. B. Theil, vor allem S. 99, und den Text des Lehnbuches selbst.
 - 15 Schönhuth I, S. 93.
 - 16 Die Sage selbst behandelt und übersetzt aus der Handschrift E. R. Preiser, in: Geroldsecker Land 15/1973, S. 36 ff.; zur Überlieferung und Einzelheiten vgl. die Rezension zu Bender/Knappe/Wilke, Burgen im südlichen Baden, in: Geroldsecker Land 23/1981, S. 227 f.

Das Schlößchen (Haus) v. Neveu (37)

Hugo Schneider

Gemeinde Durbach (Ortenaukreis), Ortsteil Hespengrund

Das Schlößchen v. Neveu liegt gegenüber dem Schloß Staufenberg in westlicher Richtung im Hespengrund, einem Tal nördlich der Ortsmitte von Durbach. Es handelt sich um ein großes, dreistöckiges Landhaus, das nach der Talseite zu einen Rundgiebel mit dem Wappen der Familie trägt. Früher stand an dieser Stelle der Freihof der Familie von Ratsamhausen. Nach mehreren Besitzwechseln errichtete der österreichische General von Ried auf dem Gutsgelände in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Musterwirtschaft und führte dabei die Rebsorte „Ruländer“ in der Ortenau ein. Der Besitz wurde 1826 von der Familie von Neveu erworben und zum Stammgut erklärt. Das Haus wurde im 17. Jahrhundert erbaut. Es erfuhr 1904 und 1922 verschiedene Um- und Anbauten und wurde 1981 im Äußern völlig renoviert. Es dient heute als ständiger Wohnsitz der Familie von Neveu.

Literatur:

W. Geiler, Das Schlößchen von Neveu, in: Ortenau 21/1934, S. 288.

Das Schloß in Weier (38)

Michael Friedmann/Nikolaus Harter

Stadt Offenburg (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Weier

Name: Wilre (1308), Wiler (1423), Wire (1462), Weyr (1531)

Die Gemeinde Weier liegt westlich der Kinzig an der Kreisstraße Offenburg—Hesselhurst—Kehl, 151 m ü. d. M.

Am Weg zwischen Bühl und Hesselhurst stand im 18. und 19. Jahrhundert ein zweistöckiges Landhaus mit Ökonomiegebäude. Es wurde um 1700 vom Hauptmann Johann Christoph Reichlin von Meldegg erbaut. Dieser Offizier entstammte einem österreichischen Adelsgeschlecht und befehligte während des Spanischen Erbfolgekrieges (1701—1714) ein schwäbisches Regiment, das auf den oberen Matten bei Weier lange Zeit sein Lager aufgeschlagen hatte. Johann C. Reichlin wurde in der kleinen Ortschaft seßhaft. Sein Enkel Franz Karl verwaltete als letzter Reichlin das Anwesen. Nach dessen Tod 1832 ging das Haus mitsamt Garten und 5 Jeuch Feld durch Versteigerung auf den Altbürgermeister Josef Gaß über. Dessen Sohn, Schwanenwirt Georg Gaß, ließ das Schlöble Ende der 1860er Jahre abbrechen. Der Schloßplatz war lange Jahre hindurch Obstgarten und ist heute überbaut.

Literatur:

Gr. Vetter, Das Schlöble in Weier, in: Ortenau 21/1934, S. 289; M. Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908, S. 553-554; E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens. Karlsruhe 1908, S. 247; L. Heizmann, Der Amtsbezirk Offenburg in der Geschichte. Offenburg 1934, S. 64; P. Schott, Weier, in: Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Offenburg. Offenburg 1964, S. 120-121; Adreßbuch der Stadt Offenburg, Ausgabe 1977/78. Offenburg 1977, S. 22.

Der Freihof in Waltersweier (39)

Michael Friedmann/Nikolaus Harter

Stadt Offenburg (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Waltersweier

Name: Waltariswillare (777), Walerswilre (1308), Waltersweyr (1509)

Der Ort Waltersweier liegt bei Offenburg westlich der Kinzig, 148 Meter über dem Meer. Waltersweier ist die älteste der vier „Gottswaldgemeinden“. Seine erste Nennung ist im Testament des Abtes Fulrad von St. Denis aus dem Jahr 777 zu finden, in dem besagter Abt den Ort seinem Kloster schenkt.

Ob der Freihof ebenso alt ist wie der Ort, ist nicht mit Sicherheit nachweisbar. In den Urkunden des St. Andreas-Hospitals zu Offenburg wird er erstmals 1404 als Eigentum von Elyse Sigelerin aus Offenburg erwähnt. Sie hatte das

Anwesen am 24. Juli dieses Jahres von Bischof Wilhelm von Straßburg in Ansehung der Dienste an Bischof und am Stift Straßburg zum Geschenk erhalten. In den folgenden Zeiten kam das Gut an verschiedene Herren: 1417 war es Heinzmann Selloß, dann folgten die Straßburger Patrizier von Wintertur und von Grundertheim, 1471 Familie Botzheim, danach Röder, Schauenburg, Windeck, Kechler von Schwandorf, Fleckenstein, Lützelburg, Hoerdt, Würz zu Rudenz sowie Theobald. Am 24. März 1750 erwarb Hofkammerrat Ludwig Wilhelm Dürfeld das Freigut um 16 000 Gulden. An Stelle des alten, schlichten Gebäudes ließ er 1755 ein neues Herrenhaus errichten. Eine Freitreppe führt zu dem Portal mit flachem geschwungenem Volutengiebel, darüber das Wappen der Familie Dürfeld, eine Bärenatze, die einen Büschel Ähren hält. 1768 ging der Hof an die freie Reichsstadt Offenburg und 1826 an die Gemeinde Waltersweier über. Sie brachte zunächst die Schule darin unter. Heute dient der Freihof mit seiner nahezu unveränderten Außenseite und dem interessanten französischen Dach als Rathaus.

Literatur:

Stadtarchiv Offenburg: Bestand 1, B 421 ff;

Gr. Vetter, Der Freihof in Waltersweier, in: Ortenau 21/1934, S. 295—296; M. Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, Tübingen 1908, S. 552—553; Der Gottswälder, 31/1925, S. 132 ff; Adressbuch der Stadt Offenburg, Ausgabe 1977/78. Offenburg 1977, S. 21; E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens. Karlsruhe 1908, S. 248; O. Kähni und B. Höfler, Waltersweier, in: Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Offenburg. Offenburg 1964, S. 118—119.

Das Schloß Uffhofen (40)

Michael Friedmann/Nikolaus Harter

Stadt Offenburg (Ortenaukreis), Stadtteil Uffhofen

Name: Uffhoven (1289), Ufhofen (1359)

Abgegangene Siedlung mit Schloß bei Offenburg. Als 1963 südlich der Offenburgern Kernstadt am linken Kinzigufer in den Gewannen Gifiz und Obere Schlangenmatten ein neuer Stadtteil entstand, nannte man diesen „Uffhofen“ in Erinnerung an die einstige Siedlung und an das gleichnamige Schloßchen. An das historische Schloß Uffhofen erinnert noch heute der Flurname „Schlöblebühnd“.

Uffhofen entstand wohl als Ausbausiedlung der Rodungsperiode, die im 12. Jahrhundert begonnen hatte, und wird erstmals 1289 erwähnt (GLA Karlsruhe, Kopialbuch 627 Kloster Gengenbach). Aus einem Privileg Maximilians I. von 1504 geht hervor, daß die Siedlung „in der nehe der Stat Offenburg“ lag und nur aus wenigen Häusern bestanden hat. Im Jahre 1588 bestand noch das „schlößlin Uffhoven“. Sein damaliger Eigentümer, Sebastian Hornmolt

aus Straßburg, verkaufte es im gleichen Jahr an den badischen Rat- und Land-schreiber David Hofmann. Da die Siedlung vor der Stadt lag, hatte sie keinen Schutz in Kriegszeiten. Deshalb verließen die Bewohner wahrscheinlich schon während der Kriege im 17. Jahrhundert ihre alte Wohnstätte, und das Schloß-chen zerfiel allmählich.

1640 wurde die Ruine abgerissen und an die Stadt Offenburg verkauft. Das brauchbare Baumaterial verwendete man zum Aufbau des Kapuzinerklosters (1641—1647).

Literatur:

E. Batzer, Schloß Uffhofen, in: Ortenau 21/1934, S. 296-297; O. Kähni, Die Ödungen der Ge-markung Offenburg, in: Ortenau 55/1975, S. 92—94; O. Kähni, Offenburg und die Ortenau. Offenburg 1976, S. 242; E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens, Karlsruhe 1908, S. 248.

Das Amtshaus in Offenburg (40)

Michael Friedmann/Nikolaus Harter

Stadt Offenburg (Ortenaukreis)

Das Freiherrlich von Franckensteinsche Herrenhaus, kurz Amtshaus genannt, stand in der Offenburger Hauptstraße Nr. 84. Es war ein großes Anwesen, das bis in die Kirch- und Gärtnerstraße reichte. Auch dieses Gebäude fiel wie die meisten anderen dem Stadtbrand von 1689 zum Opfer. Der Wiederaufbau erfolgte zögernd und zunächst nur provisorisch. Erst in den Jahren 1807—1811 entstand ein neues Patrizierhaus, das in seinem Stil an Friedrich Weinbrenner erinnerte. Außer den herrschaftlichen Zimmern befanden sich im Hause auch die Wohnung und die Geschäftsräume des Rentamtmanns. Daher stammt die Bezeichnung „Franckensteinsches Rentamt“. Im August 1934 erwarb zunächst die Firma Burda, Sürag Verlag, das Anwesen. Einige Monate später ging es in den Besitz der Stadt Offenburg über, die es am 6. Dezember 1934 an das St. Andreas-Hospital weiterverkaufte. Im gleichen Jahr zog auch das Staatliche Gesundheitsamt in das Gebäude ein. Beim schweren Bombenangriff auf Offenburg in der Nacht des 27. November 1944 wurde das ehemalige Amtshaus fast völlig zerstört. Auf den alten Mauern entstand in den folgenden Jahren ein Neubau, den die Stadt vorwiegend an Firmen und Geschäfte vermietete. 1975 erfolgte der bauliche Zusammenschluß der Häuser Hauptstraße 84—88 zum Modehaus Keilbach.

Literatur:

M. Friedmann, Historischer Rundgang durch die Offenburger Innenstadt. Offenburg 1979, S. 137; E. Batzer, Das Dalberg-Franckensteinsche Amtshaus in Offenburg, in: Ortenau 21/1934, S. 297.

Das Bezirksamtsgebäude in Offenburg (40)

Hermann Sprauer

Stadt Offenburg (Ortenaukreis)

Baubeschreibung:

Das Bezirksamtsgebäude in Offenburg liegt in unmittelbarer Nähe des Rathauses am südlichen Teil der Hauptstraße innerhalb eines schönen Ensembles. Durch den wirkungsvollen Eindruck seines Äußeren nimmt es auch heute noch eine repräsentative Stellung innerhalb des Offenburger Stadtbildes ein. Die über elf Fenster sich ausdehnende, breit hingelagerte Fassade wird durch den drei Fenster umspannenden Mittelrisalit und zwei einachsige Eckrisalite bewegt. Der prachtvolle Mittelrisalit tritt als Sammelpunkt der Fassadenbewegung stärker hervor wie die mehr als Ausklang wirkenden Seitenrisalite. Gleichzeitig erhebt er sich mit seinem aufgesetzten Giebelbau über die zwei-stöckig durchgeführte Fassade. Flache Pilaster, welche auf vorhangförmig in die Höhe gezogenen Sockeln ruhen, flankieren die durch Dreieckgiebel gekrönten Risalite. Die Blattkapitelle dieser Pilaster und die auf ihnen liegenden, ebenfalls in einem Vorhangbogen ausgebildeten Deckplatten vermitteln den Übergang zu dem von ihnen nur scheinbar getragenen Hauptgesims. Dieses ist mit Triglyphen und doppeltem Zahnschnitt geschmückt und zieht sich über den ganzen Bau hin, so dessen Breitenausdehnung betonend; in seiner Mächtigkeit wirkt es als Abschluß gegen das Mansardendach. Sämtliche Fenster, wobei die des Hauptgeschosses sich durch größere Höhe von denen des Erdgeschosses auszeichnen, haben geraden Sturz und sind mit einem profilierten, ausladenden Rahmenwerk umgeben. Letzteres endigt unten in zwei konsolenartigen Platten aus, an welche sich im ersten Stock Tröpfchen, im zweiten Blattwerk und Tröpfchen, ebenfalls konsolenartig verwendet, anschließen. Oben ist dieses Rahmenwerk einmal abgetreppt. Die Form dieser Abtrep-pung erscheint in vier verschiedenen Ausführungen. Es besteht hierin nicht nur ein Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Stock, sondern auch innerhalb der einzelnen Geschosse ist die Form dieser Treppe verändert, je nachdem es sich um Fenster der Risalite oder der Zwischenteile handelt. Die durch diesen getreppten Teil der Umrahmung geschobenen Keilsteine weisen im ersten Stock drei Schnitte, im zweiten Masken und Blattwerk als Schmuck auf. Darüber legt sich im Erdgeschoß eine gerade, gesimsartige Abdeckplatte, im Hauptgeschoß in den Risalitteilen ein flachrunder, in den Zwischenteilen ein im Vorhangbogen gehaltener Giebel. In der Mittelachse des Gebäudes liegt das von verkröpften Pilastern flankierte Portal. Es schließt im Korbbogen. Sein maskengeschmückter Keilstein ist zugleich die mittlere der drei Konsolen, welche die darüber befindliche, elegant umrissene Balkonplatte stützen. Die beiden äußeren Konsolen zeigen Hirschköpfe, welche aus Netzen hervorschauen. Mit den reichen Bewegungen seiner zierlichen Ranken ist das schmiedeeiserne Balkongitter ein selten schönes Dekorationsstück des Rokoko. Die

Balkontür besitzt einen leicht nach oben gebogenen Sturz und ist in ihren Formen mehr dem Portal als den Fenstern angeglichen. Sie wird flankiert von reichen Voluten, welche ein verkröpftes Gebälk tragen, über dem sich ein stark gebrochener Halbkreisgiebel in die Höhe wölbt. Aus diesem Giebelfeld wächst in prächtiger Rocaillekartusche das markgräfliche Wappen heraus. Die drei Fenster des im mittleren Risalitteil aufgesetzten dritten Geschosses sind von einem einfachen, ebenfalls oben ausladenden Rahmenwerk umgeben. Das Geschoß selbst ist durch vier einfache Pilaster gegliedert. Das leicht zurücktretende Mansardendach wiederholt die horizontale Linienführung des Gesimses und schließt den Bau nach oben ab. Die Mansardenfenster, welche mit den darunterliegenden Fensterachsen der Zwischenteile in Einklang stehen, sind von Voluten umgeben und Giebeln gekrönt, welche in einem kräftig in die Höhe gezogenen Vorhangbogen nach oben ausklingen.

Betreten wir durch das 1758 geschnitzte Portaltor das Innere, so empfängt uns ein respektabler Vorraum, der die Breite des Mittelrisalits einnimmt. Zu seinen beiden Seiten befinden sich nach der Straße hin je zwei zweifenstrige Zimmer und auf der Hofseite mehrere gewölbte Räume. Links neben dem Tor durchgang nach dem Hof befindet sich die Treppe zum oberen Geschoß. Der Grundriß des zweiten Stockes entspricht dem des Erdgeschosses. Den finanziellen Schwierigkeiten, welche die Fertigstellung der Fassade über Jahrzehnte verschleppten, ist die Schmucklosigkeit des Inneren zuzuschreiben, abgesehen von einigen profilierten Türumrahmungen. Auch die Rückseite, an deren nördlichen Teil sich ein Gebäudeflügel in stumpfem Winkel anschließt, ist in einfachen schmucklosen Formen durchgeführt.

Nicht uninteressant ist eine Mitteilung von Wingenroth, wonach das Verputzte der Fassade rot angestrichen war, die Hausteine in natürlicher Farbe gelassen wurden und Kapitelle usw. vergoldet waren.

Baugeschichte:

Die Baugeschichte des Bezirksamtes führt uns zurück in die Tage des Wiederaufbaus der Stadt Offenburg nach dem unheilvollen Stadtbrand 1689 und den folgenden kriegerischen Wirren. Auch das Haus Österreich als Lehensherr der Landvogtei Ortenau war zunächst nicht in der Lage, sein Amtsgebäude wieder aufzubauen. Der abgebrannte Amtshof, dessen Bild auf Merians Kupferstich der Stadt Offenburg vom Jahre 1643 ersichtlich ist, muß eines der stattlichsten Gebäude des mittelalterlichen Offenburg gewesen sein. Die Überlieferung meldet, daß er an der gleichen Stelle stand wie das 1101 erwähnte Schloß Offinburc. Dies soll der Grund sein, weshalb der Amtshof auch die Bezeichnung Königshof führte (letztmals 1806). Erst 1699 verfertigte der Baumeister der Landvogtei einen Plan zu einem neuen Amtshaus. Der Amtmann von Waldkirch, ein eifriger Fürsprecher des Bauplans, meinte allerdings, daß „der Herr Baumeister sein Proiect über solchen Bau gar zu hoch gespannt“.

Die zuständige vorderösterreichische Regierung in Freiburg sah sich gezwungen, den Neubau bis auf weitere Verordnung zurückzustellen. Der inzwischen ausgebrochene Spanische Erbfolgekrieg brachte für die Ortenau einen Herrschaftswchsel; sie kam unter badische Herrschaft. Noch während des Krieges, 1712, stellte der damalige Amtmann Wilh. Wenger an die Markgräfin Franziska Sibylla Augusta (ihr Mann, der Türkenlouis, war 1707 gestorben) den Antrag um Bauung eines herrschaftlichen Kellers auf dem Amtshof, „wobei aber die fundamente dergestalt gelegt werden müssen, daß mit der Zeit nach Sr. hochfürstl. dchlt. gnädigsten Fürstin und Frau Intention ein Gebäu darauf gesetzt werden kann“, und „er habe vor nöthig und gut angesehen, daß etwa der hochfürstl. Baumeister zu Rastatt heraufgeschickt und durch ihn ein Grundriß und Überschlag gemacht werden könne“. Dieser „hochfürstliche Baumeister“ war der aus Böhmen stammende Michael Ludwig Rohrer, welcher eben erst das Lustschloß Favorite für die Markgräfin erbaut hatte. Am 29. Mai 1714 konnte Amtmann Brée an die hochfürstliche Hofkammer berichten, „daß der anbefohlen Bau des Amtshofs zu Anfang gebracht und nach Ankunft des Baumeisters Hr. Rohrer mit dem hiesigen Maurermeister Dominik Ellmerich der Accord der Maurer und Steinhauerarbeit getroffen worden“. Erhebliche Schwierigkeiten machte der Ankauf eines angrenzenden Grundstückes, welches Rohrer als „nothwendig zum Embellissement und Commodität des herrschaftl. Baues“ erachtete. 100 Fenstersteine von der



Das Bezirksamtsgebäude in Offenburg: Königshof, Bezirksamt, Altes Landratsamt, Sitz der Polizei. 1974.

Staufenburg wurden für brauchbar befunden und nach Offenburg gebracht. Schon am 25. Juli 1715 berichtete der Amtmann wegen der Zimmerarbeit. Er schrieb, „daß der hiesige Zimmermann, um deßwillen, daß es ein französisches Dach, also eine ihm etwas unbekannte Arbeit sei, sich nicht gern auf einen Accord einlassen will“. Der Amtmann schlug daher der Hofkammer vor, „daß der sämmtl. Holzbau im Taglohn befördert werde, indem nach Ueberschlag dem Meister des Tags 40 kr. und einem Gesellen 32 kr. zu bezahlen wären, und zu mehrerer Beschleunigung 11 Gesellen sammt dem Meister arbeiten würden, so hätte man Hoffnung, den Bau in 40 Tagen zu perfektionieren und würde des täglichen Lohnes etwa 50 fl., ja vielleicht 100 fl. ersparen; doch müßte man von Seiten der Hofkammer den herrschaftl. Zimmermeister Josef Bildstein dazu geben und durch dessen Antrieb die Gesellen zur Arbeit anhalten lassen“. Die Einwilligung hierzu geschah sechs Tage später. Am 26. November 1715 berichtete Rohrer, daß das Hauptgebäude aufgeschlagen, so daß es „innerhalb 14 Tagen eingelattet und bedeckt sein kann“; die Nebengebäude sind noch nicht so weit, es wird noch an ihren Fundamenten gearbeitet. „Das große Portal mitten im Bau ist noch nicht angefangen; da das Gebäude einen so schönen Prospekt bekommt, wird um Verordnung gebeten, ob nicht dieses Portal etwas schöner als das projektierte hergestellt werden solle, damit die Steine dazu gebrochen und gehauen werden können.“

Die nächste Nachricht datiert erst vom 2. März 1717. Amtmann Brée machte der Hofkammer folgende Meldung: „Die raue Mauerarbeit am Amthofbau ist fast alle fertig, und Maurermeister Dominik Elmerich dringt auf Bezahlung und Abmessung und Liquidierung, welch letztere der hochfürstl. Baumeister Rohrer zu Stande bringen soll“. Diese Abmessung, der ein unparteiischer Meister beiwohnte, fand alsbald statt. Dann fehlen die Nachrichten bis 1751. In diesem Jahre fand eine kleine Reparatur im Dachwerk statt. 1756 im Juni erfolgte ein Vorschlag an die Hofkammer, 2 500 fl. von vorhandenen Geldern „zur Herstellung und vollständigen Ausbau des fürstlichen Amthausen zu verwilligen“. Die Hofkammer bestimmte, daß diese Summe „zum Portal des Amthausen und aus einem Rest das sonst höchstnöthige verwendet werden möge, und beantragt, den fürstl. Architekten Krohmer zu beordern, um den Augenschein zu nehmen und Überschlag zu machen. Riß und Bauprojekt sowie Ueberschlag wurde vorgelegt und genehmigt, nur wurden zwei projektierte Figuren, „welche nicht gar wohl herauskommen“, ausgelassen“. Da diese 2 500 fl. nicht ausreichten, wurden im Frühjahr 1758 noch weitere 750 fl. gefordert, welche alsbald bewilligt wurden.

Als Ergebnis dieser Aktenzitate steht fest, daß der Bau in der Hauptsache in den Jahren 1714 bis 1717 nach den Plänen Michael Ludwig Rohrers erstellt wurde. Das fehlende Mittelstück, aus Portal, der Tür darüber mit Balkon, dem Wappen und dem mittleren Fenster im Giebelbau bestehend, wurde erst in den Jahren 1756 bis 1758 hergestellt. Es ist das Werk des angeblich im nahen Bohlsbach gebürtigen, späteren markgräflichen Hofbaudirektors Franz

Ignaz Krohmer, der seine Ausbildung durch den großen Würzburger Baukünstler Balthasar Neumann erhalten hatte.

Heute beherbergt das Gebäude Polizeidienststellen. Ende 1983 wurde mit einer umfassenden Renovierung begonnen, bei welcher das stilgerechte Schieferdach durch ein rotes Ziegeldach ersetzt wurde.

Literatur:

M. Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908, S. 510—513; K. Walter, Die Erbauung des Bezirksamtsgebäudes zu Offenburg, früher Königshof genannt. Offenburg, [1883]; M. Friedmann, Historischer Rundgang durch die Offenburger Innenstadt. Offenburg 1979, S. 149; Landkreis Offenburg: Liste der Denkmalsobjekte, Stand 1961/62, S. 159 ff.; GLA Karlsruhe. Bausachen 1553. 1697—1699. Landvogtei Ortenau. Konv. 50.

Die Schlösser zu Fessenbach (41)

Michael Friedmann/Nikolaus Harter

Stadt Offenburg (Ortenaukreis), Stadtteil Fessenbach

Name: Vessenbach (1242), Vesinbach (1254)

Zu Fessenbach gehören vier schloßartige Gebäude: der Rieshof, Schloß Seebach, der Schuckshof und Liebfrauenhof, von denen die beiden ersten im folgenden behandelt werden.

Der Ort ist ein Winzerdorf und liegt 225 m ü. d. M. 3 Kilometer östlich von Offenburg in der Vorhügelzone inmitten von Weinbergen.

Der Rieshof, ein Weiler, war ursprünglich ein Wasserschloß, das erstmals in einer Urkunde vom 3. April 1245 erwähnt wird. Damals war sein Besitzer Konrad von Riese. Seither wechselte es oft seine Eigentümer. 1350 ging der Hof von Werner von Ortenberg an den Edelknecht Heinrich von Straßburg, 1387 an das Offenburger Franziskanerkloster und 1398 an das adelige Lehensgeschlecht von Mollenkopf der Abtei Gengenbach über. 1535 kam das Gut in den Besitz der Freiherren von Dalberg und 1593 an Knebel von Katzenellenbogen. 1649 gehörte der Hof einem königlich-spanischen Generalproviantmeister, Franz Cattani, 1659 der Familie von Neuenstein, 1677 Oberst Gegging, 1684 zum zweiten Male der Abtei Gengenbach. Eine Beschreibung des Riesgutes aus dem Jahre 1629 nennt „Weiherhaus, Weiherschloß, Weiherhof mit Scheuer, Stall, Schopf, Gärten zum Wert von 2 000 fl.“. Dazu werden noch große Flächen Äcker, Matten und Reben aufgeführt, aus denen umfangreiche Gülden und Zinsen flossen. Am 22. September 1689, 13 Tage nach der Zerstörung Offenburgs, tagte der Offenburger Rat im Rieshof. Zwischen 1729 und 1774 hatte der Gengenbacher Klosterabt einen Streit mit der Ortenauer Reichsritterschaft durchzustehen, die das Gut „zu billigem Wert“ kaufen

wollte. Der Prozeß schlug Wellen bis zum Kaiser nach Wien und endete mit dem Beschluß, „daß das beklagte Gotteshaus denen besonderen bei dieser Sache einschlagenden Umständen nach von der angestellten Klage loszusprechen sei“.

All den genannten Schwierigkeiten machte 1803 die Säkularisation ein Ende. Der Rieshof mit seinen Gütern fiel an den badischen Staat, der den schönen Besitz zerriß. Den größten Teil erwarb bei der Versteigerung 1807/08 der Offenburger Oberbürgermeister Gottwald, dessen Erben ihn an Fessenbacher Bauern verkauften. 49 Käufer sind 1807 verzeichnet, die Kaufsumme betrug 40 238 Gulden.

Heute umfaßt das Gelände des alten Schlosses mit den einstigen Gewannamen „Riesgut“, „Im Ries“, „Riesle“, „Riesberg“ und „Riesäckerle“ ein neues großes Baugebiet, das gerade in umfangreichem Stil erschlossen wird. Von den noch vorhandenen alten Gebäuden kennt man keine nähere Bedeutung mehr. Batzer vermutete 1934 das Schloß in dem Bau, der von Westen nach Osten liegt. Seine Beschreibung erwähnte „ein Alliancewappen aus dem Jahre 1557, das seitlich der östlichen Tür eingemauert war und jetzt in den Städtischen Sammlungen in Offenburg ist“.

Das Schloß Seebach ist ein stattliches, zweigeschossiges Fachwerkhaus. Die zur Straße gerichtete Traufseite besitzt 5 Achsen, in der Mitte die Eingangstür, zu der eine breite Sandsteintreppe führt. An der Schmalseite hat das Gebäude 2 Achsen und ein rundbogiges Kellertor mit der Jahreszahl 1786. Links neben dem Herrenhaus liegt ein kleineres Gebäude (Rebhaus), das ursprünglich die Dienstwohnung des Gutsverwalters enthielt, ebenfalls mit rundbogigem Kellertor, mit der Jahreszahl 1811 und den Buchstaben DVG. Rechts neben dem Hauptgebäude befand sich eine Remise mit Stall und hohem Walmdach.

Das Schloß wurde 1786 von dem österreichischen Ritter von Neuburg erbaut. 1795 erwarb es der Staatsrat von Gulat-Wellenburg, Präsident des badischen Justizministeriums. Er ließ vermutlich auch die Nebengebäude errichten. Nach dem Tode des Staatsrats ging das Anwesen auf seine Tochter Josephine, verheiratet mit dem Straßburger Bankmann Franz Nebel, über, dann auf deren Tochter Emilie Luise Henriette, verheiratete von Piccard, und schließlich auf deren Tochter, die Gattin des Barons Lothar von Seebach. Heute gehört das Schloß der Familie Burda in Offenburg.

Literatur:

E. Batzer, Der Rießhof bei Fessenbach, in: Ortenau 21/1934, S. 321—323; A. Staedele, Zur Geschichte der Reborte Zell-Weierbach, Rammersweier und Fessenbach, in: Ortenau 38/1958, S. 128—141; A. Staedele, Die Abtei Gengenbach zur Zeit der Säkularisation (II), in: Ortenau 35/1955, S. 81—87; L. Heizmann, Der Amtsbezirk Offenburg in der Geschichte. Offenburg 1934; Landkreis Offenburg: Liste der Denkmalsobjekte, Stand 1961/62, S. 41—42; E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens. Karlsruhe 1908; J. Basler, Fessenbach. Haslach 1980, O. Kähni, Fessenbach, in: Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Offenburg. Offenburg 1964; Gemeinde Fessenbach (Hrsg.): 40 Jahre Winzergenossenschaft Fessenbach. Offenburg 1970; Stadtarchiv Offenburg, Bestand 1, B 6.

Die Burg Bilenstein (42)

Michael Friedmann/Nikolaus Harter

Stadt Offenburg (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Zell-Weierbach

Von der einstigen Burg Bilenstein, die auch als „Bergschloß“ (Kolb) oder als „Fliehburg“ (Schuster) bezeichnet wird, ist nichts als der Name geblieben. Ihr Standort ist nicht mehr festzustellen, und ihre Entstehung liegt im Dunkeln.

Vermutlich stand die Burg östlich von Zell-Weierbach oberhalb des Riedletals auf dem 476 Meter hohen heutigen Bühlstein. Darauf deutet auch der Name hin, aus dem hervorgeht, daß die Burg einst auf einem steil ansteigenden Stein oder Felsen stand. Von der Burg leitete das Geschlecht der Herren von Bilenstein seinen Namen ab.

Zum weiteren Schicksal der Burg schreibt Kolb: „Nach Abgang der Herren von Bilenstein hat Kaiser Friedrich III., der Östreicher, das Schloß und Gut Bilenstein mit der Landvogtei Ortenau vereinigt, kurz hernach aber 1314 beyde Schlößer Ortenberg und Bilenstein an Bischof Johann I. von Straßburg auf Wiederlösung verkauft. Durch diesen Kauf bekam sein Nachfolger Bischof Berthold von Bucheck, der bey Kaiser Carl IV. im großen Ansehen stund, Gelegenheit, auch die übrige Landvogtey denen Markgrafen von Baden auslösen zu dürfen“. Allerdings sind diese Angaben nicht nachprüfbar.

Vom Untergang Bilensteins weiß man nichts Zuverlässiges. Wahrscheinlich ist die Burg im Bauernkrieg zerstört worden.

In der bisherigen Forschung über Bilenstein ist unbeachtet geblieben, daß es noch andere Burgen und Schlösser gibt, die diesen Namen (Bilstein) tragen und deren Existenz besser nachweisbar ist als die der oben beschriebenen Burg. Es sind dies: Bilstein im Elsaß (zwischen Rappoltsweiler und Reichenweier und bei Urbeis im Weilertal), — Bilstein im Kanton Basel, — Bilstein am Kupferbach in Hessen, — Schloß Bilenstein in Westfalen (ehemaliges Freigut).

Literatur:

E. Batzer, Burg Bilenstein, in: Ortenau 21/1934, S. 303; J. B. Kolb, Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von dem Großherzogtum Baden. Erster Band A—G. Karlsruhe 1813, S. 112; E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens, Karlsruhe 1908, S. 251; E. Wagner, Die Burgruinen der Vogesen II. Band. Nancy-Paris-Strasbourg 1922, S. 135—144; J. S. Ersch und J. G. Gruber, Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, 10. Theil. Leipzig 1823, S. 197.

**Hanauerland
und
Ried**

Das Schloß Lichtenau (43)

Ludwig Lauppe / Lisbeth Lauppe

Stadt Lichtenau (Landkreis Rastatt)

Von der ehemaligen Burg Lichtenau, einer Wasserburg, ist nichts mehr vorhanden. Sie befand sich an der nordwestlichen Ecke der befestigten Stadt Lichtenau (Königliches Stadtrecht, Urkunde vom 14. Januar 1300).

Erbauer waren die Herren von Lichtenberg, ein elsässisches Adelsgeschlecht, das seinen Stammsitz auf der Burg Lichtenberg bei Ingweiler in den Nordvogesen hatte.

In der Wahl der Baustätte entschieden sich die Lichtenberger für die Stelle, wo Acher- und Schwarzbach aus dem Hochgestade in die Rheinniederung heraustreten und das Gelände die natürlichen Vorbedingungen zur Anlage einer Wasser- oder Tiefburg bot. Auch ließ sich über eine Fähre zu Grauelsbaum die kürzeste Verbindung mit den lichtenbergischen Stammländern des Unterelsasses herstellen. In der von beiden Bachläufen umflossenen Aue führte seit 1298 Johannes I. von Lichtenberg den Bau der Burg und der Stadt Lichtenau durch.

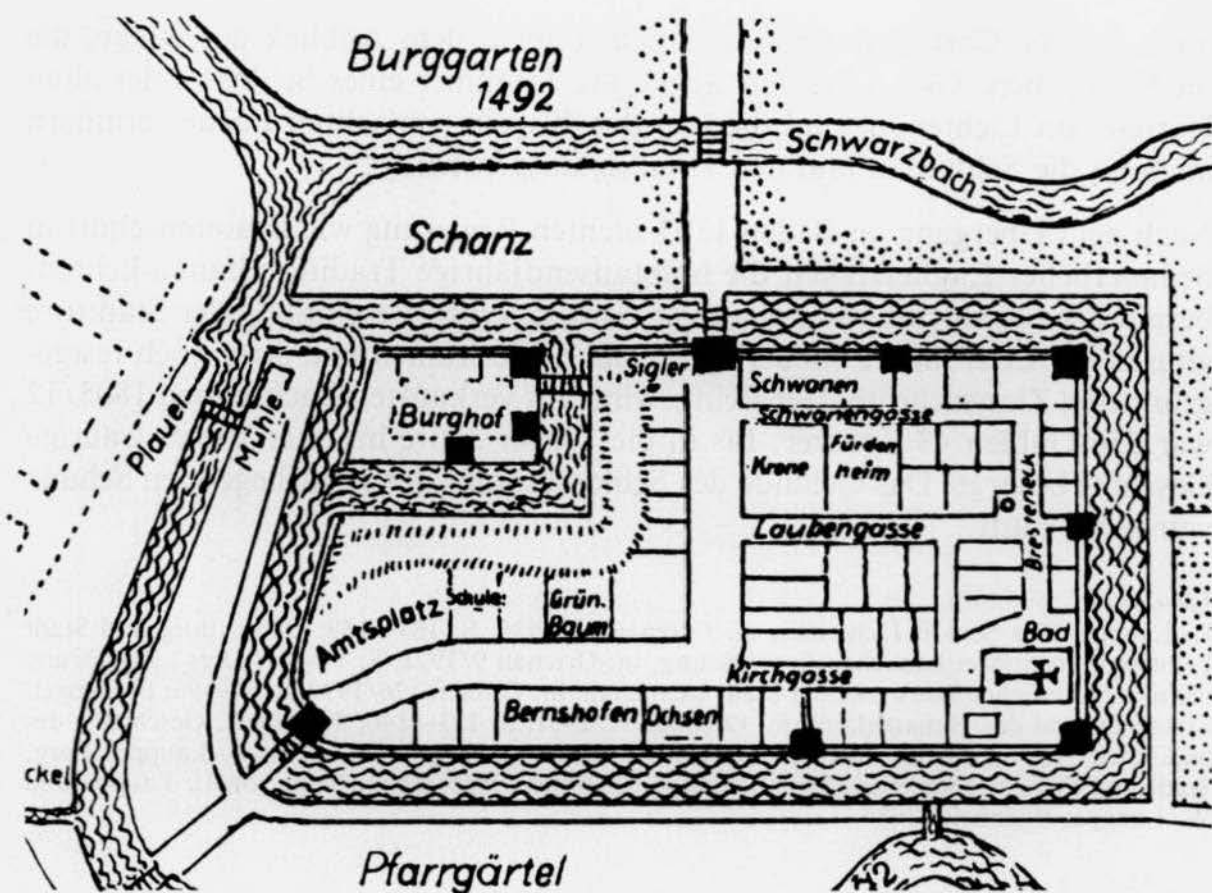
Urkundliche Nachrichten über die Gestaltung der Burg sind spärlich. Da weder ein Stich noch ein Riß, geschweige eine Ansicht auf uns gekommen sind, lassen sich über ihre räumliche Anordnung und Ausdehnung nur Vermutungen anstellen. Doch zeigen zwei um 1830 aus der Erinnerung gemalte Skizzen als Kern der Befestigung noch die beiden trutzigen Zinntürme, „welche ihre Häupter bis in die Wolken emporhoben“, und einen dritten kleineren Turm. Daran lehnten sich, den Burghof umschließend, die Wohngebäude. Ihren Mittelpunkt bildete ein ausgedehnter Bau, das zweigeschossige Ritterhaus, welches dem Rheine zu schaute und im Hauptgeschoß den großen Saal, zu ebener Erde allerlei Vorratsräume und darunter das Kellergewölbe enthielt. Ein kleinerer Bau mit der Küche, daher einem Kamin, und der Burgkapelle (Patron St. Andreas) im Erdgeschoß, vielleicht die eigentliche Wohnbehausung, lag gegen Norden; sie wurde in den Jahren 1557/60 durch einen größeren Neubau ersetzt. Die Wirtschaftsbauten, Ställe, Scheunen u. a., beherbergte der Vorhof. Einen starken Schutz verlieh die 6—8 Schuh dicke Ringmauer, darum sich ein 74 Schuh breiter Wassergraben legte. Die Einfahrt überschritt ihn am Untertor des Städtchens. Den Hof vor dem Schlosse zierten zwei „Böumgärten“.

Gelegentlich bot die Burg ihren Herren vorübergehenden Aufenthalt, beherbergte zu Zeiten aber auch glänzenden Besuch bei Schlichtung nachbarlicher Mißhelligkeiten und Fehden des Bischofs und der Stadt Straßburg, der badischen Markgrafen u. a. Meist saß ein lichtenbergischer Dienst- oder Lehensmann darin, der zugleich als Vogt oder Amtmann waltete und mit einigen

Knechten die Burghut versah. Einmal tat sich hier eine lichtenbergische Residenz auf, da bei der Landesteilung 1335 Ludwig III. vom rechtsrheinischen Gebiet das Lichtenauer Amt zugesprochen erhielt. Er wählte die Burg als Wohnsitz und nannte sich Herr von Lichtenau. 1369 starb er. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich IV. behielt den Wohnsitz in der Burg zu Lichtenau bei, wo auch seine Mutter, Hildegart von Finstingen verblieb. Er schuf sich eine wichtige Einnahmequelle durch einen Vertrag mit der Stadt Straßburg über Zoll und Geleite auf der Straße von Lichtenau bis oberhalb Leutesheim und von Lichtenau über die Rheinfähre zu Grauelsbaum bis oberhalb Offendorf 1369. König Wenzel als Reichsverweser fügte 1370 den Rheinzoll von verfrachteten Gütern bei Grauelsbaum hinzu und erhöhte die vereinbarten 6 Pfg. von jedem Pferde auf 9 Pfg. Durch Kaiser Karl IV. wurde dieses Privileg 1372 bestätigt und der Zollsatz auf 12 Pfg. = 1 ß (Schilling) festgelegt. Diese Lichtenauer Linie der Lichtenberger überlebte die beiden anderen, so daß durch Erbverträge 1390 Heinrich IV. den lichtenbergischen Gesamtbesitz in seiner Hand vereinigte. Er verzog nun aber nach der Stammburg Lichtenberg im unteren Elsaß.

Nach dem Aussterben der Lichtenberger im Mannesstamm 1481 gingen u.a. Burg und Gericht Lichtenau an den Schwiegersohn, den Grafen Philipp I. von Hanau über. Von diesem Geschlechte rührt der Name „Hanauerland“ her. Philipp IV., der Urenkel des ersten Hanau-Lichtenbergers ließ 1557/60 an Stelle des nach Norden gelegenen kleineren Schloßbaues, „darin die küche und die kirch ist“, einen geräumigeren Neubau erstehen und auch sonst eine allgemeine Renovation vornehmen. Als der Graf im Spätsommer 1564 einen mehrwöchigen Aufenthalt darin nahm, hat er am 15. September das für die Reformationsgeschichte des Amtes Lichtenau bedeutsame Konsistorialprotokoll über die Anstellung von Pfarrern Augsburger Konfession herausgegeben. Im November 1564 starb in Lichtenau Philipp IV. Das Ehewappen Graf Philipps IV. von Hanau und der Gräfin Eleonore von Fürstenberg an der Kirche zu Lichtenau von 1554 erinnert an die Einführung der Reformation.

Der Dreißigjährige Krieg ward auch Burg und Stadt Lichtenau zum Verderben. Nachdem bereits 1614 die Fachleute über eine Verstärkung von Schloß und Flecken Rats gepflogen, fertigte 1620 der hanau-lichtenbergische Rat und Oberamtmann Wolf Rudolf von Ossa den Befehl aus „bey solchen schwierigen und schweren Leuffen daß Stettlein Liechtenaw etwas besser zu versichern, auf daß in Zeit der Not die Underthanen sicherer mit dem Ihrigen sein mögen“. Damals wurde auf der Nordseite des Schlosses eine Schanze angelegt. An diese Erdbefestigung knüpft sich der Flurname „die Schanz“. Doch zeigte sich das erste Kriegsjahrzehnt noch erträglich. Aber nach dem Restitutionsedikt (1629) war es ein ewiges Kommen und Gehen von Freund und Feind. Am 20. April (10. April alter Kalender) 1632 trat das Verhängnis ein. Im Städtlein befand sich eine kleine schwedische Besatzung unter Kapitän Hans Ludwig von Hornberg, der mit tatkräftiger Unterstützung des Aus-



Burg und Stadt Lichtenau nach dem Dammbbruch von 1685.

schusses (Bürgerwehr) tapferen Widerstand leistete. Die Belagerung scheint der kaiserliche Obristleutnant Hans Werner Äscher (Escher) von Binningen geleitet zu haben. Nach mehrstündiger Beschießung wurde die Besatzung von den Kaiserlichen im Sturm überwältigt. Nach der Plünderung wurden die Häuser in Flammen gesteckt und das Städtlein „totaliter“ (Bannbuch 1685) in Asche gelegt. Nur das Schloß blieb verschont, um später vom gleichen Schicksal ereilt zu werden. Am Schluß des Krieges belegte Obrist Moser, der schwedische Gubernator des Lagers Benfeld, das Schloß mit einer Besatzung. Bei der Räumung nach dem Friedensschluß 1648 hat das Kriegsvolk den festen Bau noch ruiniert und völlig ausgebrannt.

Der letzte Hanauer Graf Johann Reinhard III. starb am 26. März 1736. Seine einzige Tochter Charlotte Christine war mit dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt verheiratet. Dadurch ging ein Teil der hanau-lichtenbergischen Gebiete, auch das rechtsrheinische Hanauerland an die Landgrafen von Hessen-Darmstadt. 1803 teilte Napoleon das rechtsrheinische Hanauerland dem neugegründeten Kurfürstentum Baden zu.

Mit den Brandruinen des Schlosses war nichts mehr anzufangen. Gelegentlich entnahm die Herrschaft hier ihren Bedarf an wohlfeilem Baumaterial. Ein Reisebrief aus dem Schüblerschen Amthause berichtet 1783: „Hier lagere ich

mich auf die Gartenmauer und überlasse mich dem Anblick der Dinge, die mich umgeben. Gleich vor mir liegen die Trümmer eines Schlosses der alten Herren von Lichtenau, und die von den Kugeln gemachten Löcher erinnern mich an die Schweden und den Dreißigjährigen Krieg“.

Nach dem Übergang an Baden 1803 suchten Regierung wie Beamtschaft in bedauerlicher Engherzigkeit die halbttausendjährige Tradition hanau-lichtenbergischer Geschichte radikal zu verwischen. Nach Beseitigung der Stadttore ging es mit Eifer an die Niederlegung der Schloßruinen und ihrer noch festgelegten Zinntürme. Der Reingewinn aus verkauften Backsteinen 1805/12 war 656 Gulden 43 Kreuzer. Bis in die 1830er Jahre hat man dieses traurige Geschäft besorgt. Das Gelände des Schlosses samt der davorliegenden Schanz wurde verkauft.

Literatur:

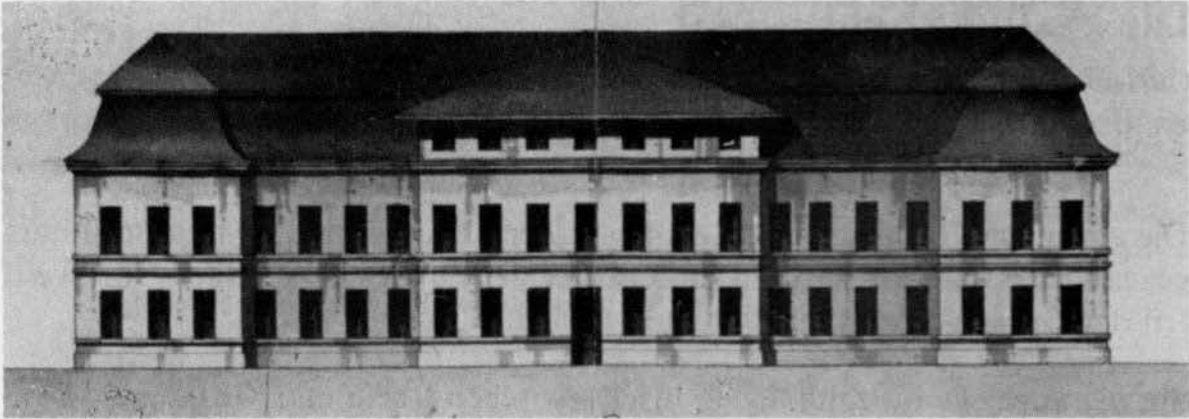
L. Lauppe, Das Schloß Lichtenau, in: Ortenau 21/1934, S. 163—169; Ders., Burg und Stadt Lichtenau nach ihrer baulichen Entwicklung, in: Ortenau 9/1922, S. 19—31; Ders., Zerstörung der mittelalterlichen Bauwerke der Stadt Lichtenau, in: Ortenau 26/1939, S. 87—96; F. Stengel, Lichtenau und das Hanauerland, in: Ortenau 31/1951, S. 123—140; J. Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl/Rhein 1909; L. Lauppe, Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Eine heimatgeschichtliche Rückschau, hrsg. von L. Lauppe und W. Lauppe. Weinheim 1984.

Das Schloß zu Rheinbischofsheim (44)

Claus Honold

Stadt Rheinau (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Rheinbischofsheim

Auf Grund des Erbfolgevertrages seines Vaters Philipp Wolfgang erhielt Graf Johann Reinhard II. von Hanau-Lichtenberg (1628—1666) das Amt Lichtenau zur Nutznießung zugewiesen. Da die Schlösser in Lichtenau und Willstätt in den vergangenen Kriegen stark gelitten hatten, wählte er 1652 „Bischofsheim zum hohen Steg“ zur Residenz, das in der Mitte seines Territoriums lag. Als Wohnsitz diente ihm ein stattliches Fachwerkhaus hinter der Bürgerlaube. In Erinnerung an die in Bischofsheim verbrachten Jugendjahre und um die Not der Bevölkerung zu lindern, beschloß sein Sohn Johann Reinhard III., hier ein Schloß zu erbauen. 1700 wurde mit dem Bau des linken Seitenflügels begonnen, der 1704 vollendet wurde. Infolge des Spanischen Erbfolgekrieges, der auch das Hanauerland heimsuchte, konnte mit dem Mittelbau und dem rechten Seitenflügel nicht mehr begonnen werden. So blieb das Schloß unvollendet.



Schloß Rheinbischofsheim: Plan der Vorderansicht. GLA Karlsruhe.

Der in Nord-Südrichtung errichtete Seitenflügel, fortan das „Schloß“ genannt, war etwa 154 Fuß lang und 60 Fuß breit und stand auf dem Platz des heutigen Feuerwehrhauses und der Turnhalle. Bei Grabarbeiten neben dem Feuerwehrhaus wurde ein Teil eines gut 1 m starken Fundaments freigelegt. Die Lage dieses wuchtigen Fundaments zeigt auf dem Lageplan von 1805 die südliche Begrenzung des Schloßgebäudes an. Es war zwei-, im Mittelteil dreistöckig und mit einem französischen Dach versehen.

Die von Weinbrenner besichtigten und von dem Generalmajor Vierordt und dem Hofkammerrat Bernhard gefertigten Pläne geben ein Bild über die Größe und die Aufteilung der Räume. Der Bau diente im 18. Jahrhundert der Einlagerung von Stroh, Holz und Feldfrüchten sowie zum Aufbewahren von Gerätschaften des Land- und Wasserbaus. 1808 wurde im Schloß die Wohnung für den Oberbeamten und die Räume für die Verwaltung eingerichtet. Fünf Räume dienten der Verwaltung, 14 einschließlich Saal waren für die Wohnung des Oberbeamten vorgesehen. Drei Zimmer der Beamtenwohnung sowie Holzschopf und Stallung wurden vom Landphysikus mitbenutzt. Da nur 1/3 des Gebäudes für Diensträume und Wohnung benutzt wurde, wurde im Jahre 1816 das 1. Stockwerk dem Handelshaus Leicht und Huth als Kolonialwarenmagazin überlassen. Trotz wiederholter Reparaturen muß das Gebäude in den folgenden Jahren sehr vernachlässigt worden sein. 1843—1847 wurde es abgebrochen, vermutlich weniger wegen seines schlechten baulichen Zustands als dem Verlangen einiger Bürger, billig zu Baumaterial zu kommen.

Literatur:

K. Wetterer, Das Rheinbischofsheimer Schloß, in: Ortenau 21/1934, S. 229—232; L. Lauppe, Die hanauische Residenz Bischofsheim zum hohen Steg 1652—1672 (Rheinbischofsheim), in: Ortenau 44/1964, S. 133—154; J. Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl/Rhein 1909.

Die Festung Kehl¹ (45)

Carl-Helmut Steckner

Stadt Kehl (Ortenaukreis)

Die ehemalige Reichsfestung Kehl lag in der Rheinebene der Stadt Straßburg gegenüber etwa 6 km entfernt am Ostufer des Flusses im heutigen Nordwestteil der Großen Kreisstadt Kehl (139 m ü. d. M.).

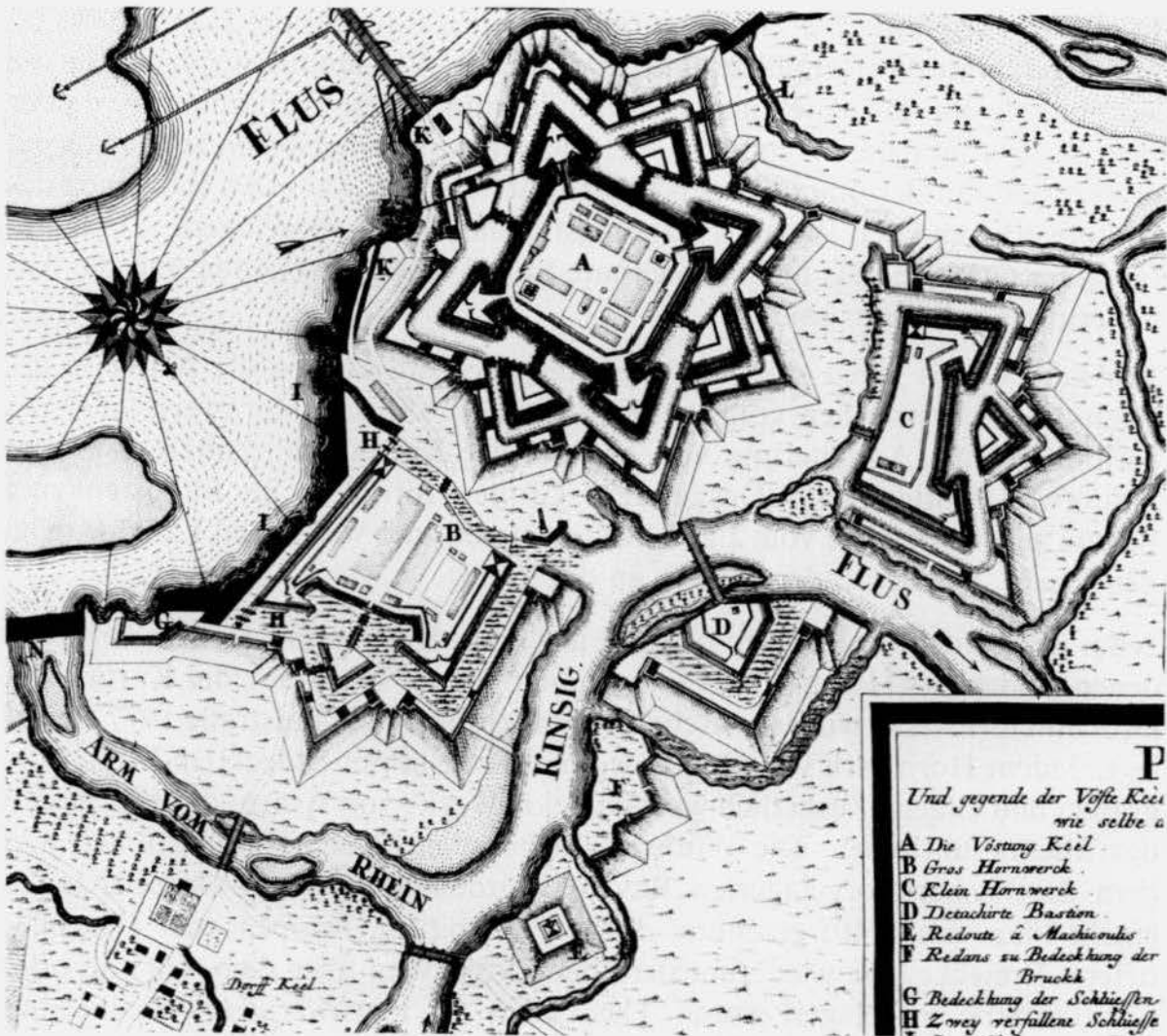
Sie war angelegt auf zahlreichen Inseln zwischen Rhein und Kinzig und so natürlich gesichert am östlichen Ende der Straßburger Rheinbrücke, am alten Rheinpaß, dessen Schicksal die Festung teilte ebenso wie Kehl selbst, das auf Gedeih und Verderb damit verbunden ist.

Als Zugang führte ein Weg von der Rheinbrücke in die Festung hinein, ein anderer zweigte ab daran vorbei durch das Große Hornwerk (heutige Hauptstraße). Das etwa 400 m breite Festungsgelände zwischen Kinzig und Rhein hatte sich vom Hof der Pionierkaserne im Nordwesten bis über den heutigen Marktplatz hinaus nach Südosten ausgedehnt; von insgesamt etwa 850 m Länge entfielen etwa 400 m auf das Festungskarree.

Von der Festung ist nichts erhalten. Reste kamen bei Bauarbeiten zu Tage, sie wurden in zwei Fällen 1961 und 1977 für das Hanauer Museum auf Veranlassung von Klaus Hornung vermessen. Zeugnis der früheren Festungsanlage ist das Straßennetz der Kernstadt. Die Hauptstraße ist auf das ehemalige Festungstor und die Schulstraße auf die Festungskirche ausgerichtet. Angelpunkt war für die Wohnsiedlung seit über dreihundert Jahren die an gleicher Stelle immer wieder erneuerte Bebauung der Hauptstraße in dem etwa 150 m langen Teilstück zwischen Kasernen- und Gewerbestraße. Daran haben sich die Stadtplaner des 18. und des 19. Jahrhunderts — Müller, Vierordt, Weinbrenner — gehalten, hier verlief schon die Straße des alten Dorfes Kehl anfangs des 17. Jahrhunderts.

Beschreibung der Festung²

Kern der Anlage war das Festungskarree, ein Quadrat oder „Regular-Viereck“ mit vier Kurtinen, die seitlich mit Orillons zurückknickten und an die vier Bastionen angehängt waren. Drei Kurtinen wurden von Ravelins gedeckt, die dem Rhein zugewandte Kurtine von einem Halbmond (Demi-Lune), durch welchen der Weg von der Rheinbrücke in die Festung führte. Das Festungsquadrat und die vier Deckungswerke waren mit breiten Gräben umgeben, die je nach Rheinwasserstand um 1730 ein bis 1,8 m tief unter Wasser standen. Die Ausdehnung der Hauptfestung betrug zwischen den äußeren Winkeln der Bastionen ca. 350 m, zwischen denen der Ravelins ca. 400 m.



Plan der Festung Kehl von Matthäus Seutter (Augsburg 1678—1757), entworfen von Jacques Michal. Der Ausschnitt zeigt den Zustand etwa zwischen 1715 und 1719. Den gleichen Plan in reduziertem Format hat Gabriel Bodenehr (Augsburg 1664—1758) herausgebracht. Hanauer Museum, Kehl.

Plan und gegende der Vöste Keel mit allen Detachirten Wercken wie selbe aniezo sich befinden. A Die Vöstung Keel — B Gros Hornwerck — C Klein. Hornwerck — D Detachirte Bastion — E Redoute à Machicoulis — F Redans zu Bedeckung der Bruckh — G Bedeckung der Schliessen — H Zwoy verfallene Schliessen — I Grosse Fachinage am Längsten Flügel des grossen Hornwercks, aniezo aber meisten durch das wasser Ruinirt — K Ruinirter Communications Tham, zwischen dem grossen Hornwerck u. grossen Rheinbruck — L Grosser Kessel auf der Glassis durch welchen nechstens der Volle Rhein in den Graben eindringen u. mit seinem Rapiden lauff wie die rothe linie widerumb lit L zeigt, in die Fortifications-Wercker einbrechen wird. — M Rheinbruck — N Fachinage zu Sperrung des Canals gegen dem dorff Keel — Mas Stab von 168 Ruthen à 6 Schuh.

In den Winkeln zwischen den Bastionen und den Ravelins des Hauptwerks lagen sogenannte Waffenplätze (places d'armes), Versammlungsplätze für die Truppe. Sie wurden miteinander verbunden durch den Verbindungsweg oder Bedeckten Weg (chemin couvert), der mehrfach mit querstehenden Traversen besetzt und mit der umlaufenden Brustwehr versehen war. Den Bastionen des Hauptwerks und den Ravelins war ringsum das Glacis vorgelagert, schräg abfallendes Gelände, das nicht einsehbare tote Winkel ausschalten und die Annäherung erschweren sollte.

Vor dem Glacis lagen zwei umfangreiche Hornwerke, die die Artillerie des Hauptwerks bestreichen konnte. Das sogenannte Kinzig-Hornwerk im Osten verhinderte die Annäherung von jenseits der Kinzig, die damals dicht am Hauptwerk entlangfloß. Das andere Große Hornwerk im Südosten zum Schutz gegen Angriffe vom Land her reichte mit der westlichen Längsseite an den Rhein, mit der anderen nahe an die Kinzig.

Jedes der beiden Hornwerke bestand aus einer Kurtine mit runden Orillons, denen beiderseits Halbbastionen angehängt waren. Ein Stück der Kurtine des Großen Hornwerks wurde zwischen Hauptstraße und Schulstraße 1977 freigelegt. Jedem Hornwerk vorgelagert war ein Ravelin mit bedecktem Weg, Vorgraben und Glacis. Zusätzlich wurden beide Werke von Armen der Kinzig und des Rheins umflossen. Die Winkel zwischen den beiden Halbbastionen und dem dazwischen vorgelagerten Ravelin wurden jenseits des Grabens (nach einem Plan von 1719) geschützt durch Pfeilspitzen, Kappen oder Fleschen, offene Dreiecke, die wiederum dem bedeckten Weg über dem Vorwall oder Contrescarpe vorgelagert waren. Das Glacis des Hornwerks reichte bis zum Rheinarm, der zur Kinzig führte, dem späteren Kommandantengraben, der heute begradigt und verdohlt unter der Großherzog-Friedrich-Straße fließt.

Nach dem Zustand von 1733 war das Große Hornwerk zusätzlich mit einer doppelten Schere verstärkt worden, deren Glacis bis an den Rhein-Kinzig-Arm vordrang, eine Flesche war in Rheinnähe noch darüber hinaus vorgeschoben. Statt dieser Außenwerke wurden nach den Zerstörungen von 1796/97 unter Napoleon drei voneinander unabhängige Ravelins angelegt zum Schutz der beiden Halbbastionen und des Ravelins des Großen Hornwerks.

Jenseits der Kinzig lag zum Schutz der Südwestbastion des Hauptwerks eine vorgeschobene (detachierte) Bastion, umgeben von Graben, Glacis und zusätzlich vom Wasser der Kinzig umflossen. Zwischen dieser Kinzig-Bastion und dem Großen Hornwerk befand sich weiter ostwärts jenseits der Kinzig als Deckung um 1715 eine Redoute, eine kleine quadratische Verschanzung mit Graben und Palisaden, aus der sich ein mehrgeschossiger Maschikulturm erhob, allseitig von der Kinzig geschützt. Auf dem Festungsmodell in Straßburg von 1727 ist er nicht mehr vorhanden. Die Verbindung zur detachierten Bastion oder Kinzig-Bastion stellte ein bedeckter Weg her, ein Redans oder „Säge-Werk“ an der Wasserlinie der Kinzig.

Kurz nach 1681 hat Vauban im Vorgelände als Außenwerke zwei weitere Forts angelegt, Karrees mit vier Bastionen und vier Ravelins wie Kehls Hauptfestung, jedoch nur halb so groß (Außenradius etwa 100 m). Eines, das fort de l'isle oder fort de la pile, lag rheinabwärts in 1,7 km Entfernung auf einer Rheininsel — das andere flußaufwärts dicht neben der Rheinbrücke in 2,6 km Entfernung vom Hauptwerk. Alle drei sollten zusammen nach Vaubans Vorstellungen Angriffe auf Straßburg erschweren. Beide Inselbefestigungen wurden nach den Bestimmungen des Friedensvertrages von Rijswijk 1697 bei Rückgabe Kehls an das Reich geschleift. Später, Ende des 18. Jahrhunderts wurden im Süden Kehls angelegt die Kirchhofsredoute oder -schanze (Falkenhäuser-Schule-Turnhalle), die Bollwerksschanze (Schloßjockelskopf) und die Schwabenschanze, Neue Redoute oder Wolfsgrundschanze (Wolfsgrube).

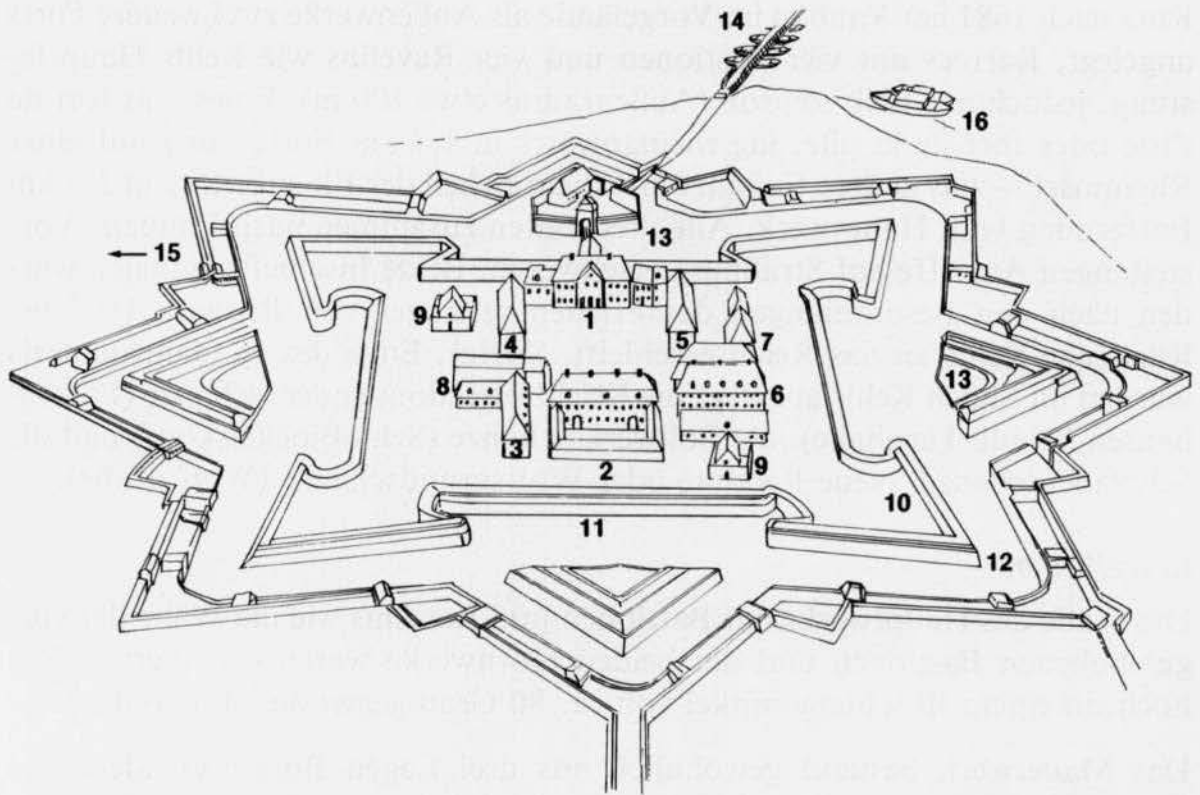
Einzelheiten:

Die Wälle des Hauptwerks mit Bastionen und Ravelins wie die Wälle der vorgeschobenen Bastionen und der beiden Hornwerke waren gemauert, 4,5 m hoch, in einem Böschungswinkel von ca. 80 Grad gegen die Horizontale.

Das Mauerwerk bestand gewöhnlich aus drei Lagen Bossen-Quadern aus Buntsandstein (aus den Steinbrüchen von Wolxheim und Soultz nördlich von Molsheim per Kanal herangebracht, ausnahmsweise in Kehl auch Basalttuff vom Kaiserstuhl) und darüber aus Backstein. Rückwärts war die Mauer durch 2,5 m lange Zungen aus Ziegelmauerwerk im Boden verankert. An den 32—33 cm hohen Blöcken wurden Längen zwischen 51 cm und 131 cm gemessen (1977). Den oberen Abschluß der Mauer bildete ein „Cordon“ oder Ornament aus Haustein mit einfachem halbrundem Profil, ca. 12 cm vorragend. Darüber erhob sich die Brustwehr. Die vorspringenden Winkel der Bastionen und Ravelins waren in der vollen Höhe aus Quadern gemauert. Auf den Winkelspitzen der Bastionen und Ravelins saßen vorkragende kleine achteckige Türmchen, Postenerker oder Schilderhäuser.

Innerhalb des Hauptwerks waren untergebracht: im Nordosten das Kommandantenhaus, später Gouvernementsgebäude (zweigeschossig) und die Durlacher Kaserne (dreigeschossig mit Walmdach), 1747 abgebrannt, der Platz 1780 in den Neubau der Druckerei von Beaumarchais einbezogen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes im Südwesten das Hohle Tor oder „Herrschaftliche Torgebäude“ mit drei Korbbogenöffnungen für die Durchfahrt nach innen und einer Toröffnung nach außen, zweigeschossig, in geringem Abstand beiderseits je ein Privathaus. Das Torgebäude war 1780 sehr viel einfacher als die ursprüngliche reichere Fassade des Modells von 1727.

Im Südosten zum Großen Hornwerk zu lag die römisch-katholische Kirche, ursprünglich wohl mit gotisierender Turmspitze, zuletzt mit „welscher Haube“ und daneben die Kaiserliche Kaserne und im Nordwesten auf der gegenüberliegenden Platzseite die Füsilierkaserne und die Offizierskaserne mit der



Erklärungen zum Modellfoto

1. Hohles Tor mit einer Toröffnung nach außen zur Rheinbrücke und drei Korbbogen-Öffnungen nach innen. Zweigeschossig, Fenster mit Hausteineinfassungen (neun Achsen). Betonter Mittelrisalit mit Wandvorlagen in Fugenschnitt, zwei Nischen im Obergeschoß, breites Giebeldreieck, Walmdach; Fugenschnitt am Sockelgeschoß.

2. Kommandantenhaus, später Gouvernementsgebäude und ab 1780 Sitz der von Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais gegründeten Société Littéraire et Typographique mit Druckerei, Schreinerei, Verwaltung und komfortablem Wohnungsanbau, zweigeschossig, 13 Fensterachsen, 2 Toreinfahrten, Mansarddach.

3. Durlacher Kaserne. 1747 abgebrannt, abgebrochen, der Platz teilweise von der Druckerei genutzt.

4. Kaiserliche Kaserne.

5. Offizierskaserne. Später mit aufgesetztem Dachreiter, Kennzeichen des hier eingerichteten lutherischen Kirchenraums.

6. Füsilierkaserne.

7. Zeughaus (Kasernen 4—6 mit Walmdächern, Zeughaus mit Mansarddach).

8. Römisch-Katholische Kirche (fehlt auf der Modellaufnahme).

9. Zwei Pulvertürme, eingeschossig, gewölbt, mit Pfeilern verstärkt, von umlaufender Mauer geschützt. Der der Druckerei benachbarte Pulverturm nach 1780 als Schlosserei und Letterngießerei benutzt.

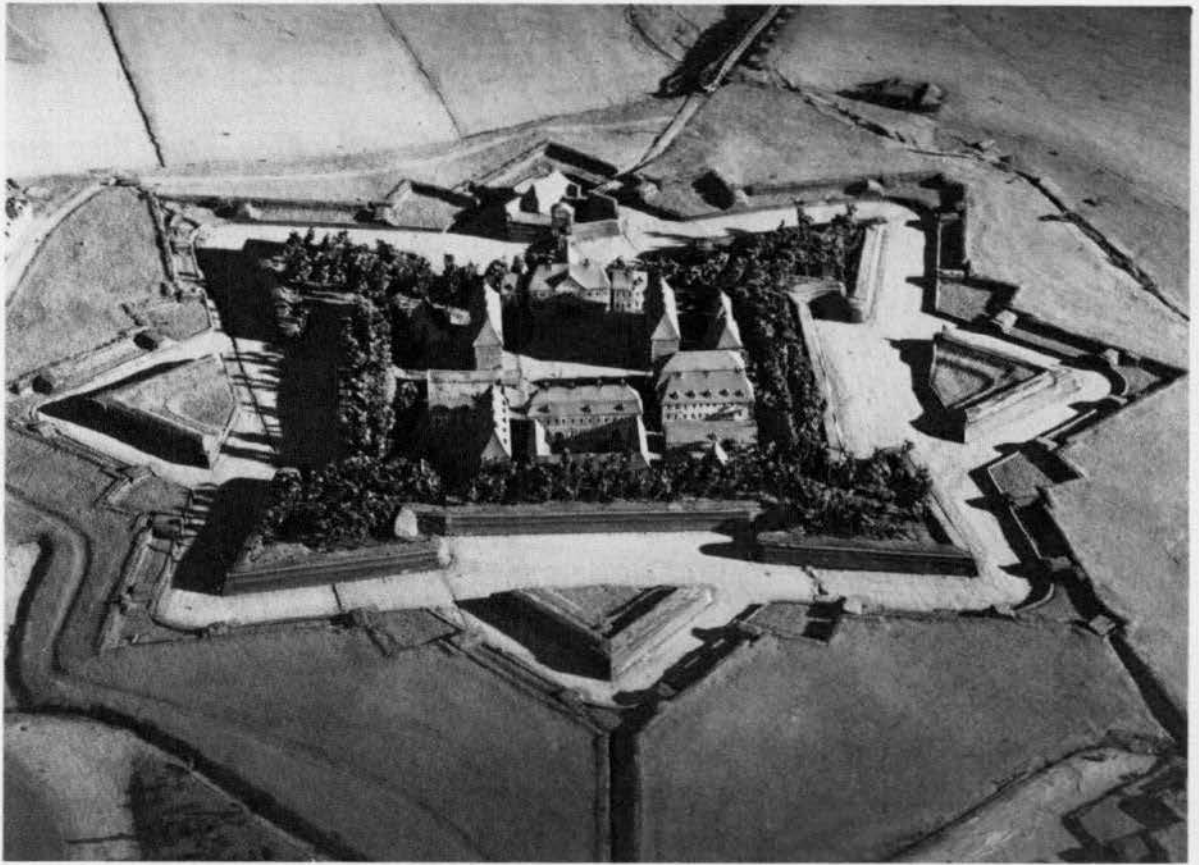
10. *Tonnengewölbte Kasematten unter den vier Bastionen.*
 11. *Kurtinen (Wallmauer) zwischen den Bastionen.*
 12. *Bastion.*
 13. *Ravelin mit Torturm und Wachhaus vor dem Hohlen Tor (Weg zur Rheinbrücke) weitere drei einfache Ravelins vor den Kurtinen.*
 14. *Rheinbrücke nach Straßburg.*
 15. *Richtung zum Großen Hornwerk (heutiger Stadtkern).*
 16. *Rheinkähne.*
-

lutherischen Kirche darin (später gekennzeichnet durch Dachreiter, ebenfalls mit „welscher Haube“).

In zwei Ecken der Festung befanden sich sog. Pulvertürme, Pulvermagazine (im Nordosten und im Südwesten), gewölbte eingeschossige Räume aus starkem verstrebttem Mauerwerk mit Satteldach und umlaufender Schutzmauer, daran anschließend eine tonnengewölbte kleine Kasematte unter der Bastion. Den nordöstlichen Pulverturm benutzte die Société typographique des Beaumarchais ab 1780 als Werkstätte für die Schriftgießerei und die Schlosserei.

Die Kasernenbauten hatten durchweg drei Geschosse und Walmdach, 10 bis 12 Fensterachsen. Beispiel Kaiserliche Kaserne: vier Stuben mit Kaminheizung bildeten eine Raumgruppe oder -zelle für 144 Mann, bei zwei Zellen je Geschos waren in der Kaserne 864 Mann unterzubringen. Die Grundrisse waren genormt. Die Typenpläne wurden 1679 eingeführt und gingen auf Vorschläge Vaubans von 1677 zurück. Seitdem übernahm der Staat die Kasernierung. Vorher lagen die Garnisonen in privaten Unterkünften. Die Kasernenbezeichnungen in der Festung Kehl gelten für die Zeit um 1780. Damals gab es hier vier Wirtshäuser.

Der Zugang zur Festung von Westen, von der Rheinseite her, führte über eine Grabenbrücke durch einen Halbmond an dem hinter der Befestigungsmauer geschützt liegenden Wachhaus vorbei, dann durch einen hohen Torbau mit geschweiften Dachhaube über eine weitere Brücke zum Festungstor oder Hohlen Tor. Die etwas vorspringende hohe Fassade war geschmückt mit seitlichen Pilastern und breitem profiliertem Giebeldreieck, darunter waren die drei Bourbonen-Lilien angebracht, die später 1714 vom Doppeladler des Hl. Römischen Reiches abgelöst wurden. 1773 ist ein Teil des Tors aus Vernachlässigung zusammengebrochen, und der Markgraf von Baden Carl Friedrich hat, da sich nach Aufhebung der Garnison 1756 um die leerstehende Festung niemand mehr kümmerte, den Torbau durch den badischen Baumeister Wilhelm Jeremias Müller wiederherstellen lassen. Die Rheinseite zeigte seitdem die 1796 von Benjamin Zix dargestellte Fassade. Die Toranlage in ihrem unteren Teil gleicht anderen von Vauban entworfenen gewölbten Durchfahrten wie dem im Untergeschoß erhaltenen alten Festungstor der Straßburger



Modell der Festung Kehl.

Ausschnitt aus dem größeren Modell der Stadt Straßburg, Angefertigt 1725 bis 1727 vom Militär-Ingenieur-Corps und an Ort und Stelle vermessen und in Aufrissen (Abwicklungen) gezeichnet von Ingenieur François Ladevèze. Teil der seit 1668 auf Vorschlag von Louvois von Vauban angelegten Sammlung von rund 85 Modellen von meist französischen Festungsanlagen.

Zu ihrer Entstehungszeit dienten sie der Ausbildung zur Belagerung und Verteidigung fester Plätze. Bis 1776 wurden sie als militärische Geheimsache behandelt, seitdem im Dachgeschoß des Hotel des Invalides in Paris untergebracht. Heute untersteht das Musée des Plans et Reliefs dem Kultusministerium. Die Modelle dienen als Anschauungsobjekte für Denkmalpflege und Architekturgeschichte.

Mit anderen Reliefs ließ Feldmarschall Blücher dieses von Straßburg und Kehl 1815 von Paris in das Zeughaus nach Berlin bringen. 1903 ist es wieder an Straßburg zurückgegeben worden (und entging so 1944 den Zerstörungen des 2. Weltkrieges).

Der Maßstab des Modells beträgt 1:600; für öffentliche Bauten und Kirchen 1:500. Es hat die Größe von 11,90x10,86 m und befindet sich im Historischen Museum der Stadt Straßburg. Ein ähnliches Modell der Festung Kehl wurde 1954 für das Hanauer Museum in Kehl angefertigt durch Julius Gutekunst (Zustand 1714).

Zitadelle samt dem vorgelagerten Halbmond mit dem in Richtung Kehl führenden Weg und dem niedrigen Tor (porte de secours).

Im Großen Hornwerk befanden sich 1730 eine Reiterkaserne, eine Scheune für Heu und Stroh, Häuser der hochfürstlich badischen Einwohner und ein großer Bauhof, und außerhalb am Weg zur Rheinbrücke stand eine Reihe von Wohnhäusern unter der Festung. Die Bebauung nahm erst in der Mitte des Jahrhunderts zu, und die Einwohnerzahl erreichte 1789 2400. Es war die Zeit der Desarmierung, der Stadterhebung und der Stadterweiterung, die Zeit der Parkanlagen und Gärten auf umgebauten Festungswällen und zugefüllten Gräben, die Blütezeit der Stadt, in der mehrere hundert Drucker in drei Druckereien tätig waren.

Besitzverhältnisse:

Ununterbrochen haben die Besitzer gewechselt, dies macht die Verhältnisse schwer überschaubar.

Das alte Dorf Kehl, bis zur Räumung 1681 an der Stelle der späteren Festung, gehörte zur Hälfte dem Straßburger Frauenwerk (Münsterbauhütte) und zu je einem Viertel Baden-Durlach und den Böcklin von Böcklinsau (die 1771 den Durlacher Anteil übernahmen). Die Freie Reichsstadt umgab zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges 1619 das Dorf Kehl mit einer Schanze, die 1636/38 ausgebaut wurde, und der kaiserliche Truppen später eine weitere hinzufügten. Jedoch rissen Rheinhochwasser kurz vor 1667 halb Kehl mit großen Teilen der Schanze fort. Ein weiterer Teil dieser einfachen Befestigung wurde in den Jahren danach restlos eingeebnet.

Unmittelbar nach der Kapitulation Straßburgs 1681 begann der Festungsbauingenieur Jacques Tarade das Gelände zum Bau der Zitadelle Straßburg und des Forts Kehl abzustecken, die Pläne Vaubans lagen bereits vor. Auf dem seit dem Frieden von Nimwegen 1678 Frankreich zugesprochenen Gebiet des Dorfes Kehl wurde dafür eine Fläche von 56 Hektar beansprucht, das Dorf selbst nach Südosten verlegt. Auf dieses Festungsterrain blieb die Entwicklung der späteren Festungsstadt Kehl beschränkt. Erst 1910 wurde sie in das sie umgebende Dorfgebiet eingegliedert, Dorf und Stadt Kehl vereinigt bildeten die heutige Stadt Kehl. Der Besitzanspruch Frankreichs auf die Festung wurde vom Reichstag in Regensburg 1684 erneut bestätigt. Nach dem Ende des Pfälzischen Krieges fiel im Frieden von Rijswijk Kehl 1697 an das Reich zurück. Von Kaiser Leopold I. wurde es mit dem Consens des Reiches „zur Ersetzung des im Kriege erlittenen Schadens“ dem Türkenlouis, dem verdienten Markgrafen Ludwig Wilhelm I. von Baden (1677—1707), zugesprochen; de facto wurde die Festung vom Schwäbischen Kreis versorgt, der zusammen mit dem Fränkischen Kreis und dem Oberrheinischen Kreis für die Festungen Kehl und Philippsburg verantwortlich war.

Bald nach Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges (1701—1714) erlag die Festung den Angriffen der von Marschall Villars und dem Erbauer der Festung, Tarade, geführten Belagerung. Nach dem Abzug der Besatzung am 12. März 1703 erschienen wieder die drei Bourbonischen Lilien am Festungstor. Dort blieben sie nur bis zum Frieden von Rastatt (1714). Wieder übernahm der Schwäbische Kreis zusammen mit einem österreichischen Truppenkontingent die Reichsfestung, der Doppeladler kehrte an das Festungstor zurück.

Jedoch tat das Reich wenig für die Festung, für die erst 1730 unter Beteiligung des kurbrandenburgischen Festungsbaumeisters Oberst G. C. Wallrawe ein „Reparationsprojekt“ aufgestellt wurde, dessen Ausführung noch nicht ganz abgeschlossen war, als nach Ausbruch des Polnischen Erbfolgekrieges am 10. 10. 1733 nach achttägiger Beschießung und Belagerung die Festung von Marschall Berwick eingenommen wurde. Im Frieden von Wien (18. 11. 1738) wurde die Festung wieder von den Franzosen geräumt und von schwäbischen und kaiserlichen Truppen übernommen.

Der Schwäbische Kreis schloß mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag ab und gestattete Truppendurchzüge (1741). Die Reichsfestung hatte unter den neuen Bedingungen kaum noch eine Aufgabe zu erfüllen, sie wurde vernachlässigt, und der Rhein riß 1740 und 1742 Teile der Nordwestbastion fort, 1747 brannte die Durlacher Kaserne nieder. Schon der 36. Reichstag zu Frankfurt im November 1742 hatte die Möglichkeit erörtert, die Reichsfestung Kehl zu demolieren und sie in Willstätt, Kork oder Offenburg neu zu errichten. Das Reich erwog 1751 die Schleifung, die Garnison wurde aufgelöst, 1759 war die Festung leergeräumt. Inzwischen hatten sich im Vertrag von Versailles 1756 Frankreich und Österreich gegen Preußen verbündet, Frankreichs Hauptfeind jedoch wurde England. Die Fronten hatten sich völlig verkehrt. Allenthalben stellte man Pläne auf zur Entfestigung und Verschönerung der Städte, so auch in Kehl. Die Bewohner beanspruchten einen Teil des Festungsgeländes, beantragten 1769 beim Markgrafen die Erweiterung ihrer Stadt, für die 1770 bis 1772 ein Plan ausgearbeitet und zur Ausführung Baumaterial aus der Festung bereitgestellt wurde.

Die nun unbefestigte Stadt ließ sich durch den Ausbruch des 1. Koalitionskrieges gegen die junge französische Republik überraschen, als 1792 schwäbische Reichstruppen und ein österreichisches Kontingent zurückkehrten und die Beschießung Kehls vom anderen Rheinufer aus vom 12. bis 14. September 1793 größere Kriegsereignisse ankündigten. Der Kampf um die Festung begann mit dem Rheinübergang General Moreaus am 24./25. 6. 1796. Den Verteidiger, General Desaix, zwang Erzherzog Karl nach verlustreicher Belagerung am 10. Januar 1797 zum Abzug. 1799 erneuerte sich die Besetzung durch General Jourdan, und die völlig demolierte Stadt blieb in französischem Besitz bis zur Rückgabe nach dem Friedensschluß von Lunéville 1801. Danach war Baden dem napoleonischen Rheinbund beigetreten, badische Truppen kämpften in

Spanien und in Rußland. Seit 1805 wurde die Festung von den Franzosen wieder aufgebaut, und 1808 verfügte Napoleon die Einverleibung Kehls in das französische Département Bas-Rhin. Noch Anfang 1814 wurden die Schanzen verbessert bis zur Belagerung durch die Alliierten. Am 2. 5. 1814 zogen die Franzosen ab. Nach dem Pariser Frieden wurde die Festung geschleift. Mitte Juni 1815 hatte der badische Ingenieur Johann Gottfried Tulla Abbruch und Einebnung abgeschlossen. Es begann der Wiederaufbau nach dem Plan von Friedrich Weinbrenner unmittelbar darauf unter Verwendung des Baumaterials aus der Festung.

Die Festung wurde in sieben Kriegen benutzt. Ein Drittel der Jahre ihres Bestehens waren Kriegsjahre, und etwa ebensolang stand sie unter französischer Herrschaft oder Besetzung. Die Festung Rastatt hat ihre Nachfolge angetreten, deren Bauplanung bereits 1819 begann.

Aufgaben der Festung:

Schon die Kehler Schanze wurde im Dreißigjährigen Krieg von Straßburg zum Schutz der empfindlichen und vielbegehrten Brücke erbaut. Das Nutzungsrecht an der Brücke konnte der Stadt in unruhigen Zeiten verlorengehen. Aber der kleine Stadtstaat unterlag der neuen Macht des Zentralstaates. Nicht am Rhein, sondern in den Staatszentren Paris und Wien wurde entschieden. Für Frankreich übernahm die befestigte Stadt Straßburg eine Teilaufgabe innerhalb der vom Mittelmeer bis zum Ärmelkanal errichteten Festungskette. Die Zitadelle selbst diente zur Beherrschung der eben unterworfenen Stadt Straßburg, zur Sicherung der Rheingrenze als Schutz gegen das Haus Habsburg und zur Offenhaltung des Weges nach Osten. In diese Aufgaben war die Festung Kehl einbezogen zur besonderen Sicherung der Zitadelle Straßburg als Brückenkopf jenseits des Rheins. In ähnlicher Lage, jedoch von geringerer Bedeutung, waren die benachbarten festen Plätze des großen Festungsbogens am Rhein mit Belfort, Hüningen, vorübergehend Freiburg und Breisach, später Neu-Breisach, Fort-Louis, Philippsburg und Landau — um jede Position wurde gerungen wie um Kehl. 1681 hatte der Kaiser der Abwehr der Türkengefahr Priorität eingeräumt vor der Gefahr an der Rheingrenze. Indes konnten die Franzosen aus der Lage wie aus der Anlage der Festung größere Vorteile ziehen als die Deutschen, wenn sie als Etappe oder Ausgangspunkt diente, vor allem für Aktionen gegen Habsburg. Die Bedeutung der Festung Kehl lag zwar in ihrer strategischen Lage, jedoch auch in der Organisation des hier eingerichteten Befestigungssystems, wie es Vauban entwickelt hat.

Er verband Praxis und Theorie, baute Verteidigungssysteme im großen Stil jedoch bei flexibler Anwendung auf die Situation unter Ausnutzung aller örtlichen Gegebenheiten. So war Kehl eines der vielen Beispiele französischer Fortifikationskunst des 17. Jahrhunderts, die in Europa für lange Zeit vorbildlich blieb, deren Fachbegriffe und Vokabular bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts

verwendet wurden. Im Prinzip will der Festungsbau einen festen Platz sichern, der Angriffen eine bestimmte Mindestzeit standhält. Die Festung Kehl war ein gutes Beispiel für das Bemühen, mit sehr niedrigen aber weit ausgreifenden Festungsanlagen den Gegner fernzuhalten und ihm wenig Ziel zu bieten. Dem entsprechen hier die vorgelagerten Glacis, Bastionen, Hornwerke und anderen Außenwerke, die Wall- und Graben-Hindernisse, die Ausnutzung der zahlreichen Wasserläufe und Inseln. Form, Höhe, Winkellage zueinander wurden für alle Bestandteile der Gesamtanlage so berechnet, daß sie in gegenseitiger Sicht lagen und einander unterstützen konnten, nach außen aber gedeckt waren. Die Definition der Elemente einer Festungsanlage, wie sie Kehl vorstellte, erleichtert das Verständnis ihres gegenseitigen Zusammenhangs innerhalb eines Befestigungssystems.

Fachausdrücke des Festungsbaus

Bastion: vorspringendes Bollwerk des Hauptwerkes. Ihre Flanken laufen in Kehl in einem Winkel von 73 Grad zusammen. Plattform zur Aufstellung von Geschützen. Das Bastionssystem sichert die gegenseitige Deckung von Bastionsflanken, Kurtinen, Ravelins und übrigen Außenwerken

Bedeckter Weg: für die Besatzung bestimmte außen am Grabenrand entlang führende Verbindung rings um die Festung oberhalb des Glacis; mit quergestellten Traversen gesichert

Contrescarpe: die Außenwand des Grabens; oberhalb verläuft der bedeckte Weg

Corps de Place: Hauptwerk, eigentliche Festung ohne Außenwerke

Demi-lune: Halbmond, der Kurtine vorgesetztes, nach rückwärts offenes Dreieck, niedriger als die Kurtine; dient deren Schutz

Doppelte Schere: Außenwerk mit dreifach vorspringenden Winkeln, nach rückwärts offene Deckung zum Schutz des Hornwerks

Flesche, Fleche: Spitze, pfeilförmiges Werk auf dem Glacis vor dem bedeckten Weg

Glacis: zum Vorgelände geneigte Fläche vor dem bedeckten Weg des Werkes; schaltet die toten (nicht einsehbaren) Winkel aus

Hornwerk: Deckungswerk vor dem Hauptwerk, bestehend aus zwei Halbbastionen mit verbindender Kurtine und äußeren, nach rückwärts zum Hauptwerk laufenden Verbindungsmauern

Kurtine: der gerade Wall zwischen zwei Bastionen, gewöhnlich, wie in Kehl, geschützt von vorgelagertem Ravelin oder Halbmond

Maschiculi-Turm: quadratischer Turm mit oberen vorragenden Ecktürmchen und Bodenöffnungen, die zum Fuß des Turmes hin zur Abwehr nach unten gerichtet sind

Orillon (Bollwerksohr) und Brisure (Knick) an der Bastionsschulter: verdecken die am Schulterwinkel in eine Nische zurückverlegte Artilleriestellung zum flankierenden Schutz des Grabens, der Kurtine und der benachbarten Bastion

Place d'armes: Waffenplatz für Geschütze auf dem bedeckten Weg am äußeren Grabenrand bei den einspringenden Winkeln oberhalb des Glacis

Ravelin: dreieckiges Werk vor der Kurtine zur Deckung der Kurtine und der benachbarten Bastionen, seinerseits gesichert durch Graben und Glacis

Redans: Außenwerk, „Sägen-Werk“ mit scharfen und stumpfen Winkeln, hier längs des Flusses

Redoute: Außenwerk (Schreck-Schanze), kleine viereckige Verschanzung mit Graben und Palisade

Traverse: niedriger Querwall senkrecht zur Brustwehr zwischen den Geschützständen auf dem bedeckten Weg als Kugelfang

Literatur und Quellen:

Beiträge zur Geschichte der frühneuzeitlichen Garnisons- und Festungsstadt. Saarbrücken 1983; J. Beinert, Geschichte des Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl 1909; O. Rusch, Schicksale der Reichsfeste Kehl bis 1814. Kehl 1921; O. Rusch, Geschichte der Stadt Kehl und des Hanauer Landes. Kehl 1928; C. H. Steckner, Das Kehler Stadtbild, in: „Kehl“. Kehl 1979; Ders., Die Kehler Festung von 1681. Ein Beitrag zu Vauban's Befestigungstechnik, in: Ortenau 59/1979, S. 256—261; F. von Appell, Geschichte der Befestigung von Straßburg i.E. Straßburg 1902; Ad. von Schempp, Die Beziehungen des Schwäbischen Kreises und Herzogtums Württemberg zu der Reichsfeste Kehl während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Württ. Vierteljahreshefte f. Landesgeschichte, Stuttgart N. F. 1909, S. 295—334; Ad. von Schempp, Kehls Ende als Reichsfeste, in: Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N. F. 18/1909, S. 334—336; W. Mechler und P. Motz, Kehl am Rhein. Kehl 1956; Louis Maurer, L'expédition de Strasbourg, correspondance officielle en septembre 1681, Paris 1923; G. Zeller, La forteresse de Strasbourg jugée par Vauban, Revue d'Alsace 1948; Jean Reussner, Strasbourg, place de guerre: étude et projet de fortification par Vauban, Annuaire de la Société du Vieux Strasbourg 1981; Der Angriff und die Verteidigung durch den Herrn von Vauban. Berlin 1744; Jacques Tarade, Traité de fortification, Ms. Musée des Beaux Arts, Strasbourg; Michel Parant, Vauban, un encyclopédiste avant la lettre. Paris 1982; Philippe Truttmann, Fortification, architecture et urbanisme aux XVII^e et XVIII^e siècles, Thionville 1975; Übergabeprotokoll 30. 6. 1801 (Ms). Archiv d. Französischen Außenministeriums, Paris; Kayserliches Commissionsdecret die Reparatur beeder Reichs-Vestungen Philippsburg und Kehl . . . betreffend, Regensburg 9. 2. 1731; Bauliche Erneuerung der Reichsfestung. Hess. Staatsarchiv Darmstadt, Kehl, E 1 C 44/1.

Anmerkungen:

- 1 Die kurze Geschichte der Festung Kehl beruht auf bisher schwer zugänglichen oder noch nicht ausgeschöpften Quellen und kann nur als vorläufiges Ergebnis gelten.
- 2 Fachausdrücke sind auf der nebenstehenden Seite und oben erläutert.

Die Burgen (Schlösser) um Kehl (45)

Klaus Hornung

Abweichend von dem in diesem Band angewandten Schema werden die Burgen (Schlösser) um Kehl zusammen in einer Übersicht beschrieben. Ihre örtliche Festlegung fällt schwer, da alle unter der Ostwärtswanderung des Rheins zu leiden hatten. Sie kann nur erfolgen an Hand der Angaben von Urkunden, auf Grund von geographischen Karten sowie von Gebäuderesten, vor allem unter besonderer Berücksichtigung der notwendigen Sicherungsmaßnahmen zum Schutz des Übergangs über den Rhein.

1. Burgen zum Schutz des dreiteiligen Fährsystems

Um den Übergang über den Rhein zu sichern, brauchte die Stadt Straßburg auch feste Plätze, Schutzburgen, auf dem rechten Rheinufer. Da das Fährsystem dreiteilig¹ war, waren sie auch an 3 Orten erforderlich: eine in Hundsfeld für die Ablegestelle, eine bei Jeringheim-Kehl am Schloßjockelskopf für die Anlege- und Ablegestelle und eine in Auenheim für die Anlegestelle.

Mit dem Bau der „Langen Bruck“ im 14. Jahrhundert wurden die Fähren nicht mehr benötigt. Ihre Schutzaufgabe war hinfällig geworden. So verfielen die Burgen, und der ostwärts fließende Rhein verschlang ihre Gebäude.

Die Burg Hundsfeld

Im Mittelalter gab es ein Dorf Hundsfeld mit Pfarrkirche, das ab 1482 vom Rhein überschwemmt und 1580 von den Grafen von Hanau aufgegeben wurde.

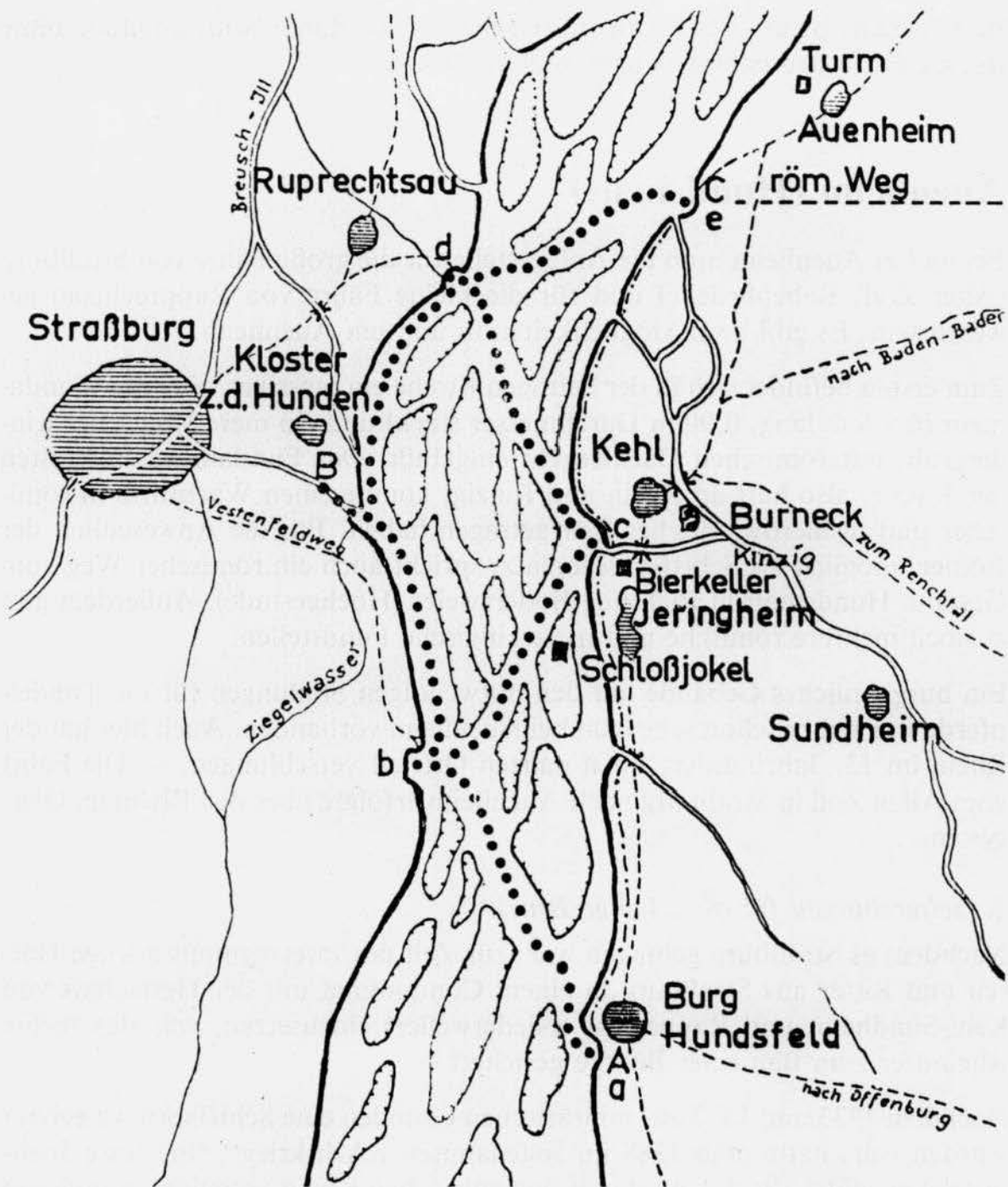
Ein Straßburger Geschlecht, die Herren von Hunesvelt (Hundsfeld), ist im 11. und 13. Jahrhundert als Besitzer der Tiefburg Hundsfeld bezeugt. Wann sie erbaut wurde, ist unbekannt. Sie diente den im Hafen auf Abfahrt wartenden Fähren als Schutz. Außerdem müssen Aufenthaltsräume für die Fähr- und Fuhrknechte sowie Stallungen für die Treidelpferde vorhanden gewesen sein. Im sog. kleinen Fährsystem war die Anlegestelle für die Hundsfelder Fähren auf der Straßburger Seite der sog. Vestenweg. Im sog. großen Fährsystem war Endstation das im letzten Krieg zerstörte und heute wieder aufgebaute Zollgebäude an der Rabenbrücke. Die Burg wurde vermutlich zu Ende des 13. Jahrhunderts vom Rhein durch die Hochwasser allmählich vernichtet.

Der Schloßjockelskopf bei Jeringheim²

Jeringheim, ein mittelalterliches Dorf mit Pfarrkirche, lag unmittelbar am Rhein im Raume der Kinzigmündung. In seiner Nähe war der Schloßjockelskopf mit seinem Schloß.

Eng mit der Aufgabe von Hundsfeld dürfte auch die des etwas legendären Schlosses des „Jakob am Schloßjockelskopf“ gewesen sein. Erhalten blieb von ihm nichts. Doch ist in alten Plänen der Stadt Straßburg mitten im Rheinstrom eine Insel z.T. als „Schloß Jockels Kopf“ eingezeichnet, und noch heute ist hart am Rhein im Meßtischblatt auf der Höhe des Stadtteils Kronenhof das Gewann „Schloßjockelshof“ eingetragen.

Es könnte sein, daß ein festes Gebäude³ vor der Ostwärtswanderung des Rheins bis 1360 den Schutz der An- und Ablegestelle Jeringheim (Fahr zu den Hunden⁴) übernommen hatte. Damals war es hier nur mittels einer Gierfähre möglich, unter Ausnutzung der Strömung nach Rupprechtsau (Hundsgießen)



Die Rheinfähren von Kehl:

ABC — großes Fährsystem: Hundsfeld — Kloster zu den Hunden — Hundsmatt

abc — obere Fahr: Hundsfeld — Vestefeldweg — Fahr zu den Hunden

cde — untere Fahr: Fahr zu den Hunden — Hundsgießen — Hundsmatt

——— Straßen — · — · — · — · — Treidelpfad ●●●●● Fährsystem

zu gelangen. Beim Giersystem fuhren die Fähren durch Schrägstellung ohne fremde Hilfe stromabwärts dem andern Ufer zu.

Auenheim (Hundsmatt)

Bei und in Auenheim muß die Anlegestelle für die große Fähre von Straßburg (Alter Zoll, Rabenbrücke) und für die kleine Fähre von Rupprechtsau gewesen sein. Es gibt zwei Möglichkeiten in und um Auenheim:

Zum ersten befindet sich in der heutigen Kirche ein massives sehr altes Fundament (6 x 6 m lang, 0,90 m Durchmesser stark) und ein merowingisches Kindergrab, mit römischen Dachziegeln eingefast. Das Fundament im Westen der Kirche, also hart an Rhein und Kinzig, könnte einen Wachturm in römischer und in merowingischer Zeit getragen haben. Für die Anwesenheit der Römer, möglich als Schiffsanlegeplatz, spricht auch ein römischer Weg vom Gewann Hundsmatt in Richtung Bodersweier (Hochgestade). Außerdem gibt es noch mehrere römische und merowingische Fundstellen.

Ein burgähnliches Gebäude mit den notwendigen Stallungen für die Treidelpferde war sicher schon sehr früh bei Auenheim vorhanden. Auch hier hat der Rhein im 13. Jahrhundert einen ganzen Ortsteil verschlungen. — Die Fahrt vom Alten Zoll in Straßburg nach Auenheim erfolgte über den Rhein im Giersystem.

2. Schutzburgen für die „Lange Bruck“

Nachdem es Straßburg gelungen war, zur Zeit des Interregnums adelige Herren und Ritter aus Straßburg in einem Condominat mit der Herrschaft von Kehl-Sundheim und Rappenhof (Niederweiler) einzusetzen, war das rechte Rheinufer zum Bau einer Brücke gesichert.

Nachdem 1333 und 1370 aus militärischen Gründen eine Schiffsbrücke gebaut worden war, hatte man 1388 im sogenannten „Achtkrieg“ eine feste Jochbrücke errichtet. In diesem durch den englischen König veranlaßten und von Kaiser Wenzel verhängten Achtkrieg versuchten nun natürlich alle Gegner und Neider Straßburgs, besonders die Lichtenberger, der Bischof von Straßburg, der Markgraf von Baden und der Graf von Württemberg die Brücke zu zerstören. Es gelang ihnen nicht. Straßburg ging zum Gegenangriff über und errichtete nun Schutzburgen an strategisch wichtigen Stellen auch schon weit vor der Brücke im Süden, Osten und Norden der Condominatsgemeinde Kehl-Jeringheim-Sundheim. Man kann also ziemlich genau feststellen, wann die Schutz- und Zollburgen errichtet wurden.

Daß die „Lange Bruck“ aus allen Richtungen die Straßen auf sich ziehen würde, ist einleuchtend. Wenn diese Straßen nach Kehl nun auch noch eine oder

mehrere Brücken passieren mußten (Kinzig, Schutter und kleine Rheinarme), dann ist der Standpunkt einer Zollburg, eines Zollhofes oder auch eines sogenannten Schlosses nicht mehr schwer zu bestimmen.

Die Zollburg auf dem „Bierkellergewölbe“

Nachdem die Lenzelin um 1360 das Schloß Burneck im Norden von Kehl gebaut und die Böcklin sich im Süden festgesetzt hatten, blieb den Herren von Grohstein, die das Condominat zur Hälfte besaßen, als wichtigste Stelle am Rhein im Süden der Platz am heutigen Bierkeller. Der Bierkeller (heute Tanzcafé „Oase“) ist ein auf erhöhtem Gelände (z.T. 6 m über dem Niveau der umgebenden Straßen) stehendes Gewölbe. Hier muß eine bisher unerkannte Burg gestanden sein. Daran erinnern die Namen der an den Bierkeller anstoßenden Gewanne „Alter Zoll“ und „Hofreite“.

Der „Bierkeller“⁵ ist, abgesehen von einigen für ein Tanzcafé erforderlichen Umbauten, noch sehr gut erhalten. Aufgemauert mit Bruchsandsteinen und gelben großformatigen Backsteinen, hat er eine Länge von 38 m und eine Breite von 25 m. Im Innern befinden sich drei 4,5 m und zwei 3,5 m große Längsgewölbe mit je 90 und 100 cm starken Stützwänden. Die zwei Quergewölbe verlaufen mit 2 1/2 m Größe und noch sichtbarem Eingang längs der Bierkellerstraße und mit 4 1/2 m Größe als Abschluß längs der Rötzstraße. Die Höhe der Gewölbe schwankt zwischen 3,25 und 3,75 m. Zwei Anbauten auf ebenfalls 90 cm dicken Fundamenten an der alten Riedstraße lassen auf zwei Beobachtungstürme für Rhein und Straße schließen (?).

Die dünnste Stelle auf dem Keller beträgt 40 cm Mauerwerk. Auf dem „Bierkeller“ steht heute ein Wohnhaus mit eigenem Keller. Es könnte gut neben den Türmen auch ein burgartiges Gebäude vorhanden gewesen sein, das als Wohnstätte den Herren von Grohstein von 1294 bis 1446 und den Herren von Bock als deren Nachfolger bis 1491 diente.

Ein fast sicheres Indiz für die Grohstein als Wasserzoll-Schloßbesitzer ist die Verfolgung einzelner Herren durch die Stadt Straßburg, weil sie die Wasserzölle nicht abgeliefert hatten. Wasserzölle waren nun einmal nur am Rhein möglich, und der „Bierkeller“ ist in Kehl die einzig topographisch mögliche Stelle, wo am Rhein Wasserzoll erhoben werden konnte speziell für Schiffe, die am rechten Rheinufer zu Tal und zu Berg fuhren.

Literatur:

O. Rusch, Die Burg Hundsfeld, in: Ortenau 21/1934, S. 292—293; K. Hornung, Die Straßburger Rheinfähren vom 6. bis 14. Jahrhundert und der Gewässer-, Flur- und Ortsname „Hund“, in: Ortenau 45/1965, S. 223—231; W. Mechler, Die Rheinbrücken Straßburg-Kehl seit 1388. Sigmaringen 1978; J. Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl 1909.

Anmerkungen:

- 1 Es gab ein einteiliges großes System: Hundsfeld—Straßburg—Hundsmatt und ein dreiteiliges: Hundsfeld—Straßburg Vestenfeldweg—Fahr zu den Hunden; Fahr zu den Hunden—Hundsgießen (Rupprechtsau)— Hundsmatt
- 2 Jeringheim: abgegangener Ort südlich von Kehl
- 3 Nach Beinert und Rusch soll von diesem Schloß 1910 bei Beginn der Rheinregulierung ein im Geviert 300 m lange Mauer aus gelben Backsteinen bei Niedrigwasser zum Vorschein gekommen sein. Sie fiel dem Bühnenbau bei der Schiffbarmachung zum Opfer
- 4 Hund: schweizer. Kahn, Fähre
- 5 Bierkeller wurde das Gewölbe erst um 1860

Das Schloß Burneck (45)

Klaus Hornung

Stadt Kehl (Ortenaukreis)

Name: Der Name Burneck, auch Borneck steht im Zusammenhang mit mhd. brunnen = Quelle, Brunnen.

Von dem Schloß Burneck blieb nichts erhalten; die Wasser des Rheins haben es weggerissen. Unbekannt ist, wann und von wem es gebaut wurde. Nur spärlich sind die Zeugnisse seiner Geschichte.

Es lag westlich der Straße Neumühl-Sundheim im Kehler Gewann Hochstein. Dieser Ort war für die Errichtung eines Schlosses vor allem geeignet, denn an dieser Stelle überquerten die Landstraßen von Baden-Baden über Bodersweier und von Offenburg über Neumühl vereint die Kinzig. Hier verließ der Reisende das Kehler Gebiet, so daß eine Zollstelle errichtet werden durfte, zumal Kehl als Kondominat eigene Gesetze hatte und eigene Zölle verlangen konnte. Außerdem war hier eine gewisse Vorkontrolle der „Langen Bruck“ möglich.

Besitzer der Burg waren die Straßburger Patrizier Lenzelin (Lenzel). 1347 wurde Klaus Lenzelin mit einem Viertel des Kehler Lehens belehnt. Diesen Anteil verkaufte Diebold Lenzelin 1455 mit der Burg Burneck an den Markgrafen Karl von Baden, erhielt ihn aber als Lehen wieder zurück. Auch sein Nachkomme Melchior Lenzel wurde 1482 mit dem Lehen zu Kenle (Kehl), Jeringen und Sundheim mit dem Schloß Borneck von Markgraf Christof belehnt. 1496 bestand dieses noch, denn in diesem Jahr nahm der Markgraf 100 fl auf das Haus Borneck auf. Jedoch scheint es bald danach von den Fluten des Rheins weggerissen worden zu sein außer dem Garten, den Markgraf Philipp († 1533) für 50 fl verkaufte. Der letzte der Lenzel starb 1591 in Offenburg.

Literatur:

O. Rusch, Schloß Burneck, in: Ortenau 21/1934, S. 291—292; J. Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl 1909, S. 126—127.

Das Schloß Kork (46)

Hugo Schneider

Stadt Kehl (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Kork

In unmittelbarer Nähe der Landstraße nach Kehl steht inmitten eines Parkes das ehemalige Korker Schlößchen, heute ein Teil der Korker Anstalten. Das schlichte, zweistöckige Gebäude, die Vorder- und die rückseitige Front durch je neun Fensterachsen gegliedert, gleicht allerdings mehr einem adligen barocken Landhaus als einem Schloß. Die symmetrisch angelegte Vorderfront besitzt einen leicht vorgezogenen Mittelrisalit, den ein schmuckloser Dreiecksgiebel nach oben abschließt. Diesem Mittelrisalit entspricht auf der Rückseite ein ovaler Vorbau, der sich auf einen rechteckigen, von niederen Gebäuden umstandenen Hof öffnet. Über einen runden Turm auf der Westseite gelangt man zu den einzelnen Stockwerken. Das mit Schiefer verkleidete Mansardendach zeigt französischen Einfluß. Die Räume des Innern erfuhren dem jeweiligen Zweck entsprechende Umbauten. — Auf dem Platz stand ursprünglich ein Jagdschlößchen der Herren von Hanau-Lichtenberg. Dieses diente seit etwa 1700 als Amtshaus für die Verwaltung, nachdem die Amtsräume des Willstätter Schlosses nicht mehr ausreichten. Der heutige Bau entstand in der Zeit von 1728—1732. Seine Bedeutung verlor er, als 1881 Kehl der Verwaltungsmittelpunkt für das Hanauerland wurde. Danach diente das Schlößchen zunächst als Tricotfabrik. Als es 1891 leer stand, erwarb es der Landesverein für Innere Mission und eröffnete darin 1892 eine Heil- und Pflegeanstalt für epileptische Kranke. Von 1921—1929 war das Schloß an den Fabrikanten Ernst Kiefer vermietet, der es außen und im Innern wieder im barocken Stil herrichten ließ. Danach diente es den Korker Anstalten als Altersheim. Heute ist darin eine Klinik für epileptische Kranke untergebracht.

Literatur:

W. Gräßlin, Das Korker Schloß, in: Ortenau 21/1934, S. 240—242.



Das Schloß Kork: Die Wiege der Korker Anstalten.

Das Schloß Willstätt (47)

Carl-Helmut Steckner

Gemeinde Willstätt (Ortenaukreis)

Name: Gwillistete (723), Willestetten (1254), Willstete (1284)

Die Tiefburg Willstätt lag am nördlichen Ufer des Kinzigbogens im heutigen Ortskern der Gemeinde Willstätt (143 m ü.d.M.) und zwar auf einer vom Mühlbach gebildeten Insel. Sie war durch weitere künstliche Wassergräben geschützt. Der Ort, an der Straßenverbindung von Straßburg nach Oberkirch und Offenburg, Lahr, an einem durch Inseln erleichterten Übergang über die Kinzig zwischen Kehl und Offenburg gelegen, wird erstmals 723 als Gwillistete genannt. Er lag im Machtbereich des Bistums Straßburg, der Herren von Geroldseck und der von Lichtenberg und war einer der beiden Amtssitze des rechtsrheinischen Hanauerlandes. Die Burg wurde während des Dreißigjährigen Krieges von den beteiligten Kriegsparteien ebenso umkämpft wie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Den Schlußstrich unter ihre Existenz zogen die Franzosen nach dem 1681 begonnenen Bau der Festung Kehl. In deren Vorfeld war ein solcher Stützpunkt überflüssig und gefährlich, er wurde entfestigt. Über 460 Jahre hat er bestanden. 1689 zerstört, sind heute kaum noch Spuren vom Schloß aufzufinden.

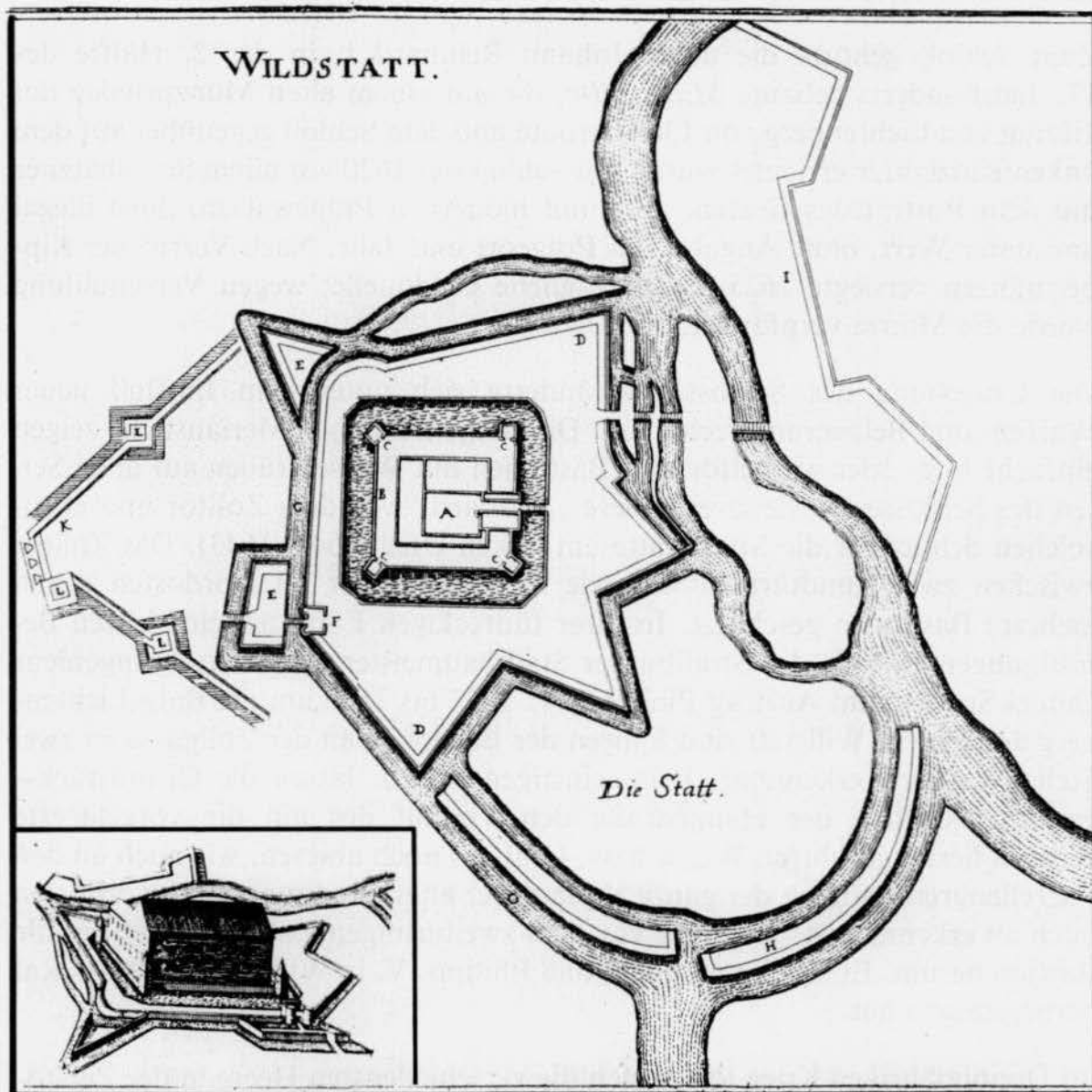
Beschreibung der Burg

Bischof Walter von Geroldseck (1260—1263) und seine Geroldsecker Verwandtschaft haben den Ort Willstätt befestigt. Er war „gar wol mit Wighüßern und mit Graben umbetullet“, als ihn die Truppen der Stadt Straßburg im Kampf mit dem Bischof um ihre Unabhängigkeit 1262 zerstörten. Vor 1288 kam Willstätt als bischöfliches Lehen an die Herren von Lichtenberg. Die ausgebaute Burg wird erstmals 1318 erwähnt. Nach der Teilung des Lichtenberger Besitzes wurde die von Heinrich III. von Lichtenberg bewohnte Burg um 1340 erneuert.

Wenige Angaben in späteren Urkunden weisen auf die Burganlage hin: Rittersaal (1426) an der Nordseite oder „Stube uff der Burg“, Marstall, Burgeingang mit Zugbrücke, Wehrgängen, Zwinger und Graben. Der Eingang (später mit Torturm) lag an der Westseite etwas nördlich von der Kinzigbrücke, diese etwa an der Stelle des heutigen Fußstegs über das Wehr. Zur äußeren Befestigung des Ortes gehören später das Zolltor mit zwei Rundtürmen, die Stadtmauer mit doppelten Gräben bis zum Nordtor, die Zugbrücken am Nordtor und über die Kinzig, dazu äußere Bastionen und Schanzen, die im 16. und 17. Jahrhundert angelegt wurden.

Der Grundriß der Anlage entspricht dem Kastelltyp, wie er in der Nähe in Lahr und Dautenstein vorkommt: ein Quadrat oder Rechteck mit meist run-

den Türmen an den vier Ecken, kleinem Innenhof, mit oder ohne Zwinger und Ringmauer, von einem Graben mit Futtermauer umgeben, der Eingang zunächst ohne, später mit Torturm.



Willstätt: Plan von Schloß und Stadt.

Aus Matthäus Merian „Theatrum Europaeum“, 1. Auflage 1633—1717, 4. Band, S. 545. Die Erläuterungen beziehen sich auf Kaiser Ferdinand III. (1636 bis 1657) und die Belagerung des von den Franzosen besetzten Ortes durch den kaiserlichen General Gil de Haas (Gille de Has, aus Holland) seit dem 25. März bis zur Übergabe am 10. April 1641. Die Darstellung stimmt in vielem nicht überein mit der späteren Darstellung in der Topographia Alsaticae 1. Auflage 1643. (Original Ritterhausmuseum Offenburg).

Philipp IV. von Hanau-Lichtenberg (1538—1590) ließ die mittelalterliche Burg zum Wohnschloß ausbauen. Ein Kostenvoranschlag für die Steinmetzarbeiten aus dem Jahr 1559 liefert wertvolle Hinweise, die Rückschlüsse auf Einrichtung und Aussehen dieses Renaissance-Gebäudes erlauben. Damals scheinen Bauten auf drei Seiten gestanden zu haben mit zwei Geschossen über dem eingewölbten Erdgeschoß, gruppiert um den Innenhof.

Zum Schloß gehörte die unter Johann Reinhard I. in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts gebaute *Münzstätte*, die auf einem alten Münzprivileg der Herren von Lichtenberg von 1368 beruhte und dem Schloß gegenüber auf dem linken Kinzigufer errichtet wurde. Sie schlug seit 1620 vor allem Sechsbätznern mit dem Porträt des Grafen, zwar mit modernen Prägewalzen, doch illegal und unter Wert, ohne Angabe von Prägeort und Jahr. Nach Verruf der Kippermünzen versiegte 1625 die einträgliche Geldquelle; wegen Verschuldung wurde die Münze verpfändet.

Die Umgebung des Schlosses veränderte sich unter dem Einfluß neuer Waffen- und Belagerungstechniken. Die zeitgenössischen Merianstiche zeigen einfache bug- oder winkelförmige Bastionen mit Wassergräben auf allen Seiten des Schlosses sowie zwei äußere „Pasteien“ vor dem Zolltor und ebensolchen Schutz für die Münzstätte am linken Ufer (1640, 1643). Das Zolltor zwischen zwei Rundtürmen war wie die Stadtmauer im Nordosten durch mehrere Bastionen geschützt. In ihrer fünfeckigen Form ähneln sie den Befestigungen, wie sie der Straßburger Stadtbaumeister und Festungsingenieur Daniel Specklin im Auftrag Philipps IV. 1577 bis 1580 um die Burg Lichtenberg anlegte. In Willstätt sind Spuren der Bastionen an der Zollgasse an zwei Stellen deutlich erkennbar. Beim einstigen Zolltor lassen die Grundstücksgrenzen nördlich der Hauptstraße den Verlauf des um die vorgelagerte Bastion herumgeführten Weges bzw. Grabens noch ablesen, wie auch an den Parzellengrenzen noch der ganze Verlauf der alten Stadtmauer im Nordosten noch zu erkennen ist. Der Weg vor dem zweitürmigen Zolltor verlief um die Bastion herum. Es scheint möglich, daß Philipp IV. in Willstätt Specklins Rat herangezogen hat.

Im Dreißigjährigen Krieg lösten sich die verschiedensten Heere in der Zerstörung und im Wiederaufbau der Befestigungen Willstätts ab. So gibt es Nachrichten vom Beschuß der Ostseite des Schlosses und des Eingangs, von Zerstörungen durch kaiserliche Truppen und notdürftigen Reparaturen und Anlage neuer Schanzen durch ihren Feldherrn Markgraf Wilhelm von Baden (1622 bis 1677). Auch die „Demolition“ wurde 1635 auf Vorschlag des Hauptmanns Kügler erwogen. Ebenso wurde vom Reichstag zu Regensburg Anfang März 1642 berichtet, „Schloß Willstetten solle demolirt oder rasirt werden“.

Damals hatten lt. Merian 1640 die „Breysacher“ (Truppen Herzog Bernhards von Weimar als Verbündete der Franzosen) in Willstätt neue Bastionen ange-

legt, die die Kaiserlichen bei ihrem Abzug nicht zerstört hatten. Dies holten dann die Bayern 1643 unter Johann von Werth nach, und noch 1650 ist vom „verbrannten Schloß“ die Rede, das im Jahr darauf wiederhergestellt wurde. Ein neuer Marstall wurde 1663 errichtet, jedoch außerhalb des Schlosses. Von seiner Fassade sind zwei Schwibbögen jetzt als Innenwand im Anwesen Pfister/Schoch erhalten. Als Dekor sind die Flachbögen mit Diamantquader-Reihen besetzt; sie gehören etwa ins letzte Drittel des 16. Jahrhunderts. Nach der Zerstörung 1679 wurde hier dem Amtmann eine Notunterkunft eingerichtet.

Ein im Jahr 1666 nach dem Tod von Reinhard II. aufgestelltes Inventar enthält Einzelheiten über das Schloß und nennt u.a.: untere Wohnstube, Kammer und Küche, Verhörstube „des Herrn Gemach gegen das Obertor“, im Flur 11 Mörser, Kugeln und 10 Doppelhakenbüchsen, im neuen Bau über dem Einfahrtstor Stube (mit Hirsch- und Rehgeweißen geschmückt), Kammern, Schänkstube, Schlafräume u. a. Zum Schloß gehören weiter der Marstall, das obere und untere Tor mit Torhäusern, Burggraben, der Hofgarten, Finkengarten, Schaffneigarten usw. Marschall Turenne baute Willstät 1675 zum Hauptquartier aus und restaurierte und befestigte die Anlagen. 1677 wurde das Schloß abgebrannt, im gleichen Jahr wie die Burg Lahr. 1680 diente es wieder notdürftig seinen Aufgaben als Sitz des Amtes. Unter Mélac wurden 1688/89 Bollwerk, Wälle und Gräben beseitigt und das Schloß endgültig unbewohnbar gemacht. Dorfhäuser entstanden an seiner Stelle.

Besitzverhältnisse

Die erstmals 1318 erwähnte Burg war im Besitz der Lichtenberger und diente der Sicherung des als bischöfliches Lehen oder durch Kauf erworbenen südlichen Teils des lichtenbergischen Territoriums, während die 1293 angelegte Burg Lichtenau den nördlichen Teil schützte.

Durch Teilung des Besitzes kam Willstät 1335 an Hanemann (Johannes II.) von Lichtenberg. Er räumte die Burg zeitweise der Stadt Straßburg ein und überließ das Lehen 1346 seinem Sohn Heinrich III. (gest. 1379), der die Burg bewohnte. Seine Frau Agnes verzichtete 1359 auf ihren Anteil zu seinen Gunsten.

Um den von Hanemann beabsichtigten Verkauf der Burg an Straßburger Ritter zu verhindern, nahm der Schwiegersohn Heinrich von Geroldseck sie 1372 in Besitz. Der Lichtenberger jedoch überließ die Burg dem Lehnsherrn Bischof Lamprecht von Burne als Unparteiischem zur Entscheidung. Durch dessen Vermittlung kam der Verkauf von „Wilstette der Flecken mit der Burge und Mühlen mit dem Buhofe“ dann doch zustande.

1377 trat Heinrich III. von Lichtenberg den Besitz ab an seinen Vetter Heinrich IV. (gest. 1393), um die der Schwester zustehende Mitgift aufzubringen,

und 1382 erhielt Ritter Heintzo von Mülnheim Burg Willstätt zum Pfand, um Mittel zur Abdeckung von Schulden zu erhalten.

Ludemann (Ludwig IV.) von Lichtenberg (gest. 1434) gab 1395 dem Pfalzgrafen Rupprecht ein Viertel von „Burg und Flecken“ als Pfand, um damit eine Zollgerechtigkeit zu erhalten. Dessen Sohn Rupprecht, seit 1400 Deutscher König, verlieh 1404 dem Lichtenberger das wichtige Zollrecht. Seitdem besteht die Zollgasse mit den Toren an ihren beiden Enden. In der Zwischenzeit von 1398 bis 1403 hatte Ludemann dem Markgrafen von Baden zur Regelung von Streitigkeiten das Öffnungsrecht für Schloß Willstätt einräumen müssen. Wegen Geldschwierigkeiten gingen schon 1414 Burg und Flecken als Pfand durch Markgraf Bernhard von Baden, seinen Schwiegervater, der Willstätt als Sicherheit für die Mitgift für seine Tochter erhalten hatte, für mehrere Jahre an den Straßburger Dietrich Röder. 1440 kamen laut Teilungsbrief „Burg und Flecken Wilstetten“ an Jakob, den letzten Lichtenberger. Er verschrieb, um einen Krieg mit Leiningen zu finanzieren, der Stadt Straßburg 1450 auf sieben Jahre die Hälfte des Schlosses und Fleckens; noch 1461 war Straßburg Mit-eigentümer. Auch der Markgraf von Baden besaß 1453 ein Achtel der Burg.

Der in den Grafenstand erhobene Jakob stand mit seinem Bruder Ludwig unter Reichsacht, als sich dieser in den Besitz Willstätts setzte. Die Rückgabe erfolgte 1466 nach der Entscheidung auf einem Schiedstag in Heidelberg. Die Straßburger Besitzhälfte wurde erst von Philipp II. von Hanau eingelöst. Nach dem Tod Jakobs 1480 ließ zunächst Bischof Albrecht von Bayern (1478—1506) den „wohl besetzten und wohlbefestigten Flecken“ belagern und das Schloß besetzen. Erst nach seiner Vertreibung, aber gegen Zahlung von 8.000 Gulden, ging das Bischofslehen an Jakobs Erben. Durch Heirat seiner Nichten Anna und Elisabeth fiel das lichtenbergische Territorium an Philipp II. von Hanau und an Simon Wecker IV. von Bitsch-Zweibrücken, die das Erbe anfangs gemeinsam verwalteten. Doch zur Beendigung auftretender Streitigkeiten ordnete Kaiser Maximilian I. 1513 die Teilung an, die erst 1522 vollzogen wurde. Gegen Verzicht auf Brumath fiel damit Willstätt dem Sohn Philipp III. zu, der seit 1516 das Schloß bewohnte und dessen Frau Sibylla von Baden 1518 darin starb. Danach überließ er es auf Lebenszeit seinem Bruder Ludwig als Aufenthaltsort (1524—1553). Es kam dann an seinen Sohn Philipp IV. (1538—1590), der nach dem Aussterben der Bitsch-Zweibrücker Linie 1570 das ganze Hanauerland in seiner Hand vereinigte. 1637 versuchte Bischof Leopold Wilhelm von Österreich das Lehen Willstätt wieder einzuziehen.

Seit 1631 hatte Willstätt als wichtiger militärischer Stützpunkt unablässig die Besitzer gewechselt: es war kaiserlich, schwedisch und wieder kaiserlich 1631 bis 1632. Es war in schwedischer Hand bis 1634, danach bis 1637 von kaiserlichen (Schauenburg) und 1640 von französischen Truppen besetzt. Wieder folgte eine Schauenburger Besatzung, bis im Frühjahr 1641 der französische



Willstätt: Feldlager der kaiserlichen Truppen unter Montecuccoli während der Kämpfe gegen Condé, den Nachfolger Turennes. Burg und Dorf Willstätt im Hintergrund, im Süden der Schwarzwald. Federzeichnung, datiert 12. Mai 1676, Standort an der Straße nördlich von Willstätt. (GLA, HfK/Ha 34).

General d'Oysonville von Breisach aus hier sein Hauptquartier aufschlug. Bald darauf nahmen kaiserliche Truppen den Ort für ein Jahr in Besitz. 1643 folgten nach Zerstörung durch bayerische Truppen wieder Franzosen, diesen erneut Bayern, die Willstätt bis 1648 besetzt hielten. Den Abschluß bildete eine schauenburgische Besatzung bis zur Räumung 1650.

Die Rolle der Burg Willstätt war bereits ausgespielt, als Turenne 1675 noch einmal hier Fuß faßte. Ihn lösten nach seinem Tod 1675 kaiserliche Truppen bis 1676 ab. Nach kurzer französischer Besetzung im März 1676 nahmen sie wieder kaiserliche Truppen ein. Endgültig zerstört wurde sie 1679 und 1689/90 durch die Franzosen. Seit die Festung Kehl 1681 erbaut war, hatte die Burg Willstätt keine strategische Aufgabe mehr zu erfüllen. Überlegungen des Reichstags, später für die nur kostspielig zu unterhaltende Festung Kehl in Willstätt eine neue Reichsfestung als Ersatz zu bauen, wies die Grafschaft Hessen-Darmstadt, seit 1736 Nachfolger der Hanauer Grafen, 1742 ab. Im Jahre 1802 nahm der damalige Markgraf und künftige Großherzog von Baden, Karl Friedrich, die ihm im Frieden von Lunéville mit dem Hanauerland zugesprochene Gemeinde Willstätt vorläufig in Besitz.

Aufgaben

Willstätt, dem Platz an der unteren Kinzig, 12 km vom Bischofssitz entfernt, fiel die Aufgabe zu, den Zugang zum rechtsrheinischen Teil des Bistums Straßburg zu sichern.

Die gleichen Interessen, Ausdehnung und Schutz ihres Territoriums, verfolgten die Geroldsecker, die nacheinander zwei Straßburger Bischöfe stellten (Walter 1260—1263 und Heinrich 1263—1273) und mit diesen gemeinsam Willstätt befestigten.

Als dritte Kraft, zeitweise gegen beide gerichtet, trat nach der Schlacht von Oberhausbergen (1262) die Bürgerschaft der Stadt Straßburg auf, die sich von der bischöflichen Herrschaft befreite. Eine ihrer ersten Handlungen war die Zerstörung des befestigten Willstätt.

Die Burg als Schlüsselstellung und Gefahrenpunkt für Straßburg wurde im folgenden Jahrhundert erneut ausgeschaltet im sog. Achtkrieg, in dem sich die Stadt während der über sie verhängten Reichsacht gegen Bischof, Württemberg, Baden und Lichtenberg behauptete und Willstätt zerstörte. Der Einsatz der 1288 erbauten und 1292 erneuerten Rheinbrücke war Teil der Strategie, sie erleichterte den Zugriff auf bischöfliches und lichtenbergisches Gebiet.

Die Territorialpolitik des Straßburger Bistums setzten die drei Lichtenbergischen Bischöfe fort (Konrad 1273—1299, Friedrich 1299—1305 und Johann 1353—1365) mit und zur Unterstützung ihrer Verwandtschaft. So entstand das lichtenbergische Territorium östlich des Rheins, gesichert durch die vor 1318 erbaute Burg. Sie blieb in der Hand der Bischöfe, die sie als Lehen an die Lichtenberger vergaben.

Willstätt war fortan eines der beiden Ämter neben Lichtenau im rechtsrheinischen lichtenbergischen Territorium. Der Amtmann im Schloß verwaltete die Einnahmen aus Willstätt, Auenheim, Neumühl, Kork, Odelshofen, Legelshurst, Bolzhurst, Sand, Querbach, Eckartsweier, Hesselhurst, Marlen, Kittersburg und später untergegangenen Dörfern und Höfen wie Schweighausen, Hundsfeld, Hohenhurst, Dachshurst, Schönhurst, Hoffhurst u. a. Wiederholt war sie Ort für Verhandlungen zwischen Gegnern auf neutralem Boden, so bei Sühneterminen 1319 und 1326.

Vor Ausbruch des Bischofskriegs lud Ludwig IV. von Lichtenberg die feindlichen Parteien zu einem Sühnetermin nach Willstätt ein. Der Krieg 1428 wurde jedoch nicht verhindert.

In der Leininger Fehde schloß der letzte Lichtenberger, Jakob, mit der Stadt Straßburg in Willstätt 1453 einen Burgfrieden „inwendig und auswendig der Burg und des Orts auf soweit, als ein Mann mit einer Armbrust in zwei Schüssen nach einander schießen kann“; einbezogen war auch der Markgraf von Baden.

Wenige Jahre vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges diente die Burg Willstätt den künftigen gegnerischen Gruppen vom 7. bis 24. August 1610 noch einmal als Verhandlungsort. Hier standen sich der Straßburger Bischof Erzherzog Leopold von Österreich (1607—1625) als Vertreter der katholischen

Liga, die sich an Spanien anlehnte, und Vertreter der Union von protestantischen Fürsten gegenüber, die sich an Frankreich und die Niederlande anlehnte und der 1609 die Stadt Straßburg beigetreten war. Dabei ging es um die Auflösung der von beiden Seiten aufgestellten Heere, die den Frieden am Oberrhein bedrohten, und um die Rekatholisierung Willstätts und der Ortenau.

Für die Lichtenberger war ihre Stammburg Lichtenberg der eigentliche Aufenthaltsort, daneben Buchweiler und für Heinrich III. nach 1346 die Burg Willstatt, diese vermehrt dann unter Hanauer Verwaltung nach 1480. Philipp III. und seine Frau bewohnten die Burg, dann sein Bruder Ludwig bis 1553. Philipp IV., der durch die Vereinigung des ganzen Hanauerlandes in seiner Hand über mehr Mittel verfügte als seine Vorgänger, konnte sowohl Lichtenberg modernisieren wie auch Willstatt zum Schloß und zum Wohnsitz ausbauen.

In den vorausgehenden Jahrhunderten diente Willstatt wie andere Burgen ganz oder teilweise der Darlehenssicherung, der Geldbeschaffung durch Verpfändung des Eigentums oder der Einnahmen. Andererseits wurde die Burg wie persönliches Eigentum zur Regelung privater Angelegenheiten eingesetzt, in Erbschafts- oder Heiratssachen oder aufs Spiel gesetzt in familiären Streitigkeiten. Darunter litten die abhängigen Dörfer und ihre Bewohner. Dies geht aus zahllosen Berichten und Klagen (Gravamina von 1599) aus dem Amt Willstatt hervor.

Mit Beginn des 17. Jahrhunderts überstiegen die Auseinandersetzungen den regionalen Rahmen. Zudem änderten sich unter neuen Kriegs- und Waffentechniken die Aufgaben des Schlosses. Mit neuen Arten der Befestigung durch Bastionen und Schanzen sollte feindliche Artillerie auf größere Distanz gehalten werden. Das erhöhte zwar die Sicherheit für das Schloß, machte es aber zu einem vielseitig verwendbaren strategischen Punkt und für jeden Gegner interessant sowie zur Beute der jeweils überlegenen Partei in den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Burg wechselte hin und her zwischen den kaiserlichen Truppen und den Schweden und Franzosen. Für diese konnte es im Vorfeld von Straßburg und Kehl keinen anderen festen Platz mehr geben. Daher beendete die Burg Willstatt ihre Rolle mit der letzten Inbesitznahme durch Turenne 1675 und 1676 durch Monclar.

Noch etwas verfrüht erschien am 1. 10. 1681 ein französischer Schanzmeister in der Willstätter Burg mit der Anfrage nach Bausteinen zum Festungsbau für Straßburg/Kehl. Noch war sie vom Amtmann teilweise benutzt. Doch 1688/1689 wurden endgültig die Befestigungen und das Schloß unbrauchbar gemacht.

Literatur und Quellen:

J. Beinert, Geschichte des ehemaligen hanau-lichtenbergischen Schlosses zu Willstatt, in: Ortenau 1/2/1910/1911, S. 29—47; J. Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berück-

sichtigung Kehls. Kehl 1909; O. Rusch, Das Schloß Willstätt, in: Ortenau 21/1934, S. 233—239; K. Siebert, Die Grafen von Hanau-Lichtenberg und das Hanauerland. (Neubearbeitung) in: Badische Heimat — Kehl und das Hanauerland, Freiburg/Br. 1931, S. 33—49; W. Gräßlin, Vom Rhein zum Schwarzwald. Der Kreis Kehl. Bühl 1960, S. 212—219; J. Naeher, Die Ortenau insbesondere deren Burgen, Schlösser, Klöster, Festungen und bedeutendste Baudenkmäler. Lahr 1888; E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens. Karlsruhe 1908; W. Mechler, Das Territorium der Lichtenberger rechts des Rheines, in: Le Comté de Hanau-Lichtenberg 1480—1980, Société d'Histoire et d'Archéologie de Saverne et Environs, Pays d'Alsace. Bouxwiller 1980; K. Mahler, Die Münze in Willstätt, industrieller Vorläufer des Werkes Willstätt der BASF. 1983; J. G. Lehmann, Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Mannheim 1862/1863; J. Beinert, Johann Michael Moscherosch und sein Geburtsort Willstätt, in: Alemannia 35/1907, S. 186—200; Königshofen, Chronik der deutschen Städte. Leipzig 1871, S. 662; Charles-Laurent Salch, Dictionnaire des Châteaux de l'Alsace médiévale. 1978; Generallandesarchiv Karlsruhe (229/114384(5), 229/114385, 229/114386); Archives Municipales de la Ville de Strasbourg (Archives antérieurs à 1790 Série AA, 1068); Katasterunterlagen Gemeinde Willstätt Rathaus und Vermessungsamt Offenburg (1856); Freundliche Hinweise von Bürgermeister Friedrich Fuhri, Willstätt.

Das Schloß von Eckartsweier (48)

Hugo Schneider

Gemeinde Willstätt, ehemalige Gemeinde Eckartsweier

Name: Ekebrehtswilare (1316), Ekebrehtzwilre (1322), Eckartzwiller (1480)

Die Nachrichten über das Schloß von Eckartsweier sind dürftig. Unbekannt ist, wann und von wem es erbaut wurde, ebenso seine Lage. Auf Grund von Grabungen vermuten die einen einen Platz hinter der Kirche (Rusch), andere in der Nähe der Schutter (Beinert), zumal sich dort noch der Gewannname Burgweier findet. Die früheste Nachricht stammt von 1322. In diesem Jahr vermachte der Edelknecht Reibold Liebenzeller, ein Straßburger Ritter, seiner Frau Anastasia von Fleckenstein als Brautgabe 300 Mark Silber von dem Gut, das er zu Lehen hatte, „daz ist mit nammen dz Huß un dz dorf zu Ekebrehtzwilre unde alles dz gut, dz derzu heret“. Dieses Vermächtnis erfolgte mit Zustimmung der Lehensherrn Hanemann und Johann von Lichtenberg. 1335 zogen diese die „Veste“ und das Dorf wieder an sich und gewährten der Witwe, die sich danach wieder verheiratete, lebenslänglich eine jährliche Rente von 45 Pfund Pfennigen. 1346 löste Hanemann von Lichtenberg die Ansprüche seines Veters Ludwig auf Eckartsweier für 100 Pfund Pfennige ab und war damit alleiniger Herr. Von 1418—1525 war das Dorf an die Herren von Böcklinsau verpfändet.

Südlich des Dorfes Eckartsweier lag auf dem Gewann des gleichen Namens das Rittergut **Wolfhül** („Wulfehüle“ = Wolfslache). Es handelte sich um einen ausgedehnten Besitz von ca. 70 Jeuch Ackerland, Wiesen und Wald. Das Rittergut scheint in einem Abhängigkeitsverhältnis von dem Schloß zu Eckartsweier gestanden zu sein, denn Reibold Hüfelin, ein Straßburger Ritter, mußte, als er es 1317 von dem Ritter Heinrich von Schopfheim kaufte,

einen jährlichen Zins von 20 Pfennigen an das „Huß zu Ekebrechtswilre“ abführen. 1366 kam der Hof in den Besitz der Lichtenberger. Im 15. Jahrhundert ging er ein; im 17. wurden seine Felder aufgeteilt.

Literatur:

O. Hetzel, Das Schloß zu Eckartsweier, in: Ortenau 21/1934, S. 289—290; ders., Der Rittersitz Wolfhül, in: Ortenau 21/1934, S. 290; J. Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl a. Rh. 1909; O. Rusch, Vorbericht über die Grabungen in Eckartsweier und auf dem Gewann Hundsfeld, in: Ortenau 12/1925, S. XII—XIII.

Das Schloß in Marlen (49)

Wilhelm Marx

Stadt Kehl (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Marlen

J. B. Kolb schreibt in seinem Historisch-statistisch-topographischen Lexicon 1814, Bd. II., S. 259, daß Herzog Ruthard, der Stifter der Klöster Gengenbach und Schwarzach, in seinem Schloß Marlen eine Kaufurkunde für das Kloster St. Denis bei Paris ausgefertigt habe.

Außer diesem Bericht Kolbs gibt es aber keinerlei schriftliche oder kartographische Hinweise über ein Schloß in Marlen, über seine Lage, Größe, Form oder Geschichte. Nach heutigen Kenntnissen hat es in Marlen auch nie ein Schloß gegeben, und Kolb ist insofern einem Irrtum unterlegen, als er das rechtsrheinische Marlen südlich von Kehl mit dem 25 km westlich von Straßburg gelegenen heutigen Marlenheim im Elsaß verwechselte. Dieser Irrtum ist wohl auch dadurch zu erklären, daß Kehl-Marlen im 15. Jahrhundert und später ebenfalls „Marlenheim“ hieß und seine Entstehung zusammen mit den andern heim-Orten im Einflußbereich Straßburgs der frühen fränkischen Siedlungspolitik im rechtsrheinischen Gebiet verdankt.

Das Schloß Waseneck (50)

Wilhelm Marx

Stadt Kehl (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Goldscheuer

Südlich von Goldscheuer und westlich der heutigen Landstraße Lahr–Kehl unweit des Rheins liegen die Gewanne Waseneck und Klein Waseneck. Dort stand noch um 1611 das Dörfchen gleichen Namens. Es gehörte zur ehemaligen österreichischen Stabsgemeinde Goldscheuer (Marlen–Goldscheuer–Kittersburg) und ist durch die Kriege des 17. Jahrhunderts und den einbrechenden

Rhein zerstört worden. Am 1. August 1675 begann dort die Schlacht zwischen den Österreichern und den Franzosen. Bei einer amtlichen Grenzbesichtigung im Jahre 1725 im Gewann „Schmiedauelskopf“ (Kuhgrien, Kuhgrün), einer Rheininsel, wird berichtet: „. . . daß das Dörflein Waseneck, vom Rhein weggespielt worden und nichts mehr davon stehen gelassen¹. . .“

In seinem Lexikon schreibt J. B. Kolb 1816 über ein Schloß Waseneck, das zwischen Altenheim und Dundenheim gelegen sein soll. „Waseneck, ein ehemals adeliges Schloß zwischen Dundenheim und Altenheim, auf einer Anhöhe im Bezirksamte Offenburg gelegen, von dessen Eigenthümer und andern Schicksalen nichts bekannt ist. Der Platz ist Ackerfeld und auf der Anhöhe, wo wahrscheinlich ehemals das Schloß stand, sah man noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts einen großen Lindenbaum, den die Franzosen im Jahr 1796 verbrannten. In den ältesten geographischen Charten findet man den Ort mit einem Schloß angezeigt².“

Die Heimatforscher Eduard Schuster³ und Joseph Schäfer⁴, die sich mit dem Schloß Waseneck beschäftigten, konnten keine schriftlichen Quellen ausfindig machen, durch die seine Existenz bezeugt würde, und auch die Karten des 16. und 17. Jahrhunderts⁵ zeigen zwar ungenau die Lage des Dörfchens Waseneck, machen jedoch keine Angaben über ein Schloß des gleichen Namens. So muß die Forschung feststellen, daß es außer dem Bericht von Kolb keinen Hinweis auf die Existenz eines Schlosses Waseneck gibt.

Ebensowenig kann die von Frau Kappus-Mulsow⁶ für möglich gehaltene Identität der Anlage im Schlag I/3 (früher Schlag 7) des Altenheimer Waldes mit Schloß Waseneck bestätigt werden. Nach E. Schmidt⁷ handelt es sich im Altenheimer Wald um eine frühe Form des mittelalterlichen Wehrbaus.

Anmerkungen:

- 1 M. Klemm, Heimatchronik der Dreiergemeinde Marlen–Goldscheuer–Kittersburg nach den Aufzeichnungen von Josef Schäfer. Bühl/Baden 1964, S. 72.
- 2 J. B. Kolb, Historisch-statistisch-geographisches Lexicon von dem Großherzogtum Baden. 3. Bd. 1816, S. 356.
- 3 E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens. Abschnitt Ortenau. 1908, S. 247.
- 4 Brief von E. Schäfer an Frau Hanna Kappus-Mulsow vom 25. 1. 1933 (im Besitz des Verfassers).
- 5 Es handelt sich um die Karte von Daniel Speckel um 1550 (abgedruckt in: Th. Adam und H. Kappus-Mulsow, Ein Jahrtausend Altenheimer Geschichte. Kehl 1963, S. 36), um die Skizze der Goldscheurer Gemarkung um 1620 (abgedruckt bei M. Klemm, a.a.O., S. 77), um die Karte des Bistums Straßburg von 1659 (im Besitz des Verfassers) und die Karte von 1674/75 (Bataille d'Altenheim dans l'Ortenau . . . Archiv des Historischen Vereins Mitgliegergruppe Neuried).
- 6 H. Kappus-Mulsow, Waseneck, in: Ortenau 21/1934, S. 481.
- 7 E. Schmidt, Mittelalterarchäologische Kulturdenkmale in Südbaden in: Badische Heimat 55/1975, S. 148.

Das Schlößchen in Altenheim (51)

Wilhelm Marx

Gemeinde Neuried (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Altenheim

Am Nordausgang Altenheims, wo die Zimbergasse in die Kehler Straße einmündet, stand noch um das Jahr 1630 ein Gebäude, „das Schlößchen“ genannt. Es gehörte der Gemeinde und war damals an einen Altenheimer Bürger namens Hans Biegert verpachtet. In den folgenden Kriegsjahren wurde es zerstört; die Nachkommen Biegerts zahlten nach den Altenheimer Heimbürgerrechnungen später für die „leere Hofstatt das Schlößlein“ an die Gemeindekasse noch einen Heller Pacht.

Die letzten Eintragungen finden wir 1772, wo die Witwe des Michel Löscher 7 Schillinge, 6 Pfennig und 1777 Hannß Fischer der Jung 3 Gulden und Jacob Amel vom „Schloßblatz“ ebenfalls 7 Schillinge, 6 Pfennig an Pacht entrichteten.

Über Größe, Gestalt und Geschichte des Gebäudes ist nichts bekannt.

Möglicherweise war „Hugo von Alheim“ ein Sproß aus dem Altenheimer Schlößlein. Dieser machte als Bürger von Offenburg 1290 eine Schenkung von seinen Gütern in Appenweier. Bei der ersten Nachricht über das St. Andreas-Hospital in Offenburg erscheint derselbe noch einmal, als er auf seinen und seiner Frau Tod dem Offenburger Armenspital seinen Hof „Zum Ende“ schenkte.

Die Sage berichtet von einem Schimmelreiter, der nachts dort umgeht.

Literatur:

Th. Adam, Aus des Dorfes Altenheim vergangenen Tagen. Karlsruhe 1911, S. 16; Th. Adam und H. Kappus-Mulsow, Ein Jahrtausend Altenheimer Geschichte. Kehl 1963, S. 19; O. Kähni, Offenburg und die Ortenau. Offenburg 1976, S. 77.

Der Burgstadel zu Müllen (52)

Wilhelm Marx

Gemeinde Neuried (Ortenaukreis), Ortsteil Müllen

Name: Mulnheim (1139), Müllnheim (1368), Millen (1613)

Nach einer Urkunde von 1384 erhob sich damals im Ortsetter von Müllen zwischen Schutter, Friedhof, Kirche und der alten Mühle ein Burgbühel. Die einschlägige Stelle der Urkunde lautet: „. . . das Burgstedeli in dem dorfe ze Mulnheim bi Straburg bi der mueli gelegen vnd den Garten, da selbes der einhalb an den Kilchhof stosset, vnd zwüschent der mueli vnd der Kirchen lit mit dem Wasser, das vmbe das vorgenannte Burgstadel gat bitz in die Furt.“

Über die Burganlage selbst sind, was Entstehung, Größe und Gestalt betrifft, keine weiteren Angaben bekannt.

D. Kauß weist diesen Burgstadel als ehemaligen Familiensitz dem einflußreichen Bürgergeschlecht der Herren von Müllenheim zu, die im 12., 13. und 14. Jahrhundert als Lehensträger des Bischofs von Straßburg, Münzmeister und Ratsherren nachzuweisen sind. Sie gehörten zu den reichsten Bürgern der Stadt und hatten im 13., 14. Jahrhundert und später außer in Müllen auch Besitzungen in der benachbarten Gemarkung Rohrburg.

Literatur:

D. Kauß, 600 Jahre St. Ulrich in Müllen, in: FDA 93/1973, S. 238—259. Die Urkunde von 1384 (GLA 9/43 a) ist nach D. Kauß a.a.O., S. 241 zitiert.

Die Rohrburg bei Altenheim (53)

Wilhelm Marx

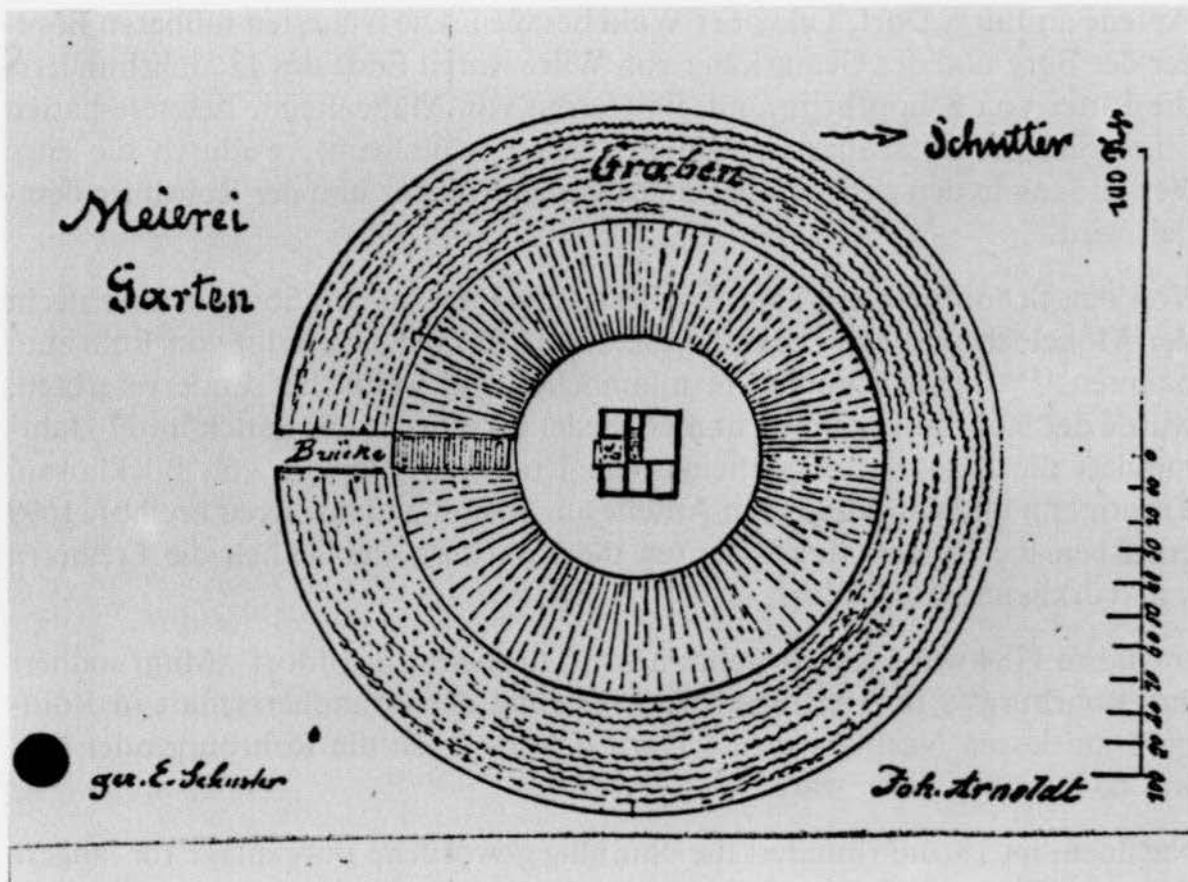
Gemeinde Neuried, ehemalige Gemeinde Altenheim, Ortsteil Müllen

Name: curia Wilre apud Altheim (1300), Rorburg (1339)

Etwa 800 Meter nördlich von Müllen am linken Ufer der Schutter lag früher eine kleine Wasserburg, die Rohrburg. Das umgebende Gewann gleichen Namens war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eine selbständige Gemarkung mit drei Freihöfen, einer Mühle und einigen Gehöften. Die Gemarkung mit Häusern und Burganlage trug bis 1339 den Namen „Wilre“. In diesem Jahr kam für „Wilre“ zum ersten Mal der Name „Rohrburg“ auf¹; der frühere Name verschwand noch im gleichen Jahrhundert.

Die Wasserburg lag auf einem kreisrunden, künstlichen Hügel und war von einem über 10 m breiten ebenfalls kreisrunden Graben umgeben. Die Anlage wird zum ersten Mal angedeutet in einer Urkunde von 1317, als Erkenbold von Schopfheim mit seinen beiden Brüdern die Hälfte seiner Güter in „Wilre“ verkaufte: „der halbe Bühel vnd der halbe vor Hof vnd den vssern hof, als er geteilt ist vnd zweene Graben vmbe die vorhöve beide vnd der halbe Boum-garten . . .²“

„Nach einer wahrscheinlich um 1700 gefertigten Zeichnung im GLA in Karlsruhe³ stand ein fast quadratischer Bau von 8 m Seitenlänge auf der genannten kreisrunden Erhöhung, zu der man auf 24 Stufen hinaufstieg. Das Schlößchen hatte, nach der Dicke der Mauern auf dem Plan zu schließen, nur wenige Stockwerke. Stallungen und Meierwohnungen müssen außerhalb des Grabens gewesen sein⁴.“ Der Zugang zur Burg war von Norden her, vom heutigen Weg Rohrburg-Müllen kurz vor der Schutterbrücke abzweigend; im Osten stand der genannte Burggraben mit der benachbarten Schutter in Verbindung.



Plan der Rohrburg (um 1700). GLA Karlsruhe.

Über die Entstehungszeit der Rohrburg gibt es keine durch Quellen gesicherte Angaben, auch nicht darüber, ob an dieser Stelle schon vorher eine burgähnliche Anlage bestanden hat, möglicherweise schon in der Römerzeit zum Schutze der knapp 1 km entfernten Straße Straßburg-Hundsfeld-Mörburg-Niederschopfheim, oder wie Pfarrer Mulsow vermutete, daß nach der geographischen Lage die Rohrburg „als Raubschloß gebaut“ worden ist⁵, schließlich daß dort früher eine Tiefburg gestanden hat⁶, die den Zugang zum Rhein aufwärts zu beschützen hatte.

Nach einer Notiz von Frau Kappus-Mulsow erbauten sich die Herren von Klobeloch in Weiler (zwischen 1300 und 1337) eine kleine Wasserburg (ohne Quellenangabe). In der Familiengeschichte der Ritter von Schopfheim wird aber erwähnt, daß dieses Geschlecht Ende des 13. Jahrhunderts auch im Besitz der Rohrburg war, die in den Urkunden als Wilre genannt wird. Demnach hat die Rohrburg schon bestanden, bevor die Klobeloch in den Besitz von Wilre kamen. Die Zeit ihrer Entstehung und der Name des Erbauers sind also ungewiß.

Im Gegensatz zur Gemarkung Altenheim gehörte die Rohrburg zur Reichsritterschaft Ortenau; ihre Geschichte ist gekennzeichnet durch einen häufigen Besitzerwechsel und eine fast verwirrende Zahl von Adligen, die oft nur kleine

Anteile an Burg, Dorf, Feld oder Wald besaßen. Die frühesten faßbaren Besitzer der Burg und der Gemarkung von Wilre waren Ende des 13. Jahrhunderts die Ritter von Schopfheim und die Herren von Müllenheim. Letztere hatten ihren Sitz im benachbarten Müllen (früher Mülnheim), wodurch die enge Verbindung in den geschichtlichen Abläufen Müllens und der Rohrburg deutlich wird.

Von den Schopfheimern kam der Besitz 1344 an das Straßburger Geschlecht der Klobeloch und von ihnen an das der Erlin, die sich Erlin von Rohrburg nannten. Da beide Familien in männlicher und weiblicher Linie vererbten, wurde der Rohrburger Besitz immer wieder zersplittert. So hatten im 17. Jahrhundert die Bock von Gerstheim, von Utenheim, Böcklin von Böcklinsau, Trautmann und von Mülnheim Anteile am Schloß und mittleren Freihof. 1699 erwarben die Herren von Wimpfen die Rohrburg, schließlich die Freiherrn von Türkheim und Altdorf.

Im Jahre 1784 war Freiherr Johann von Türkheim zu Altdorf „Mitgrundherr auf Rohrburg“, 1845 erfolgte die Abtretung der Grundherrschaft in Rohrburg an dessen Nachkommen⁷. Dazu gehörte auch die Rohrburg oder das, was davon noch übrig war.

Nachdem im 18. Jahrhundert die baufällig gewordene Burganlage für längere Zeit den Wiedertäufern als Unterschlupf gedient hatte, zerfiel sie gegen Ende des Jahrhunderts mehr und mehr. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schließlich wurden ihre Steine von der Bevölkerung benachbarter Dörfer als Baumaterial verwendet. Wall und Graben waren um 1840 noch vorhanden und umschlossen die Backsteinrümmer des Wohnbaus. Der drei Meter hohe Lehmwall, auf dem die Burg gestanden war, wurde zu Backsteinen verarbeitet. Backsteinmauerreste und der alte, runde Burggraben, der so breit wie die Schutter war, erinnerten noch eine Weile an den alten Adelssitz, dann verschwanden auch sie, als der ganze Platz eingeebnet wurde⁸. Eine gerade noch erkennbare Erhöhung des Geländes neben der Schutter weist heute noch auf die ehemalige Lage der Rohrburg hin.

Die Sage berichtet von einem Bauern, dem im 30jährigen Krieg plündernde Schweden den Schwedentrunk verabreichten, um von ihm zu erfahren, wohin die Bewohner das Vieh getrieben hatten, es jedoch trotzdem verschwieg.

Literatur:

H. Kappus-Mulsow, Rohrburg, in: Ortenau 21/1934, S. 294—295; K. F. Reinmuth, Beschreibung des Ortes Altenheim und seiner Gemarkung im Amtsbezirk Offenburg. Manuskript (im Besitz des Verfassers); W. Marx, Abgegangene Siedlungen in der Altenheimer Gemarkung. Ortenau 63/1983, S. 44—68.

Anmerkungen:

1 GLA Karlsruhe 229/1836 Königüter so in das Gotshaus Schuttern zehenden gehören.

2 B. Albrecht, Die Wüstungen des Kreises Offenburg. Manuskript 1922, S. 50.

3 Abgedruckt in: E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens. Ortenau. 1908, S. 248 ff.

- 4 Th. Adam und H. Kappus-Mulsow, Ein Jahrtausend Altenheimer Geschichte. Kehl 1963, S. 93.
 5 J. F. H. Mulsow, unveröffentlichtes Manuskript (im Besitz des Verfassers).
 6 J. Näher, Die Burgenkunde für das südwestdeutsche Gebiet. Frankfurt/Main 1901, S. 69.
 7 A. Köbele und H. Scheer, Ortssippenbuch Altdorf, Stadt Ettenheim. Grafenhausen 1976.
 8 Th. Adam und H. Kappus-Mulsow, a. a. O., S. 115—116.

Die Mörburg bei Schutterwald (54)

Hugo Schneider unter Mitwirkung von Hermann Braunstein, Schutterwald

Gemeinde Schutterwald (Ortenaukreis), Ortsteil Höfen

Name: auch Merburg

Von der einstigen Wasserburg Mörburg blieb nichts erhalten. Sie lag auf einem kleinen Hügel westlich des Ortsteils Höfen beim Zusammenfluß des Bruchgrabens und des Schütterles, eines Nebenflusses der Schutter. Schon die Römer hatten hier ein Kastell errichtet zur Sicherung der Römerstraße, die Kaiser Vespasian durch seinen Legaten Cornelius Clemens 74 n. Chr. von Straßburg aus zum Limes hatte erbauen lassen.

Zwar gibt es kein Bild von der Mörburg und keine baulichen Überreste, auf Grund deren man sich eine Vorstellung von ihr machen könnte, aber es blieb ein Plan erhalten, auf Grund dessen eine ungefähre Beschreibung möglich ist. Sie war von einem breiten Burggraben umgeben, über den man zum Vorhof des eigentlichen Schlosses gelangen konnte. Hier stand der Meierhof samt den zugehörigen landwirtschaftlichen Gebäuden. Durch eine Toreinfahrt kam man zum Schloß und dem Turm. Dieser, ein aus massiven Quadersteinen errichteter viereckiger Bau von etwa 100 Fuß Höhe war der älteste Teil der Anlage. Die Burg selbst wurde von den Geroldseckern zu Anfang des 12. Jahrhunderts erstellt, denn sie wird bereits im ältesten Stadtrecht von Straßburg erwähnt, das zwischen 1129 und 1150 verfaßt wurde. Sie diente den bischöflichen Fischern auf der Schutter als Grenzmarke für ihre Tätigkeit. Über die bauliche Entwicklung ist nichts bekannt. Im 30jährigen Krieg wurde das Schloß zerstört. 1704 war es nur noch ein Steinhäufen. 1755 waren auch die übrigen Gebäude im Verfall. Erhalten blieb der Turm, der jedoch, da ohne Verwendungszweck, 1759 abgetragen und von der Gemeinde Altenheim als „Türmel“ im Dorfe wieder aufgebaut wurde. 1882 wurde auch das Wohnhaus des Meiers abgerissen und der Platz eingeebnet. Nichts blieb von der ehemaligen Burg erhalten.

Die Mörburg war Eigentum der Herren von Geroldseck. 1412 belehnte Heinrich von Geroldseck aus der Lahrer Linie den Edelknecht Bernhard von Böcklin mit der Mörburg. Es war ein Mannlehen, das im Besitz der Böcklin bis zum Aussterben im Mannesstamm 1752 verblieb. Eine Besonderheit der Mörburg war, daß die Herren von Böcklin und ihre Nachfolger zwei Lehensherren

über sich hatten: die Nachkommen der Geroldsecker und den Markgrafen von Baden. Als 1426 Heinrich von Geroldseck-Mahlberg ohne männliche Nachkommen starb, erbte seine Tochter Adelheid die Herrschaft. Sie war mit Johann von Mörs, dem Grafen von Saarwerdern, verheiratet. Dieser sah sich infolge der Streitigkeiten um das Erbe gezwungen, die Hälfte der Herrschaft, die selbst ungeteilt blieb, an den Markgrafen Jakob I. von Baden zu verpfänden. 1497 wurde der Anteil durch Kauf freies Eigentum der Markgrafen. Nach dem Aussterben der Böcklin erwarb der markgräfliche Rat Ludwig Dionys von Gallahan 1758 das Gut Mörburg und wurde damit vom Markgrafen Ludwig Georg von Baden-Baden, 1762 von dem Fürsten von Nassau-Üsingen mit der anderen Hälfte belehnt. 1864 ging die Mörburg durch Kauf in den Besitz der Familie v. Franckenstein über.

Das Stammgut, das zum Schloß gehörte, umfaßte 22 Morgen Land. Außerdem verfügte es über mehrere Privilegien, die ihm Kaiser Karl V. verliehen hatte, so Steuerfreiheit, Freizugsrecht, Asylrecht u. a. Außerdem hatte es das Recht des Weinausschanks. Es war demnach ein Freihof. Von der Rittersteuer war es allerdings nicht befreit, da das Schloß zum Ortenauer Ritterbund gehörte.

Literatur:

O. Kähni, Die Mörburg, in Ortenau 21/1934, S. 477—480.

Die Burg Schwanau (55)

Hugo Schneider

Gemeinde Gerstheim (Dép. Bas-Rhin) und Gemeinde Schwanau, ehemalige Gemeinde Ottenheim

Die als uneinnehmbar geltende Burg Schwanau wurde vermutlich in staufiger Zeit zum Schutz des Rheinübergangs und zur Sicherung der Rheinschiffahrt errichtet. Die Hauptburg lag auf der linken, ein Vorwerk auf der rechten Seite des Rheins. Im Besitz der Herren von Geroldseck war sie zur Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern eine gefürchtete Raubritterburg. 1333 wurde sie von der Stadt Straßburg und den mit ihr verbündeten schweizerischen und elsässischen Städten durch List erobert und zerstört. Die Burg gab den Namen für die neue Gesamtgemeinde Schwanau, bestehend aus den ehemaligen Gemeinden Ottenheim, Allmannsweier, Nonnenweier und Wittenweier.

Literatur:

Fr. von Manger, Die Burg Schwanau bei Ottenheim in Geschichte und Sage. Lehrer Zeitung, Unterhaltungsbeilage vom 8. 5. 25. — K. List, Die Tiefburg Lahr — ein staufiges Schloß, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg. 9/1966, S. 80-91.

Die Schlösser in Nonnenweier (56)

Hugo Schneider

Gemeinde Schwanau (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Nonnenweier

In dem Dorf Nonnenweier gab es früher 2 Schlösser: Das erste, ein zweistöckiger Bau, stand auf dem Platz des Gasthauses „Zur Linde“. Es wurde von dem Obristen Johann Christoph von der Grün († 1666) erbaut, der die Liegenschaften der Stadt Straßburg und ihre Rechte an dem Dorf 1663 durch Kauf erwarb. In der Folgezeit wechselten die Besitzer rasch. Durch Heirat und Erbschaft kamen Schloß und Herrschaft 1681 an die Reichsfreiherrn von Ziegler, 1695 von Löwen, 1698 an die von Rathsamhausen, danach an die Freiherrn von Böcklin und schließlich von Oberkirch. 1837 verkaufte die letzte Besitzerin, Frau Amalie Bär in Rappoltsweier, eine geborene von Oberkirch, das Schloß für 7 000 fl an den Sonnenwirt Wilhelm Say in Nonnenweier. Von ihm erwarb es die Familie Reitter in Ottenheim, die es 1842 abreißen und in ihrem Dorf wieder aufbauen ließ.

Ein zweites Schloß errichtete 1750 der Freiherr Wolfgang Christoph von Rathsamhausen. Er muß ein baulustiger Herr gewesen sein, denn von ihm berichtet der Pfarrer Johann August Vigera im Sterberegister, daß er „fast die ganze Zeit seines Lebens gebaut und unser Dorf mit neuen Gebäuden ungemein vermehrt hat“. Dieses Schloß wurde als Sommerschloß im damaligen französischen Stil erbaut und ist heute in das Mutterhaus der Diakonissen von Nonnenweier einbezogen. Aus jener Zeit stammt auch das Haus Salem, das längere Zeit Pächterhaus war. Durch Erbschaft kam das Anwesen in den Besitz der Freiherren von Böcklin zu Böcklinsau.

Am 17. Oktober 1845 wurde das Sommerschloß von dem Freiherrn Wilhelm von Kniestett und seiner Schwester, Frau Helfenstein, geb. von Kniestett, an den Großherzoglichen Badischen Bezirksförster und Kammerjunker Emil Freiherr von Böcklin um 12 000 fl. verkauft. Nach mündlicher Überlieferung wollte der neue Besitzer das ganze Anwesen mit dem landwirtschaftlichen Besitz wieder veräußern. Da sich aber weder ein Käufer noch ein Pächter für das Ganze fand, vermietete er das Haus mit dem Garten 1851 an Mutter Jolberg, die mit ihrer Schwesterschaft dort einzog. Das sogenannte Pächterhäuschen mit den landwirtschaftlichen Gebäuden und Grundstücken kam in die Hand eines Pächters. Am 18. Mai 1877 verkaufte Adolf Freiherr von Böcklin in Karlsruhe, zugleich als Bevollmächtigter für seinen Bruder, den Rittmeister Emil Freiherr von Böcklin in Meersburg, Sekretär August Freiherr von Böcklin in Speier und Leopold Freiherr von Böcklin in Waldkirch Schloß und Garten für 24 000 Gulden an das Mutterhaus für Kinderpflege in Nonnenweier.



Das Diakonissenhaus Nonnenweier ist noch heute Besitzer des Anwesens. An das ehemalige Schlößchen wurden im Laufe der Zeit weitere Flügel angebaut, bis das Mutterhaus in seiner heutigen Gestalt entstand. Viele andere Gebäude kamen in diesem Jahrhundert dazu, in denen eine vielseitige diakonische Arbeit geschieht in den Bereichen Ausbildung, Altenpflege und Gästebetreuung.

Literatur:

A. Ludwig, Die beiden Schlösser in Nonnenweier, in: Ortenau 21/1934, S. 490—491; Walter Haury, Das evangelische Diakonissenhaus Nonnenweier, in: Ortenau 58/1978, S. 606—622.

**Von
der Kinzig
bis
zur Bleiche**

Die Wasserschlösser in Hofweier (57)

Josef Bayer

Gemeinde Hohberg, ehemalige Gemeinde Hofweier

Die zwei Wasserschlösser, die auf der Gemarkung Hofweier standen, wurden von den Rittern Burkard und Wilhelm Hummel von Staufenberg erbaut. 1396 erwarben sie von den Schwarzenbergern durch Kauf die Dörfer Hofweier und Schutterwald mit dem halben Schloß Tiersperg (Diersburg), das sie gemeinsam bewohnten. Wohl weil es ihnen zu eng war, baute 1438 Burkard Hummel in Hofweier ein Schlößchen, verkaufte seinen Anteil an der Tiersperg an den Markgrafen von Baden und bestimmte für seine Frau „sine burg, burgstall, wassergraben, sine schüren, rinthus, reben und garten, alles by und aneinandergelegen zu Hofwiler in dem riet“. Diese Burg war eine Tiefburg und lag im Gewann Ried, einer Mulde der östlichen hügeligen Gemarkung, und hieß die *obere Burg*. Denn etwa zur selben Zeit verkaufte auch Wilhelm Hummel seinen Teil an der Tiersperg an den Markgrafen und erbaute sich in der westlichen ebenen Gemarkung ein Schlößchen zwischen dem Viehweg und dem Dorfbach auf den Binzmatten und hieß es die „*Binzburg*“. So hat man bisher die Lage dieser Burg angenommen. In jüngster Zeit sind starke Zweifel aufgetaucht, man möchte sie nicht weit davon auf den sogenannten Binzbuckel verlegen, eine flachgezogene Erhebung mitten in der Ebene unmittelbar westlich der Autobahn. Eine Luftaufnahme zeigt nämlich mitten in diesem „Binzbuckel“ die Fundamente einer größeren Anlage. Sowohl „Binzmatte“ wie auch „Binzbuckel“ würden sich auf die „Binzburg“ beziehen.

Während die obere Burg nie eine Rolle spielte und schon nach 1500 keinerlei Zwecken mehr diente, erhielt die Binzburg politische Bedeutung. Die obere Burg mit den halben Dörfern Hofweier und Schutterwald gelangte 1441 pfandweise an den Pfalzgrafen Friedrich. 1472 verkaufte Adam Hummel die Binzburg und die andere Hälfte von Hofweier und Schutterwald an den kurpfälzischen Vogt Bernhard von Bach. Die Ritter von Bach, die seit 1436 schon im Besitz des bischöflich sträßburgischen Lehens Niederschopfheim waren, strebten mit allen Mitteln auch den Besitz der oberen Burg mit der anderen Hälfte von Hofweier und Schutterwald an. 1530 hatten sie ihr Ziel erreicht. Die Herrschaft, die Georg von Bach begründete und die drei ritterschaftlichen Dörfer Hofweier, Niederschopfheim und Schutterwald umfaßte und bis zum Jahre 1806 bestand, hieß nach dem Hofweierer Schlößchen „*Herrschaft Binzburg*“. Diese Herrschaft vererbte sich von Georg von Bach († 1538) auf die ritterschaftlichen Familien von Cronberg (bis 1608), Dalberg (bis um 1700), Bettendorf, Erthal und Franckenstein.

Die Binzburg wurde von den Rittern von Bach noch bewohnt und war Sitz der Verwaltung bis zum 30jährigen Krieg. Sie war wohl ein befestigter Edelhof, denn zu ihr gehörte das 166 Jeuch große Binzhofgut. Die Schloßanlage war von Wall und Graben umgeben, der sein Wasser vom Dorfbach erhielt. Eine Brücke

führte über den Graben zum Eingang, über dem sich ein Turm erhob. Dieser diente vermutlich als Wachturm und deckte den Eingang. Unter dem Turm befand sich das „so sehr beschriene gefängnuß“, in dem noch im 18. Jahrhundert Sträflinge für ihre Vergehen büßten. Durch den Eingang gelangte man in den Schloßhof, der von Wohnhaus, Scheuer und Stallungen umgeben war. Nach Bartelt wird das Gemäuer beschrieben: 75 Schuh breit, 93 Schuh lang und 30 Schuh hoch; das Wohnhaus ist 53 Schuh lang und 34 Schuh breit. Der Wohnraum wird 1555 beschrieben: 2 Stuben, 2 Kammern, die Schneiderkammer, die alte Stube ob dem Brunnen, die Mehlkammer und die Küche (S. 106 und 107).

Offensichtlich wohnte bis zum 30jährigen Krieg der Amtmann in der Burg. Am 17. 3. 1633 schrieb Amtmann Franz Bähr: „Bintzburg ist in den Boden hinein ruiniert; soll ich fürder da wohnen, ist Bauen vonnöten“. Ein Wiederaufbau erfolgte nicht. Die Verwaltung der Herrschaft wurde nach Offenburg verlegt. 1677 während des Holländischen Krieges berichtet der Vogt: „Das türmlein der Binzburg ist von den Völckern abgehelt worden“. 1722 war das Schloßchen „schon längst verstört“ und bestand nur noch aus vier Mauern. 1743 werden noch der Schloßgraben, der Schloßzwinger und Schloßweiher genannt. Die zwecklos gewordenen Mauern erhielten eine neue Bestimmung. Freiherr von Erthal schenkte 1763 einen Teil der Quadersteine der Gemeinde Hofweier zum Bau des Kirchenschiffs, die anderen Steine fanden Verwendung beim Bau des Amtshofes in Offenburg. Im 19. Jahrhundert stand noch ein Ringwall, der abgetragen, die Steine ausgegraben und der Boden eingeebnet wurde. Nur der Name „Binzmatte“ oder — nach der neuesten Annahme — „Binzbuckel“ erinnert noch an die alte Tief- oder Wasserburg.

Von der Anlage der oberen Burg, zu der ein kleines Gut gehörte, berichten uns die Quellen gar nichts. Daß sie aber zur wehrhaften Verteidigung eingerichtet war, beweist die Verkaufsurkunde von 1441. In dieser werden „Armbrust, pulver, büchsen, geschütze, pfile und harnasch“ erwähnt, ebenso Torhüter und Wächter. Sie war wohl nach 1500 nicht mehr lange bewohnt und zerfiel sehr bald. 1732 heißt es: „Die obere Burg ist auch ein alt zusammengefallenes Schloß, dermahlen ein großer Steinhauften inmitten des Fischwassers, vor Jahren ausgeräumt und ausgehoben und mit hecht und karpfen besetzt“. Die Steine wurden 1754 nach Niederschopfheim geführt und dort beim Kirchenbau verwendet (die Herren von Binzburg waren die Patronatsherren dieser Pfarrei). Der Weiher, in dem einst die obere Burg stand, wurde 1927 vom Freiherrn von Franckenstein durch den Turn- und Sportverein erworben und dort der Sportplatz angelegt. Zeugen dieser ehemaligen Tief- bzw. Wasserburg sind heute noch die Flurnamen „In der Bürg“, „Burghalde“ (im Volksmund „Frundbuckel“) und „Schloßbäckerle“.

Literatur:

O. Kähni, Die Wasserschlößer in Hofweier, in: Ortenau 21/1934 S. 474—476; O. Kähni, Hofweier in Geschichte und Gegenwart. Hofweier 1972; W. Bartelt, Heimatkunde von Niederschopfheim. Niederschopfheim 1964.

Die Burg in Niederschopfheim (58)

Josef Bayer

Gemeinde Hohberg, ehemalige Gemeinde Niederschopfheim

Von einer Burg in Niederschopfheim haben wir keinerlei Nachrichten. Aber unzweifelhaft gab es eine solche, denn in den Lehensbriefen lesen wir bis ins 18. Jahrhundert immer: „Burg und Dorf Niederschopfheim“ oder auch „castrum dictum Scopfheim“. Ihr Standort wird heute noch „Schloßberg“ genannt, und dessen Abhang trägt den Namen „Burghalde“.

Die Burg stand auf dem „Zixenberg“, auch Zizenberg genannt (208 m ü. d. M.), der in einer Güterbeschreibung von 1534 „burgbühel“ heißt.

Zixenberg dürfte wohl die verstümmelte Form von Sixtusberg sein und deutet damit auf die Bedeutung dieser Erhebung für die Römer hin. Darauf dürfte auch der „Spielberg“, ein vom Zixenberg nach Osten ziehender Bergrücken, hinweisen. Specula wurde ein römischer Wachturm genannt. „Spielberg“ wäre vielleicht auf mons speculae — Berg des Wachturms zurückzuführen. Auf dem Zixenberg fand man auch Reste von Terra sigilata, Goldmünzen mit dem Bild römischer Kaiser von Oktavian bis Trajan (gestorben 117), eine 40 cm hohe Sandsteinurne u.a.

„Der runde, oben flach abgestumpfte Burgkegel ist künstlich steil geböscht und durch einen breiten Graben vom östlichen Hinterland abgetrennt. Es ist ein ziemlich gleichmäßiger Lößrücken, der westwärts vor dem Hügelrand . . . etwas in die Ebene vorspringt“ (Deeke, Fundberichte II 1930, S. 220). Von dort hat man einen weiten Blick nach allen Seiten in die Rheinebene, ein idealer Platz für einen römischen Wachturm und für eine spätere Burg.

Als Erbauer der Burg müssen wir die Ritter von Schopfheim sehen, eines der ältesten Adelsgeschlechter der Ortenau. Sie werden urkundlich erstmals erwähnt ca. 1066 in einem comes de urahe in Scopheim und scheinen in einem Erkenbold von Schopfheim 1329 in der männlichen Linie ausgestorben zu sein. So dürfte man die Entstehung der Burg ins 11. oder spätestens ins 12. Jahrhundert setzen.

Nachfolger derer von Schopfheim wurde das Rittergeschlecht der Windecker, 1436 die Ritter von Bach. Georg von Bach erwarb auch die Dörfer Hofweier und Schutterwald und begründete die *Herrschaft Binzburg*, zu der Niederschopfheim, Hofweier und Schutterwald gehörten. Die Herrschaft Binzburg vererbte sich auf die ritterschaftlichen Familien von Cronberg (bis 1608), Dalberg (bis um 1700), Bettendorf, Erthal und Franckenstein.

Über die Größe und das Aussehen der Burg wissen wir gar nichts. 1886 stieß man auf dem Zixenberg auf ein romanisches Sandsteinkapitell, das zwischen 2 Fensterbogen gehörte. Es ist aber umstritten, ob das Fundstück einer Burgkapelle zuzuordnen ist oder von irgendwo andersher an den Fundort kam.

Literatur:

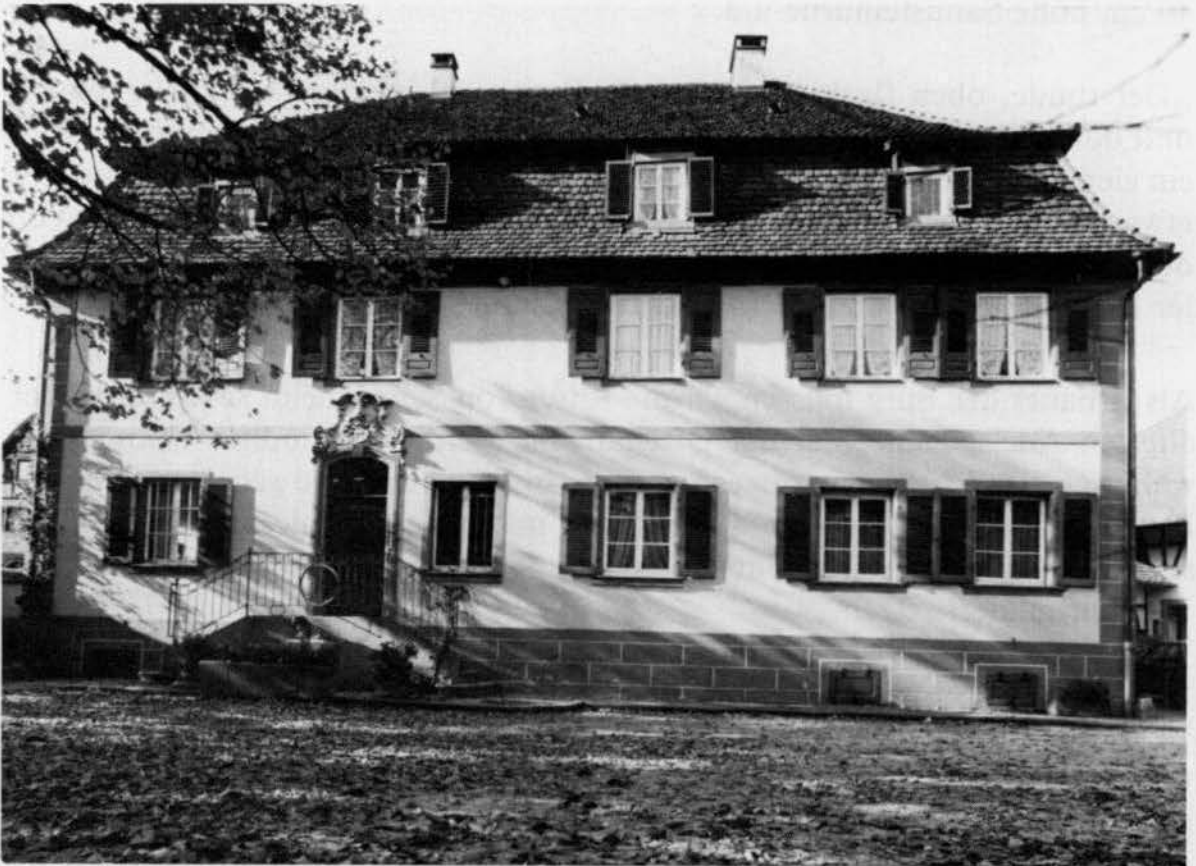
O. Kähni, Die Burg in Niederschopfheim, in: Ortenau 21/1934, S. 482; W. Bartelt, Heimatkunde von Niederschopfheim. Niederschopfheim 1964.

Das Herrenhaus Philippshof in Diersburg (59)

Josef Bayer

Gemeinde Hohberg, ehemalige Gemeinde Diersburg

Bis 1633, dem Jahr, in dem die Burg Tiersperg von den Schweden zerstört wurde, war die Diersburg Wohnung der Herrschaft. Der damalige Burgherr und Senior Franz Sebastian Röder wohnte nach der Zerstörung in Straßburg und Plobsheim (Heimat seiner Frau). Nach dem Krieg mußten die Roeder,



Der Philipphof in Diersburg.

Aufn.: G. Silberer

bevor sie an eigene Wohnungen denken konnten, als Patronatsherren sich dem Wiederaufbau ihrer zerstörten Kirchen und Pfarrhäuser widmen. Allmählich erst entstanden dann in schlichter Einfachheit im Dorf Diersburg, das nach dem Krieg ins Vordertal verlegt wurde, mehrere Röderhäuser.

So baute der Nachfolger des Franz Sebastian im Seniorat Georg Friedrich 1659 den später so genannten Philippshof, das Haus, das jetzt noch von der Familie Roeder bewohnt wird. Es liegt an der Verbindungsstraße nach Oberschopfheim und am Talbach, ist als Fachwerkhaus gebaut und wird im Dorf oft „das Schlößle“ genannt.

Der Erbauer starb kinderlos, und seine Witwe verkaufte das Haus an den nachfolgenden Senior Jörg Wolf. Die Franzoseneinfälle in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts brachten viele Plünderungen. Daher verkaufte Jörg Wolf alle seine Besitzungen in Diersburg und zog nach Straßburg, wo er 1698 starb. Sein Sohn Egenolf Friedrich kaufte als neuer Senior das Haus zurück, es wurde auch von dessen Sohn Franz Ludwig bewohnt, dessen Witwe es 1757 an Christian Ernst verkaufte. Dieser hat das Haus umgebaut im selben Jahr. Nach dessen Tod kauft Philipp Ferdinand das Haus und baut es noch einmal um — nach ihm wurde es dann „Philippshof“ genannt bis auf den heutigen Tag. Von ihm ging es 1820 auf den Sohn Philipp über und 1846 auf dessen Sohn Felix Wilhelm, der kinderlos 1891 starb. Am 18. 2. 1892 wurde das Majorat „Haus Diersburg“ errichtet und am 28. 4. 1892 vom Großherzoglichen Haus bestätigt. Der Philippshof und das nun damit verbundene Majorat ging von Felix Wilhelm an dessen Vetter Egenolf über, dessen Nachkommen bis auf den heutigen Tag im Besitz von Haus und Majorat sind.

Das Schloß Diersburg (59)

Josef Bayer

Gemeinde Hohberg, ehemalige Gemeinde Diersburg

Name: Stein zu Tiersperc (1197), Diersberc (1259). Die Silbe Dier- hängt zusammen mit mhd. tier = wildes Tier, spez. Reh, auch Hindin.

Etwa in der Mitte des vom Talbach durchflossenen engen Tales liegt auf einem mäßig hohen felsigen Hügel die heute Schloß genannte Ruine Diersburg.

Man nimmt neuerdings an, daß die Burg im 11. Jahrhundert von einem elsässischen Baumeister erbaut worden ist, weil die Diersburg als einzige rechtsrheinische Burganlage den elsässischen Burgen jener Zeit gleiche. Darauf soll auch die Fundamentierung — sorgfältig gearbeitete mächtige Quader — und die Fenster hinweisen. Nach dem Muster der Diersburg soll später die größere Geroldseck gebaut worden sein.



Schloß Diersburg: Der Palas von Innen.

Aufn.: J. Mühlan

Weil die Burg von höheren Bergen umgeben war, war es nötig, sie besonders stark zu befestigen. Zur Sicherung der Burg schlug man in den ursprünglich zusammenhängenden Burghügel künstlich einen tiefen Wassergraben. Auf dem größeren westlichen Hügel wurde die Burg erstellt, auf dem kleineren östlichen Hügel standen das Ökonomiegebäude und die Stallungen. Der Zugang zur Burg führte im Osten um den Hügel herum und vom Süden her zum Ökonomiegebäude. Von dort gelangte man über eine Brücke, die im letzten Teil als Zugbrücke gestaltet war, durch den mit zwei Toren gesicherten Torturm in den Zwinger. Von ihm kam man zum Haupttor neben dem Hauptgebäude. Durch das Haupttor gelangte man in den kleinen Schloßhof mit einem Ziehbrunnen in der Mitte. Zur Rechten hatte man dann den Palas des Altbaues, zur Linken den des Neubaus, der schon 1455 genannt wurde. Vor sich sah man in der Höhe einen gedeckten Gang, der von dem oberen Stockwerk des Altbaues in den Neubau führte. Dieser lehnte sich an den Mantel, die Hauptschutzmauer der Burg, an. Das eigentliche Schloß hatte einschließlich der 2,7 m dicken Umfassungsmauer eine Länge von 45 m und eine durchschnittliche Breite von 15 m. Die Fenster, soweit sie noch erhalten sind, weisen den romanischen Rundbogen auf.

Durch eine Notariatsurkunde vom 22. 4. 1611 — sie befindet sich im Roederischen Familienarchiv — können wir uns ein ungefähres Bild vom Innern der



Schloß Diersburg: Gekuppeltes Rundbogenfenster des Palas.

Aufn.: J. Mühlhan

Burg machen. Der Altbau hatte im Erdgeschoß den Keller, die Küche und den Kerker. Im ersten Stock, zu dem in einem kleinen Stiegenturm eine Wendeltreppe führte, war eine große Stube mit einem „Konthörle“ (Schreibstube), eine große Stubenkammer und eine Knechtskammer. Der zweite Stock, zu dem man über eine in die dicke Mauer eingelassene Wendeltreppe gelangte, barg den größten Raum des Hauses, den Rittersaal (8 zu 6 m) sowie eine Kammer für die Knechte. Von der Knechtskammer aus führte eine Treppe in den dritten Stock, wo die Frauenkammern und Räume für Gäste waren. Auf dem dritten Stock saß das Dach auf. Im Neubau befanden sich im Erdgeschoß die Bäckerei, die Küche, die Badstube und Speisekammern. Im ersten Stock war eine große Stube mit einem „Konthörle“ und eine Stubenkammer, im zweiten Stock eine kleine Stube, zwei Stubenkammern und der „Spiesgaden“ (Rüstkammer). Der Neubau hatte ein Stockwerk weniger als der Altbau. Die ganze Burg umfaßte 15 mehr oder weniger große Wohnräume. Da sie lange eine Ganerbenburg war, kann man sich vorstellen, wie eng es da bisweilen zugegangen sein muß, wenn mehrere Familien die Burg bewohnten.

So blieb es bis zum 30jährigen Krieg. Fünf Plünderungen hatten Schloß und Dorf Diersburg zu erleiden. Die vierte Plünderung wurde von Hornschen Reitern 1633 ausgeführt. Der Schloßherr Franz Sebastian Roeder (1588—1656)

wurde bis aufs Hemd ausgezogen, schwer mißhandelt und mußte barfuß nach Lahr flüchten. Beim Friedensschluß 1648 war das Schloß eine dachlose Ruine. Nach dem Krieg war zunächst daran gedacht, die Burg wieder bewohnbar zu machen. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung, da es an den Mitteln fehlte. Die Lehensgefälle waren sehr geschmälert, zumal auf ihnen ein sehr erheblicher Aufwand für Patronatsbauten lastete. 1668 zerstörten französische Mordbrenner alles, was noch erhalten war, mit Pulver. 1763 wurde dann die südöstliche Mantelmauer mit ihren mächtigen Buckelquadern abgetragen, um die Steine zum Bau des Kirchturms in Hofweier zu verwenden, dessen Bau zu den Patronatslasten der Roederschen Familie gehörte. Einzelne Familienmitglieder bauten sich dann im Dorf, das nach dem Krieg ins Vordertal verlegt wurde, bescheidene Häuser, von denen heute nur noch der Philippshof und das Präsidentenhaus im Besitz der Roeder sind.

Die Erbauer und ersten Besitzer der Tiersperc waren die Ritter von Tiersperc, eine Seitenlinie der Geroldsecker. Von diesem Geschlecht ist wenig bekannt. Erstmals wird in einer Urkunde 1197 ein Walter von Tiersperc genannt. Kurz vor 1280 starb mit Ludwig von Tiersperc das Geschlecht im Mannesstamm aus. Seine Schwester Heilika erbte den Allodialbesitz und brachte ihn in die Ehe mit Wilhelm von Schwarzenberg (Burg und Dorf Tiersperc, die Gemeinden Oberweier, Hofweier, Schutterwald jeweils mit dem Pfarrsatz und die



Rekonstruktion von J. Naehrer

Hälfte von Reichenbach), während die Lehen Oberschopfheim, Friesenheim und Heiligenzell an die Geroldsecker zurückfielen. 1392 gelangten die Edelfreien von Ettendorf, Herren zu Hohenfels, in den 3/4 Besitz von Burg und Herrschaft Tiersperc, während 1/4 noch den Schwarzenbergern verblieb. 1393 und 1396 gingen Teile der Herrschaft in den Besitz des Markgrafen Bernhard von Baden und 1397 die Hälfte in den Besitz von Burkard und Wilhelm Hummel von Staufenberg über. 1438 und 1448 verkauften die beiden Hummel den halben Besitz der Burg und Herrschaft Diersburg an den Markgrafen Jakob von Baden, behielten aber die Dörfer Hofweier und Schutterwald. So wurden die Markgrafen von Baden die alleinigen Besitzer der Burg und Herrschaft Diersburg.

Am 10. 5. 1455 kaufte Andreas Röder, markgräfl. Amtmann der Herrschaft Lahr, die Hälfte der Burg und Herrschaft Diersburg und 1463 mit seinem Vetter Egenolf zusammen die andere Hälfte. Andreas trug sie als erster Senior dem Markgrafen Karl von Baden als Lehen an. Von diesem Jahre an war Burg und Herrschaft Diersburg in ununterbrochenem Besitz der Familie Roeder von Diersburg bis 1856 als badisches Lehen, später als Stammgut „Schloß Diersburg“ und seit 1919 als Familiengut.

Verschiedene Mitglieder der freiherrlichen Familie der Röder waren Stettmeister (Bürgermeister) von Straßburg und Ratsherren von Offenburg. Andere standen bei deutschen Fürsten in Hof- und Kriegsdiensten.

Sage:

Die Sage erzählt, daß ein Köhler Kaiser Heinrich IV. das Leben gerettet habe. Als Dank habe ihm der Kaiser das Tal geschenkt, und so sei der Köhler zum Stammvater der Tiersperger geworden. — Außerdem wird von 3 Jungfrauen berichtet, die sich, um nicht den rasenden schwedischen Soldaten in die Hände zu fallen, vom Söller der Burg stürzten. — Drei weißgekleidete Jungfrauen ziehen in der Weihnachtsnacht klagend um die Burg. Sie sollen auch erscheinen, wenn ein Mitglied der Familie der Burgherren stirbt. — Drei weißgekleidete Jungfrauen ziehen mit einem Harfenspiel und kaum hörbarem Gesang um die obere Burg, wenn ein Mitglied der Familie des Burgherrn gestorben ist.

Literatur:

A. Röder von Diersburg, Ruine Diersburg, in: Ortenau: 21/1934, S. 326—331; Bühler Christoph, Die Herrschaft Geroldseck. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Bd. 96. Stuttgart 1981; O. Kähni, Zur Geschichte Diersburgs, in: Ortenau 39/1959, S. 61—68.

Das Schloß zu Schuttern (60)

Hubert Kewitz

Gemeinde Friesenheim (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Schuttern

Abgegangenes, um 1330 erbautes geroldseckisches Wasserhaus in der Nähe des Klosters Schuttern.

1327 erlaubt der Abt den Geroldseckern, den neuen Kastenvögten, auf Klostergebiet ein festes Haus zu bauen; als „das hus, das man nennt die burge und der graben drum“ erscheint es 1410. Der Vertrag von 1327 gestattete, „eine stat uf des klostereigen und hove zu buwende und zu machende zu Schuttern in gemarken und zilen, als die in derselben stat besonder und außgescheiden sint“. Das Wasserhaus, dessen Grund und Boden die Vögte kaufen mußten, war also ein integrierender Teil der neuen, mit drei Toren versehenen Befestigung von Dorf und Kloster Schuttern.

Dieses Machtzentrum, „Stadt und Schloß Schuttern“ genannt, hatte dann die Kleinkriege der Geroldsecker zu erleiden. Bei der Zerstörung der Burg Schwanau 1333 sollen die Straßburger vorher auch die neue Burg Schuttern ausgeschaltet haben; ähnlich noch einmal 1372. Besser bezeugt ist die Belagerung 1433/34. Die Brüder Diebold und Heinrich von Hohengeroldseck versuchten im „Geroldsecker Krieg“, gegen die Grafen von Moers-Saarwerden und den sich einmischenden Markgrafen Jakob von Baden ihre verlorene Vorderere Herrschaft Lahr-Mahlberg zurückzugewinnen. Mit großem Aufwand an Mannschaft und Kriegsmaterial begann der Markgraf 1433 die Belagerung des stark befestigten Komplexes Stadt-Schloß-Kloster. Die Einschaltung Kaiser Sigismunds und seines Statthalters beim Basler Konzil, des Herzogs von Bayern, bewirkte endlich einen Waffenstillstand, dem eine Eroberung Schutterns wohl vorausgegangen war. 1440 erkaufte sich die Stadt Straßburg ein Öffnungsrecht am Schloß; 1450 erhält Pfalzgraf Friedrich die Hälfte von Stadt und Schloß.

1473 griff Diebold II. von Geroldseck Berner Kaufleute auf und setzte sie im Schloß zu Schuttern fest. Das mit Bern schutzverbündete Straßburg eroberte daraufhin Schuttern und zerstörte das Schloß gründlich. In der unglücklichen Auseinandersetzung Geroldsecks mit dem Pfalzgrafen hatte auch Schuttern zu leiden; nach der Bayrischen Fehde (1503/04) konnte aber Gangolf noch einmal das Schloß beziehen. Als Zugehörungen der reduzierten Anlage werden damals genannt: der Graben samt Turm, Burgstall und halbem Stadtgraben, ein Wald, drei Matten, zwei Fischwasser im Blankenmoos, das Eckerrecht im Friesenheimer Wald und sechs Stück Friesenheimer Reben.

1548 wurde das Schloß noch um 250 Gulden an Rulman Tädiger aus Offenburg verpfändet. 1592 ist in Verhandlungen mit den an der Lehensübernahme interessierten Herren von Karpfen zu Waldsteg vom schlechten Zustand des

Schlosses die Rede. Im 17. Jahrh. zerfiel es weiter; 1679 erinnerte man sich nach einer Feuersbrunst im Kloster an das billige Baumaterial. Der Markgraf von Baden-Durlach machte daraufhin Ansprüche auf das Haus geltend; der Abt antwortete, es sei nur noch ein „von Büschen und Rohren umwachsener Steinhaufen“.

Literatur:

A. Ludwig, Das Schloß zu Schuttern, in Ortenau 21/1934, S. 487—489; O. Kohler, Das Schloß zu Schuttern, in: Ortenau 45/1965, S. 98—104; Ph. Ruppert, Geschichte der Mortenau I., Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck. Achern 1882, S. 427—437.

Die Adelsitze in Oberweier (61)

Hubert Kewitz

Gemeinde Friesenheim (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Oberweier

In Oberweier gab es drei jetzt verschwundene feste Häuser.

1. Auf dem heutigen Pfarrgut mit dem 1813 erbauten Pfarrhaus stand ein alter Adelsitz, „das *steinhus* und hof mit garten zu *Oberwilre* gen der kirchen“. 1419 belehnt Markgraf Bernhard von Baden den Edelknecht Friedrich von Tygesheim mit dem ursprünglich geroldseckischen Lehnsgut, das die Tygesheimer schon länger innehaben. 1456 gelangt es an die Herren von Brombach, 1686 an den Markgräfl. Geheimrat Joh. Christoph von Hinderer. Das „Schlößchen derer von Hinderer“ oder zuletzt das „Von Seldenecksche Schloß“ war seit dem ausgehenden 18. Jahrh. nicht mehr bewohnt. 1839 wurde das Gut für 3000 Gulden von der Pfarrpfürnde gekauft, das Gebäude offenbar abgerissen. Der Gewölbekeller des Pfarrhauses soll ein Überrest sein. Hinter dem Haus steht ein steinerner, auf 1590 datierter Torpfosten; ein gotisch ornamentiertes Sandsteinkapitell wurde 1972 in der Nähe gefunden.

2. Ein im Ort gelegenes Steinhaus bewohnten seit 1474 die von Mollenkopf; 1515 ging der *Mollenkopfhof* an das Kloster Schuttern, dann an Oberweierer Bürger.

3. Auf dem Gewann Sternenbergr, an der Grenze zu Friesenheim, erhebt sich seit 1981 das Friesenheimer Kulturzentrum „Sternenberghalle“. Das alte, nicht unbedeutende Gut und *Schloß Sternenbergr* ist öfters erwähnt. Ein Edelknecht Heinrich Sterne von Oberwiler, ein Lehensnehmer der Geroldsecker, taucht 1365 auf. Aber schon die Inschrift auf dem Sockel des Oberweierer Friedhofskreuzes „occubuit (m)cclxii“ wird auf einen 1262 in der Schlacht von Hausbergen gefallenen Ritter vom Sternenbergr gedeutet. Ein älteres Schloß „Sternenbergr I“ vermutet F. Schleicher in der Nähe der heutigen Halle; ein Gut und Wasserschlößchen „Sternenbergr II“ auf der Friesenheimer Seite nimmt etwa seit dem 15. Jahrh. die Tradition auf. Einer der Gutsinhaber,

der Ettenheimer Amtmann Jakob Prosinger, wurde 1545 von Karl V. als „Ritter Prosinger von Sternenberghaus“ in den Adelsstand erhoben. Der letzte dieses Stammes starb 1655. Eine Erneuerung von 1658 spricht von einem ganz neuen, nach dem Dreißigjährigen Krieg wohlerbauten, von Mauer und Wassergraben umgebenen Haus; außerhalb steht ein großer Meierhof. Das Sternenberghaus, das früher auch dem Kloster Wittichen gehört hatte, bestand unter wechselnden Eigentümern, zuletzt Baden-Durlach, bis 1791, als Gebäude und Liegenschaften versteigert wurden. Der 131 Klafter lange, 30 Schuh breite und 8 Schuh tiefe Wassergraben des abgerissenen Schloßchens wurde von den Bürgern gegen einen Freitrunck eingeebnet, die Liegenschaften in 45 Losen versteigert.

Literatur:

F. Schleicher, Die Schlösser und Rittersitze von Oberweier, in: Ortenau 21/1934, S. 482—485; F. Schleicher, Aus der Geschichte eines Pfarrhauses, in: Geroldsecker Land 16/1974, S. 138—146; F. Schleicher, Die Sternenberghalle. Aus der Geschichte des Geroldsecker Adelslehens Sternenberghaus in Oberweier und Friesenheim, in: Geroldsecker Land 24/1982, S. 200—207 (= Teilabdruck aus der Festschrift „Sternenberghalle Friesenheim“, 1981).

Das Schloß von Heiligenzell (62)

Ekkehard Klem

Gemeinde Friesenheim (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Heiligenzell

Name: Die ältere Namensform des Dorfes ist Ruotgeresvilere (1016), Rütgerswilre (1272). Seit dem 14. Jahrhundert setzte sich der Name Heiligenzell durch.

Das Schloß von Heiligenzell (das „Schlöble“) liegt inmitten eines großen Obstgartens am Berghang östlich der Dorfmitte. Bis 1803 gehörte es zum Kloster Schuttern, das viele Felder und Reben im Ort besaß. Nach der Säkularisation von Schuttern diente das Gebäude über 100 Jahre als Fabrik und erlitt so großen Schaden. In jüngster Zeit erfuhr es eine gründliche Renovation. Seitdem besitzt das Dorf wieder ein beachtliches Kulturdenkmal, das als Kulturzentrum benützt wird.

Das Schlöble, ein dreistöckiger Massivbau, stammt im wesentlichen aus dem 18. Jahrhundert. Es besteht aus 2 Teilen, die im rechten Winkel aneinander angeschlossen sind. Darüber sitzt ein Dachreiter an der Durchschneidungsstelle der beiden Gebäudeteile. Das schlichte Äußere zeigt keine Verzierungen und keine baulichen Besonderheiten außer dem Hauptportal. Dieses wird eingerahmt von 2 Lisenen auf hohem Sockel. Auf dem Kranzgesims darüber stehen 2 Rocaille-Vasen, die das Wappen des Klosters und des Abtes Placidus Bacheberle, des letzten Abtes von Schuttern, umgeben. Ein weiteres Wappen findet sich an der Südseite über dem Eingang zur Schloßkapelle. Von der Inneneinrichtung des Klosters wie auch der Kapelle blieb nichts erhalten. Dieser verlieh



Das Schloß von Heiligenzell.

Aufn.: J. Mühlau

die Renovation wieder das ursprüngliche Aussehen, in dem sie die eingezogene Zwischendecke beseitigte und so den durch sie verdeckten Stuck der Decke wieder sichtbar machte, außerdem das Gemälde des hl. Georg im Mittelspiegel freilegte. Durch die Ausmalung in der ursprünglichen Farbgebung entstand ein heller freundlicher Raum, der heute als Vortrags- und Musikraum dient. Beachtenswert ist auch die zweiläufige Eichentreppe mit der schönen Balustrade im Treppenhaus. Zum Kloster gehörten zur Zeit der Säkularisation ein Meierhof mit Stallungen und Scheune, ein Wasch- und Dörrhaus sowie eine Trotte, auch ein „Thurn“, ein Gefängnisturm, da der Abt die niedere Gerichtsbarkeit über die von ihm abhängigen Dorfbewohner besaß. Nur er blieb von den Nebengebäuden erhalten, die alle im 19. Jahrhundert abgerissen wurden.

Über die Geschichte des Klosters, auch die Baugeschichte sind nur wenig Nachrichten überliefert. Es ging hervor aus einem Freihof, den Kaiser Heinrich II. 1016 dem Kloster Schuttern zur Aufbesserung seiner schlechten wirtschaftlichen Lage schenkte. Für das Jahr 1313 ist eine Kapelle zu Ehren des hl. Georg bezeugt, die der Verwalter des Hofes, Berthold von Uttenheim, gestiftet hatte. Sie lag wohl an der Stelle der heutigen Schloßkapelle, denn bei den Grabungen zum Einbau der Heizung wurde unter der heutigen Bühne eine mittelalterliche Apsis gefunden. Aus dem 16. Jahrhundert stammen die wieder entdeckten Malereien in Schwarz und Rot sowie die Tabernakelnische.



Das Schloß von Heiligenzell: Die Wappen über dem Hauptportal (links des Klosters Schuttern, rechts des Abtes Placidus Bacheberle).

Aufn.: J. Mühlan

Dem 18. Jahrhundert gehören die Stuckdecke an sowie die Rundfenster und Tribüne, während der Dachreiter erst 1755 und das Wappen über dem Eingangsportal erst gegen Ende des Jahrhunderts angebracht wurden. Nur einmal im Jahr wurde in der Schloßkapelle die Messe gefeiert und zwar am 23. April, dem Fest des hl. Georg.

Die Säkularisation brachte das Ende des Klosters. Bereits 1806 ließ die großherzogliche Verwaltung die Liegenschaften an die Dorfbewohner verkaufen. 1807 erwarben der Lahrer Bürgermeister und Tabakhändler Johann Jakob Hugo sowie sein Schwiegersohn, der Kaufmann Franz Meister, das Klostergebäude, um darin eine Zichorienfabrik einzurichten. Zu diesem Zweck wurde das Gebäude samt der Schloßkapelle umgebaut. In der Folgezeit wechselte das Unternehmen wiederholt den Besitzer. 1925 ging das Schloß in den Besitz der Gemeinde Heiligenzell über, die darin Wohnungen einrichtete. Infolge jahrelanger Vernachlässigung hatte der Bau großen Schaden erlitten. Da die Gemeinde nicht in der Lage war, die hohen Kosten für die Wiederherstellung zu übernehmen, stellte sie am 11. 9. 1970 beim Landratsamt Lahr den Antrag, das Gebäude abreißen zu dürfen. Am 4. 2. 1971 erteilte dieses die Abbruchgenehmigung. Doch dagegen erhob das Landesdenkmalamt in Freiburg Ein-

spruch, da es sich um ein bedeutendes Kulturdenkmal handle. Dank staatlicher Unterstützung wurde von der Gemeinde Friesenheim 1980 die Sanierung beschlossen, die Oktober 1984 abgeschlossen wurde. So blieb das ehemalige Schloßchen der Benediktiner von Schuttern erhalten.

Literatur:

O. Kohler, Das Schloßle in Heiligenzell, in: Geroldsecker Land 16/1974, S. 213—219; Fr. Schleicher, Die Schlösser in Heiligenzell, in: Ortenau 21/1934, S. 485—486; E. Ell, Historische Substanz des Heiligenzeller Schloßle, in: Altvater Nr. 8, April 1978; O. Hagmeier, Der Freihof zu St. Georgen in Heiligenzell. Friesenheimer Kirchenbote 1927—1932; E. Ell, Der Freihof zu St. Georgen in Heiligenzell, in: Altvater Nr. 2, 1984; H. Schmid, Säkularisation und Schicksal des Stiftes Schuttern und seiner Besitzungen in Wippertskirch und Heiligenzell 1806—1839, in: Ortenau 61/1981, S. 150—177; hier: S. 174—177 (Grundriß des Schloßchens S. 176).

Die Tiefburg Lahr (63)

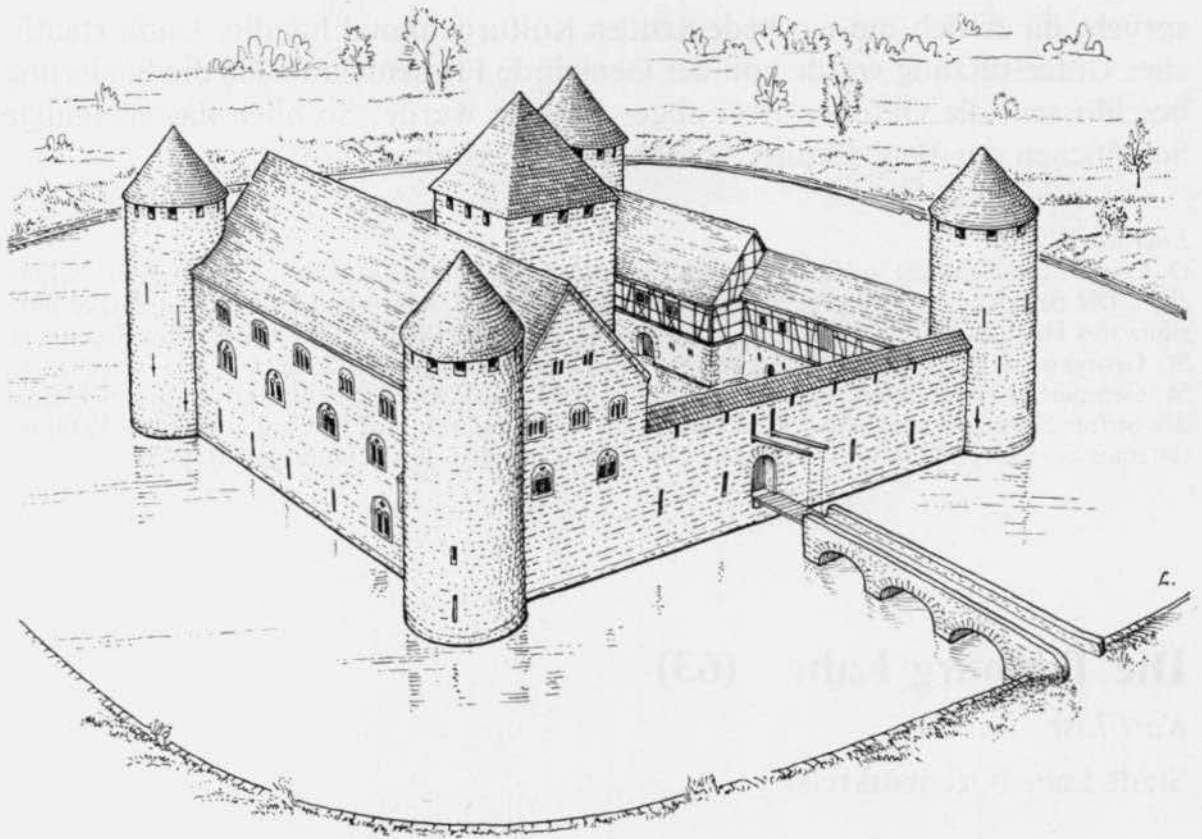
Karl List

Stadt Lahr (Ortenaukreis)

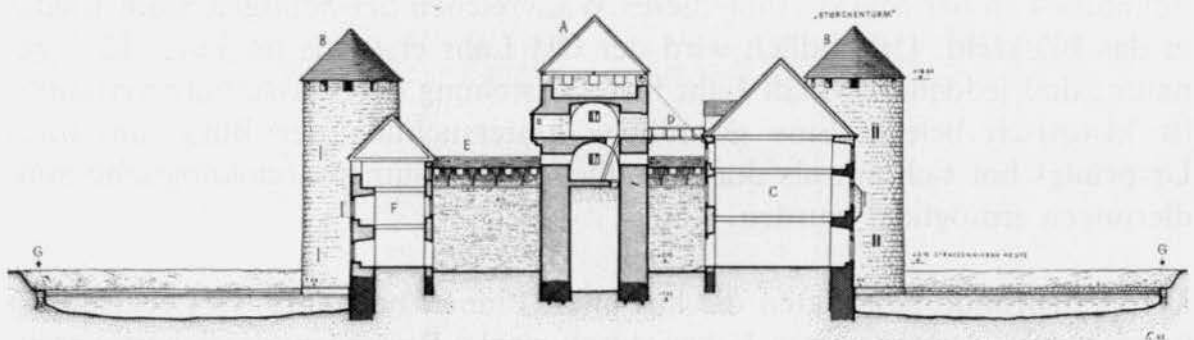
Der „*Storchenturm*“ mitten in der Stadt Lahr ist der Überrest eines einst mächtigen Wasserschlosses. Nach der Zerstörung und Abtragung war lediglich der nordöstliche Turm erhalten geblieben, doch durch spätere Bürgerhäuser weitgehend den Blicken entzogen. Erst im Jahre 1936 trat nach Abbruch des Eckhauses an der Marktstraße dieses Wahrzeichen der heutigen Stadt wieder in das Blickfeld. Urkundlich wird der Ort Lahr erstmals im Jahre 1215 genannt; daß jedoch die Stadt Lahr ihre Entstehung der Wasserburg verdankt, ist historisch belegt. Eine gründliche Untersuchung der Burg und ihres Ursprungs bot sich an, als durch bauliche Maßnahmen archäologische Sondierungen ermöglicht wurden.

Die Bodenfunde bestätigten die aus alten Plänen bekannte, fast regelmäßig quadratische Anlage, deren Ecken durch starke Rundtürme gesichert waren. Im Schnittpunkt der Diagonalen erhob sich ein quadratischer Bergfried, der an Festigkeit, nicht aber an Höhe die Ecktürme übertraf. An der Ostmauer, flankiert von zwei Ecktürmen, erhob sich der Palas. Wirtschaftsgebäude, Unterkünfte und Stallungen besetzten die Westseite. Die mächtige Burg wurde durch einen ca. 28 m breiten Wassergraben geschützt. Dieser Wassergraben besaß nicht eine einfache Uferböschung, sondern war durch eine gute Mauer aus Bossenquadern gefestigt und auf der Südseite — gegen das freie Feld — mit einem Wehrgang versehen.

Die Planmäßigkeit der Burganlage verrät eine Konzeption, die nicht durch tektonische Bedingungen beeinflusst war; eine vorherrschende Idee lag dem



*Tiefburg Lahr um 1240. Blick von Nordosten. Im Vordergrund der „Storchenturm“.
Zeichnung K. List*



*Tiefburg Lahr: Schnitt von Nordwesten nach Südosten.
Stark schraffiert = vorhandener Bestand, leicht schraffiert = ergänzt nach
Befund und Plan. A Bergfried, B Ecktürme, C Palas, D Fallbrücke, E Wehr-
gang, F Nebengebäude, G Grabenfassung. Zeichnung K. List*

Plan zugrunde und wurde in die Natur übertragen. Die Ableitung der Schutter zur Füllung des Wassergrabens bestätigt die souveräne Planführung. Die Klarheit und Strenge des Burgentyps finden wir wieder in den Burgen des Kaisers Friedrich II. Wie die äußere Grabenfassung war auch die ganze Burg in ihren Außenmauern aus Buckelquadern errichtet, Quader von 1,30 m bis 1,50 m

sind nicht selten. Diese Quadergrößen finden wir an der Hagenauer Kaiserpfalz, aber nicht mehr nach der Mitte des 13. Jahrhunderts an späteren Burgen. Weiterhin sind an der Tiefburg Lahr in den Winkeln an den Türmen Winkelquader eingesetzt, deren Bossen von der Außenmauer direkt zum Turm hinüberlaufen. Die Fugen sind schmal und dicht, die Quader weisen noch keine Zangenlöcher auf.



Tiefburg Lahr: Fenster mit Kleeblattblendbogen, Hälfte eines gekuppelten Fensters.

Aufn.: J. Mühlan

Während die Mauern des Bergfrieds ca. 3,00 m stark waren, betrug die der Ecktürme nur 2,00 m bei einem Gesamtdurchmesser von 8,60 m. Die runden Ecktürme erhoben sich ca. 19,00 m über dem Wasserspiegel. Alle Türme und Mauern wurden über Eichenholzbalken unter den Fundamenten errichtet. Leider sind nur wenige Architekturteile erhalten geblieben, deren Gestaltung einer kunstgeschichtlichen Einordnung dienen könnten. Doch lassen die Fenster des einst vielfenstrigen Palas erkennen, daß wir es nicht mit einer schlichten Ministerialenburg zu tun haben. Im Untergeschoß, 2,50 m über der Wasserlinie, befindet sich an der Ostseite das einfachste Palasfenster: zweiteilig mit Mittelpfosten. Über geraden Stürzen ist als Blende eine Schrägfase im Bogen herumgeführt. In der Mitte des Bogenfeldes öffnet sich ein Oberlicht in der Form eines übereckstehenden Karos, dessen Seiten sich nach innen wölben. Dieses merkwürdige Oberlicht — statt des Kreises oder Vierpasses — findet sich auch an den andern Fenstern des Palas, aber auch am alten Kirch- turm zu Wittelbach.

Die Fenster im Obergeschoß trugen als Blende einen Dreibergbogen. Eine dritte Fensterform ist nur zur Hälfte erhalten; sie ist die reichste in ihrer Ausbildung. Innen und außen begleiten eingestellte Säulchen die Gewände und den Mittelpfosten. Die schlanken Säulchen stehen auf flachen Basen und tragen kelchförmige Blattkapitelle. Ein kräftiger Rundstab setzt sich über den Kapitellen als Dreiberg fort, flankiert von zwei Hohlkehlen. Auch hier ist als Ober-

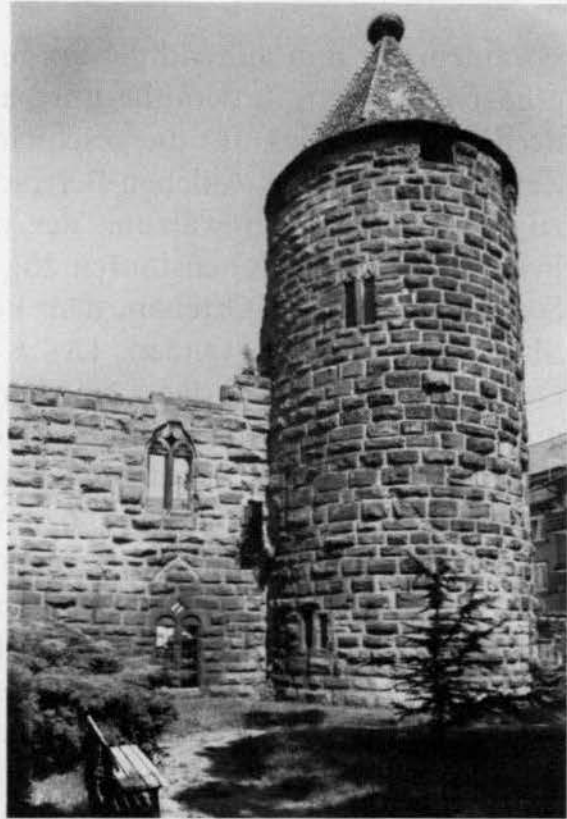


*Tiefburg Lahr: Gekuppeltes Rundbogenfenster des Palasuntergeschosses.
Aufn.: J. Mühlhan*

licht das übereck stehende Karo. Ähnliche Basen und Kapitelle finden wir im Elsaß in Obersteigen (1225), Neuweiler (1225) und der Burg Landsberg. Auch die Gewölberippen im Storchenturm mit Konsolen und Schlußstein findet man in dieser Zeit vielerorts; es ist der Stil des beginnenden Übergangs zur Gotik. Die gefundenen Stilelemente deuten auf eine Erbauungszeit der Burg im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts, doch läßt sich die Datierung noch enger fassen.

Schon immer haben die überaus zahlreichen und auch merkwürdigen Steinmetzzeichen an der Lahrer Burg Aufmerksamkeit erregt. Aber weder ihre vollständige Erfassung noch ihre Beziehung zu anderen Bauten aufzudecken, wurde versucht. Etwa dreißig verschiedene Zeichen waren bisher bekannt, eine gründliche Untersuchung am verbliebenen Rest der Burg ergab über siebenzig Zeichen. Da die heutige Ruine nur noch aus etwa einem Zehntel der einstigen Mauerflächen besteht, darf man annehmen, daß am Bau der Burg über hundert Steinmetze — ohne die Maurer und Mörtelmischer — beteiligt waren.

Wir kennen keine Burg, die soviel verschiedene Zeichen aufzuweisen hat. Das Aufgebot an Arbeitern beim Bau der Burg muß außerordentlich groß gewesen sein. Alles läßt auf große Mittel und eine kurze Bauzeit schließen. Die Zeichen sind auch nicht an einzelnen Bauteilen lokalisiert, sondern treten an diagonal entgegengesetzten Türmen auf; die Maurer haben anscheinend die fertigen Quader laufend abgeholt, was die Steinmetze nötigte, jeden Quader zu zeichnen.



*Tiefburg Lahr: Der Storchenturm.
Aufn.: J. Mühlau*

Naturgemäß ist Burgenbau gegenüber dem Bau von Kirchen immer beschleunigt, da eine unfertige Burg schlecht verteidigt werden kann. Die politischen Zeitumstände entscheiden darüber, ob man sich Zeit nehmen darf. Alles deutet daraufhin, daß mächtige Interessen hinter dem schnellen Bau der Burg Lahr standen. Vorerst sehen wir die Zeichen näher an. Eine Anzahl sind typisch für die Zeit vor 1250, als noch der Steinmetz sein Zeichen selbst wählte und nicht von der Bauhütte zugewiesen bekam. Da sind gegenständliche Dinge: Schlange, Fisch, Fuß, Vogelkopf, Horn, Stern, Vierpaßschlinge, Zirkel, Eichel, Lilie, Anker, Rad, Topfhelm u.a. Natürlich ist es wenig sinnvoll Kreuzen, Pfeilen und Winkeln nachzugehen, da diese überall vorkommen. Doch die sehr persönlichen Zeichen lassen sich verfolgen und können dem Nachweis eines Meisters, oder einer Steinmetzen-Dynastie dienen. So ist der genau gleiche Zirkel in Rosheim und in Lahr, das Pentagramm in Hagenau, Schlettstadt, Straßburg, Tennenbach und Lahr, der Fisch in St. Fides in Schlettstadt und Lahr, das Rautenkreuz auf Burg Diersburg und in Lahr. Die Vierpaß-

schlinge — eine Binderune — finden wir als Meisterzeichen zu einer Zeit, als nur Meister ihre Zeichen setzten, in Schuttern (1160), an der Abteikirche in Alspach (1150) und häufig an der Burg Lahr, wo dieses Zeichen die Form der Burg selbst symbolisiert wiedergibt. Viele Zeichen könnten im Zeitvergleich dazu verleiten, die Erbauung der Burg zu früh anzusetzen. Es ergab sich später die Möglichkeit einer exakten Datierung durch das Hilfsmittel der Dendrochronologie.

Nachdem wir nun anhand der vorgefundenen Formstücke den Zeitraum eingrenzen konnten, in dem die Burg errichtet worden sein muß, wird es erforderlich, einen Blick auf die geschichtliche Situation in der Ortenau zu dieser Zeit zu werfen. Das Ableben Bertold V. von Zähringen im Jahre 1218 führte zu einer völligen Umwälzung der politischen Verhältnisse in der Ortenau. Friedrich II. von Hohenstaufen zog das Grafenamt an sich und setzte einen Statthalter über die Ortenau, dem königliche Schultheißen in Offenburg und Mahlberg zur Seite standen. Des Kaisers Interesse mußte daran liegen, die Ortenau als Durchgangsland zwischen den staufischen Stammländern Schwaben und Elsaß sicherzustellen. Dieser Neuordnung diente eine Tagung im November des Jahres 1218 auf Burg Mahlberg, zu welcher der Kaiser Angehörige des hohen Adels und die führenden Ministerialen der Ortenau befohlen hatte. Es galt auch Lehen und Vogteien neu zu bestätigen. Unter den Geladenen befand sich auch ein „Heinricus de Geroldsecke“, der die beherrschende Burg auf dem Rauhkasten innehatte, denn die Burg gleichen Namens auf dem Schönberg existierte noch nicht. Das freie Adelsgeschlecht, das sich seit dem ersten Drittel des 12. Jahrhunderts nach seiner Burg nannte, war seit Jahrhunderten in der Landschaft ansässig. So lag es nahe, daß Friedrich II. die Herren von Geroldseck in Dienst nahm. Gegen die Erben der Zähringer — die Grafen von Freiburg —, die des Kaisers Neuordnung nicht akzeptierten, waren Sicherungen erforderlich: Friedrich II. steht hinter dem Bau der Burgen Lahr und Schwanau. Beide Burgen finden wir in den Händen der Herren von Geroldseck. Wo die Straßen von Oberehnheim nach Villingen und die von Mahlberg nach Offenburg sich kreuzen, entstand die Lahrer Burg. Am Rheinübergang entstand die Burg Schwanau zum Schutz der Flußschiffahrt; der Rheinzoll war königliches Regal. Dem Aufstieg der Herren von Geroldseck zur vorherrschenden Dynastie in der Ortenau stand nichts mehr im Weg. Mit Walter I., der mit großer politischer Begabung die Geschicke der Dynastie lenkte, erreichten die Herren von Geroldseck beiderseits des Rheins eine Machtfülle, die zu einer Territorialherrschaft am Oberrhein zu führen schien. Doch mit dem Krieg der Stadt Straßburg gegen ihren Bischof Walter von Geroldseck, dem Sohn Walter I., im Jahre 1262 war auch die Macht der Herren von Geroldseck gebrochen. Die Stadt Lahr gedieh jedoch im Schatten des mächtigen Schlosses. Als auch die königliche Macht der Staufer dahinsank, behielten die Herren von Geroldseck ihre Privilegien und selbstverständlich auch ihre Bur-

gen Lahr und Schwanau, ebenso Burg Schenkenzell, die Friedrich II. im Jahre 1218 den zähringischen Erben genommen hatte.

Das weitere Schicksal der Burg und ihr endgültiger Untergang sei hier kurz geschildert. Nach dem Aussterben der Lahrer Linie der Geroldsecker 1426 wechselten die Herrschaften über die Stadt Lahr und damit auch über die Burg, die bis in die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg erhalten geblieben war. Erst als in den Kriegswirren um 1677 eine französische Armee am 15. September dieses Jahres die Stadt Lahr brandschatzte und zerstörte, sank auch das Schloß in Trümmer. Die immer noch mächtigen Ruinen der Türme wurden aber erst durch ein starkes Erdbeben am 3. August 1728 so sehr geschädigt, daß sie mit Ausnahme des heutigen Storchenturmes vollends abgetragen wurden. 1756 verkaufte Fürst Carl von Nassau außer dem „Thurn“ und einem „Fölterstübchen“ den ganzen Schloßbereich für 2000 fl an die Stadt Lahr. In den folgenden Jahrzehnten wurde die Schloßruine allmählich abgetragen und der Schloßraum überbaut. Von der ganzen Anlage blieb nur der Storchenturm mit den 2 anschließenden Mauerstücken stehen. Über diese Spätzeit des Lahrer Schlosses berichtet Ph. Brucker ausführlich in: Wasserburg Lahr, Lahr 1977.)

Literatur:

K. List, Die Tiefburg Lahr — ein staufisches Schloß, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 9/1966. Heft 3/4; Ph. Brucker, Wasserburg Lahr. Lahr 1977.—H. Steurer und K. Meurer, Die Tiefburg zu Lahr, in: Ortenau 21/1934, S. 496—507.

Die Burg zu Burgheim bei Lahr (63)

Karl List

Stadt Lahr (Ortenaukreis)

Durch das alte Dorf Burgheim, nordöstlich über Lahr gelegen, zog einst eine Römerstraße, die in den Vorbergen nach Norden lief. An ihr lag ein römischer Hof, von dem ein Brunnen, Keramikscherben und Ziegelbruch letzte Zeugen sind. Neben dem Brunnen aber wurde die erste Kirche der Landschaft zu Beginn des 7. Jahrhunderts (eher früher) gegründet, die dem Herrengeschlecht des merowingischen Königshofes diente. Der Königshof war befestigt — wohl mit Wall und Wohnturm, und der Ort erhielt von ihr seinen Namen. Bei der Errichtung der Neubauten am Höhenweg fand sich in 0,80 m Tiefe ein ausge dehntes Kleinpflaster von frühmittelalterlicher Struktur; es blieb leider unvermessen und unerforscht.

Reiche Grabbeigaben und ein burgundischer Monolith-Sarkophag des 7. Jahrhunderts künden von dem Adelsgeschlecht, das hier im Dienst der fränkischen Krone die ehemals römischen Areale — jetzt Königsgut — überwachte. Zeittypisch finden sich in Burgheim benachbart: Königshof, Herrenkirche und Kloster (Schuttern). Lange vor der Erbauung der Tiefburg Lahr war die Burg über Burgheim bedeutungslos geworden, das Adelsgeschlecht blieb jedoch der Landschaft treu. Als Walter I. von Geroldseck einen Teil des Giesen und Kuhbach im Jahre 1272 dem Abt von Schuttern für das Seelenheil seiner Söhne schenkte, reichte er weiter, was er von seinem Vorfahr Hermannus ererbt hatte, denn dieser hatte es bei der Weihe seiner Kirche (1035) vom Bischof Wilhelm erhalten. Von der wohl ältesten Herrenburg der Ortenau selbst künden heute nur noch die Gewinn-Namen Burgbühl und Burgstall.

Literatur:

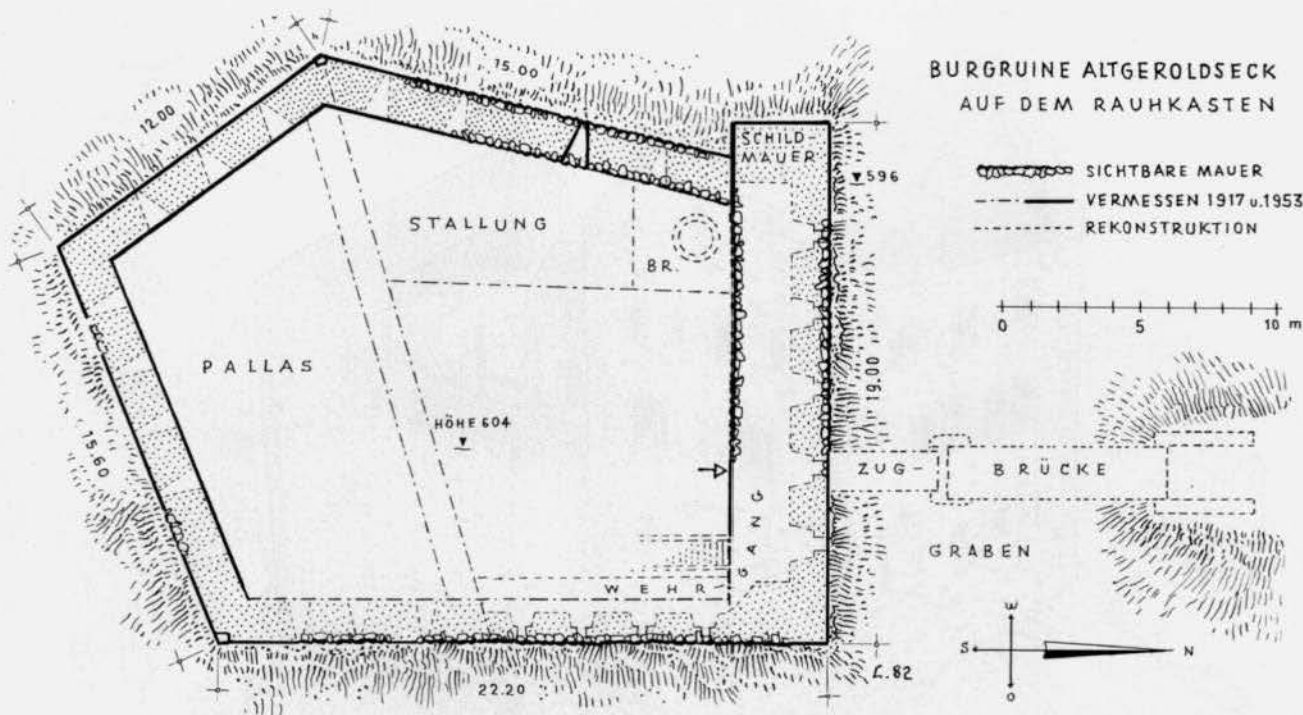
K. List, Der merowingische Königshof Burgheim und sein Herrengeschlecht, in: Geroldsecker Land, 20/1978, S. 133—144; A. Ludwig, Die Burg zu Burgheim, in: Ortenau 21/1934, S. 494—495.

Die Burg Altgeroldseck auf dem Rauhkasten (64)

Karl List

Gemeinde Seelbach (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Schönberg

Auf der Höhe 604 in einer Entfernung von 1750 Meter Luftlinie nördlich der Burgruine Hohengeroldseck befinden sich Mauerreste einer abgegangenen Burg. Der Öffentlichkeit kam diese Burg erneut ins Bewußtsein, als der Lahrer Zimmermeister Karl Langenbach kurz vor dem ersten Weltkrieg beim Bau eines Aussichtsturmes auf frühes Mauerwerk stieß. Fundamentmauern wurden bei näherer Untersuchung aufgedeckt, die eine Fläche von nur ca. 460 Quadratmetern umschlossen. Die damalige Untersuchung blieb unvollständig, denn das fehlende Ostfundament konnte auf eine Länge von 22 Meter im Jahre 1953 nebst den schon bekannten Mauerzügen eingemessen werden. Schon F. X. Steinhart hatte 1917 die nördliche Schildmauer der kleinen Burg in ihrer ganzen Ausdehnung und mit 3,60 m Breite eingemessen. Die gefundenen Mauern bestehen aus dem anstehenden Porphyr, doch Gewändesteine und Eckquader sind aus rotem Sandstein gearbeitet, was spärliche Funde bezeugen. Aber die Bearbeitung dieser Quader, die „geflächt“ sind, verweist die kleine Burg in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. Der Fund eines Gewändestücks, von einem Portal stammend, mit einem Diamantfries besetzt, bestätigt die frühe Erbauung. Die Steilhänge im Osten, Süden und Westen gestatteten nicht einen umschließenden Wallgraben. Doch vor der starken Schildmauer war der Höhenrücken tief durchstoßen, so daß die Burg hier nur über eine Zugbrücke zu betreten war.

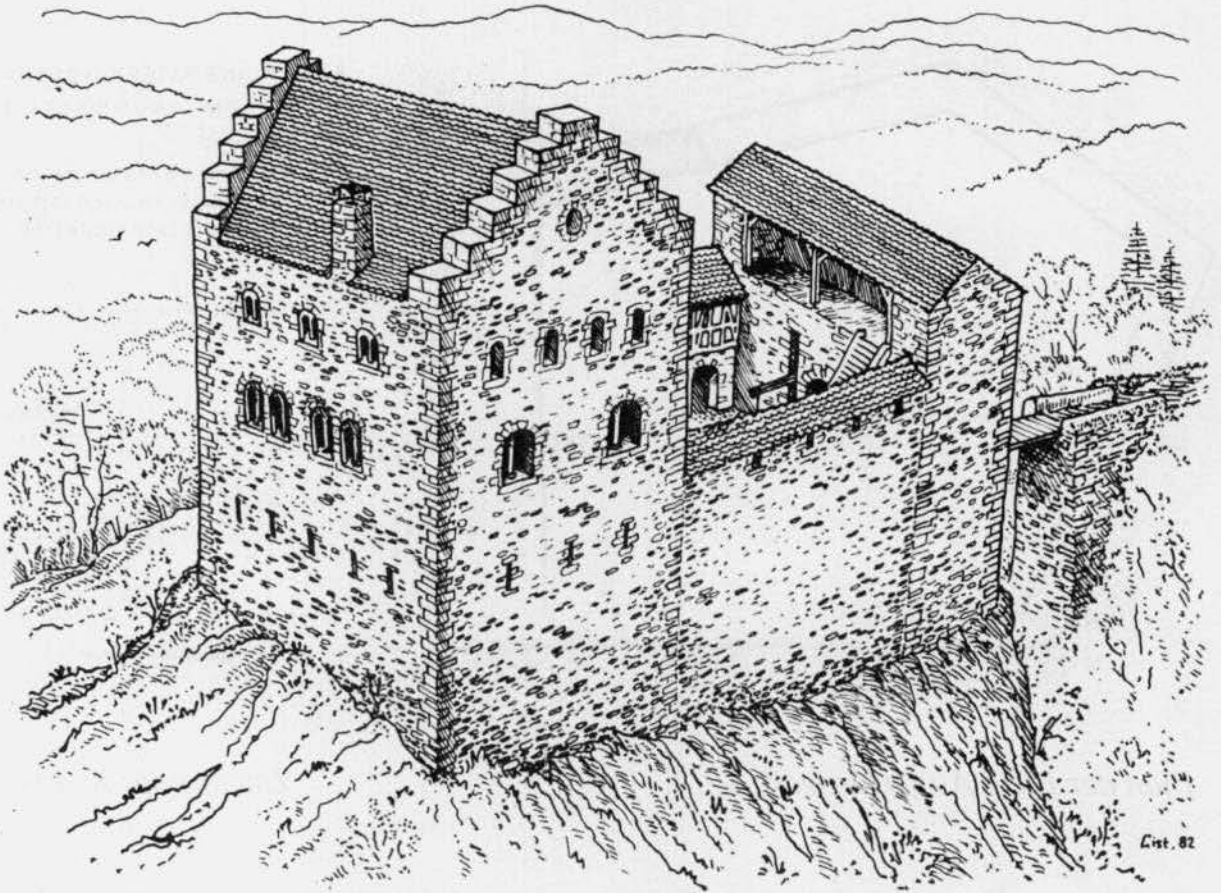


Plan der Burg Altgeroldseck.

Zeichnung: K. List

Der Gesamtbefund ergab, daß der Palas mit seinen Wohnräumen die Hälfte des umbauten Südteils einnahm. Zwischen Palas und der starken Schildmauer im Norden befand sich der innere Hof von ca. 10 auf 12 Meter Weite, im Westen begrenzt von Stallungen und dem Brunnenhaus, welche durch die westliche vorspringende Schildmauer abgedeckt waren. Die breite Schildmauer wurde natürlich im oberen Teil durch einen Wehrgang gekrönt. Darüber hinaus ließ der Befund erkennen, daß die Burg nicht durch kriegerische Ereignisse oder Brände zerstört wurde, sondern wohl von ihren Besitzern aufgegeben und abgetragen worden war. Nach der gewaltsamen Zerstörung einer Burg finden sich nicht nur viele gut bearbeitete Werkstücke, Ziegel und auch Hausgerät; vor allem zeigen Brandspuren und Ziegelbruch gewaltsame Untergänge an. Hier aber sind gute Werksteine fortgetragen; auf der Hohengeroldseck finden wir solche Spolien vermauert. Damit beantwortet sich schon die längst fällige Frage nach den Herren dieser frühen Burg.

Ein Schutzbrief des Papstes Innozenz II. für das Kloster Gengenbach aus dem Jahre 1139 weist daraufhin, daß der vierte Teil des „Castrum Geroldeshecke“ dem Kloster gehöre. Da zu dieser Zeit die Burg Geroldseck auf dem Schönberg noch nicht existierte, handelte es sich um unsere Rauhkastenburg, die ein Kerolt (= Gerold) sich zu Beginn des Jahrhunderts auf dieser unwirtlichen Höhe zum Schutze seiner Silbergruben an den Südwesthängen des Bergmassivs errichtete. Seit dem 11. Jahrhundert nennen sich die großen Geschlechter nach ihren Burgen, auch die Geroldsecker, die nun mit den guten Werksteinen auch



Rekonstruktion der Burg Altgeroldseck.

Zeichnung: K. List

ihren Namen auf den Schönberg trugen. Als an einem Novembertag des Jahres 1218 dem edlen Herrn „Heinricus de Geroldisece“ Kaiser Friedrich II. auf der Burg Mahlberg die Erlaubnis zum Bau der Tiefburg Lahr gab und damit die Herren von Geroldseck in die Neuordnung der Ortenau einbezog (der Kaiser selbst hatte das Grafenamt in der Ortenau an sich gezogen), kam Heinrich von Geroldseck zweifellos von der Rauhkastenburg. Der Bau der Tiefburg Lahr, vor allem jedoch die reichhaltigeren Silberfunde im Prinzbachtal nahmen der Rauhkastenburg ihre ursprüngliche Schutzfunktion. Eine Hochburg auf dem Schönberg an der Paßstraße bot sich an, und damit war das Ende der Burg „Altgeroldseck“ gekommen.

Literatur:

K. List, Die Burg „Altgeroldseck“ auf dem Rauhkasten, in: Geroldsecker Land 25/1983, S. 18—26; F. X. Steinhart, Die Burgruine auf dem Rauhkasten, in: Ortenau 21/1934, S. 331—336.

Die Burg Hohengeroldseck (65)

Karl List

Gemeinde Seelbach (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Schönberg

Name: Gerolteshecke (1139), Geroltseck (1228), Hochengeroltzeck (1449)

Eine der markantesten Burgruinen im badischen Land ist die Hohengeroldseck auf dem *Schönberg*, einst Schimberg genannt. Die Burg thronte gleichermaßen über dem Kinzigtal und dem Tal der Schutter; sie beherrschte die Paßstraße, die vom Elsaß über den Rhein kommend nach Schwaben führte. Der Schönberg verdient seinen Namen zu recht; allmählich ansteigend, gipfelt er in einem steilen Porphyркеgel von 525 Meter ü.d.M. Ein Berg, den mit einer Burg zu krönen ein mittelalterliches Herrengeschlecht reizen mußte, zumal seine strategische Position in der Landschaft nicht zu übersehen war. Die steilen, zerklüfteten Felsen machten die Burg in einer Zeit, die noch keine weittragenden Geschütze kannte, unangreifbar. Der Gipfel des Berges selbst bot zudem genügend Raum für mächtige Bauten, einen weiten Zwinger und starke Ringmauern.

Es ist verständlich, daß um einen solchen Berg und seine Burg schon früh Legenden und Sagen sich ranken. Schon die Römer seien mit einer Befestigung auf dem Berg gewesen, welche die Alemannen bei ihrer Landnahme im Jahre 407 zerstört hätten. Oder: Gerolt, ein römischer Senator sei zur Zeit Karls des Großen im Jahre 798 der Erbauer der Burg gewesen. Alle diese frühen Geschichten sind legendarisch und ohne historische Belege. Auch die Stammregister der Herren von Geroldseck in der Pappenheimschen Chronik — in denen die Geroldsecker zur Zeit Heinrich I. nachgewiesen werden — sind Legende. Weder archäologische Befunde noch historische Fakten weisen auf eine Erbauung der Burg vor dem 13. Jahrhundert. Der Name „von Geroldseck“ kann leicht irreführen; es gibt eine Anzahl mittelalterlicher Geschlechter, die diesen Namen tragen, ohne jedoch verwandt zu sein. Bereits die Geroldsecker „am Wasichen“ (Große und Kleine Geroldseck, Gemeinde Haegen/Unterelsaß) sind ein anderes Geschlecht, nicht verwandt mit unserem Geschlecht in der Ortenau und zeitweise deren Gegner wie im Krieg des Bischofs Walter von Geroldseck mit der Stadt Straßburg im Jahre 1262. Die Geschlechternamen entstanden spät und erst mit ihren Stammburgen. Zumeist führte der Name des Berges zum Namen des Geschlechts, so: von Hohenstaufen, von Hohenzollern, von Habsburg, von Üsenberg, von Hachberg. Seltener gibt der Name des Erbauers einer Burg dieser seinen Namen, wie das bei der Burg Geroldseck der Fall ist.

Das Geschlecht der Herren von Geroldseck erscheint urkundlich in einer Zeit, als sie ihre Burg auf dem Schönberg noch nicht erbaut hatten. Im Jahre 1139 stellte Papst Innozenz II. dem Kloster Gengenbach einen Schutzbrief aus, in

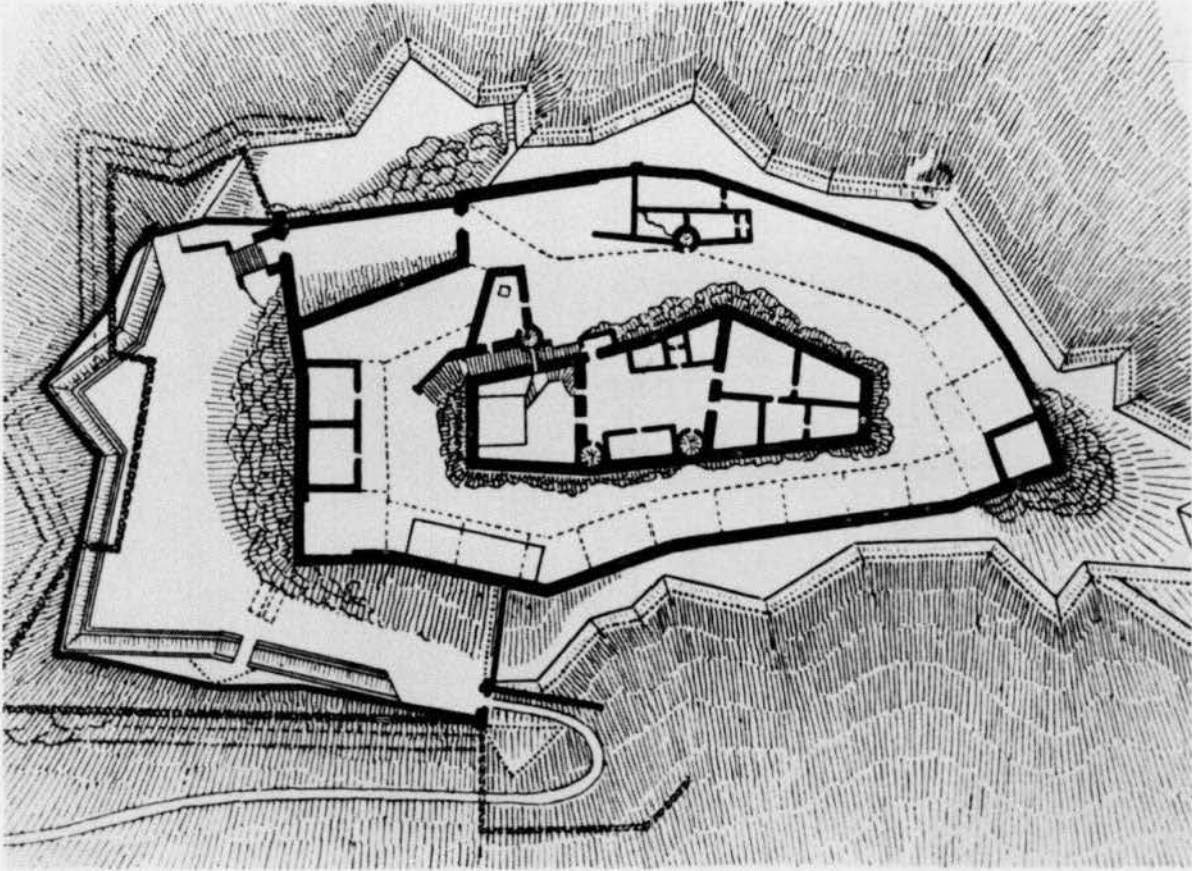


Die Hohengeroldseck: Blick vom Treppenturm des Palas nach Westen.

Aufn.: J. Mühlan

dem der vierte Teil des Berges, auf welchem das „Castrum Gerolteshecke“ erbaut wurde, als Eigentum des Klosters bestätigt wird. Das Castrum — die Burg — ist also schon erbaut und trägt einen bereits geläufigen Namen. Dieser Name kommt von einem Gerolt — oder Kerolt —, der auf einem Eck, also einem Felsgipfel, seine Burg erbaute. Am Schönberg aber hatte das Kloster keine Rechte, wohl aber an der nahen Höhe 604, *dem Rauhkasten*. Hier finden wir, ca. 1700 m vom Schönberg entfernt, die Ruine der Altgeroldseck und nahe dabei den „Abtswald“ des Klosters Gengenbach. Von hier brachte das Geschlecht seinen Namen mit auf den Schönberg. Die Rauhkastenu ruine weist in Quaderbearbeitung und Werkstücken auf eine Erbauung zum Anfang des 12. Jahrhunderts hin; einige Werkstücke in der Ruine der Hohengeroldseck zeigen gleiche Merkmale. Sie sind als Spolien beim Abbruch der Rauhkastenburg in der neuen Burg verbaut worden, so z. B. ein romanischer Dreipaßsturz in einer Nische der Westwand des Ritterhauses.

Der Wanderer, der die Ruine von Ferne sieht, gewinnt zwar den Eindruck einer mächtigen Anlage, aber keinen Gesamtüberblick. Den bietet nur ein Blick aus der Vogelschau oder der Grundrißplan des Ganzen. Diesem wenden



Die Hohengeroldseck: Der Grundriß des Genieoffiziers Beaulaincourt zeigt den Baubestand 1693 sowie die vorhandenen und geplanten Verschanzungen.

wir uns zu. Die mittelalterliche Burg — ohne die späteren Vorwerke — hatte eine Länge von ca. 95 Metern, gemessen von der Ringmauer über dem Vorgraben, der durch die Zugbrücke überwunden wurde, bis zum südöstlichen Mauerstütz. In der Breite von Süden nach Norden messen wir nur 50 Meter. Der Zugang zur Burg über die Zugbrücke lag direkt an der Nordwestecke der Ringmauer. Nach Passieren des Tores betrat man ein Vorwerk von 20 Meter Länge, in welchem ein eingedrungener Feind von der südlich flankierenden, auf drei Meter hohen Felsen aufsitzenden Scharnmauer leicht besiegt werden konnte. Durch die Grabung einer Lahrer Pfadfindergruppe wurde das Vorwerk 1983 bestätigt.

Verließ man das Vorwerk durch eine östliche Pforte, so befand man sich in dem weiten Zwinger der Burg — dem äußeren Burghof — und zwar vor dem Brunnenhaus. Der Zwinger ist von wechselnder Breite und umschließt die eigentliche Kernburg. Diese bestand aus dem hinteren und älteren Ritterhaus oder Palas, dem späteren Vorderhaus und dem inneren Burghof, elf Meter über dem Niveau des Zwingers. Das Gelände des umschließenden Zwingers ist ursprünglich regellos voller Klüfte und Felsen gewesen und wurde beim Bau der Burg planiert. Die in der Mitte herausragenden Felsmassen endeten in zwei



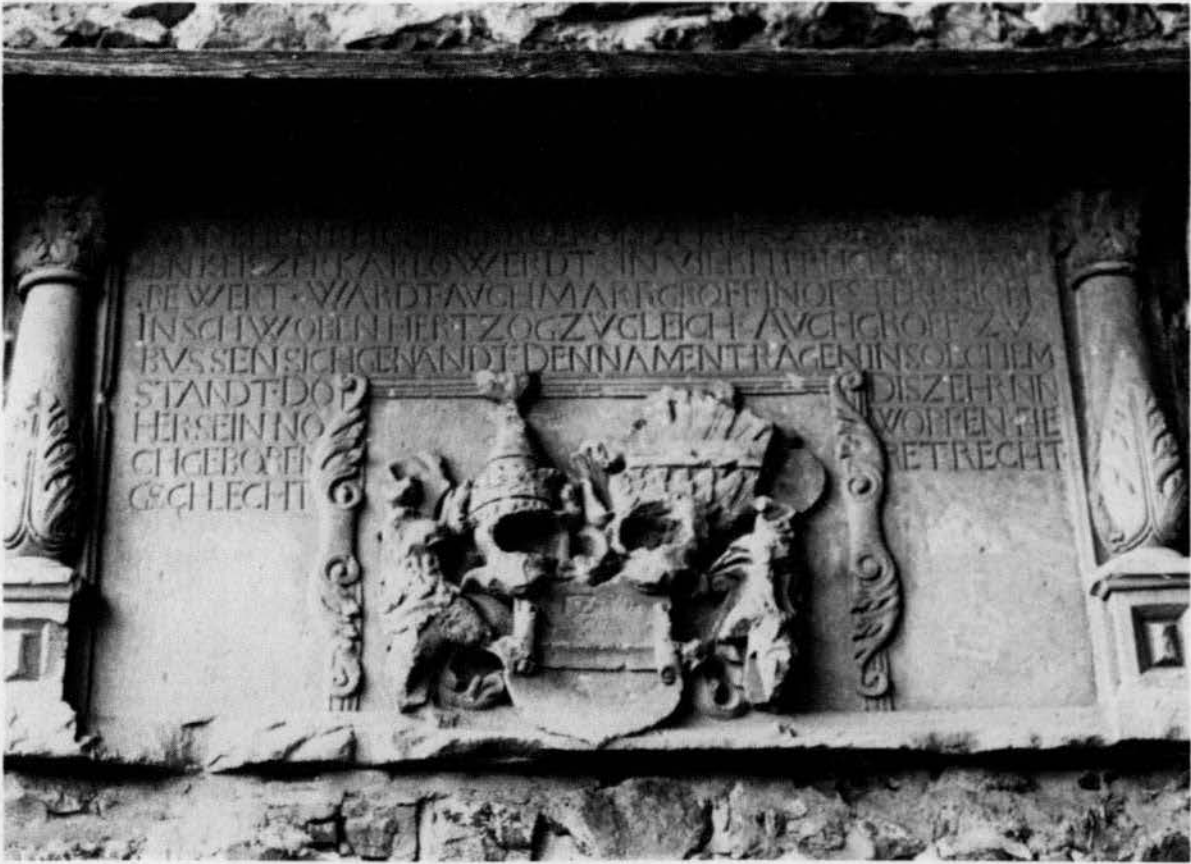
Die Hohengeroldseck: Blick über den Palas nach Osten.

Aufn.: J. Mühlhan

Gipfeln; auf dem östlichen finden wir heute das Ritterhaus, auf dem westlichen die Ruine des Vorderhauses. Der Raum zwischen beiden Häusern wurde eingeebnet für den oberen Hof, der auf seiner Nordseite durch eine hohe Wehrmauer abgedeckt war. Der Aufstieg vom Zwinger zur oberen Burg erfolgte über eine Treppenanlage unter der Nordwestecke des Vorderhauses und führte über eine hölzerne Brücke zum Innenhof.

Die unregelmäßigen Felsmassen, auf denen die Hauptgebäude sitzen, zwangen zum Ausgleich der Fundamentbasen. Dies geschah durch die Konstruktion weitausgreifender Entlastungsbögen aus guten Sandsteinquadern. Ein solcher Quader in der Mitte der Südfront trägt ein kleines Steinmetzzeichen; es zeigt das Wappen der Herren von Geroldseck in frühgotischer Form. Das gleiche Zeichen in gleicher Größe findet sich um 1260 am Chor der Stiftskirche in Lahr. Unter dem gleichen Bogen befand sich einst ein direkter Ausgang vom Zwinger zum oberen Hof; die Wendeltreppe ist heute zerstört, der früher offene Bogen jetzt vermauert. Die den Zwinger einfassende Ringmauer trug einen Wehrgang mit Schießscharten, von denen noch einige erhalten sind.

Die Mauer selbst war 2,10 m dick und vom Zwingerboden bis zum Wehrgang 6,50 m hoch. Im Schutz der Ringmauer sind — an diese angelehnt — Stallun-



*Die Hohengeroldseck: Die Wappentafel im oberen Burghof (um 1530). Sie berichtet von der Gründung der Burg durch den sagenhaften Herzog Geroldt von Schwaben.
Aufn.: J. Mühlan*

gen, Schöpfe und auf der Nordseite ein Gesindegebäude mit einem Treppentürmchen zu einem Obergeschoß.

Die auf dem Porphyrfelsen errichteten Hauptgebäude mit ihrem Innenhof hatten eine Längsausdehnung von ca. 50 m in ost-westlicher Richtung, die äußerste Breite beträgt ca. 20 Meter. Das mächtige hintere Ritterhaus auf dem östlichen Felsen erhob sich vier Geschosse hoch, deren einzelne Höhen mit 3,30 m, 4,40 m, 4,00 m und im obersten Geschoß 3,10 m betragen. Der süd-östliche Giebel erhob sich 33 Meter über dem Zwinger und den hier hochragenden Felsen. Das zweite Obergeschoß diente vorwiegend der Repräsentation bei festlichen Anlässen, was die Fassade mit ihren reich ausgebildeten Fenstern erkennen läßt. Hier war der Rittersaal mit ca. 8 mal 10 Meter Größe. Die Fenster des Rittersaales sind in Zweiergruppen zusammengefaßt, deren jede drei schmale spitzgotische Öffnungen aufweist. Entsprechend der inneren Bogennische ist der mittlere Spitzbogen erhöht. Die zwei Nischenbögen werden bei ihrem Zusammenstoß von Säulchen getragen, deren Basen mit ihren typischen Merkmalen in die Mitte des 13. Jahrhunderts weisen. Die Eckquader des mächtigen Palasgebäudes wie auch die Gewändesteine bestehen



Die Hohengeroldseck: Das Ritterhaus (auch das Hintere Haus genannt).

Aufn.: J. Mühlau

aus Sandstein, während das übrige Mauerwerk dem anstehenden Porphyr des Untergrundes entnommen wurde. In den südlichen Winkeln des 15 Meter breiten Innenhofes führen zwei Treppentürme in die oberen Geschosse der beiden Herrenhäuser. Der zum Ritterhaus führende Treppenturm ist noch bis zum obersten Geschosß begehbar. Beide Treppentürme bestehen aus vorzüglich gearbeiteten Sandsteinquadern, und diese enthalten zahlreiche Steinmetzzeichen; die Außenquader sind geflächt und ohne Bossen.

Auch am Ritterhaus findet man zahlreiche Steinmetzzeichen, die ebenso wie die Zeichen des Treppenturmes dem mittleren Drittel des 13. Jahrhunderts zuzuweisen sind. Unter den Zeichen sind solche, die bereits an der älteren Wasserburg in Lahr gefunden wurden, auch an einem Fenster der Ruine Diersburg. Andere Zeichen finden wir wiederum am Chor der späteren Lahrer Stiftskirche. Es handelt sich um Zeichen einer Zeit, in der die Meister ihr Zeichen frei wählten und noch nicht durch die Bauhütte zugewiesen bekamen. Der Meister des Brunnenhauses ist vermutlich ein Angehöriger der Steinmetzdynastie, die schon 25 Jahre früher an der Lahrer Burg tätig war, oder er ist selbst der Meister von Lahr.



Die Hohengeroldseck: Das Innere des Ritterhauses. Die Fensternischen mit ihren zu je drei zu einer Gruppe zusammengefaßten Spitzbogenöffnungen gehörten zum Rittersaal im 2. Obergeschoß. *Aufn.: J. Mühlau*

Das Brunnenhaus ist ein früher Teil der Burg; sein Wasser benötigte man schon zur Mörtelzubereitung. Der Brunnen selbst war 65 Meter tief in das harte Urgestein getrieben; eine bergmännische Leistung, bei welcher sicherlich die erfahrenen Silbergrubenarbeiter der Geroldsecker mitgewirkt haben. Der tiefe Schacht (65 m) ist im oberen Teil mit guten Quadern gefaßt und endete in einer viereckigen Brüstung. Da von der Wasserversorgung — zumal bei einer Belagerung — das Leben der Besatzung abhing und die Burg ohne Wasser nicht zu halten war, wurde der Brunnen durch ein zu verteidigendes festes Brunnenhaus mit 1,50 m starken Mauern geschützt. Drei Seiten des Brunnenhauses lagen zum Zwinger hin frei, die vierte lehnte an die Felswand. Ein kleines Trepentürmchen verband den Brunnen mit der oberen Burg und dem Vorderhaus, zu dem eine eigene Treppe führte. Die Quadereinfassungen an Türen und Maueröffnungen mit Randschlag und gespitztem Spiegel zeigen, daß das Brunnenhaus zu den frühesten Bauten der Burg zu zählen ist.

Das vordere Haus — oberhalb des Brunnenhauses — war kleiner und auch schwächer in seinen Mauern, als das Ritterhaus. Daß es später gebaut wurde,

als jenes, zeigen die Bossenquader seines Untergeschosses mit ihren sehr breiten Randschlägen. Das Haus hatte zwei Eingänge. Vom Hof aus der südliche führte mit dem Treppenturm in die oberen Geschosse, der andere an der Nordwestecke des Hofes führte zum Brunnenhaus und wohl auch zur Burgkapelle, deren Erker auf der Zeichnung von Jakob von Grimmelshausen gut zu erkennen ist. Die weitgehende Zerstörung des vorderen Hauses gestattet keine sicheren Aussagen über die Gestaltung seiner oberen Geschosse. Ein Vergleich der Bossenquader des Untergeschosses mit den Quadern der Lahrer Tiefburg zeigt den sehr unterschiedlichen Charakter; die späteren auf der Geroldseck finden wir noch im 15. Jahrhundert.



Die Hohengeroldseck: Nordostecke des Palas. Aufn.: J. Mühlhan

Die Herren von Geroldseck

Da die Burg Hohengeroldseck die bedeutendste Burg dieses Herrengeschlechtes ist und auch den Höhepunkt der Macht, die einst von dem Geschlecht ausging, eindringlich vor Augen führt, ist es angezeigt, den Spuren, die das Herrengeschlecht in der Geschichte hinterlassen hat, nachzugehen. Ihren Namen haben die Herren von Geroldseck von der Gipfelburg auf dem nahen Rauhkasten. Die an den Südhängen dieses Bergmassivs liegenden Silbergruben haben die Geroldsecker, seit Bischof Wilhelm von Straßburg auf dem

Kirchweihfest im Jahre 1035 den Gießen (oder Dießen) mit dem Ort Kuhbach an Hermannus, den Herrn in Burgheim, geschenkt hat. Und nur so konnte auch Walter I. von Geroldseck im Jahre 1272 dieses Erbe weitergeben an den Abt des Klosters Schuttern zum Seelenheil seines Sohnes Hermann, der in der Klosterkirche bestattet lag. Dieser Hermannus von Burgheim, der über der uralten Kirche seiner Ahnen und ihren Gräbern seine neue Eigenkirche errichtet hatte, ließ sich als Stifter in dem Sarkophag seiner Vorfahren an dem Platz bestatten, der dem Stifter zukommt, in der Westapsis, die zu diesem Zweck seiner Kirche angebaut worden war. Den Sarkophag hatte sich einst im 7. Jahrhundert ein Urahn aus Burgund kommen lassen, woher auch die Schmuckstücke aus den Gräbern der ältesten Familienmitglieder stammten. Der Sarkophag war — wie üblich — mehrfach benutzt und zuletzt in der Westapsis frei aufgestellt, was die Putz- und Farbspuren an dem Monolith eindeutig erkennen lassen. Diese für das 7. Jahrhundert typischen Sarkophage mit ihrer signifikanten Steinbearbeitung finden sich vorwiegend in Burgund, vereinzelt als Transportsärge im Pariser Becken, bei der hl. Odilia, auf dem Saint Mont bei Remiremont und in Mauersmünster. Die einstigen Herren von Burgheim sind die Ahnen der Herren von Geroldseck, und sie sind mit einiger Sicherheit seit der alemannischen Landnahme im 5. Jahrhundert in Burgheim ansässig, wo sie im Dienst der merowingischen Könige Herren des Königshofes wurden.

Die Spuren der Herkunft des Geschlechts haben wir aufgedeckt; über die Glanzzeit und den Untergang der Herren von Geroldseck unterrichten uns bekannte historische Fakten. Als Heinrich von Geroldseck im November des Jahres 1218 zur Burg Mahlberg geladen wurde, hatte Friedrich II. von Hohenstaufen bei der von ihm vorgesehenen Neuordnung der Ortenau nach dem Tod des letzten Zähringers für die Herren von Geroldseck besondere Aufgaben im Sinn. Um den Erben der Zähringer Paroli bieten zu können, bedurfte es strategischer Stützpunkte. Wo die Straße von Oberehnheim über den Rhein kommend nach Schwaben ziehend sich mit der von Süden kommenden Vorbergstraße kreuzte, sollte eine Feste mögliche Angriffe des Grafen Egeno von Freiburg abwehren können. Eine weitere Burg — Schwanau — hatte als Rheinzollburg königliche Rechte zu wahren. Der Bau der Wasserburg Lahr wurde nach dem Tag in Mahlberg sogleich in Angriff genommen, die Burg Schwanau wurde in der Folgezeit errichtet. In beiden Burgen finden wir die Herren von Geroldseck; sie bildeten die Basis einer größeren Machtentfaltung. Seit frühesten Zeiten standen die Geroldsecker bzw. ihre Burgheimer Ahnen in enger Beziehung zum Straßburger Bistum. Als nach dem Untergang der Staufer die Reichsgewalt darniederlag, rissen regionale Mächte an sich, was der Ausbreitung ihrer Macht diente. So auch die Herren von Geroldseck; gemeinsam mit dem Bischof Heinrich von Stahleck drangen sie das Kinzigtal aufwärts; vor allem aber zerstörten sie die zähringische Vasallenburg Lützelhard, die einem Burgenbau auf dem Schönberg im Wege stehen mußte.

In Walter I. von Geroldseck (geb. nach 1200, † 1277) war unserem Herrengeschlecht die bedeutendste politische Begabung seiner langen Geschichte beschert. Er erlebte den Bau der Lahrer Tiefburg und leitete vermutlich selbst den Bau der Hohengeroldseck. Unter seiner Leitung wurden im Jahre 1258 die großen Silberfunde bei Prinzbach geborgen, und er verstand diesen Reichtum in politische Macht umzumünzen. So wählten die Domherren des Straßburger Kapitels (mit „Handsalben“ Walters I. versehen) den erst 29jährigen Walter von Geroldseck — Domprobst, doch noch ohne Priesterweihe — zu ihrem neuen Bischof. Heinrich von Geroldseck am Wasichen hatte es vergeblich zu hintertreiben versucht. Der älteste Sohn Walter I., Hermann, war zu der Zeit schon Landvogt im Elsaß; eine große Zukunft des Geschlechts schien sich anzubahnen.

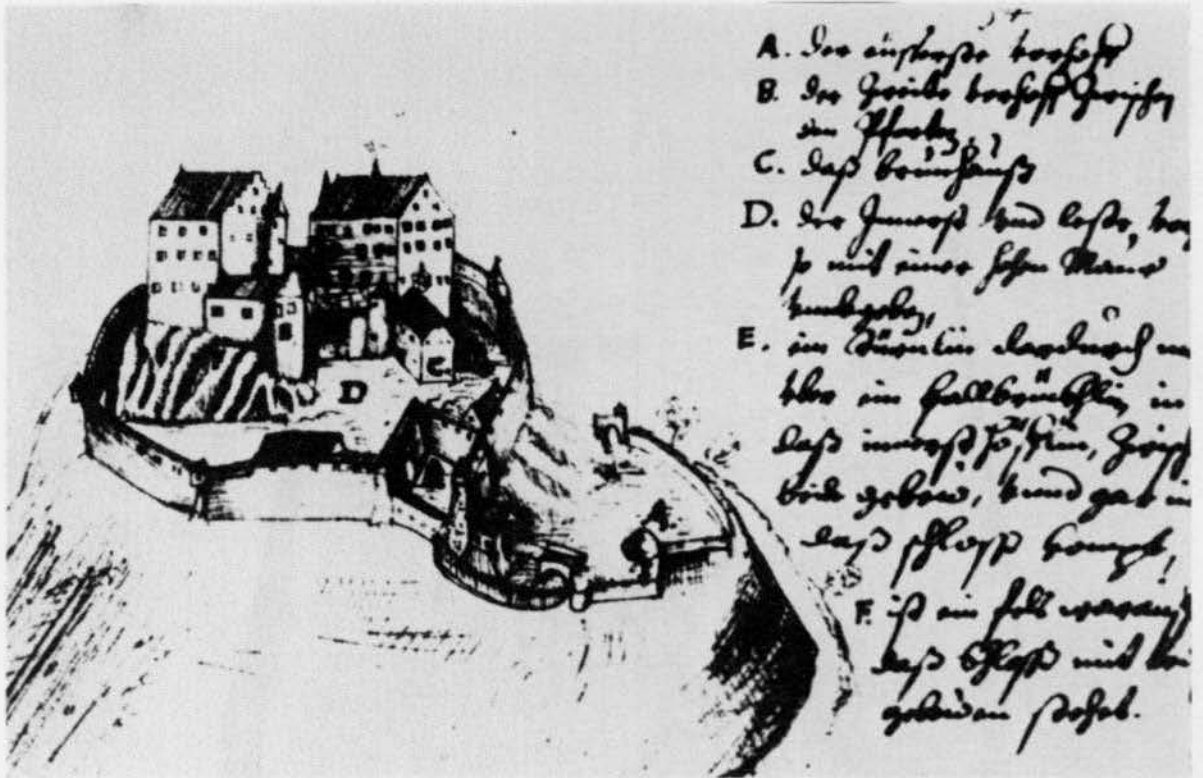
Die Ursachen und Gründe, die zum Krieg und Aufstand der Straßburger Bürgerschaft gegen die angestammte Herrschaft ihres Bischofs führten, können hier nicht dargelegt werden; mit dem Aufstieg der Städte, dem Schwinden der Reichsgewalt drängten neue Herrschaftsformen zum Durchbruch. Bischof Walter suchte die überlieferten Rechtsverhältnisse zu bewahren. Ein großer Teil der Ritterschaft stand hinter ihm, andere wie der Graf Rudolf von Habsburg verrieten ihn in letzter Stunde und traten über zu den aufständigen Bürgern, denn die Habsburger fürchteten die steigende Macht der Herren von Geroldseck. Es kam zur Schlacht bei Hausbergen vor der Stadt Straßburg am 8. März 1262.

Seit dieser Schlacht sank der gute Stern des Hauses Geroldseck hinab. Dem tapferen Bischof Walter wurden im Kampf zwei Streitrosen unterm Leib erschlagen; der Landvogt Hermann, der Bruder, blieb tot auf der Wahlstatt und ebenso der Oheim Heinrich von Tiersperg; beide wurden später im Kloster Schuttern beigesetzt. Bischof Walter selbst starb am 14. Februar 1263 „am gebrochenen Herzen“ in seinem Schloß Dachstein (bei Molsheim). Der Einfluß der Geroldsecker im oberen Elsaß und in den unteren Landen schwand dahin, und auch der alternde Walter I. konnte den Verheerungen, welche die Straßburger in den geroldseckischen Gebieten anrichteten, nicht entgentreten. Nach seinem Tode im Jahre 1277 fand die erste große Teilung der geroldseckischen Besitzungen statt zwischen dem dritten Sohn Walters I., Heinrich von Veldenz, und Walter und Heinrich, den Söhnen des gefallenen Landvogts. Der Enkel Heinrichs von Veldenz, Walter III., hatte später die Burg Schwanau inne und benutzte diese Feste zur Ausplünderung der Rheinschiffahrt. Im Jahre 1333 verbanden sich die Städte am Oberrhein und der Schweiz und belagerten die Burg, enthaupteten die meisten der Insassen und zerstörten die Burg bis auf den Grund. Erbstreitigkeiten und Familienzwise ließen das einst so stolze Geschlecht dahinsinken. Im 17. Jahrhundert (1634) erlosch das Geschlecht der Herren von Geroldseck im Mannesstamme mit Jakob, dem Sohn des Quirin Gangolf von Geroldseck.



Burg Hohengeroldseck

Aufn.: J. Mühlau



Die Hohengeroldseck: Federzeichnung von H. J. Chr. von Grimmelshausen (?) 1645. Repro: J. Mühlau

Die Schicksale der Burg selbst nach der Zeit Walter I. zeigen, daß diese ideale Bergfeste in Gefahrenzeiten sich bestens bewährte. Davon ist noch zu berichten. Als Diebold II. von Geroldseck von den üblen Gewohnheiten des „Krämerlegens“, also der Raubüberfälle auf fahrende Kaufleute, nicht abließ, zogen im Jahre 1473 die Straßburger in das geroldseckische Land, verwüsteten deren Schloß in Schuttern und belagerten anschließend die Burg Hohengeroldseck. Die Straßburger schossen hinein, vermochten aber nicht einzudringen und mußten ohne jeden Erfolg wieder abziehen. Aber im Jahre 1486, als der Geroldsecker versuchte, sich aus der Erbdienstschafft der Pfalz zu lösen, hatte er dem Pfalzgrafen die von diesem längst erwünschte Gelegenheit gegeben, die Geroldsecker Lande an sich zu reißen. Mit großer Übermacht rückte der Pfalzgraf Philipp an, umschloß die für unüberwindlich geltende Bergfeste und begann eine langandauernde Belagerung. Am 1. Sept. des Jahres kam der Kurfürst mit 1600 Pferden und Geschützen selbst vor die Burg. Die Beschießung begann. Dem großen Geschütz war nicht zu widerstehen, die Burg mußte übergeben werden.

In der Burg befanden sich nur 22 Ritter und etwa 70 Bauern als Verteidiger von über 250 Meter Ringmauern. Der Pfalzgraf aber hatte 1800 Reisige, 400 Fußkämpfer, 250 Schweizer, 1600 Knechte, dazu 359 Ritter und Edelleute aufgeboten. Insgesamt waren es mit Gefolge 8009 Mann auf seiten der Belagerer. Während in der Burg keine Pulverwaffen vorhanden waren, dienten den

Angreifern 87 große und kleine Geschütze, dazu 200 Hakenbüchsen; die Beute war groß, der Ruhm gering.

Erst im Jahre 1534 nach langen Prozessen und Verhandlungen erhielt Gangolf II. von Geroldseck und sein Bruder Walter als Mannlehen die Burg und einen Teil des einstigen Besitzes vom Hause Österreich zurück. Die großen Schäden, welche die Beschießung des Jahres 1486 verursacht hatte, wurden beseitigt und die Burg durch neue Erdschanzen verteidigungsfähig gemacht. Doch im Jahre 1688, als französische Heere das badische Land brandschatzten, zogen sie auch vor die Hohengeroldseck, plünderten sie aus und steckten die Wohnbauten in Brand. Die Festung sollte für alle Zeiten als solche ausgeschaltet werden. Als Zeugnis eines mächtigen mittelalterlichen Geschlechts blieben die den Wanderer beeindruckenden stummen Ruinen.

Nach dem Tode Jakobs (1634), des letzten der Geroldsecker, kam die Herrschaft und das Schloß Hohengeroldseck durch kaiserlichen Erlaß an die Herren von Cronberg und nach ihrem Aussterben im Mannesstamm 1692 an die Herren von der Leyen. Ihnen gehört das Schloß noch heute.

Literatur:

F.X. Steinhart, Die Burgruine Hohengeroldseck in: Ortenau 21/1934, S. 337—382; M. Wingenroth, Ruine Hohengeroldseck. Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908, S. 106—121; W. Hensle, Von der Burg Hohengeroldseck und ihrer Baugeschichte, in: Seelbach im Schuttertal. Freiburg 1979, S. 75—80; M. Hesselbacher, Sicherungsmaßnahmen an der Burgruine Hohengeroldseck bei Lahr/Schwarzwald, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Freiburg 6/1963, Heft 1, S. 2—8; — Chr. Bühler, Graf Gerold und die frühe Geschichte der Herrschaft Geroldseck; in: Geroldsecker Land 15/1973, S. 81—95; Chr. Bühler, Zur Familiengeschichte der Geroldsecker, in: Seelbach im Schuttertal. Freiburg 1979, S. 10—58; O. Kohler, Die späteren Geroldsecker I., in: Ortenau 39/1959, S. 165—191; II. Ortenau 41/1961, S. 158—180; ders., Geroldseck unter den Herren von Cronberg und von der Leyen und das Ende der Herrschaft, in: Ortenau 43/1963, S. 72—97; H. Frh. von Lersner, Die Herren von Geroldseck, in: Geroldsecker Land 5/1962, S. 11—20 und 6/1963—1964, S. 11—19.

Die Burg Lützelhardt (66)

Albert Panther

Gemeinde Seelbach (Ortenaukreis)

Östlich von Seelbach erhebt sich in einem von Schutter und Steinbächle gebildeten Dreieck der Lützelhardt, ein bewaldeter Bergkegel von 461 m Höhe. Aus seiner Kuppe ragen 3 Felsmassive aus Buntsandstein empor von einer Höhe von 8—12 m. Auf ihnen standen die Gebäude der Burg Lützelhardt, die Anfang des 13. Jahrhunderts begonnen, doch bald nach ihrer Fertigstellung (um 1250) von den Herren von Geroldseck wieder zerstört wurde. Trotz ihrer



Burg Lützelhardt: Innenhof mit Zisterne, dahinter der Bergfried.

Aufn.: J. Mühlan

verhältnismäßig kurzen Existenz lebte die Erinnerung an sie im Volksbewußtsein weiter. Als 1821—1827 die „Ludwigsstraße“, die Verbindung zwischen dem Schutter- und dem Kinzigtal, gebaut wurde, holte man aus der Ruine die Bossenquader, um daraus die Randsteine für die Straße anzufertigen. Aber was für eine Bewandnis es mit der von Wald und Unterholz überwachsenen Stelle hatte, erfuhr man erst durch die vom Schwarzwaldverein Seelbach unter Führung von Karl Hammel 1926—1929 durchgeführten Ausgrabungen. Sie legten eine Burganlage von 113 m Länge frei, die aus 3 Teilen bestand, ganz im Osten die Hauptburg, anschließend die Mittel- und schließlich die Vorderburg. Zwar fand man hier oben ein Steinbeil, aber mangels ausreichender Funde kann man daraus noch nicht schließen, daß sich hier in vorgeschichtlicher Zeit eine Fliehburg befunden hat.

Für die baugeschichtliche Entwicklung nimmt man 2 Abschnitte an, einen früheren, der als Lützelhardt I und einen späteren, der als Lützelhardt II bezeichnet wird. Von der Vorder- und Mittelburg sind nur noch die Fundamente auszumachen. Die Vorderburg besaß einen Bergfried (6 x 6 m) und ein Wohngebäude. Geschützt war sie durch einen Halsgraben. Die Mittelburg war etwas größer als die Vorderburg. Sie bestand wahrscheinlich aus einem Wohngebäude und einer Ringmauer und war von der Hauptburg durch einen Vorturm



Burg Lützelhardt: Außenmauer von Westen.

Aufn.: J. Mühlau

und eine Vormauer getrennt. Kernstück der Anlage war die Hauptburg, der eine Vorburg vorgelagert war. Im Gegensatz zu den beiden andern ist ihr Grundriß infolge des Geländes unregelmäßig. Sie war von einer 1,85 m breiten Ringmauer aus Bossenquadern umgeben. Das wichtigste Bauwerk der Burg war der Bergfried, ein Bau mit quadratischem Grundriß von 7,20 m Seitenlänge (außen) und etwa 27 m Höhe. Über eine Holztreppe gelangte man durch eine kleine Tür, dem eigentlichen Burgtor, zu dem dahinter liegenden Burghof. Dort stand der wahrscheinlich dreistöckige Wohnturm, der im Innern 4 x 4 m maß. Er besaß zu Gruppen zusammengesetzte Fenster im Übergangsstil von der Romanik zur Gotik, aber auch der Frühgotik. Einige von ihnen waren schon verglast. Für Wärme in den Zimmern sorgten mehrere Öfen. Schließlich war da noch zwischen dem Zisternengebäude und dem Wohnturm ein Schüttstein von 1,15 m Höhe, durch den das vom Tal herauftransportierte Wasser der Zisterne zugeleitet wurde. Vergleichbares fand man noch nicht in Deutschland.

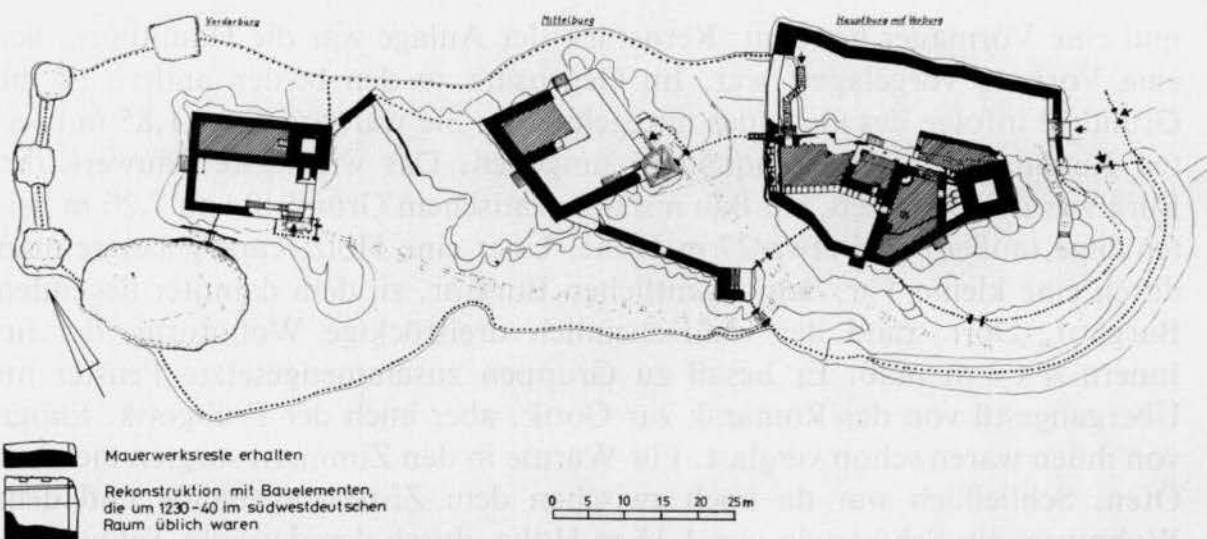
Die beiden Bergfriede, die aufwendige Gestaltung des Wohngebäudes, die Verwendung der Buckelquader, dazu die bei der Ausgrabung gemachten Funde (vergoldeter Schmuck, Schachfigur, Würfel, Kerzenleuchter, tönernes Horn u.a.) lassen darauf schließen, daß die Besitzer der Burg wohlhabende Herren waren. Erbaut wurde die Burg zwischen 1220 und 1235/40. Diese Datierung

kann vor allem aus den Dreipaß- und Kleeblattformen der Fenster sowie aus der Gestaltung der Buckelquader ermittelt werden. Noch mehr Schwierigkeiten als die Datierung der Entstehungszeit bereitet die Frage, wann die Burg zerstört worden ist. Dies geschah nach Plünderung der Gebäude durch Brand, wie man anhand der Überreste feststellen kann.

Christoph Bühler¹ ist der Meinung, sie sei durch Walter von Geroldseck 1235 erobert und zerstört worden. Der damalige Besitzer von Lützelhardt sei auf Seiten König Heinrichs VII. gestanden und habe in seinem Kampf gegen Friedrich II. und die Geroldsecker, die der kaiserlichen Partei angingen, angegriffen.

Karl Hammel² setzte die Zerstörung der Burg auf Grund der Urkunde von 1257 in das Jahr 1255 (Ortenau) und auf 1257. Uwe Lobbedey³ ließ die aufgefundenen Münzen und Architekturteile der Burg Lützelhardt nochmals durch Kenner der Materie untersuchen und begutachten: „Der Zeitansatz K. Hammels kurz vor 1257 ist wahrscheinlich, muß aber sicher nicht gelten.“

Geschichtliche Hinweise lassen jedoch vermuten, daß die Burg in der Zeit der Geroldsecker Fehde 1261—1271 zerstört, aber sicherlich nicht dem Erdboden gleichgemacht wurde. Auf jeden Fall wurde die Burganlage aufgrund der Funde nach etwa 1250 bzw. 1261—1271 nicht mehr ausgebaut bzw. erweitert. Sie wird danach nur noch in reduzierter Form genutzt worden sein.



Lützelhardt / Seelbach um 1235.

Im letzten Kriege zwischen der Stadt Freiburg im Breisgau und dem Grafen Egon von Freiburg 1367/68⁴ erfährt man, daß der Priester Hanns Veringer durch den „Raubritter“ Haintzmann Weplinger, gefangengenommen wurde, nachdem man seine „täsch und gürtel, und was dar inne was“ abgenommen hatte und ihn „gen Lützelhart“ brachte. Da keine weiteren

archäologischen Funde über die Besiedlung der Burg Lützelhardt im Spätmittelalter vorliegen, bleibt nur der bescheidene Text aus der Urkunde von 1404 als Beweis, daß noch Teile der Ruine Lützelhardt vorhanden waren. Sie wird noch als kleine Burg bestanden haben.

Im Jahre 1438 findet sich in einem Vertrag zwischen dem Kloster Ettenheimmünster und Johann von Geroldseck⁵ die Bestimmung. „die lute, die man nennet die lützelhardter sollen gehalten werden als das von alters herkommen ist“. Es handelt sich hier um eine juristische Personengruppe, die als Beweis für die Bewohnbarkeit der Burg nicht verwendet werden kann. Jedenfalls waren „die Leute von Lützelhardt“ noch ein bestehender Begriff.

Beziehungen der Lützelhardter zum staufischen Königreich Sizilien

Die älteste Namensform der Burgherren über Seelbach wird im Rotulus San Petrinus⁶ genannt: Konrad von Luicilinhart, de domo ducis domesticus. Die Urkunde wird von verschiedenen Verfassern unterschiedlich ausgelegt. Daraus ergaben sich unterschiedliche Zeitangaben: 1111 bis 1122 bzw. 1108 bis 1122.

Konrad I. von Luicilinhart, de domo ducis domesticus (Ministeriale der Zähringer) dürfte der Vater jenes Konrad II. von Lützelhardt sein, der einer der bedeutendsten Männer in der italienischen Verwaltung zur Zeit Heinrich VI. war. 1168 ist ihm nach der Ursberger Chronik⁷ durch Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) die Mark Ancona und das Fürstentum Ravenna übertragen worden. Konrad von Lützelhardt scheint vielmehr die Funktion eines Reichslegaten, etwa seit 1168, übernommen und die früheren Markgrafen von Ancona, Friedrich und Werner, aus dem „alten Markgrafengeschlecht der Werner“ ersetzt zu haben⁸.

Im Jahre 1172 finden wir Konrad von Lützelhardt II. in der Umgebung des Erzkanzlers Christian Bischof von Mainz als „Imperatoris legatus“. Durch denselben Kaiser wurde 1177 nach dem Frieden von Venedig — unter stärkstem Protest Papst Alexanders III. bei Barbarossa — Konrad von Lützelhardt mit der Markgrafschaft Ancona und der Romagna belehnt. In späteren Jahren trug er verschiedene Titel wie: „Comes“, „Marchio“ und sogar „Dux“. 1186 erscheint er als Zeuge: „Comes Conradus Muscecervello“. Nachdem im Jahre 1179 Chr. von Mainz nach kurzem Kampf von Konrad von Montferrat gefangengenommen wurde, hatte Konrad von Lützelhardt den Auftrag, von seinem Machtsprengel aus in das Florentiner Gebiet einzufallen. Wegen seiner z.T. sinnlosen Überfälle auf friedlich einherziehende Kaufleute erhielt er in Italien den Spottnamen „Musca in cervello“ = Fliege im Hirn.⁹

Nach dem Tode Wilhelm II. von Sizilien erhob Heinrich VI. Anrecht auf das Erbe seiner Frau, auf ganz Sizilien. Die Sizilianer aber wählten zu ihrem neuen König Tankred von Lecce. Wegen Vertragsbruch marschierte Heinrich VI. in

das Königreich Sizilien ein. Konrad von Lützelhardt eroberte in den Abruzzen große Teile dieser Landschaft. Bald aber mußte sich der Kaiser aus dem sizilianischen Reich zurückziehen und ließ an einzelnen Plätzen Besatzungen zurück, so in Capua Konrad von Lützelhardt. Die Stadt fiel durch Verrat. Konrad von Lützelhardt konnte sich in die Burg zurückziehen, bis ihn der Hunger zur Kapitulation zwang. 1192 begleitete er Kaiser Heinrich VI. nach Frankfurt/Main und wurde noch im selben Jahr zum Markgrafen von Tuszien (Toscana) berufen. Im Jahre 1193 übernahm er den Oberbefehl des Landheeres, nachdem Berthold von Künsberg (Hoh-Königsburg) gefallen war. An der Seite des Kaisers zog er 1194 in Palermo ein. Im Jahre 1195 wurde er von Kaiser Heinrich VI. zum Markgrafen von Molise ernannt. Konrad von Lützelhardt hatte sich im Jahre (1190?) in eine italienische Hochadelsfamilie eingeheiratet. Seine Frau Maria de Palena schenkte ihm zwei Söhne, Konrad und Aginolf, und zwei Töchter. Konrad von Lützelhardt scheint 1196/97 verstorben zu sein.

Sein Sohn Konrad III. zog dem König, dem späteren Kaiser Friedrich II. zwischen 1212 und 1220 nach Deutschland nach und besuchte dabei auch Blutsverwandte. Ob er auf der Burg Lützelhardt/Seelbach war, läßt sich nicht nachweisen. 1128 fiel Konrad III. von Lützelhardt, der sich Konrad de Lucinardo nannte, mit Rainald von Urslingen in den Kirchenstaat ein. Im Jahre 1229 fielen beide beim Kaiser in Ungnade, und Konrad von Lützelhardt wurde im Jahre 1233 als Rebell eingestuft. Der Papst konnte eine größere Bestrafung abwenden. Nachdem der uneheliche Sohn Adenulf 1254 von Papst Innozenz IV. für ehelich erklärt worden war, wurde er mit der Rocca de Caramanico belehnt. Auch nach 1254 tauchen in Italien Herren mit dem Namen Lucinardo auf. Die Verwandtschaftsverhältnisse lassen sich aber nicht eindeutig klären.

Die Sage berichtet, wie Walter von Geroldseck von Diebold von Lützelhardt gefangengenommen und in einem tiefen Turm gefangen gehalten wurde, wie er sich mit Hilfe des Turmhüters befreite und danach mit seinen Freunden die Burg eroberte und verbrannte.

Literatur:

K. Hammel, Lützelhardt, in: Ortenau 21/1934, S. 511—526; Die Burg Lützelhardt über Seelbach/Lahr, hrg. von der kath. Pfarrgemeinde/Bildungswerk Seelbach 1979; H. Kast, Burg Lützelhardt. Architektur und Ausgrabungen unter Karl Hammel, in: Geroldsecker Land, 6/1963/64, S. 20—30; Seelbach im Schuttertal. Hrsg. von der Gemeinde Seelbach. Marktflecken und Luftkurort im Geroldsecker Land 1179—1979; K. Schubring, Die Herren von Lützelhardt. Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 40/1981, Stuttgart; D. von der Nahmer, Die Reichsverwaltung in Toscana unter Friedrich I. und Heinrich VI. Aalen 1965; A. Antonow, Burgen des südwestdeutschen Raumes im 13. und 14. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Schildmauer. Bühl 1977. (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. N. 40); ders., Planung und Bau von Burgen im süddeutschen Raum. Frankfurt/Mai 1983.

Anmerkungen:

- 1 Chr. Bühler, Graf Gerold und die frühe Geschichte der Herrschaft Geroldseck, in: Geroldsecker Land 15/1973, S. 94—98
- 2 K. Hammel, Lützelhardt, in: Ortenau 21/1934, S. 525—526
- 3 U. Lobbedey, Untersuchungen mittelalterlicher Keramik. Berlin 1981

- 4 H. Schreiber, Urkundenbuch der Stadt Freiburg II, 1829, S. 18 (1404)
- 5 GLA Karlsruhe 27/54
- 6 Fr. von Weech, Rotulus Sanpetrinus. FDA 1882
- 7 O. Holder-Egger-B. von Simson, Die Chronik des Probstes Burchard von Ursberg. MGSS rer. Germ L 1916
- 8 A. Haverkamp, Herrschaftsformen der Frühstauer in Reichsitalien. 2 Bde. Stuttgart 1970/71
- 9 R. Davidsohn, Geschichte von Florenz. Berlin 1. Bd. 1896

Das Schloß Dautenstein (67)

Hubert Kewitz

Gemeinde Seelbach (Ortenaukreis)

Der Name, früher: Tuten-, dann Dut(t)enstein, bedeutet „Burg des Tuto“.

Landschaftlich reizvolle, gutshofähnliche Anlage mit einfachen Wohn- und Ökonomiegebäuden. Von den vier Ecktürmen der alten Wasserburg stellen sich jetzt drei als hübsche Pavillons mit Mansardendächern über verputztem Riegelwerk dar, einer als Altan-Turmstumpf. Unter Haupthaus und Altan flache Kreuzgratgewölbe des ausgehenden 16. Jahrhunderts; ebenso alt die Schießscharten im Turmstumpf. Im Vestibül des Hauses wertvolle (1964 restaurierte) Bildtapeten mit bernisch-schweizerischen Motiven, die 1814 in der Manufaktur Zuber in Rixheim/Els. (Serie „L'Helvétie“) entstanden sind.



*Schloß Dautenstein: Westseite (die beiden Rundtürme, dazwischen das Ökonomiegebäude).
Aufn.: J. Mühlau*

Der bis heute im Gelände ablesbare alte Grundriß, das Quadrat mit den Rundtürmen an den Ecken, wiederholt genau in nur wenig kleinerem Maßstab die Lahrer Tiefburg von 1218/20. Die Vermutung lag nahe, daß auch Dautenstein eine staufische Anlage sein könnte. Eine Sondierungsgrabung (G. Finkbeiner) legte im Dezember 1977 zwischen südöstlichem Turm und gerader Grabenmauer mehrere Lagen stattlicher, gut erhaltener Bossenquader frei, die in Art und Größe denen in Lahr gleichkommen und ebenso mit vielen Steinmetzzeichen versehen sind. Leider konnten die Grabungen bisher nicht fortgeführt werden. Es besteht aber Grund zu der Annahme, daß Dautenstein wie die Lahrer Tiefburg eine bedeutende Wehranlage war und nicht bloß die unwichtige Burg eines kleinen Dienstmannes.

Dautenstein bekommt, wie die Burgen Lahr und Schwanau, Sinn als Teil einer Festungslinie der Staufer, die die Verbindung ihrer Besitzungen im Elsaß und in Schwaben kontrollierte und dabei das untere Schuttertal dem unteren Kinzigtal vorzog. Es beherrschte im Schuttertal die Abzweigung vom und zum Kinzigtal. Die Kontrolle dieser Paßstraße hat aber auch die gerade damals noch stark ausgebaute Burg Lützelhard ausgeübt: das tatsächliche Verhältnis dieser beiden starken, in Sichtweite beieinander liegenden Burgen bleibt demnach zu klären, eine schwierige Frage bei der Dunkelheit der Quellen. Die Burg Lahr ist nach 1218 gleich nach dem ersten Aufenthalt von Friedrich II. in Deutschland und am Oberrhein entstanden. Wenn wir Dautenstein etwas später ansetzen, könnte der Kaiser bei seinem zweiten Aufenthalt um 1235 den Bau in die Wege geleitet haben. Er kam damals über die Alpen, um die Revolte seines Sohnes, des Königs Heinrich (VII.), niederzuschlagen. Auf seiner Seite stand bei uns vor allem sein Sachwalter, der Markgraf Hermann V. von Baden, auf der des Königs Graf Eginio von Urach/Freiburg, der Schultheiß Konrad von Offenburg, die Burg Ortenberg und wohl auch der Lützelharder als alter zähringischer Vasall. Die Burg Lützelhard, eben erweitert, könnte (vermutlich durch die Geroldsecker) im Verlauf oder in der Folge (bis ca. 1240) dieser Auseinandersetzung ausgeschaltet und Dautenstein geschaffen worden sein.

Der Name eines älteren Albrecht von Tutenstein erscheint um die Mitte des 13. Jahrhunderts an hervorragender Stelle in den Zeugenreihen vornehmlich markgräflicher Urkunden. Der Adler im Dautensteiner Siegel mag sie als zähringische Dienstleute ausweisen, die schon länger im Seelbacher Raum waren, oder wohl eher als Beauftragte der Staufer und der Markgrafen, die das neue Dautenstein als Burglehen übernahmen. (Im schwäbischen Kernbereich der Staufer liegt bei Neresheim ein Jagdschloß Duttenstein und in der Nähe eine Ruine Tuttonstein. Von dort kam Wolf von Hürnheim zum Tuttonstein 1515 als Pfandherr der Herrschaft Kürnberg nach Kenzingen.)

Die Heirat (vor 1285) eines jüngeren Albrecht mit Petrissa, der Witwe eines Heinrich, gen. Zehe, brachte ihm die Herrschaft Bosenstein im Achertal ein



Schloß Dautenstein: Buckelquader am südlichen Rundturm.

Aufn.: J. Mühlan

und verschob das Schwergewicht des umfangreichen Streubesitzes der Tutensteiner nach Norden. Der Stammsitz im Schuttertal ging an seinen Stiefsohn Heinrich Zehe (junior), den Ahnherrn der auf der Tiefburg Dautenstein bis zu ihrem Aussterben in der männlichen Erbfolge zu Beginn des 15. Jahrhunderts belegten Tutensteiner. Es fällt auf, daß es eine Lehenshoheit der benachbarten mächtigen Geroldsecker nicht gegeben hat; wohl aus der besonderen Situation der staufischen Anfänge ergab sich ein längeres Nebeneinander ohne Gegensatz, aber auch ohne nahe Beziehung. Erst 1428 traten die Geroldsecker in Erscheinung mit der Herrschaft, später der Teilherrschaft des Bastards Hans von Geroldseck über Dautenstein. Dann übernahm das wohlhabende städtische Bürgertum den Besitz: die Straßburger Familie Lumbard (1462—1508) und die Lahrer Familie Pleiß von Dautenstein bis 1584, als Dautenstein zum unmittelbaren, allodialen Eigentum des letzten Geroldseckers wurde.

Wir unterscheiden drei baugeschichtliche Zustände der Anlage: die mittelalterliche Tiefburg, bei ihrer (späten) ersten Erwähnung 1428 „Tuttenstein, das wasserhus“ genannt; das von dem letzten Geroldsecker Jakob erbaute Schloß „Newen-Dautenstein“; schließlich das Schmidtsche „Schlößchen Dautenstein“, das sich bis heute erhalten hat.

Teilweise wurde der erste Bau schon „in vorgangener Empörung“ der Bauern zerstört. Dann kaufte Jakob 1584 Dautenstein für 4000 Gulden, ließ das alte

Wasserhaus vollständig abbrechen und errichtete im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts für runde 40000 Gulden einen stattlichen Neubau im Stil der späten Renaissance. Ein Mitteltrakt und zwei (in Form eines flachen H) angesetzte Seitenbauten hatten drei Stockwerke mit vielen eng beieinanderliegenden Fenstern und hohe Dächer hinter Volutengiebeln. Das Schloß war etwa 40 m breit und 20 m hoch. Ein reicher Bauschmuck ist anzunehmen; ein Akkord (1599) über in Straßburg bestellte Schreinerarbeiten bezeugt eine vorzügliche Innenausstattung. Das „ansehnlich Vnd cöstlich gebeuw“ stand aber unter keinem guten Stern. 1634 starb hier Graf Jakob mitten im Krieg, 1635 wurde seine einzige Tochter Anna Maria von hier vertrieben, und 1636 wurde die „herrliche Residenz“ von den Kroaten des Grafen Gallasingeäschert. Jahrzehntlang stand nur noch das „bloße Mauerwerk“ da.

Unter den Cronbergern und den Von der Leyen erfolgten nur halbherzige und unzulängliche Renovationen des immerhin gelegentlich als „gräfliches Wohnschloß“ genutzten Gebäudes. 1753 ließ sich Graf Friedrich Ferdinand Von der Leyen von dem renommierten Straßburger Stadtbaumeister J. P. Pflug Pläne für einen Neubau vorlegen, die erhalten sind, aber an der Finanzierung scheiterten. Man behalf sich weiter mit dem alten Haus, das 1784—1789 auch als Porzellan- und Fayencefabrik gedient hat.

1812 kaufte der Fürstlich Leyensche Geheime Rat Philipp Carl Schmidt (zu Dautenstein) seiner Herrschaft den ganzen Besitz ab. Er brachte das verwahrloste Gelände in Ordnung und errichtete über dem Keller eines Seitenflügels den jetzigen Wohnbau, ebenso wohl auch die drei Türmchen. 1837 kauften und tauschten die Von der Leyen Dautenstein zurück, das dann Sitz ihrer Seelbacher Verwaltung war. 1924—1953 gehörte es der Seelbacher Fabrikantenfamilie Himmelsbach. Unter wechselnden privaten Eigentümern ist dieses dritte Dautenstein seither in der Substanz unverändert geblieben.

Sagen:

Das große Horn, das nach der Geroldsecker Sage der gefangene Herr Walther von Geroldseck in seinem Lützelharder Kerker gehört hat, ist das Gruselhorn gewesen, das man auf Tutenstein geblasen hat, und nach seinem Tuten soll diese Burg von Walther zum Gedächtnis seiner Rettung benannt worden sein. — Vom Geheimrat Schmidt wird erzählt, daß wegen der Unterschlagung von Spargeldern sein Geist keine Ruhe finden könne.

Literatur:

A. Ludwig, Schloß Dautenstein, in: Ortenau 21/1934, S. 507—511; O. Kohler, Die Schreinerarbeiten auf Schloß Dautenstein, in: Der Altvater 16/1958 Folge 7; O. Kohler, Das Schloß Neudautenstein bei Seelbach nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: Geroldsecker Land 9 1966/67, S. 59—62; H. Kewitz, Geschichte von Schloß Dautenstein, in: Seelbach im Schuttertal. Freiburg i. Br. 1979, S. 89—101; J. Kindler von Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch 1, hrsg. v. d. Badischen Historischen Kommission Heidelberg 1919, S. 103, 144, 201 f., 540—542; A. Krieger, Topogr. Wörterbuch des Großherzogtums Baden Bd. 1. 1904, S. 380 f.; J. Himmelsbach, Geschichte des Marktflleckens Seelbach. Hüfingen 1906, S. 22—26, 51 f. u. 80 f.; Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908, S. 139—142.

Das Müller-Schlöble bei Seelbach (68)

Hubert Kewitz

Gemeinde Seelbach (Ortenaukreis)

Der Name ist unerklärt. Durch Steinbrucharbeiten beseitigte Reste einer Anlage auf dem Böschlisberg bei Schloß Dautenstein, die keinen Niederschlag in den Quellen gefunden hat. Nur die „Topographie der Herrschaft Hohengeroldseck“ (Archiv Waal) spricht 1786 von den „Rudera (Ruinen) des Bergschlosses Börschelsberg“. Der Name des Berges rührt nicht von „Burgstall“, sondern von einem ersten Besitzer her (Burswins berg 1437). Himmelsbach erwähnt massenhafte Funde noch in jüngerer Zeit (nach 1900): Hausteine, Rundbogen, Steinkugeln, Armbrustbolzen, Schlüssel, Hufeisen, Scherben, Hohlziegel, Schichten von Holzkohle, eine Ofenplatte u. a. Er ließ sich die mittelalterliche Herkunft durch Geheimrat Wagner in Karlsruhe bestätigen. — War das Müller-Schlöble nur ein späteres, unbedeutendes Bauwerk oder aber vielleicht sogar älter als die nahe Tiefburg Dautenstein?

Literatur:

J. Himmelsbach, Geschichte des Marktfleckens Seelbach. Hüfingen 1906, S. 23, 26—31;
A. Ludwig, Das Müller-Schlöble, in: Ortenau 21/1934, S. 527.

Das Mollenkopf-Schlößchen und das Schlößchen Weiherdamm in Schuttertal (69)

Gerhard Finkbeiner

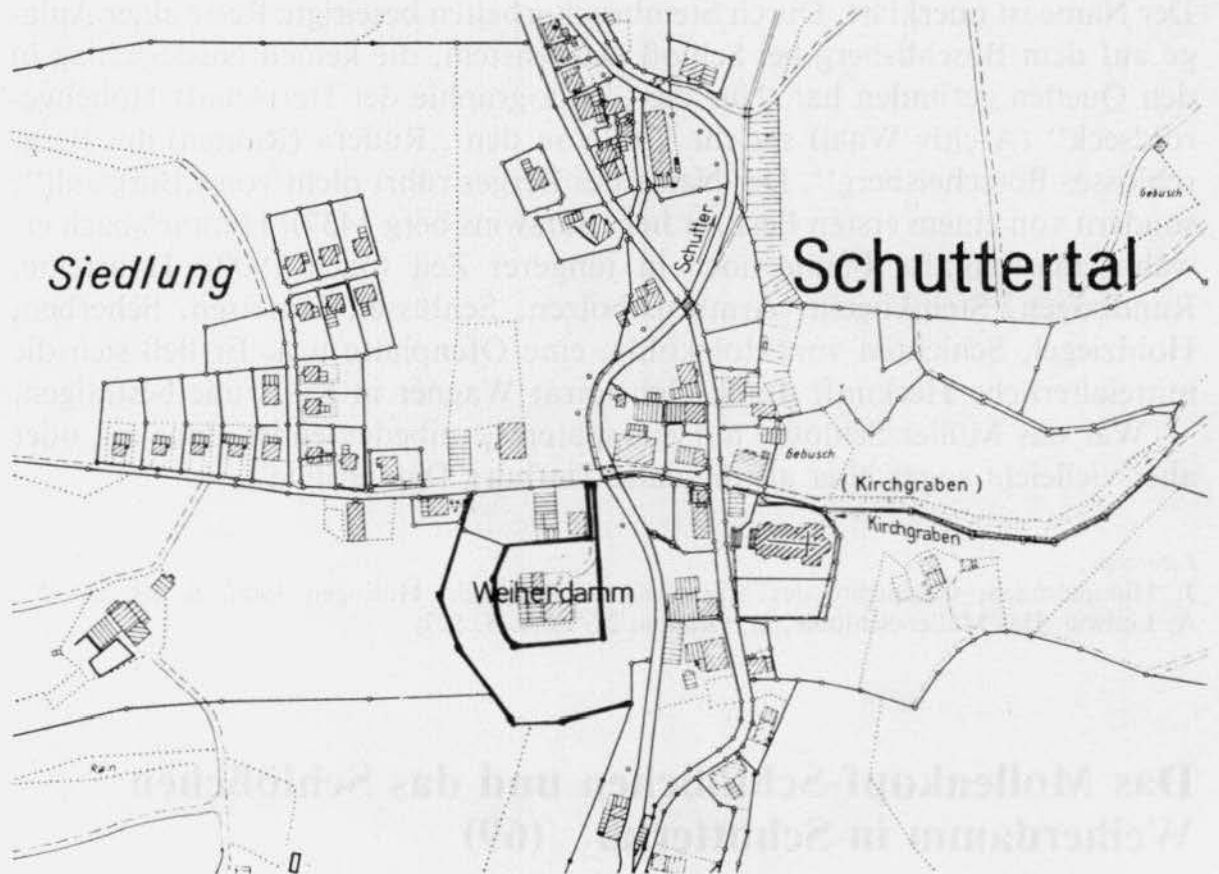
Gemeinde Schuttertal (Ortenaukreis)

Die Hohengeroldsecker Topographie von 1786¹ führt in der Beschreibung der „Vogtey Schuttertahl“ die „Rudera (Überreste) der zwei Schlösslein Mollenkopf und Weyerdamm“ auf. Während die Spuren des Schlößleins „Mollenkopf“ in den Archivalien sehr dürftig sind und über den einstigen Standort nur gemutmaßt werden kann, läßt sich das Schlößlein „Weiherdamm“ sowohl in den geroldseckischen Urkunden als auch topographisch nachweisen.

Das *Mollenkopf-Schlöble* ist mit dem 1463² als „wilhelms huß“ bezeichneten Wohnsitz des 1277 erwähnten Vogtes Wilhelm von Schuttertal³ identisch.

Als die Edlen von Schuttertal Ende des 14. Jahrhunderts ausgestorben waren, wurden die zum Dienstadel der Geroldsecker gehörende Familie Mollenkopf vom Rieß⁴ Lehensnachfolger der Schuttertäler Ortsadeligen. Der Name der letzten Lehensinhaber, der Herren von Mollenkopf, blieb an dem befestigten Wohnsitz der Edlen von Schuttertal haften und wurde Bestandteil mündlicher und schriftlicher Überlieferung.

Das ehemalige „Schlösslein Weyerdamm“, dessen flächenmäßige Ausdehnung im Gelände noch deutlich erkennbar ist, stand in der Dorfmitte auf der linken Schutterseite unmittelbar gegenüber dem barocken Pfarrhofgebäude auf dem Flurgrundstück „Weiherdamm“.



Die Tiefburg auf dem „Weiherdamm“ in Schuttertal.

Aufn.: G. Finkbeiner

Erstmals urkundlich genannt wird das Schuttertälere Wasserschloß in einem Lehensvertrag des Diebold von Hohengeroldseck mit Kaspar von Waldstein im Jahre 1470⁵ als „. . . das huß vnd burg zu schutterdale, gelegen by sant anthonie (Pfarrkirche von Schuttertal) mit dem garten vff dem graben, schüre, huß vnd hoff vor dem slosse gelegen vnd zwen tagen matten all nest daby. . .“.

Die Tiefburg auf dem „Weiherdamm“ in Schuttertal bildete im Grundriß ein ungleichseitiges Viereck mit ca. 22 x 26 Meter Seitenlänge. Der Wassergraben, der von der Schutter gespeist wurde und die Burg allseitig umgab, hatte eine durchschnittliche Breite von 19 Metern.

Da das Wasserschloß erst 1470 urkundlich erwähnt wird und Kaspar von Waldstein sich bei der Lehensübernahme verpflichtete, die angefangenen Gebäude zu vollenden, ist anzunehmen, daß die Tiefburg wenige Jahre vor 1470 gebaut wurde.

Nach der Einnahme der Herrschaft Hohengeroldseck durch Kurfürst Philipp von der Pfalz wurden die in den Lehensurkunden von 1463 und 1470 aufgeführten Güter von dem neuen Landesherrn zu einem einzigen Lehen vereinigt und 1491⁶ an den Sohn des Kaspar von Waldstein, Egenolf von Waldstein, vergeben. Danach verblieb das Schloß in dem Besitz der Familie von Waldstein. 1531⁷ erhielten die Geroldsecker das Schuttertälere Lehen gegen eine Kaufsumme von 315 Gulden wieder zurück.

Von einer gewaltsamen Zerstörung der Tiefburg ist nichts überliefert. Die Wasserburg teilte möglicherweise das Schicksal vieler anderer kleiner Befestigungsanlagen. Da die Wehrbauten dieser Art strategisch überholt waren, ließ man sie zerfallen.

Die Herren von der Leyen, nach den Grafen von Cronberg die Rechtsnachfolger der Geroldsecker, verkauften zwischen 1790 und 1810 den zum Allodialgut gehörenden „Weiherdamm“ an den Schuttertälere Bürger und Webermeister Johann Georg Buchholz. Dieser erstellte auf dem leicht erhöhten Schloßplatz ein Wohnhaus mit Scheune und Stallung, wozu vermutlich das noch brauchbare Baumaterial der Burgruine verwendet wurde. Mit Ausnahme des alten Schloßbrunnens im Keller des heutigen Weiherdammhofs ist nichts von der Schuttertälere Tiefburg erhalten geblieben.

Literatur:

A. Ludwig, Die Burg zu Schuttertal, in: Ortenau 21/1934, S. 527—528.

Anmerkungen:

1 FLA Waal 5127

2 GLA 44/544 (1463 Jan. 9)

3 GLA 27/41 (zu 1422 Juli 19)

4 J. Kindler von Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch, hrsg. v. d. Bad. Histor. Kommission. Heidelberg 1919, S. 112

5 GLA 44/544 /1470 Juni 19)

6 GLA 44/544 (1491 Okt. 22)

7 GLA 44/544 (1531 Nov. 11)

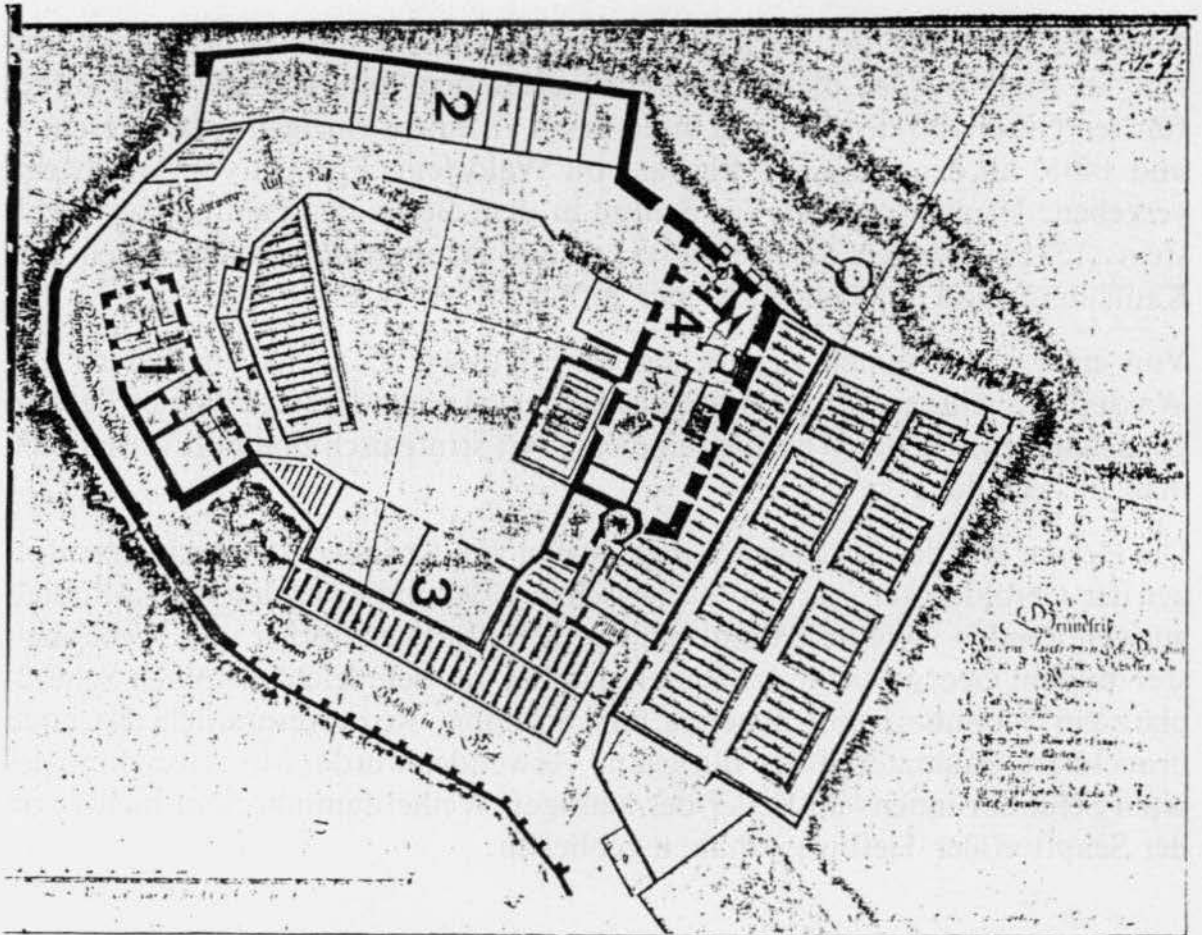
Das Schloß Mahlberg (70)

Bertram Sandfuchs

Stadt Mahlberg (Ortenaukreis)

Name: Malberc (1208), Malberg (1232). Der Name hängt zusammen mit ahd. mahal = Gericht.

Das auf einem Basaltkegel von mäßiger Höhe (196 m ü.d.M.) errichtete Schloß bildet zusammen mit der sich östlich anschließenden Altstadt eine bauliche Einheit, welche auf planmäßige Gründung und Anlage verweist.



Schloß Mahlberg: Grundriß nach einem Plan im Generallandesarchiv Karlsruhe.

Heutiger Zustand

Der Schloßkomplex von Mahlberg besteht aus zwei Haupt- und zwei Nebengebäuden, die sich in polygonaler Grundanlage auf der Fläche des Bergkegels verteilen. Das tiefer gelegene Alte Schloß (1) und das an höchster Stelle erbaute Neue Schloß (4) liegen sich gegenüber. Die Nebengebäude des Ökonomiebaus (2) und der Remise (3) stellen zwischen den beiden Schlössern auf den Seiten eine bauliche Verbindung her, welche nur durch den Zugangsweg unterbrochen wird. Die vier Gebäude rahmen einen malerischen kleinen Schloßpark ein.

Der Zugang zum Schloß auf dem Hauptweg wird begleitet auf der rechten Seite von einer hohen Futtermauer, die den Eindruck der Schloßanlage von der Stadt her bestimmt. Auf dieser sich rückwärts neigenden Futtermauer sitzt eine einstöckige Fachwerk-Remise auf. Das Haupttor und eine imposante Wehrmauer riegeln den Zufahrtsweg ab. Das wuchtige Tor ist zweckbezogen nur so hoch wie nötig konstruiert, entbehrt aber nicht der Schmuckformen: die kissenförmigen Bossen der Torbogenquader und die darüber nachträglich eingelassenen Doppelwappen von Türckheim-Hardenberg und von Türck-



Luftbild von Schloß Mahlberg.

Aufn.: B. Sandfuchs

heim-Böhl. Die 12 m hohe Buckelquadermauer, die mit dem Tor eine Fluchtlinie bildet, wird als Wehrmauer eingeschätzt. Dafür spricht vor allem die beträchtliche Mauerdicke (2,20 m im 2. Stock). Zwei Fenster sind später eingesetzt. Die zwei Konsolsteine an der oberen Außenkante der Mauer sind Hinweis auf einen hölzernen Aufbau, vielleicht einen Wehrgang.

Die Wehrmauer bildet die Ostwand des *Alten Schlosses* (1). Die südliche Wand dieses Baus, an welcher der Schloßweg nun entlangführt, zeigt in ihrem letzten Teil einen stumpfen Knick und paßt sich damit dem Geländeverlauf an. Einige Schlitzscharten, beginnend gleich hinter dem Schloßtor, ermöglichen die Kontrolle des Wegs. Die Westwand des Alten Schlosses wird durch Eckbuckelquader eingefast, die abwechselnd als Läufer und Binder geschichtet sind und die im Gegensatz zu den Bossen der Wehrmauer z. T. runde Zangenlöcher aufweisen. Auf der rückwärtigen Hofseite des Alten Schlosses hat sich eine spätgotische Tür mit mehrfach gestuftem Gewänd erhalten. Dessen äußere Profile bilden einen Segmentbogen über einem geraden Türsturz (auf Konsolen). Auf dem sonst freien Feld des Türsturzes ist das Doppelwappen Geroldseck-Eberstein herausmodelliert. Im Innern tragen Holzsäulen mit Verzierungen die Kellerdecke aus Lehmschlag. Im 1. Obergeschoß finden sich Doppelfenster mit steinernen Sitzbänken und zur Innengliederung der Fenster



Schloß Mahlberg: Das Alte Schloß mit staufischer Wehrmauer (links); die auf einer Futtermauer aufsitzende Remise (rechts). Aufn.: B. Sandfuchs

eine schöne Sandsteinsäule, die mit einem Wappenschild geschmückt ist (14. Jhdt.). Der Dachboden hat immer noch den gegen Brandsätze sichernden Ziegelbelag.

Nach dem Alten Schloß leitet der Hauptweg den Besucher durch den zu einem kleinen Park gestalteten Schloßhof zum Neuen Schloß. Auf der (linken) Westseite des Schloßplateaus findet sich das länggestreckte, einstöckige Ökonomiegebäude (2). Gegenüber auf der Ostseite begrenzt eine offene Remise (3) den Platz.

Das barocke *Neue Schloß* (4) ist in der Art eines Amtshauses ausgeführt: ein zweigeschossiger Massivbau auf annähernd trapezförmigem Grundriß mit Walmdach. In der Mitte der Schauseite des Schlosses zieht ein repräsentatives Portal mit großer Freitreppe den Blick auf sich. Der aus Rustica-Quadern zusammengesetzte Rundbogen des Haupteingangs wird flankiert von toskanischen Säulen auf Quadersockeln. Auf den Säulen und dem Rundbogen ruht ein Architrav mit der Jahreszahl 1630. Darüber ist eine von Säulchen eingerahmte Kartusche eingelassen. Sie zeigt das große Baden-Badische Wappen. Das Wappen ist nicht nur der ästhetische Blickfang dieser sonst in der Land-

schaft wenig erhaltenen Bauplastik des frühen 17. Jahrhunderts. Es ist ein Allianzwappen und zeigt die Wappen aller damals zu Baden gehörigen Gebiete: linke Reihe (von oben nach unten): Hintere Grafschaft Sponheim, Badenweiler, Rötteln; mittlere Reihe: Eberstein, Baden-Baden, Lahr-Mahlberg; rechte Reihe: Breisgau, Sausenberg, Vordere Grafschaft Sponheim.

Auf beiden Seiten der Wappenkartusche schließen sich plastische großformige Voluten an. Die Einzelformen, z.B. das manieristische Grottesken- und Rollwerk der Kartusche, sind ausgezeichnet gearbeitet. Links neben dem Portal ist ein Terrassenbau mit Türfenstern angefügt. An der nordöstlichen Schmalseite des Schlosses steht der schlanke Treppenturm, der in einer welschen Haube mit einem Laternenaufsatz endet. Der Eingang zeigt einen Torbogen, der aus den gebrochenen 7 Seiten eines Vierzehnecks gebildet ist. Im oberen Teil weist die noch erhaltene Wendeltreppe spätgotische Steinmetzzeichen auf.



Schloß Mahlberg: Das Neue Schloß mit Treppenturm.

Aufn.: B. Sandfuchs

Das Erdgeschoß des Neuen Schlosses ist durch eine Eingangshalle in vier Teile geteilt. Es umfaßt zwei große Säle, vier Zimmer und Nebenräume. Das wertvolle Inventar entstammt verschiedenen Kunstepochen. Im Anbau neben dem Treppenturm befindet sich die Schloßküche.

Baugeschichte

I. Stauferzeitliche Burg

Der Gedanke eines Römerkastells auf dem Mahlberger Basaltkegel harrt angesichts reichhaltiger Münzfunde und der Lage an einer Römerstraße einer ar-

chäologischen Klärung. Bislang sind noch keine eindeutigen Spuren festgestellt worden. — Auch der Name Mahlberg gibt zunächst nur Hinweise auf die Ursprünge der Burgstelle. Erst mit den Staufern nämlich läßt sich der Ort als Gerichtsmittelpunkt belegen. Eine mittelalterliche Burg kann mit der Erstnennung 1232 als "castrum Malberg" dingfest gemacht werden; das in Zeugenlisten genannte Geschlecht von Mahlberg (z.B. 1208. 1215 Merboto de Malberg) dürfte aber schon eher eine Burg hier errichtet haben. Mit dem Jahr 1218, als Kaiser Friedrich II. auf Mahlberg für das Kloster Tennenbach urkundet, gehen Burg und Stadt für 28 Jahre in Stauferbesitz über. In dieser Zeit werden Umbauten und Befestigungen im Rahmen der Durchsetzung und Sicherung staufischer Territorialpolitik wahrscheinlich. Materielle Basis für die Annahme einer stauferzeitlichen Bauphase sind die gitterförmige Stadtanlage und die Wehrmauer mit der Buckelquader-Außenschale. Ein Bericht anlässlich eines Umbaus des Alten Schlosses von 1782, der „alte, schon vor mehreren hundert Jahren umgestürzte, verschüttete und mit größter Mühe zertretene Mauern“ erwähnt, kann als weiteres Indiz für einen Vorgängerbau gewertet werden.

II. Geroldsecker Bautätigkeit: Das Alte Schloß (die „Landschreiberei“)

Vor allem die Geroldsecker haben das Aussehen des Alten Schlosses bestimmt; das hohe Haus ist außer in Mahlberg auch in Landeck und Hohengeroldseck vorzufinden, den anderen geroldseckischen Hügelburgen. Die spätgotische Tür der Hofseite mit dem Wappen der Geroldsecker (Querbalken) und dem der Ebersteiner (Rose) weist auf den letzten Geroldsecker Besitzer Heinrich III. (1377—1426) und dessen Heirat mit Ursula von Eberstein. Die spätgotischen Formen des Eingangs machen die zeitliche Zuordnung kunsthistorisch deutlich. Die Fensterbildung und die eingelassenen Steinbänke erinnern ebenfalls an Hohengeroldseck. Urkundenbelege für die Bauzeit fehlen. Obwohl der wohnliche Charakter des Gebäudes dominiert, darf dessen Wehrhaftigkeit (Wehrmauer, Ziegelbelag auf dem Dachboden, Mauerstärke) nicht unterschätzt und kann daher auch verantwortlich für den guten Erhaltungszustand gemacht werden.

III. Das Barockschloß (Baden-Badisches Amtshaus) 17./18. Jhdt.

Mit dem Übergang der Herrschaft Mahlberg an die Baden-Badische Linie fällt eine wichtige Bauphase auf dem Mahlberger Schloßberg zeitlich zusammen. Offensichtlich hielten es die Baden-Badener für wert, ihr Oberamt mit einem repräsentativen Amtshaus auszustatten. An den Portalen des Neuen Schlosses schreiben als steingewordene Zeugen die bad. Wappenkartuschen die neue Alleinherrschaft für 203 Jahre fest. Richtet man sich nach den identischen Jahreszahlen an den Portalen, wurde der Bau um 1630 errichtet. Die Beschießungen durch de Hasi (1641) und Johann v. Werth (1642) haben nur

Teile, nie das gesamte Gebäude erfaßt — die hier berichtete „Schleifung“ betraf wohl nur die wehrhaften Teile der Gesamtanlage —, so daß zwar von 1646 bis 1814 von zahlreichen Instandsetzungen berichtet werden muß, jedoch ein Neubau von Grund auf sich erübrigte. Ähnlich ist das Ausmaß der Zerstörung durch die Truppen Ludwigs XIV. 1667 und der sich anschließenden Bautätigkeit unter Markgräfin Sibylla Augusta nach den vorhandenen Quellen einzuschätzen. Auf Markgräfin Sibylla ging dann auch die Initiative für die Wiedererrichtung der Schloßkirche, der Katharinenkirche, zurück. Aufgrund seiner exponierten Lage hatte das Schloß unter Kriegseinwirkung ebenso zu leiden wie unter Naturgewalten. Entsprechende Baugesuche mit Kostenvorschlägen an die markgräfl. Herrschaft wurden oft abschlägig beschieden oder mußten zurückgestellt werden (1708, Schreiben an das Oberamt von Mahlberg). 1696 ermöglichte man die Vollunterkellerung, um die Weinvorräte vollständig unterbringen zu können. (Gesuch von Amtmann Olisy). Mit einer bastionsartigen Futtermauer wurde 1701 der südöstliche Steilabfall des Bergkegels verschalt.

IV. Erhaltung der Bausubstanz (19./20. Jhdt.)

Das Geschlecht von Türkheim nahm mit der Baulast des Schlosses Mahlberg wissentlich eine schwere Bürde auf sich. Die getroffenen Baumaßnahmen von 1832 bis zur Gegenwart lassen sich zwei Hauptzielen zuordnen: 1. Sicherung der historischen Bausubstanz; 2. Ausgestaltung des Schlosses zu verbesserter Wohnlichkeit. So verleiht die 1910 vorgenommene Veränderung der Raumeinteilung der nun erweiterten Eingangshalle den Ausdruck größerer Offenheit und Großzügigkeit.

Eine vergleichbare Wirkung sollten auch die Anbauten des Erkerturms auf der westlichen Schmalseite (früher Altan) und der Veranda erzielen, wenn auch kunstgeschichtliche Bedenken wegen des so erfolgten Stilbruchs angemeldet werden können.

Herrschaftsgeschichte

I. Stauferzeit. Von 1218 bis 1246 gehörte Mahlberg zum staufischen Reichsgut, war Sitz einer staufischen Schultheißenverwaltung und wurde 1241 neben Offenburg, Ortenberg und Haslach als Reichssteuermittelpunkt genannt. Im Zeitraum von 1246 bis etwa 1265 kann Mahlberg als ein Kristallisationspunkt territorialer Auseinandersetzungen in der Ortenau angesehen werden, insofern um den Besitz der Herrschaft sechs Rechtsansprüche im Widerstreit lagen. Diese wurden erhoben 1. vom Bischof von Bamberg aus, zu dessen 1007 vom König geschenkten Ortenauer Besitz auch Mahlberg gehört haben muß, da 1248 und 1263 ausgesagt wurde, daß die Burg Mahlberg bisher der Bamberger Bischofskirche gehört habe; 2. von den Grafen von Freiburg als den

Privaterben der Herzöge von Zähringen, die vor 1218 in der Ortenau u.a. den Besitz der Bamberger Bischofskirche als Reichskirchenlehen innegehabt hatten; 3. vom Straßburger Bischof, der 1246 die Burg Mahlberg erobern ließ und sie kraft des Eroberungsrechtes behalten wollte und deshalb der Bamberger Bischofskirche deren weltliche Rechte an Mahlberg abkaufte; 4. von den Staufern und deren Rechtsnachfolgern im Reich, da 1218 Mahlberg durch die Einziehung durch Kaiser Friedrich II. wieder unmittelbares Reichsgut geworden war; 5. von staufischen Privaterben, die Mahlberg seit 1218 als staufisches Hausgut auffaßten. 6. Mit 1252 werden die Herren von Geroldseck — sie werden zu den Straßburger Parteigängern fest gerechnet — als Besitzer von Mahlberg urkundlich faßbar. Mit ihnen ist die schließlich obsiegende Konkurrenzpartei um die Mahlberger Herrschaft genannt.



*Schloß Mahlberg: Staufische Wehr-
mauer mit Buckelquadern.*

Aufn.: B. Sandfuchs

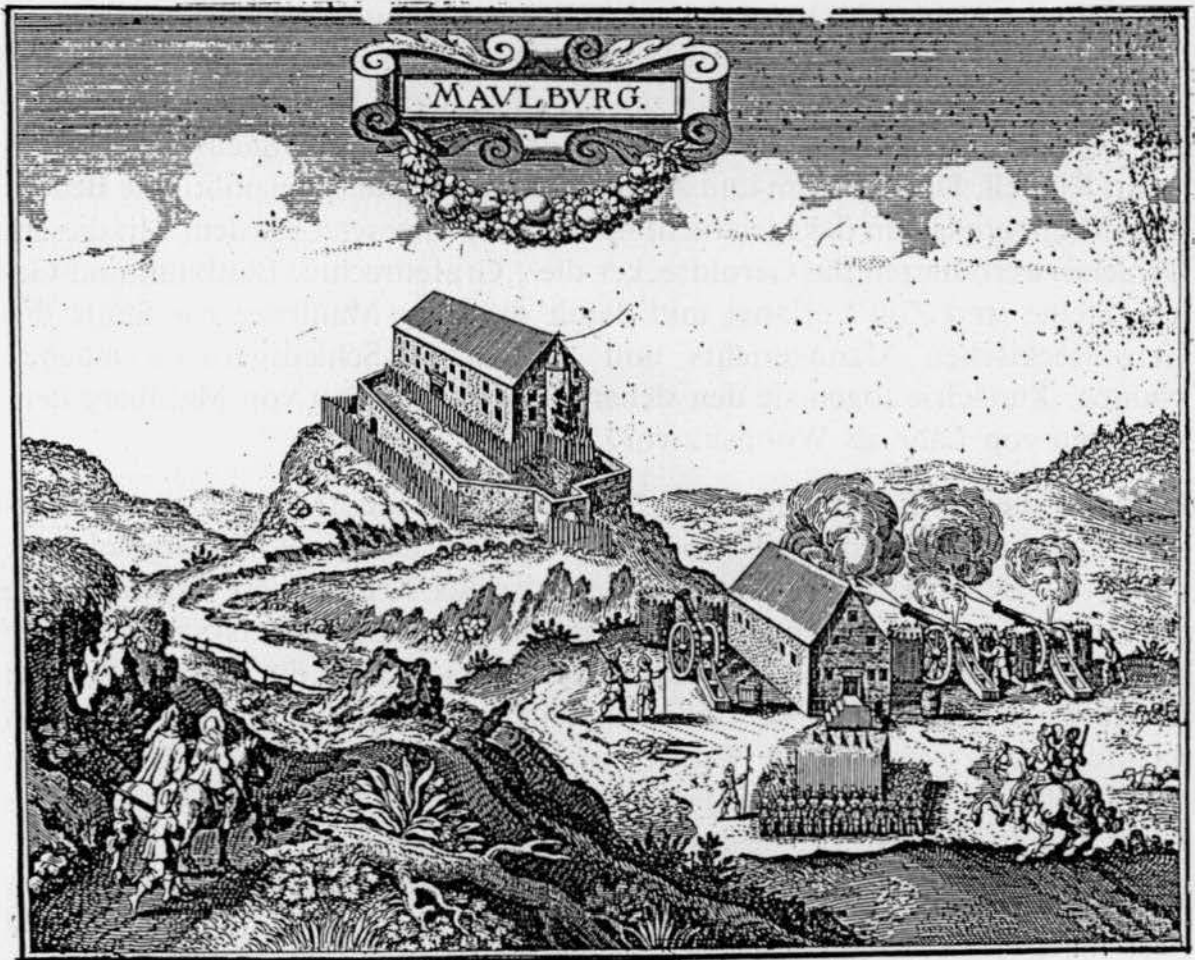
II. Geroldseck — Moers — Nassau — Kondominat. Die Geroldsecker Inbesitznahme Mahlbergs wurde besiegelt durch die Belehnung, die von Konradin, Herzog von Schwaben, im Jahre 1265 gegen Zahlung von 1 000 Mark Silber ausgestellt wurde. Ähnliche Verträge wurden mit Bamberg ausgehandelt. Der Mahlberg zugeschriebene strategische Ruf scheint im folgenden gewichtiger gewesen zu sein als die entsprechende Rolle. Die Burg erfüllte bei den zahlreichen Geroldsecker Fehden keine besondere Funktion. In der schriftlichen Überlieferung überwiegen Burgfriedensverträge, die z.B. die Besatzung festlegen, und kaiserliche Bestätigungsurkunden über das Reichslehen Mahlberg (1299 Kaiser Albrecht II. und weitere). Erst später jedoch (1319, 1414) definie-

ren diese das Gebiet des Reichslehens Mahlberg genauer: die Burg und die mit Gräben und Mauern umschlossene Stadt Mahlberg mit Zugehörungen und Wildbännen (große Waldbestände um Mahlberg), das Dorf Kippenheim sowie das „Ried“, die Dörfer Wittenweier, Allmannsweier, Nonnenweier, Ichenheim, Kürzell, Dundenheim und Altenheim. Die verwaltungspolitische Bedeutung Mahlbergs kann dagegen nicht hoch genug angesetzt werden. Mit diesem Gebietserwerb hatten die Geroldsecker die „Grafenrechte, Blutbann und Geleit, Steuer und Zoll“ erlangt und damit die Burg Mahlberg zur Stätte des Geroldseckischen Manngerichts und zahlreicher Schiedsgerichte machen können. Zunächst zogen sie den sicherlich größeren Bau von Mahlberg dem kleineren von Lahr als Wohnsitz vor.

Da 1426 die Lahr-Mahlberger im Mannesstamm ausstarben, fiel die Herrschaft an das Geschlecht von Moers-Saarwerden. Die Linie Hohengeroldseck bestritt — ohne Erfolg — im sog. „Geroldsecker Krieg“ diese Erbfolge. Die durch die Kriegsausgaben bewirkte Verschuldung der Moers-Saarwerdener zwang Johannes III. dazu, eine Hälfte der Herrschaft an die Markgrafen von Baden zu verpfänden (1442) und schließlich zu verkaufen (1497). Auch den nachfolgenden verwandten Erben aus den Häusern Nassau-Saarwerden (1527), Nassau-Weilburg (1557) und Nassau-Saarbrücken gelang es nicht, das Kondominat zu beenden, dies, obwohl die badischen Mitbesitzer zeitweilig, nämlich unter dem verschwenderischen Eduard Fortunat (1588—1596), daran dachten, den Lahr-Mahlberger Teilbesitz abzustoßen. Als kritisches Korrektiv erwies sich das evangelische Baden-Durlach (Ernst Friedrich), das bis zur Rekonstitution im Jahre 1622 die kath. Markgrafschaft, Mahlberg eingeschlossen, übernahm.

III. Badische Alleinherrschaft. Die langfristig angelegte Kondominatspolitik Badens wurde schließlich im Falle Mahlbergs — mit gewissen Parallelen zum Erwerb der Grafschaft Eberstein in Nordbaden — vom Erfolg der Alleinherrschaft gekrönt. 1629 wies die Realteilung (durch Losentscheid) die Teilherrschaft Mahlberg dem Hause Baden zu, während Lahr an Nassau fiel. In der Folge wurde die Herrschaft Mahlberg vom markgräflich baden-badischen Oberamt aus auf Schloß Mahlberg verwaltet, umfassend das Forst-, Finanz- und das Domänenamt. Dem Herrschaftsbezirk wurde nun zugerechnet: Kippenheim, Kippenheimweiler, Sulz, Langenhard, Friesenheim, Oberweier, Heiligenzell, Ichenheim, Dundenheim und Wagenstadt an der Bleiche. Teilerstörungen im Dreißigjährigen Krieg 1641 und 1642 und später durch die Truppen Ludwigs XIV. (1667) setzten dem Schloß und der Herrschaft sehr zu, bewirkten aber keine anhaltenden Veränderungen der Gebiets- und Machtstrukturen.

Baden-Badische Landvögte bewohnten das Mahlberger Schloß bis zum Jahr 1813. In diesem Zeitraum wurde das Schloß aber auch von den Badenern selbst sporadisch genutzt, nach Erlöschen der baden-badischen Linie 1771 von



Schloß Mahlberg 1641: Belagerung durch den kaiserlichen General de Hasi.

Baden-Durlach. Mit der Erhebung Ettenheims zur badischen Amtsstadt wurde Mahlberg 1813 ein entscheidender Anteil seines bisherigen regionalpolitischen Stellenwerts genommen; auch das zunächst noch am Ort belassene Oberforstamt wurde 1832 wegverlegt.

IV. Türckheim-Hardenberg und Türckheim-Böhl. Die badische Domänenverwaltung entschloß sich zur Versteigerung des seiner Funktionen beraubten Schlosses auf Abbruch. Freiherr Christian von Türckheim (1782—1846), Grundherr zu Orschweier, Liel, etc., bekam den Zuschlag für das Alte (1828) und das Neue Schloß (1832) und rettete die Anlage vor dem Untergang. Der Nachfahre Hans von Türckheim (1814—1892) übergab das Schloß seinem Schwiegersohn Hermann von Böhl. Die Familie Türckheim-Böhl betreut den Schloßbesitz im Bestreben, in der Familien- und Hausgeschichte Kontinuität zu wahren.

So kann Schloß Mahlberg angesehen werden als eines der wenigen Schlösser in der alten Mortenau mit ständiger Bewohnung bzw. Nutzung bei erhaltener Bausubstanz vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

Sagen:

Die Tatsache, daß Mahlberg immer bewohnt war, hat eine Sagenbildung nicht begünstigt. So hat sich keine Sage von Schloß Mahlberg erhalten.

Literatur:

G. Binz, Die Stadt Mahlberg. Ein Heimatbild. Karlsruhe 1923; H. H. von Böhl, Schloß Mahlberg und seine Geschichte, in: Geroldsecker Land 3/1960/61, S. 102—105; Chr. Bühler, Die Herrschaft Geroldseck. (Veröffentlichungen der Komm. f. gesch. Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, 96. Bd.). Stuttgart 1981; W. Hensle, Mahlberg in der Ortenau und sein Stauferschloß, in: Bad. Heimat. 53/1973, S. 17—27; H. Rieder, Die Stadt Mahlberg im Wandel der Zeiten. Ettenheim 1956; A. Staedele, Schloß Mahlberg, in: Ortenau 21/1934, S. 528—537; F. Vollmer, Mahlberg im Stauferraum, in: Geroldsecker Land 20/1978, S. 17—41.

Freundliche Hinweise von Freifrau von Türckheim-Böhl, Herrn J. Naudascher, Mahlberg, Herrn Dr. P. Schmidt-Thomé und Prof. Dr. F. X. Vollmer, Freiburg i.Br.

Das Schloß in Schmieheim (71)

Hubert Kewitz

Gemeinde Kippenheim (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Schmieheim

Ein Haupthaus mit hohem Kellergeschoß, zwei Obergeschossen, steilem Satteldach (in den Steingiebelspitzen Muschelformen mit Aufsätzen), ferner zwei über Eck gestellte, rechteckige Türme und ein sechskantiger Treppenturm als Hauptzugang in der Mittellinie, alle drei mit spitzen Helmen, ergeben einen durch die verschieden gestellten Flächen und die einfach, zwei-, dreimal oder zweimalzwei gekoppelten Fenster im Spiel des Lichts und der Formen vielfältig facettierten, ebenso kraftvollen wie eleganten Baukörper. Rückwärts lehnt sich ein Küchentrakt an die Ostseite an. Der Keller besteht aus einem großen, jetzt unterteilten Tonnengewölbe; die Ecktürme haben besondere Keller.

1449 kam das ehemals geroldseckische Dorf aus dem Besitz der von Hattstatt an die beiden verwandten, wappengleichen Familien Böcklin von Böcklinsau (Rust) und Bock von Gerstheim im Niederelsaß. Die zwei Drittel der Bock von Gerstheim gingen 1671 an die Freiherrn Wurmser und 1711 an die Freiherrn Waldner von Freundstein. Das Böcklinsche Drittel geriet 1748 an die Familie von Berstett und von dieser dann ebenfalls an die Waldner.

Der oft längere Zeit unbewohnte Landsitz wurde in den Jahren 1607—1610 erbaut. Über dem Kellereingang steht die Zahl 1607 und D B (= Dominus Bock). Am Küchenportal steht die Zahl 1608 und das Bocksche Wappen mit den Initialen des Erbauers F B (= Friedrich Bock) im Schild, daneben H und K. Auf der Sandsteintafel unter dem Gurtgesims am Treppenturm findet sich die Jahreszahl 1609, das springende Wappentier der Bock und die Inschrift: „DAS HAVS STET / IN GOTES HAND / VND WÜRD ZV SCHMIEHEIM BVRG GENANT / GOT BEHVDT ES VND VNS / ALLSAMPT / VOR

ALLEM VNGLVCK / VND AVCH BRANDT“. Die Zahl 1610 erscheint auf dem heute im Turm angebrachten Allianzwappen des Erbauerehepaars in reicher Renaissance-Kartusche mit Umschrift und den Initialen F. B. V. G. / S. B. G. V. F. (= Friedrich Bock Von Gerstheim / Salome Bock Geborene Von Fegersheim).

Der Enkel der Erbauer, Freiherr Dagobert Wurmser von Vendenheim zu Sundhausen, Direktor der Niederelsässischen Ritterschaft, wurde 1671 Mitbesitzer des Schlosses. Wiederum seine Enkelin und Erbin, Franziska Salome Wurmser, war verheiratet mit dem Freiherrn Friedrich Ludwig Waldner von Freundstein, dessen von Windspielen gehaltenes Wappen 1721 das ältere Bocksche Wappen über dem spätgotischen Treppenturmportal ersetzte. Auf einem Türsturz in der Umfassungsmauer findet sich das 1720 (29?) datierte Ehwappen des Paares Waldner/Vendenheim und die lange (teils schwer lesbare) Reihe ihrer Initialen: F. L. W. V. F. / S. W. V. F. G. W. V. V. Z. S.

Das Material der Architekturteile ist der nicht sehr haltbare Sandstein aus den alten, früher stark genutzten Steinbrüchen des Ortes. Der Treppenturm wurde ohne konstruktiven Konnex in einem späteren Arbeitsgang vor den Bau gesetzt. Das brachte nicht bewältigte technische Schwierigkeiten mit sich, wie denn überhaupt die Bauausführung nicht der Qualität der architektonischen Idee entsprach. H.F. Kasper spricht von „geradezu grotesker Pfuscharbeit der Maurer“ und Steinmetzen. Dies und die lange Verwahrlosung des Baus machte die Wiederherstellung 1960/61 zu einem äußerst schwierigen Unter-



Das Schloß in Schmieheim.

Aufn.: J. Mühlan

nehmen, das als „Musterbeispiel schöpferischer Denkmalpflege“ betrachtet wird (M. Hesselbacher, Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 10/1967, S. 110).

Die Restauration hat u. a. „die ursprüngliche dekorative Quadermalerei an den Ecken, die dem konstruktiven Gefüge zuwiderläuft“ (Kasper), wiederhergestellt. Der schöne Bau in dem großen Areal hinter hohen Mauern wird jetzt für verschiedene kommunale Zwecke (Rathaus, Kindergarten, Vereine, Wohnungen) genutzt.

Sage: Der nach 1670 im Schloß wohnende betrügerische Amtmann d'Autel (Daudel) hatte eine arme, alte Frau durch gefälschte Papiere um ihr Vermögen gebracht. Auf ihren Fluch hin geht er darin um, bis das hier vergrabene Schriftstück gefunden ist.

Literatur:

H. Neu, Geschichte des Dorfes Schmieheim. Ettenheim 1902; Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden Bd. 6,1. 1904, S. 276—278; H. A. Fuchs, Schloß Schmieheim, in: Mein Heimatland 19/1932, S. 102—108; A. Ludwig, Das Schloß zu Schmieheim, in: Ortenau 21/1934, S. 492—494; H. F. Kasper, Schloß Schmieheim (Kr. Lahr), in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 5/1962, S. 19—24.

Das Schlößchen Orschweier (72)

Hubert Kewitz

Stadt Mahlberg (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Orschweier

„Das Haus ist ein einfaches Hofgebäude, das nach vorn ein abgewalmtes Dach hat und dadurch den französischen Einfluß verspüren läßt. Neben einem hohen Querbau fehlt ihm jedoch jeder architektonische Zierat“ (E. Batzer). Der schlichte Gutshof in dem kleinen Park hinter Mauern war seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Wohnsitz einer Böcklinschen Nebenlinie und ist erst unlängst in private Hände übergegangen. Spärliche Reste einer älteren Anlage. Freiherr Richard von Böcklin ließ zwischen 1880 und 1890 dem Schlößchen ein Stockwerk aufsetzen und auf der Nordseite eine Terrasse anbauen. Der neue Besitzer nimmt eine die Substanz erhaltende Erneuerung vor.

Das freiadlige Rittergut in Orschweier kam 1833 von den Brandenstein an die drei Brüder Friedrich, Leopold und Emil Böcklin von Böcklinsau, von denen Leopold 1847 im Rahmen des Fideikommisses in den freien Genuß des Gutes gelangte. Sein Sohn Richard übernahm 1855 das Gut und wurde 1875 nach Auflösung der Familiengemeinschaft freier Eigentümer.

Literatur:

Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden Bd. 6,1. 1904, S. 271; E. Batzer, Schlößchen Orschweier, in: Ortenau 21/1934, S. 542; H. Sulzer, Ortssippenbuch Mahlberg-Orschweier. Grafenhausen b. Lahr 1977, S. 442.

Das Schloß zu Altdorf (73)

*Hugo Schneider**

Stadt Ettenheim (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Altdorf

Das den Freiherrn von Türckheim gehörige und von ihnen bewohnte Schloß Altdorf liegt, umgeben auf 3 Seiten vom Dorfbach und der Dorfstraße, im östlichen Teil der Dorfmitte. Eigentlich fehlt dem Bau das Schloßartige, es gleicht in seiner Schlichtheit mehr einem Herrenhaus. Es besteht aus einem 2stöckigen Hauptgebäude mit einem gut gegliederten, etwas vorgezogenem Mittelteil, den ein dachreiterartiges Türmchen in der Mitte überragt, und 2 gleichen Anbauten rechts und links. An den Mittelbau waren über Eck 2 symmetrische Flügel angebaut, die durch offene Galerien mit ihm verbunden waren. Erhalten blieb nur der südliche, während der nördliche wieder abgerissen wurde. Der feuchte Baugrund zwang zu einer leichten Bauweise, weshalb das Obergeschoß aus Fachwerk erstellt wurde. Die meisten Räume sind klein und durch lange Gänge miteinander verbunden.

Auf dem Platz des Schlosses stand seit dem Mittelalter eine von einem Wassergraben umgebene Burg, die Sitz eines Rittergeschlechtes war. Sie wurde 1672 von den französischen Truppen unter General Créqui nach der Eroberung Freiburgs ebenso wie das Dorf Altdorf zerstört. Bald darauf errichtete man an derselben Stelle ein einfaches, nicht sehr großes Gutshaus. Wie dieses Haus



Das Schloß zu Altdorf.

und die Burg ausgesehen haben, ist, da keine Zeichnung und Pläne erhalten blieben, unbekannt. Das Herrenhaus in seiner jetzigen Form entstand, nachdem Freiherr Johann von Türckheim (1749—1824) die ganze Herrschaft Altdorf erworben hatte. Kurz nach dem Kauf des Hauses 1783 begann er mit dessen Um- und Ausbau. Erst über diese Baumaßnahmen liegen ausführliche Unterlagen vor. So ist das Anwesen erstmalig in einem Bauanschlag des badi-schen Werkmeisters Roth aus dem Jahre 1790 genauer beschrieben. Im großen und ganzen blieb das Aussehen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts erhalten. Seit 1952 stehen sämtliche Gebäude einschließlich der Umfassungsmauer unter Denkmalschutz.

Die Geschichte des Schlosses ist eng mit der des Dorfes verbunden. Anfang des 7. Jahrhunderts weilte der hl. Landelin bei einem christlichen Alemannen in Altdorf. Von hier aus zog er Unditz aufwärts nach Münchweier, wo er von einem herrschaftlichen Jäger erschlagen worden sein soll.

Über das Rittergeschlecht, das die Burg besaß, ist nur wenig bekannt. Ab 1487 erscheinen die Herren von Endingen in einer Reihe von Lehensbriefen der Grafen von Geroldseck als Herren von Altdorf und dem benachbarten Wallburg. Dieses Geschlecht wurde 1542 in die unmittelbare Reichsritterschaft aufgenommen und starb 1652 mit Friedrich Reinhard von Endingen aus. Während dieser Zeit waren 1555 die Klett von Utenheim und nach ihnen die Spet von Schiltzburg Lehensträger über Teile von Altdorf. Die Herrschaft Altdorf bestand damals aus der „freiadligen, kaiserlichen Burg“, dem adligen Geroldseckschen „Freigut“ und dem „Mannlehen“ Altdorf. Lehensherren nördlich des Baches waren die Grafen von Geroldseck, später die Grafen von Mörs, dann die Fürsten von Nassau und die Markgrafen von Baden je zur Hälfte, südlich des Baches das Hochstift Straßburg. 1653 verkauften die Erben der Endinger ihre Anteile an den Straßburger Kanzler Walther von Diedenhofen. Danach wechselten die besitzenden Familien mehrmals innerhalb der Diedenhofenschen Verwandtschaft. So erschienen die Geschlechter derer von Gail, von Reich und von Auffenberg, bis in den Jahren 1783, 1786 und 1787 Freiherr Johann von Türckheim nacheinander alle Altdorfer Teile käuflich erwarb. Er ließ sich von den drei Lehensherren belehnen und vereinigte damit zum ersten Male die gesamte Herrschaft Altdorf in einer Hand. Die Freiherrn von Türckheim wurden bald darauf in die unmittelbare Reichsritterschaft, Kanton Ortenau aufgenommen.

Der Überlieferung nach stammt die Familie von Türckheim von Burghauptleuten der elsässischen Stadt Türckheim bei Colmar ab. Durch Generationen gehörten die Herren von Türckheim dem Regierenden Rat der Stadt Straßburg an, so auch Johann von Türckheim, der als Bürgermeister von Straßburg Mitglied der Französischen Nationalversammlung 1789 war. Er exponierte sich dort so zu Gunsten der deutschen Interessen seiner Vaterstadt, daß er

1789 mit seiner gesamten Familie nach dem wenige Jahre zuvor erworbenen und ausgebauten Altdorfer Besitz fliehen mußte.

Seit dieser Zeit wurde Altdorf zum Hauptsitz des von Freiherr Johann von Türkheim begründeten rechtsrheinischen Zweiges der Familie, der sich von da an „Türkheim zu Altdorf“ nannte.

Literatur:

Fr. Freiherr von Türkheim, Schloß Altdorf, in: Ortenau 21/1934, S. 542—547; J. B. Ferdinand, Drei Ortsgeschichten. (Aus Altdorfs Vergangenheit. . .), in: Ortenau 32/1952, S. 197—210.

* nach Unterlagen von H.-E. Frh. von Türkheim.

Das Schloß in Rust (74)

Hubert Kewitz

Gemeinde Rust (Ortenaukreis)

Alter Stammsitz der Freiherrn Böcklin von Böcklinsau, jetzt Teil des „Europa-Parks Rust“. Auch *Balthasarburg* genannt (wohl nach dem 3. Stammherrn, Balthasar von B., der 1500 das unteilbare Familienstammgut errichtete).

Das Ruster Schloß bildet „die für das 16. Jahrhundert typische Zwischenstufe zwischen mittelalterlichem Palas und barockem Herrenhaus“ (J. Schlippe). Hinter dem schönen Vorhof mit in die südliche Mauer eingelassenen alten Grabsteinen erhebt sich der dreigeschossige Putzbau (Sockelgeschoß und zwei von einem schmalen Sandsteinfries geteilte Obergeschosse). Er hat locker plazierte, zwei- oder dreigeteilte Fenster mit sparsamem Dekor der Zeit und noch gotisch gekehlten Gewänden und ein hohes Satteldach mit Krüppelwalm über Steingiebeln. Die steinernen Schleppgauben sind „rein elsässisch“. Aus der östlichen Frontseite tritt asymmetrisch ein Wendeltreppenturm in fünf Seiten des Achtecks hervor; der Treppenlauf zeigt sich durch rautenförmige, gekuppelte Fenster an. Abschluß des Turms durch spitzes Zeldach über Fensterkranz. — Die Aufteilung im Innern, mit dem Ern am Treppenzugang und dem durchgehenden Saal im Hauptgeschoß, folgt dem zunehmenden Interesse der Bauzeit an wohnbequemer Nutzung; eine zweite schmale Wendeltreppe, die aus der Südwand vorkragt, besorgt eine zusätzliche, private Verbindung der oberen Geschosse.

In den Treppenturm führt ein vorzügliches, mit 1577 bezeichnetes Renaissanceportal. Zwei mit Beschlagwerk versehene Karyatidenpfeiler tragen ein reiches Gebälk, auf dem eine von Delphinen effektiv gestützte Aedicula den Böcklinschen Wappenschild enthält. Er ist nach dem auf 1738 lautenden Chronogramm erst später eingefügt: „ArX Ista nobILIs BaLtsarBVrg



Das Schloß in Rust.

Aufn.: J. Mühlan

appelata omni bvs privilegiiis gaudet“ (Diese edle Burg, Baltasarburg genannt, erfreut sich aller Vorrechte).

Es gab einen 1309 „von Rust“ genannten Ortsadel, Lehensnehmer der Straßburger Bischöfe, den 1410 die Herren von Endingen ablösten. Am 22. 1. 1442 belehnte Bischof Ruprecht den im Elsaß reich begüterten Bernhard Böcklin (Bock, Böckel), aus alter, bedeutender, stadtdliger Straßburger Familie, mit Rust. Damit beginnt eine Folge von 18 Stammherren, die bis in die nahe Vergangenheit reicht. Unter ihnen war der „Musikbaron“ Friedrich von B. (1745—1813) ein begabter, mit Gluck und Mozart bekannter Komponist und ein fruchtbarer musikalischer, aber besonders auch landwirtschaftlicher Schriftsteller (vgl. A. v. Kageneck, in: Ortenau 57/1977, S. 272—278).

Den jetzigen Bau hat nach den Jahreszahlen 1575—1577 an Treppe und Portal der 6. Stammherr, Hans Philipp von B., erbaut. Eine Verwendung älterer Bauteile erscheint möglich; eine unbestätigte Meldung spricht auch vom Fund römischer Legionsziegeln in den Fundamenten. Über den Vorgängerbau, der Lage an der Elz nach wohl eine Wasserburg, kann bisher kaum etwas gesagt werden. Der „Burgenband“ (Ortenau 21/1934) rekonstruiert eine ältere Anlage mit „viereckigem Turm, Ringmauer und Flankentürmen“ sowie einer äußeren Mauer mit Burggraben, „dessen westliche Front noch im Junker-

bach, einer Abzweigung aus der Elz, besteht“. Er vermutet eine Zerstörung im Bauernkrieg. Die „Kunstdenkmäler“ erwähnen nach einem Plan von c. 1767 „zwei feste Thürme, die jetzt vollständig abgetragen sind“ (Bestandteile eines Wehrgangs?) auf dem Hof, zwischen dem Wohnbau und den an die Umfassungsmauer angelehnten einfachen alten Wirtschaftsgebäuden.

Das Schloß, in dem die wenigsten Stammherren längere Zeit gewohnt haben, war dennoch zuletzt gut ausgestattet mit alten Möbeln, Waffen, Gemälden und Ahnenbildern. Es enthielt auch das von B. Schwarz 1910 (ZGO, Mitt. 32) auf über hundert Seiten aufgenommene, umfangreiche Familienarchiv (heute im Staatsarchiv Freiburg; noch nicht benutzbar). Der Gewölbeschlußstein des früheren Archivs unter dem gittergekrönten Erkervorbau der Hoffront trägt das Allianzwapen des Erbauerpaars, der Böcklin und der elsässischen Zuckmantel von Brumath.

Nach dem Tode (1955) Ruprechts von B., des letzten Stammherrn, wurde der gesamte Besitz verkauft. Das im Krieg durch Beschuß beschädigte Gebäude wurde durch Baron Ruprecht und die folgenden Eigentümer (Graf Metternich, Dr. Fuchs, Europa-Park/Mack) unter Mithilfe von Denkmalpflege, Landkreis und Land wiederholten Renovationen unterworfen. Die jetzige Nutzung hat den in Jahrhunderten gewachsenen Charakter der Balthasarburg und des romantischen Parks zerstört; sie wurden (nicht ungeschickt) als willkommene Kulisse „stilvoll“ umfunktioniert und in das Freizeitunternehmen eingepaßt.

Literatur:

Friedrich Böcklin von Böcklinsau, Rechtsbegründende Denkschrift (. . .). Karlsruhe 1856; Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden Bd. 6,1. 1904, S. 273—275; R. Böcklin von Böcklinsau, Die Balthasarburg in Rust, in: Ortenau 21/1934, S. 537—541; J. Schlippe, Rust. Schloß, in: Nachrichtenblatt der öffentl. Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden 5/1954, S. 6 f.; A. Köbele, Ortssippenbuch Rust. Geschichte des Dorfes und seiner Familien. Grafenhausen b. Lahr 1969, S. 43—49.

Das Balzare-Schlöble in Rust (74)

Hubert Kewitz

Gemeinde Rust (Ortenaukreis)

Der Name ist wohl abgeleitet von Balthasar. In den letzten Jahrzehnten mehrfach mit Hilfe der Denkmalpflege sorgfältig restaurierter, ganz elsässisch anmutender, wertvoller Fachwerkbau. Reizvolle Verbindung eines schlichten, steinernen Untergeschosses mit dem locker strukturierten Fachwerkobergeschoß und seinem schönen, den Eindruck bestimmenden Renaissancedekor



Das Balzare-Schlöfle in Rust.

Aufn.: Oehler, Ettenheim

(Rosetten, Friese). Die Wohnstubenfenster sind „in beiden Geschossen als Fenstererker ausgebildet mit geschnitzten Umrahmungen, in deren Konsolen Akanthusblätter eingeschnitzt sind“ (Hesselbacher). Über der zweiläufigen Freitreppe ein zierlicher Fachwerkerker mit kleinem Giebel.

Der Kellereingang trägt die Jahreszahl 1598 und dasselbe Allianzwappen Böcklin/Zuckmantel (Bock/gespaltener Schild mit achtstrahligem Stern im linken Feld), das auch in der Balthasarburg begegnet. Deren Erbauer, Hans Philipp von Böcklin, war mit Esther Freiin von Zuckmantel-Brumath († 1601) verheiratet, sein Nachfolger Philipp Dietrich (1598 Bauherr des Böcklinhofs am Straßburger Stephansplan), dem er 1593 Gut und Schloß verkaufte, mit Esthers Halbschwester Anna Maria. Das läßt an eine Verwendung als Witwensitz oder Absteigequartier denken.

Literatur:

E. Lehr, *L'Alsace Noble*. 1870, S. 258; *Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden* Bd. 6,1, 1904, S. 274 f.; E. Batzer, *Das Balzareschlöfle in Rust*, in: *Ortenau* 21/1934, S. 541 f.; M. Hesselbacher, *Das Balzareschlößchen in Rust*, in: *Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 8/1965, H. 4.

Das Ettenheimer ‚alte‘ Schloß (75)

Robert Furtwängler

Stadt Ettenheim (Ortenaukreis)

Inmitten der Altstadt, den Marktplatz nach Westen abschließend, steht das ehemalige Straßburger Amthaus. Es ist ein nach Größe, Ausdehnung und architektonischer Gliederung eindrucksvolles Gebäude. Bis zur Säkularisation war es Sitz des Straßburger Oberamtes, das die rechtsrheinische „Obere Herrschaft“ des Hochstifts Straßburg verwaltete. Jetzt dient es, nachdem es unter der Leitung des Stadtbaumeisters Karl Kern in den Jahren 1973—1975 restauriert worden ist, als Verwaltungsgebäude der Stadt Ettenheim. In der Kunstgeschichte Badens ist das Bauwerk als „Ettenheimer Schloß“ bekannt; „Schlößli“ oder „altes Schloß“ nannte es früher der Volksmund, jetzt wird es als „Palais Rohan“ bezeichnet.

Entstehung und Entwicklung

Das Amthaus gilt als eines der ältesten Bauwerke der Stadt. Es entstand noch vor dem 30jährigen Krieg. Im Jahre 1560, so kündigt der Schlußstein auf dem



Ettenheims „altes Schloß“. Sitz des letzten Straßburger Fürstbischofs während seines Exils in Ettenheim. Aufn.: B. Uttenweiler

Ostgiebel des Gebäudes, wurde es vollendet. Es hatte wahrscheinlich einen Vorgänger; Batzer/Vögele sind der Ansicht, daß es „zweifelloso auf viel älterem Kellerwerk“ steht, daß an dieser Stelle einmal eine Befestigung, vielleicht eine Tiefburg, gestanden habe, die einst zerstört wurde und auf deren Grundmauern ein neues Schloß errichtet worden ist.

Erbaut wurde das ‚alte Schloß‘ in der Regierungszeit des Straßburger Bischofs Erasmus von Limburg (1541—1568). Sein Wappen ist in den Schlußstein eingemeißelt, der auf dem Ostgiebel des Gebäudes sitzt. Es enthält Elemente des Familienwappens der Reichsschenken von Limburg und des Straßburger Bisumswappens. Mit Sicherheit darf Bischof Erasmus als Erbauer des Schlosses angesehen werden. Unbekannt geblieben ist jedoch der Baumeister. Es fehlen Baupläne und Bauabrechnungen, die einen Hinweis auf ihn geben könnten. So kann aus seinem Werk nur geschlossen werden, daß er noch in der Tradition des mittelalterlichen gotischen Baustils aufgewachsen ist. In sein Konzept übernahm er jedoch formal Gestaltungsmerkmale der Renaissance, die sich in dieser Zeit im Norden Europas verbreitete und dort allmählich die Gotik ablöste.

Vom Wandel der Zeitläufe blieb auch das ‚alte Schloß‘ nicht verschont. Im 30jährigen Krieg äscherte Bernhard von Weimar die Stadt Ettenheim ein. Nur wenige Häuser verschonte das Feuer, auch, wie an einer Stelle „mit Bestimmtheit“ gesagt wird, das Schloß. Wahrscheinlich litt es aber ebenfalls unter dem Brand, dürfte teilweise zerstört worden sein. Der Wiederaufbau erfolgte vermutlich im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts in der Regierungszeit des Bischofs Franz Egon zu Fürstenberg (1663—1682). Er ist der Erneuerer des Schlosses; über dem Eingangsportal ist sein in Sandstein gehauenes Wappen eingemauert. Der Wiederaufbau des Schloßgebäudes erfolgte im Stile des Barock, der damals modernen Bauweise. Die stilistischen Veränderungen sind am Äußeren des Gebäudes, vornehmlich an den Fenstern, sichtbar. Die Fenster waren einst, wie es der gotischen Bauweise entsprach, unsymmetrisch aufgeteilt. Es waren schmale, verhältnismäßig niedrige Fenster mit profilierten Mittelpföstchen. Die Fenstergewänder wiesen verschiedenartige Ornamentierungen auf. Von den gotischen Fenstern sind erhalten geblieben die Fenster des Eckzimmers auf der Nordostseite des Erdgeschosses, zwei Fenster auf der Südseite des Gebäudes, eines auf dessen Westseite sowie das Fenster rechts neben dem Eingangsportal. Einige andere Fenster zeigen im Sturz noch die Ansätze des früher vorhandenen Mittelpfostens. Um ca. 30 Zentimeter wurden die Fenster des Obergeschosses erhöht. Auch das Dach wurde verändert. Es wurden anstelle der gotischen Dachöffnungen Einzelgauben eingebaut, im barocken Stil gestaltet, so wie dies eine Guasche aus dem Jahre 1790 zeigt.

So wie sich das ‚alte Schloß‘ heute darstellt, ist es ein „Stilgemisch von Gotik, Renaissance und Barock“ (Batzer/Vögele), entstanden durch mehrere Umbauten im 17. und 18. Jahrhundert.

Das Bauwerk

Das Amthaus ist ein langgestrecktes, rechteckiges Bauwerk. Es ist in Ost-West-Richtung gestellt; mit dem Ostgiebel stößt es auf den Marktplatz, im Westen grenzt es an das Stammgäßle (Giebelbreite 13,82 Meter). Die Traufseiten sind 31,70 Meter lang. Die Firsthöhe des Gebäudes mißt 17,05 Meter. Das Bauwerk ist zweigeschossig, das Dachgeschoß ausgebaut. Im Norden ist dem Haus ein ummauerter Hof vorgelagert, dem sich einst, bis zur Thomasstraße reichend, der Schloßgarten anfügte, der inzwischen überbaut worden ist.

Vom Marktplatz her ist das Schloßareal durch eine Hofeinfahrt zu erreichen. Sie war früher mit einem Holztor gesichert. An der Hauswand, etwa in der Mitte der Hofseite ansetzend, führt eine Freitreppe, aus Sandstein gebaut, hinauf zum Eingangsportal. Die Treppe besaß früher nur einen linken Lauf, der, ebenso wie der offene Austritt vor der Tür, gesichert war mit einer Brüstung. Jetzt ist die Treppe doppelläufig; ein rechter Lauf war jedoch, entgegen landläufiger Ansicht, früher nicht vorhanden. Unter der Freitreppe befindet sich der rundbogige Kellereingang. Er führt hinab in den Gewölbekeller, der mit behauenen Sandsteinquadern aufgebaut ist. Die Scheitelhöhe des Gewölbekellers beträgt 4,10 Meter. Das Gebäude ist jedoch nur teilweise unterkellert, etwa bis zum Ende der Freitreppe reicht der Kellerraum. Die östliche Stirnwand des Kellers hat eine Stärke von 1,35 Meter, die Seitenwände sind 1,15 Meter stark, die Innenwände 1,10 Meter. Eine mächtige Mauer, Stärke 3,97 Meter, grenzt den Keller nach Norden ab. Sie verläuft von der Nordostecke bis zum Ende der Freitreppe; vermutet wird, daß sie einem Vorläufer des Gebäudes als Grundmauer diene.

Das Mauerwerk besteht aus Bruchsteinen. Die Ecken des Bauwerks sind mit verschränkt versetzten Sandsteinquadern aufgebaut, die bis zu den Giebelanfängen hinaufführen. Ein Sandstein-Gesims, das aus der Mauer heraustritt, die Waagerechte betonend, trennt Stockwerke und Dachstuhl. Der Fries läuft rings um das Gebäude.

Das Satteldach (Neigung 55 Grad) hat auf dem südlichen Teil noch die alten, einfachen Einzelgauben. Die unschöne Schleppgaube, die auf dem nördlichen Teil des Daches saß, wurde bei der Restauration des ‚alten Schlosses‘ entfernt und in das Dach, nach gotischem Vorbild, unregelmäßige Lüftungsöffnungen eingelassen.

Gotik und Renaissance mischen sich in der Ornamentik der Giebelanfänger, die knaufartig zur Traufseite hin ausgeschwungen sind. Aus den Giebelanfängern ragt ein Kragstein heraus, der sich in einen ornamentierten Sockel verjüngt, aus dem ein kantiger Knauf wächst, der teils mit einer Kugel, teils mit einem flachen Stein abgedeckt ist. Die Hohlkehle ist mit einer Steinkugel verziert; an der Unterseite des Gesimses befindet sich eine in Sandstein gemeißelte Rosette.

Die Kragsteine tragen auf Stirn- und Giebelseite Halbreliefs. Es handelt sich um Neidköpfe (Schandmasken), also Menschen und Tierkopfreiefs, wie sie immer wieder zur Abwehr böser Geister an Häusern angebracht worden sind. Der Kragstein an der Nordwestecke weist auf einer Seite einen Löwenkopf auf, auf der anderen Seite das Gesicht eines bärtigen Mannes. Auf dem Kragstein auf der Nordostseite sieht man eine Gesichtsfratze und eine Tierfratze. Auf dem südwestlichen Kragstein befindet sich auf der Westseite eine Sonne, auf der Südseite das maskenhaft wirkende Gesicht eines Menschen. Originell ist der Kragstein auf der Südostseite: er zeigt nach Süden ein Gesicht, das dem Betrachter die Zunge herausstreckt.

Sowohl der Ost- als auch der Westgiebel weisen Dachaufsätze auf. Auf dem Ostgiebel beginnt der Giebelaufsatz mit dem Schlußstein, in den das Wappen des Bischofs Erasmus von Limburg geschlagen ist. Über dem Wappen, das von zwei Figuren gehalten wird, befindet sich ein Flötenspieler, an den Seiten des Steins, mit dem bloßen Auge kaum zu sehen, ein Trommler und ein Pfeifer. Der Giebelaufsatz mündet aus in eine Säule, die früher eine Kugel krönte, in die eine Wetterfahne versenkt war. Die Kugel ist geborsten, auch jene, die auf dem westlichen Firstende angebracht war.

Eine geriefte (kannelierte) Säule, auf quadratischer Basis stehend, wächst dort aus dem Giebelaufsatz. Der Säulenschaft mündet aus in eine Kämpferplatte mit vier Eckknäufen, die den Giebelaufsatz unterteilt. Den Säulenabschluß bildet eine inzwischen geborstene Sandsteinkugel. Am Säulenschaft hängt ein Männchen, so als wollte es die Säule erklettern und nach der Wetterfahne greifen oder neugierig um die Säule herumschauen. Die Skulptur ist stark verwittert.

Zwischen den Giebelenden (auf der Westseite) ist ein mit einer Bischofsmitra bedeckter Kopf zu sehen. Zu vermuten ist, daß die Skulptur die Gesichtszüge des Erbauers aufweist. In der westlichen Giebelmauer befinden sich Widerlager aus Sandstein. Sie dürften früher einen Balkon gestützt haben. Der halbturmartige Anbau, kurz vor dem ersten Weltkrieg errichtet, ersetzte einen früheren Toilettenanbau.

Geschichtliche Bedeutung

Jahrhundertlang war das ‚alte Schloß‘ Verwaltungsgebäude. Bei Visiten der ‚Oberen Herrschaft‘ residierten dort gelegentlich auch die Straßburger Landesherren. Von 1790 bis zu seinem Tode im Jahre 1803 war das Schloß Residenz des letzten Fürstbischofs von Straßburg, des Kardinals Ludwig Renatus Eduard, Prinz von Rohan-Guéméné, der vor der Französischen Revolution Zuflucht in seinen rechtsrheinischen Besitzungen gesucht hatte. Im Gefolge des Kardinals war auch dessen Nichte, die Prinzessin Charlotte Luise Dorothea von Rohan-Rochefort, mit der Prinz Louis Antoine Henri de Bourbon,

Herzog von Enghien, in Liebe verbunden war. Mit einem Diamantring hat er in Fensterscheiben Verse eingeritzt, mit denen er seiner Liebe Ausdruck gab. Insgesamt wurden 14 Einritzungen festgestellt. Eine einzige Fensterscheibe ist noch erhalten; sie weist den Vers auf

Quand l'on attend sa belle
Que l'attente est cruelle
A qu'il paroît doux
L'instant du rendez-vous

Übersetzung:

Wenn man seine Schöne erwartet,
Wie grausam ist das Warten
für den, dem der Augenblick
des Rendezvous süß ist.

und wird im nordöstlichen Eckzimmer im oberen Stockwerk, das als Sterbezimmer des Kardinals gilt, aufbewahrt. Dieser Raum zeigt an der Nordostecke zwei eingemauerte profilierte Sandsteinpfeiler, über denen sich gemauerte Bogensteine befinden. Der Raum ist jetzt Sitzungssaal des Gemeinderates.

Das ‚alte Schloß‘ ist nun, nachdem es früher das badische Bezirksamt und zeitweilig das Amtsgericht und andere Behörden beherbergt hatte, Verwaltungsgebäude der Stadt.

Literatur:

E. Batzer und R. Vögele, Schloß Ettenheim, in: Ortenau 21/1934, S. 548—551; R. Furtwängler, Ettenheims ‚altes Schloß‘ und seine Geschichte, in: Geroldsecker Land 19/1977, S. 147—161; J. B. Ferdinand, Miniaturen aus Ettenheim. Ettenheim 1949; Ph. Harden-Rauch, Ettenheim um 1790, in: Geroldsecker Land 15/1973, S.175—184; Festbuch. Des Männer-Gesangsvereins Ettenheim 1862—1912. Ettenheim 1912.

Das Ichtratzheimsche Haus in Ettenheim (75)

Hubert Kewitz

Stadt Ettenheim (Ortenaukreis), am „Pfarrgäßle“

Auch „Prinzenschlößle“ genannt nach seinem berühmten Bewohner, dem jungen Louis-Antoine-Henri de Condé, Duc d'Enghien.

Unter barockem Schleppgaubendach wird eine einfache, früher mit Architekturmalerie versehene Fassade von fünf Fensterachsen gegliedert. Das Obergeschoß ist konstruktives Fachwerk unter Putz; die Mauern des Erdgeschosses sind auffallend stark angelegt; der Keller ist doppelstöckig. Der durchaus herrschaftliche Hof liegt wesentlich tiefer als der Eingang an der Rohanstraße; in Hof und Keller fallen starke Holzkonstruktionen auf. Innen verbindet eine schöne Treppe die Geschosse, die kaum etwas von älterer Ausstattung enthalten.

Das 1626 datierte Allianzwappen über dem Eingang gehörte dem fürstbischöflichen, als eifriger Hexenverfolger hervorgetretenen Amtmann Johann Lud-



Das Ichtratzheimsche Haus in Ettenheim. Aufn.: Waßmann, Ettenheim

wig Zorn von Bulach und seiner zweiten Ehefrau, einer geb. Maria Jacobaea Zanth von der Merlen. Die Tafel befand sich ursprünglich an einem anderen, verschwundenen Gebäude in der Nähe, das zu dem „Bulachischen/Andlauischen/Olisyischen Hof“ gehörte, auf dessen Grund das Ichtratzheimsche Haus erbaut wurde.

Die Zahl 1744 über der Tür gibt das Baujahr an. Die Erbauer und ersten Bewohner sind in den eng verschwägerten adligen Amtmannsfamilien der Reich, Olisy und Maillot zu suchen. Die Freiherren von Maillot aus dem schweizerischen Pruntrut waren dort in bischöflich-baslerischen und hier in bischöflich-straßburgischen Diensten. Seit 1739 führte Martin Beatus von Maillot, später Oberamtmann von Oberkirch, einen Rechtsstreit um Abgaben mit der Stadt, der erst 1775 durch einen Vergleich beendet wurde. 1758 wird er als Besitzer des Hauses genannt; vielleicht ist er auch der Bauherr. 1786 stirbt er in Pruntrut als Hofrat und Kammerpräsident beim Fürstbischof von Basel. Seine einzige Tochter Anna Maria war verheiratet mit dem wohlhabenden Baron Franz Reinhard Hannibal von Ichtratzheim in Straßburg, einem französischen Offizier, der am 30. 4. 1790 vor der Revolution fort nach Ettenheim ins Maillot-sche Haus zog, das deshalb schon 1791 „H: Von Malio oder Ichtersheim fein gebey“ (Machleid) genannt wird. Nach dem tragischen Tod seines Kindes und seiner Frau im Jahre 1801 bewohnte Ichtratzheim (†1821 im Elsaß) noch einige Zeit das Haus, in dessen Obergeschoß er seit 1801 den Herzog von Enghien

aufgenommen hatte. Der junge Condé wurde von hier in der Nacht vom 14. auf den 15. März 1804 entführt und nach kurzem Prozeß in Vincennes erschossen. — Das Haus kam später in den Besitz der Ettenheimer Familien Mengis, Fuchs und Stoelcker; seit 1981 gehört es Dr. R. Jäger.

Literatur:

J. C. Machleid, Aufzeichnungen 1755—1794, 2 Bde. (Handschrift); R. Vögele, Das Ichtratzheimsche Haus in Ettenheim, in: Ortenau 21/1934, S. 551—552; J. B. Ferdinand, Miniaturen aus Ettenheim. Ettenheim 1949, S. 39—43; R. Furtwängler, Von Ettenheimer Wappen (...) in: Geroldsecker Land 20/1978, S. 153—169 und 21/1979, S. 90—113.

Die Gisenburg (76)

Josef Naudascher

Stadt Ettenheim (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Ettenheimmünster

Die Gisenburg, eine kleine Befestigungsanlage der Frühzeit, liegt auf einer von Süden nach Norden sich erstreckenden Bergzunge südlich der Wallfahrtskirche von Ettenheimmünster, 349 m ü. d. M. Sie flankiert mit weiteren ähnlichen Anlagen den Gebirgsstock, der sich von der Rheinebene bis zum Streitberg erstreckt. Ihr Sporn ist durch zwei Halsgräben mit dahinterliegenden Wällen von der Bergzunge getrennt.

Der äußere Halsgraben erreicht heute noch eine Länge von ca. 50 m und eine Tiefe bis zu 1,30 m bei einer Breite von etwa 5 m. Dagegen ist der Wall an seiner Basis noch ca. 6 m breit. Er erhebt sich bis zu 2,50 m über das Gelände, so daß der Höhenunterschied von der Grabensohle bis zur Wallkrone etwa 4 m beträgt. Ein unter dem Wall verborgener Mauerkern läßt sich nicht erkennen.¹

Dem Wall folgt ein Vorplatz. Er ist die natürliche Fortsetzung der Bergzunge und ist von Westen nach Osten abgerundet. Entlang seiner Westkante verläuft eine breite, künstliche Terrasse. Dagegen ist an seiner Ostkante eine Terrassierung kaum sichtbar.

Etwa 35 m nördlich der ersten Befestigungslinie Ost — West trennt ein zweiter Halsgraben mit Wall den Vorplatz vom Hauptareal der Anlage. Er ist nach Süden gewölbt, etwa 60 m lang, noch bis 2 m tief und etwa 6 m breit. Der ebenfalls oben abgerundete Wall erhebt sich bis etwa 2,50 m über das Erdniveau der Umgebung.²

Um das etwa 190 m lange und zwischen 50 und 30 m breite Hauptareal verläuft eine mehr oder weniger breite Terrasse. Sie hat auf ihrer Westseite bis zur Nordfront der Anlage noch eine Breite von 3 bis 6 m. Um die Nordseite mit ihrer natürlichen Rundung erreicht sie heute eine Breite bis beinahe 8 m.³



Die Gisenburg: 1. Wall (Süd) mit Halsgraben.

Aufn.: J. Naudascher

Dagegen ist die Terrasse auf der steileren Ostseite nicht mehr vollständig vorhanden.⁴ Streckenweise verschüttet durch den Hangschutt, erreicht sie dort nur noch eine Breite von 3 bis 1 m.

Unterhalb der Terrasse auf der Ostseite liegen kaum Steine. Der nördliche Steilhang ist dagegen mit rechteckigen und polygonalen Steinblöcken geradezu übersät. Aber auch unterhalb der westlichen Terrasse liegen zumindest gegen Norden noch eine größere Menge Steine. Gegen Süden werden es immer weniger und entlang dem Vorplatz fehlen sie fast vollständig.

Die Steine stammen möglicherweise von einer Trockenmauer, die wahrscheinlich auf der Terrasse verlief und den Hang hinabgestürzt ist. Reste davon sind keine mehr erhalten.

Das Hauptareal der Befestigungsanlage ist sehr klein. Der Innenraum umfaßt bei etwa 190 m Länge und einer durchschnittlichen Breite von 40 m nicht ganz einen Hektar. Auch dort hat die Oberfläche noch ihre ursprüngliche von West nach Ost leicht abgerundete Form, und nach Norden folgt sie dem natürlichen Gefälle. Eine Planierung, Unebenheiten oder Gesteinshäufungen, die auf eine frühere Bebauung der Anlage schließen lassen, sind nicht zu erkennen.

Erstmals ist die Gisenburg in den Klosterannalen von Ettenheimmünster sagenhaft erwähnt. Dort ist von Gisiko, einem heidnischen Adeligen, die Rede, der von der Gisenburg herabgekommen und den schottischen Glaubensboten Landolin umgebracht haben soll. Nach gleicher Quelle sollen später die Steine

der Burg für den Klosterbau verwendet worden sein. Weitere schriftliche Unterlagen, vor allem aus der Frühzeit, über die Anlage und ihre Besitzer gibt es bisher nicht.

Fortifikatorisch entspricht die Gisenburg weniger einer mittelalterlichen Burg, sondern mehr einem Refugium oder einer Fliehburg, deren Grundprinzip bis auf die Jungsteinzeit zurückgeht.

Später, vor allem in gallo-römischer Zeit, wurden solche Anlagen mit Trockenmauerwerk (*murus gallicus*) versehen und dienten ähnlich wie Ringwallanlagen zum Schutz von Mensch und Vieh.⁵

Aber auch in früher germanischer Zeit wurden zunächst ähnliche, jedoch kleinere, nur für Einzelfamilien gedachte Holz-Lehm-Burganlagen errichtet. Auch sie erfuhren teilweise später einen Ausbau mit Steinen.⁶

Wie die übrigen Refugien auf dem langgestreckten Ost-West-Bergrücken dürfte die Gisenburg ihre Entstehung dem alten Höhenweg verdanken, der das Rheintal mit dem Gutachtal verbunden hat. Entlang seiner Führung lag eine alte Höhensiedlung, die wahrscheinlich bis in die Frühzeit zurückreicht. Vermutlich waren die abseits gelegenen Refugien von ihr aus angelegt worden.

Als Ursprung für die Gisenburg käme dann der Gisenhof in Frage, der auf der Fortsetzung der Bergzunge, kaum ein Kilometer entfernt, am alten Höhenweg lag. Auf dem Gisenhof lebten bis zu Beginn des letzten Jahrhunderts die „Gisenmeyer“. Die Bedeutung des Gisenhofs in Verbindung mit der ehemaligen Höhensiedlung demonstriert ein Hortfund frühmittelalterlicher Silberbrakettaten, die zwischen dem Gisenhof und den Anlagen Heidenkeller — Gisenburg am 1. 4. 1811 gefunden wurden.⁶

Letzten Aufschluß über die Entstehung der Gisenburg und über ihre zeitliche Einordnung könnte nur durch eine archäologische Untersuchung erbracht werden.

Literatur:

E. Schaaf, Schloß Gisenburg, in: Ortenau 21/1934, S. 547; J. Naudascher, Urgeschichte der oberen Ortenau, in: Ortenau 55/1975, S. 58—78; Fr. Garscha, Die prähistorischen Burgen Mittelbadens, in: Ortenau 21/1934, Ergänzungsheft S. 553—581.

Anmerkungen:

- 1 Der Wall ist durch einen Wegebau im Westen geschnitten worden. Die Wallverfüllung besteht dort aus polygonalen Sandsteinen und aus Verwitterungsschutt.
- 2 Auch dieser Wall wurde in jüngster Zeit von Unbekannten am Westende geschnitten. Seine Verfüllung entspricht dem 1. Wall (siehe Anmerkung 6).
- 3 Die Terrasse an der Nordfront der Anlage wurde neuerdings durch einen Weg von Osten her durchbrochen. Die Terrasse wurde nach Norden von ca. 6 m auf ca. 8 m erweitert.
- 4 Auch dort wurde neuerdings etwas nördlich vom 2. Wall ein neuer Weg angelegt und die Terrasse durchbrochen.
- 5 Fr. Garscha, Der Ringwall auf dem Battert bei Baden-Baden, in: Ortenau 21/1934, Ergänzungsheft S. 559—565; Vgl. G. Fingerlin, Die jungsteinzeitliche Besiedlung des Tunibergs, in: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft April 1969; Vgl. Peter S. Wells, Bauernhöfe der

Eisenzeit in Bayern, in: Spektrum der Wissenschaft, Heft 2 1984; Sowohl bei der jungsteinzeitlichen Besiedlung und Befestigung auf dem Tuniberg als auch bei der eisenzeitlichen Befestigungs-Siedlung in Bayern wird nicht von Mauerwerk gesprochen. Vgl. Franz Fischer, Das keltische Oppidum von Altenburg-Rheinau, in: Arch. Nachrichten aus Baden, Heft 13/1974, S. 14—23. Dort ist Trockenmauerwerk belegt.

Fr. Garscha, Die Schanzenberge bei Rotenfels im Murgtal, in: Ortenau 21/1934, Ergänzungsheft S. 555—559.

- 6 Der Gisenburghof, in: Das Großherzogtum Baden 1885, S. 831. Alle Höfe entlang dem vorderen Teil des Höhenwegs wurden zu Beginn des letzten Jahrhunderts verlassen.

Die Rauenburg (77)

Hubert Kewitz

Stadt Ettenheim (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Ettenheimmünster oder Schweighausen

Zu der den Geroldseckern vom Bischof von Straßburg übertragenen Klostervogtei Ettenheimmünster gehörte im 15. Jahrhundert die Burg „Ruwenberg“, mit der sie in Lehensurkunden von 1467 und 1481 belehnt wurden. Die „Rauwenburg“ (1605) wird in den Quellen als „in der Kastenvogtei Ettenheimmünster gelegen“ bezeichnet. Der genaue Standort ist noch nicht ermittelt. Der Name läßt an den Raubühl beim Pfingstberg denken, der interessante Steintrümmer aufweist. Näher zum Münstertal hin, oberhalb der alten Straße im Münstergraben und wie der Raubühl in der Nähe der Straße aus dem Schuttertal liegt der Birkenberg (vom älteren „Bürken-, Burgenberg“). 1623 ist ein „burgstadel zue Burkhenberg“ erwähnt; 1579 wurden auf dem „Burgberg“ im Bann Schweighausen aufgestellte Bildstöcke mit dem Geroldsecker Wappen wieder entfernt.

Literatur:

G. Bulffer, Archivum Manuale (Handschr.) III (1781) S. 87; L. Heizmann, Das Benediktiner-Kloster Ettenheimmünster. Lahr 1932, S. 38; J. B. Ferdinand u. A. Köbele, Miscellen. Ettenheim 1936/37, S. 73.

Die Kirnburg (78)

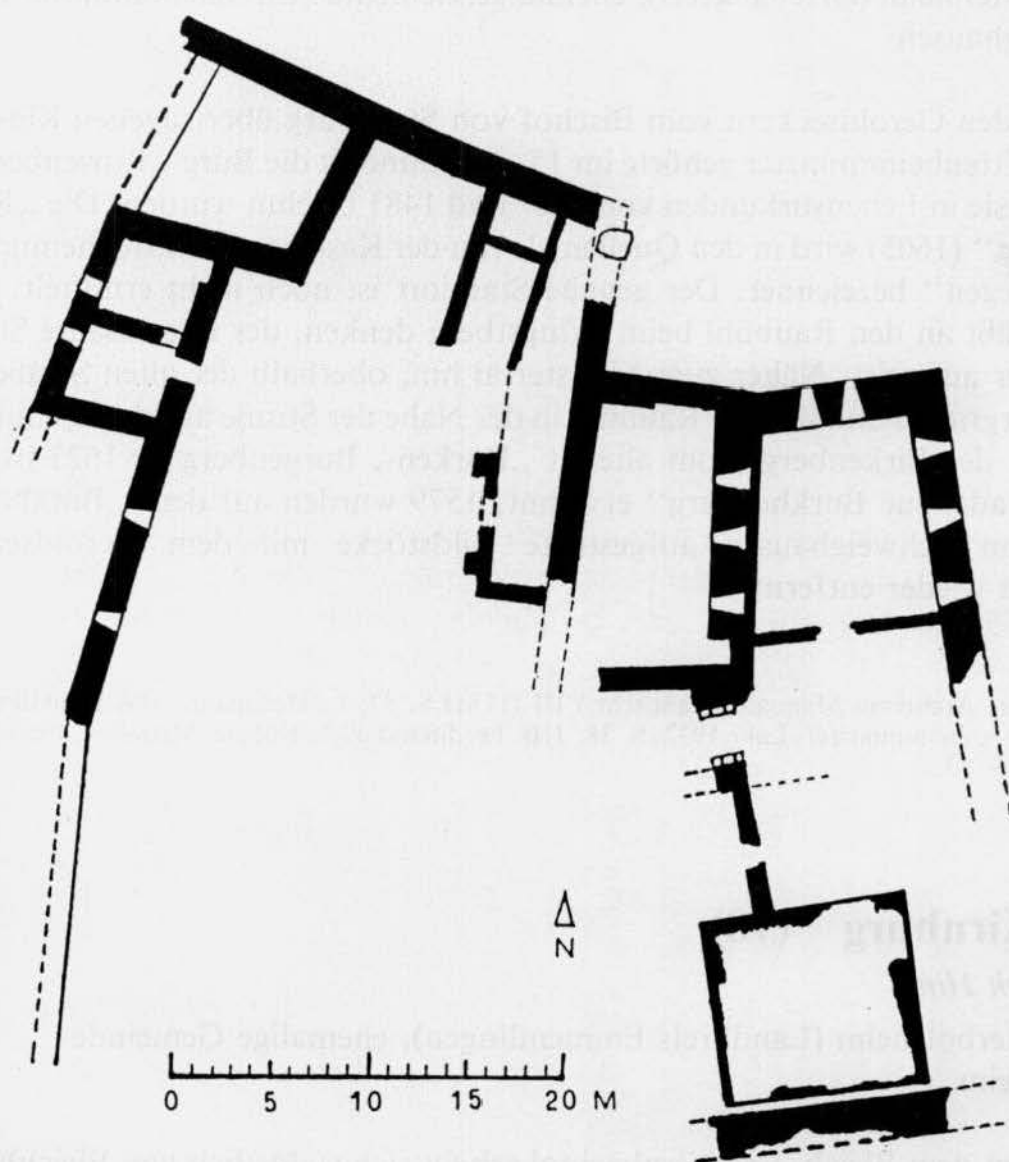
Friedrich Hinn

Stadt Herbolzheim (Landkreis Emmendingen), ehemalige Gemeinde Bleichheim

Zwischen dem Bleich- und Kirnbachtal erhebt sich südöstlich von Bleichheim auf einem Bergsporn in 370 m Höhe ü. d. M. über dem Hauptbuntsandstein der höheren Vorbergzone die Ruine Kirnburg. Sie ist im Besitz des Landes Baden-Württemberg (seit 1967).

Diese 1203 als „castrum Chuorenberg“ im Rotulus Sanpetrinus erstmals genannte wehrhafte Burganlage ist ein historisches Zeugnis der etwa 200jährigen Herrschaft der Üsenberger im Unteren Breisgau. Durch verschiedene Initiativen erwachte die Kirnburg in den letzten Jahren aus ihrem Dornröschenschlaf, nachdem sie Jahrhunderte zum Steinbruch degradiert und dem endgültigen Zerfall nahe war. Unterstützt von der 1974 ins Leben gerufenen Schutzaktion Kirnburg, unternahm das Staatl. Hochbauamt Freiburg 1978 bis 1980 erste Sicherungs- und Sanierungsmaßnahmen.

Die noch erhaltenen Teile der Burganlage sind durch einen tiefen, in den Fels geschlagenen Halsgraben von dem sich nach Süden fast eben fortsetzenden Bergrücken getrennt. Hinter den Resten einer mächtigen Schildmauer, die aus



Die Kirnburg: Grundriß nach dem neuesten Stand der Freilegungs- und Sanierungsarbeiten (1983). (Plan des Freiburger Hochbauamtes I von 1979 ergänzt).



Die Kirnburg.

Aufn.: F. Hinn

grobem Bruchsteinmauerwerk errichtet ist, erhebt sich der Stumpf eines quadratischen Bergfriedes, dessen Seitenlängen etwa zehn Meter betragen. Die nur wenige Meter aus dem Schutt herausragenden Umfassungsmauern des Bergfriedes bestehen aus mächtigen Buckelquadern, die ihrerseits wieder auf einem Sockel gleichgroßer, glatt behauener Quadersteinen aufsitzen. Nach Norden schließen sich auf eine Länge von etwa 28 Metern die ehemaligen Hauptwohngebäude, der Palas, an. Sie sind in den Umrissen noch gut zu erkennen und zum Teil fast zweigeschossig in über zwei Meter starkem Originalmauerwerk und mehreren Rundbogenscharten erhalten. Die westliche, zum Bergfried führende Palasmauer ist zum Teil erneuert und durch zwei Tore, deren Gewölbeansätze und Gewände deutlich zu erkennen sind, unterbrochen. Das große Palasportal hatte eine Breite von nahezu zweieinhalb Metern. In seiner Nähe wurde bei Grabungsarbeiten eine Vielzahl gut erhaltener, grün glasierter Ofenkacheln gefunden. An den Palas und an den Bergfried schlossen sich nach Westen hin staffelartig weitere Gebäude an. Ein breiter Burghof verbindet die ältere Oberburg mit der jüngeren Unterburg, die in mehreren Bauteilen freigelegt ist. Die äußere etwa 1,8 Meter dicke Umfassungsmauer, der talwärts noch kleine Bastionen vorgelagert sind, ist in einigen Teilen noch vier Meter hoch erhalten. Das Gesamtausmaß der Burganlage beträgt ohne Berücksichtigung der späteren Vorwerke jenseits des Halsgrabens etwa 60 auf 80 Meter.

Die ältesten Bauteile der Burg, Bergfried und Palas, dürften zwischen 1150 und 1170 von dem Üsenberger Burkhard I., der sich wie auch seine Vorgänger und Nachfolger mehrmals im Gefolge der Staufer befand, errichtet worden sein. Er war Vogt für die Besitzungen des Klosters Andlau im Elsaß und 1161 bei der Gründung des Klosters Tennenbach zugegen. Die Herren von Üsenberg bauten die Burg zu ihrer Residenz aus. Um 1290 entstand vermutlich die untere Vorburg. 1352 verkaufte der letzte Üsenberger seine Burg mit seiner Herrschaft, die seit 1298 österreichisches Lehen war, an seinen Schwager, Markgraf Heinrich IV. von Hachberg, der vorübergehend auch auf der Burg residierte. 1372 fiel die Burg endgültig an das Haus Österreich, das sie immer wieder verpfändete, so an den Ritter Martin Malterer (1381), an die Snevlin von Landeck (1403), an die Stadt Straßburg (1424) und schließlich 1515 an Wolf Hürnheim zum Tutenstein, der die heruntergekommene Anlage nicht mehr bewohnte. Im Bauernkrieg blieb die Burg verschont, da Hürnheim mit den Bauern paktierte. 1638 wurde sie im Zuge der Eroberung Breisachs und der Einnahme Kenzingens durch Herzog Bernhard von Weimar zerstört.

Vermutlich wurde in der Straßburger Zeit die Burg ein letztes Mal ausgebaut und modernisiert; die wertvollen Ofenkacheln, die sich im Heimatmuseum Bleichheim befinden, lassen sich in diese Zeit datieren.

Zur Herrschaft Kirnberg gehörten neben der Stadt Kenzingen der Marktflecken Herbolzheim und die Dörfer Bleichheim, Bombach, Ober- und Niederhausen. Mit dem Dorf Bleichheim kam 1682 auch die Burgruine, die um 1777 als altes Kirnberger Schloß bezeichnet wird, samt den umgebenden Waldungen, dem ehemaligen Schloßhof (heute Schloßwiese) und dem Kastenschlöble (etwa 400 Meter unterhalb der Kirnburg) in den Lehensbesitz der Grafen von Kageneck, deren neues Schloß mit Herrenhaus, Herrenmühle und Zehntscheuer im Tal an der Brogginger Straße zu finden ist.

Literatur:

A. Kürzel, Die Kürnhalde, in: Schau-ins-Land 6/1879, S. 51—70; H. Bender, K.-B. Knappe, K. P. Wilke, Kirnburg, in: Burgen im südl. Baden; Freiburg/Br. 1979, S. 90—93; K.-B. Knappe, Die Kirnburg, in: Die Pforte 5/6. Kenzingen 1983, S. 24—37.

**Kinzig-
und
Gutachtal**

Das Schloß Ortenberg (79)

Franz Xaver Vollmer

Gemeinde Ortenberg (Ortenaukreis)

Name: Neben der Bezeichnung „Schloß“ ist von Anfang an unterschiedslos die Benennung als „Burg“ (lat. „castrum“) Ortenberg gebräuchlich. Im Spätmittelalter vor allem häufen sich auch Belege für „Stein zu Ortenberg“; hierbei dürfte die Burg weniger als Befestigung, sondern als Hochgerichts- und Herrschaftszentrum der reichsfreien Landvogtei gemeint gewesen sein, so wie ganz ähnlich auch der „Stein zu Rheinfeldern“ Mittelpunkt einer gleichnamigen reichsfreien Herrschaft war.¹ Die Namensformen selbst variieren seit der Erstnennung in den Acta Gengenbacensia in den Jahren 1233—35² („castrum Ortenberg“ — „in castro Ortinberg“) nur noch unwesentlich. Die Zurückführung des Namens auf die topographische Lage (Ort = vorderste Ecke) ist einleuchtend. Denkbar wäre allerdings noch die Übertragung des Namens von einer topographisch ähnlichen Burg (im Elsaß) durch einen übersiedelnden Adligen.

Heutiger Zustand

Ortenberg ist als Sperrburg in Spornlage auf dem Schloßberg, einem gegen den Kinzigtaleingang nach Westen vorspringenden Ausläufer des Höhenzuges



Schloß Ortenberg.

Repro: Grimm, Ortenberg

Brandeck — Hohes Horn — Keugeleskopf errichtet. Die die Burganlage umfassende Ringmauer ist in 215 m Meereshöhe angelegt.

Die heutige Anlage ist eine Mischung einer mittelalterlichen Mauerburg und historisierender Neubauten des frühen 19. Jahrhunderts. In ihrer ältesten Schicht weist sie Reste von in die spätstaufische Zeit gehörenden Buckelquadermauern auf, die am besten am viereckigen Unterbau des Bergfrieds, an der östlichen Mauer der Oberburg und auch am südlichen Mauerunterbau des Wohngebäudes zu beobachten sind.³ Die Masse der meist in Bruchsteinen aufgeführten Umfassungsmauern sind bei Fehlen epochentypischer Merkmale schwer zu datieren, dürften aber mindestens z.T. ebenfalls ins 13. Jahrhundert zurückgehen, während die vorspringenden Rund- oder Halbrundtürme, die dem von Norden Ankommenden ins Auge fallen, erst im Spätmittelalter entstanden sein dürften, als gegen die auftauchenden Feuerwaffen solche „Rondeln“ notwendig wurden.⁴ Ihre oberen Partien sind in der heutigen Form im 19. Jahrhundert neugestaltet worden;⁵ auch ihre heute gebräuchlichen Benennungen stammen erst aus dieser Zeit: „Malerturm“ in Erinnerung



*Schloß Ortenberg: Der Kapellenturm
Aufn.: J. Mühlau*

an die Malerin Alexandra von Berckholtz, die Tochter des Schloßherrn Gabriel Leonhard von Berckholtz, „Jakobsturm“ nach dessen Sohn Jakob von Berckholtz und „Kapellenturm“, weil die Berckholtz-Familie hier eine evangelische Kapelle eingerichtet hatte. Mit diesen Türmen ist bereits die dritte Bauschicht angesprochen: sie gehört in die Jahre 1838—43, als die von französischen Truppen Ende des 17. Jahrhunderts ruinierte Burg von Gabriel Leonhard von Berckholtz aus Riga erworben und von dem Karlsruher Architekten

Friedrich Eisenlohr im Sinne des Historismus „wiederaufgebaut“ wurde. Neben den Oberteilen der Türme gehen vor allem der Wohnbau, der Oberteil des Bergfrieds und das Schloßtor auf diese Neugestaltung Eisenlohrs zurück.⁶ Nach Erneuerungsarbeiten der Jahre 1974—81 bieten sie wieder unverfälscht das Konzept des Historismus. Dagegen sind die Neubauten im unteren Burghof entweder durch Renovationen stark verändert oder überhaupt erst später eingebaut (zuerst die „Kutscherwohnungen“ um 1880, zuletzt die Erweiterungsbauten der Jugendherberge aus den Jahren 1979—81). Die beträchtlichen Kriegsschäden, die im Verlaufe der Kämpfe um den Kinzigtaleingang am 16. April 1945 an den Schloßbauten entstanden waren, sind in den Jahren 1974—81 in umfangreichen Sicherungs- und Instandsetzungsarbeiten behoben worden; bei ihnen haben sich das Deutsche Jugendherbergswerk, die Gemeinde Ortenberg und ihr Heimat- und Kulturverein, der Ortenaukreis, das damalige Hochbauamt Offenburg, das Landesdenkmalamt und die Landesregierung im Rahmen ihres „Stauferprogrammes“ verdienstvoll engagiert. Nach der Verbauung von rd. 1 Million DM kann die Bausubstanz als für die nächste Zeit gesichert angesehen werden.⁷

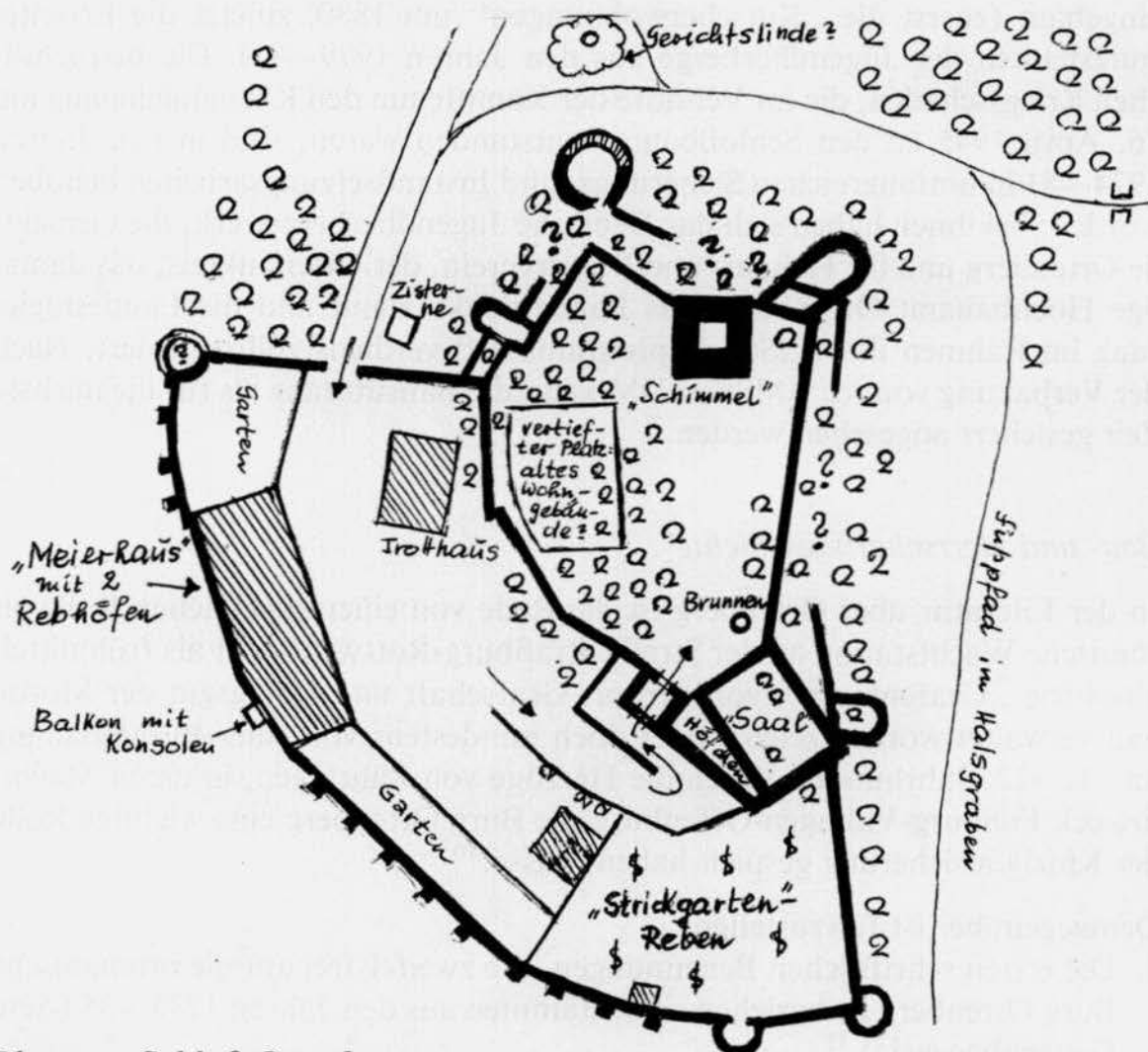
Bau- und Herrschaftsgeschichte

In der Literatur über Ortenberg ist die Rede von einer angeblichen Rolle als römische Wachtstation an der Straße Straßburg-Rottweil⁸ oder als frühmittelalterliche „Grafenburg“, von der aus Grafschaft und Königsgut der Mortenau verwaltet worden seien⁹, oder doch mindestens von einer Bürgerbauung im 11.—12. Jahrhundert durch die Herzöge von Zähringen, in deren Machtdreieck Freiburg-Villingen-Offenburg die Burg Ortenberg eine wichtige Rolle der Kinzigtalsicherung gespielt haben müsse.¹⁰

Demgegenüber ist festzustellen:

1. Die ersten schriftlichen Benennungen, die zweifelsfrei auf die ortenauische Burg Ortenberg zu beziehen sind, stammen aus den Jahren 1233—35 (*Acta Gengenbacensia*).¹¹
2. Der heutige Baubestand gibt keine sicheren Hinweise auf die Existenz einer Ortenburg vor dem 13. Jahrhundert. Die ältesten Partien sind in Buckelquadersteinen erbaut, die von den Bauhistorikern übereinstimmend als charakteristische Bauweise der Stauferzeit angesehen werden. Die Ruinenbilder aus der Zeit vor dem Wiederaufbau von 1838—43 dokumentieren heute verschwundene romanische Rundbogenfenster und ein Oberburgtor mit frühgotischen Spitzbögen¹² und bestätigen damit, daß die Burg tatsächlich in den Jahren ihrer ersten schriftlichen Nennung gebaut worden sein muß.
3. Obwohl also schriftliche und baugeschichtliche Zeugnisse auf den Bau um 1230 hinweisen, besteht weiter die theoretische Möglichkeit, daß die Bau-

maßnahmen dieser späten Stauferzeit nur einen repräsentativen Ausbau darstellten und bereits schon eine — bescheidene — Vorgängerburg bestanden hatte. Gibt es, da eine systematische Untersuchung des Burgbodens, die allein in dieser Frage neue baugeschichtliche Indizien liefern könnte, fehlt, wenigstens schriftliche Zeugnisse, die auf eine Existenz der Burg vor 1230 hinweisen könnten?



Plan von Schloß Ortenberg:

Baubestand vor der Neuerbauung: (nach dem „Situationsplan“ von F. Maler 1833 mit Ergänzungen nach dem Lageplan von J. Schneider 1838). Bearbeitet von Fr. Vollmer.

Vielleicht hilft die Beobachtung weiter, daß die Ortenberger Gewanne Schinser, Freudental, Steine und Bruchgasse noch im Spätmittelalter als „in banno Tottenwilre“ liegend bezeichnet wurden¹³, daß also das spätere Dorf Ortenberg ursprünglich „Dattenweiler“ (Tatenwilre, Tottenwiler) geheißen haben muß. Denn dann gehört „Sigihelm de Tatenwilre“, der 1148 zur Gefolgschaft des Zähringerherzogs zählte, nach dem heutigen Ortenberg. Und wo sollte er seinen Sitz gehabt haben, wenn nicht auf dem Schloßberg? So gesehen be-

kommt die urkundliche Nachricht, daß 1167 ein Wernher de Ortinberch durch den Zähringerherzog Güter im Elsaß gegen solche bei Endingen/Forchheim vertauschen läßt, neue Bedeutung für unser Ortenberg. Zwar kommt dieser Werner von Ortenberg sicherlich aus dem Elsaß (von der Burg Ortenberg bei Scherweiler)¹⁴, aber kann dieser Gütertausch nicht eine Umsiedlung vom Elsaß ins rechtsrheinische Machtgebiet der Zähringer bedeuten? Und könnten die Zähringer den Werner nicht nach Tatenwilre auf den Schloßberg gesetzt haben, auf den dieser seinen Namen „von Ortenberg“ übertrug? Die Möglichkeit, daß auf solche Weise 1167 der Schloßberg zu „Ortenberg“ wurde und von mindestens 1148 bis 1218 eine Rolle als zähringischer Stützpunkt gespielt hat, muß in Erwägung gezogen werden. Unbezweifelbar sicheren Boden kann die Forschung aber erst nach 1218 anbieten: Nach der Übernahme der bisher von den Zähringern verwalteten Amts- und Lehensrechte in der Ortenau durch Kaiser Friedrich II. im Jahre 1218 beginnt auch für die Burg Ortenberg erst die sicher bezeugte Geschichte.

In der staufischen Phase von 1218 bis 1246 erlebte die Burg ihre stolzeste und gesamtgeschichtlich gesehen sicherlich bedeutsamste Zeit. Sie hat nun ihren großzügigen Auf- und Ausbau in den Bauformen einer spätromanisch-frühgotischen Mauerburg erfahren, war Sitz eines reichsministerialischen „Vogtes“ („Reinboldus Advocatus de Ortenberg“) und wird im zum Jahre 1241 erhaltenen Reichssteuerverzeichnis als einer der 4 ortenauschen Reichsteuerermittelpunkte genannt. Doch schon 1246/47 wurde Ortenberg im Endkampf zwischen Kaiser Friedrich II. und dem Papste vom stauferfeindlichen Bischof von Straßburg erobert; damit brach die staufische Herrschaft am Oberrhein zusammen, und für Ortenberg war der eigentliche Höhepunkt bereits vorbei.¹⁵

Zwar konnte König Rudolf I. von Habsburg 1274 den Bischof von Straßburg zur Aufgabe der Besetzung Ortenbergs veranlassen und die Burg wieder in unmittelbaren Reichsbesitz nehmen; auf die Dauer gelang es aber der königlichen Zentralgewalt nicht, das Ortenauer Reichsgebiet, das nun verschiedentlich geradezu „das Reich von Ortenberg“ genannt wurde, als unmittelbaren Besitz des Königtums zu halten, zumal verschiedene oberrheinische Territorialherren sich um den Erwerb von Ortenberg bemühten. So kam es zu zeitweiligen Verpfändungen an die Markgrafen von Baden (1334, 1349), dann länger dauernd an die Bischöfe von Straßburg (von 1351 bis 1405 ganz und ungeteilt, von 1405 bis 1557 zur Hälfte) und schließlich zur Hälfte an die Kurfürsten von der Pfalz (1405—1504).

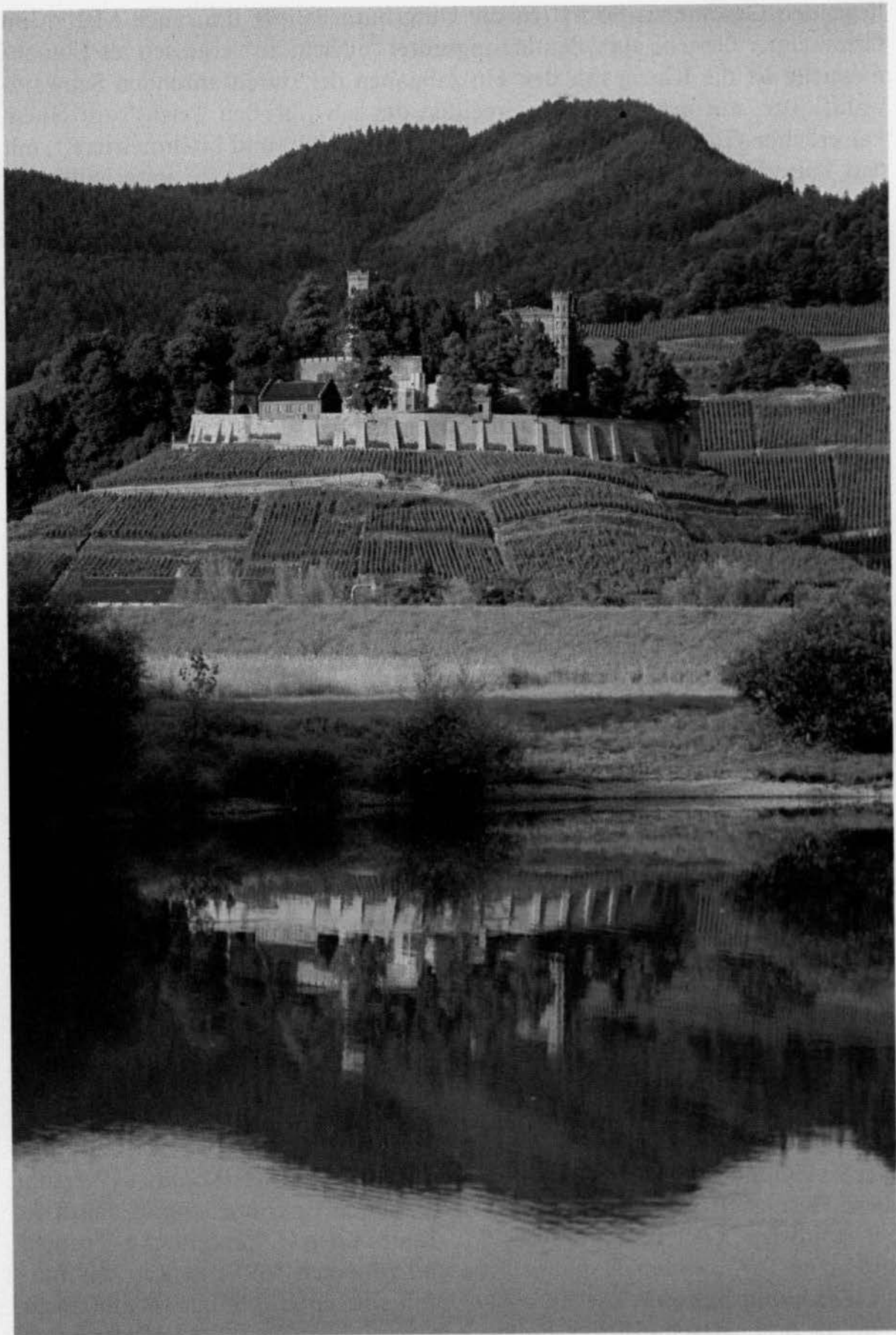
1504 eroberte Kaiser Maximilian I. von Habsburg in einer Auseinandersetzung mit dem rheinischen Kurfürsten persönlich die Burg Ortenberg, gab sie aber danach erneut aus, diesmal als Pfandschaft an den Grafen von Fürstenberg. Erst in den Jahren 1551 bis 1557 gelang es Habsburg, die beiden Pfandschaftshälften der Landvogtei Ortenau unter sich zu vereinigen.¹⁶ Mit der

Bestandsaufnahme der alten Rechte durch eine österreichische Kommission im Jahre 1559 (niedergelegt in Gerichtsurbarien, Zollordnung, Erbbordnung, Schützenordnung usw.)¹⁷ begann die Phase der vorderösterreichischen Verwaltungszeit, die mit einer Unterbrechung der Jahre 1701 bis 1771, als die Landvogtei als Mannslehen an die Markgrafen von Baden-Baden ausgegeben war, praktisch bis 1805 dauerte.¹⁸

Im wachsenden habsburgisch-französischen Gegensatz dieser Epoche hätte die Burg Ortenberg nochmals eine wichtige Rolle einer habsburgischen Verteidigungsfestung am Oberrhein spielen können, wenn die Pläne zur Modernisierung der Befestigungsanlagen nicht an den chronischen Sparmaßnahmen gescheitert wären. So wurden nach allen durchgeführten Inspektionen zwar immer die desolaten Verhältnisse im Bauzustand, in der Bewaffnung und in der Bemannung moniert, in Wirklichkeit aber immer nur die allernotwendigsten Flickarbeiten durchgeführt;¹⁹ der militärische Wert der zunehmend baufällig gewordenen mittelalterlichen Mauerburg sank auf den Nullpunkt, zumal die vorgeschobenen (nach 1945 größtenteils eingeebneten) Erdbastionen der Gefahr der Beschießung von der Seite des höheren Keugeleskopfes nicht wirksam begegnen konnten. Obwohl die Burg so im 30jährigen Kriege nicht ernsthaft verteidigt werden konnte und von den gerade die Landschaft beherrschenden Truppen besetzt wurde, war auch danach ihre Rolle als Herrschafts- und Verwaltungsmittelpunkt der Landvogtei Ortenberg noch intakt, wie ein zum Jahre 1666 erhaltenes Frondienstregister bis in die Details belegt.²⁰

Seit Anfang des 14. Jahrhunderts war die Burg nämlich eindeutig der Sitz der Landvögte der Ortenau; von hier aus wurde seitdem die Landvogtei, der Restbestand des alten Königsgutes der Ortenau mit den vier Gerichten Ortenberg, Griesheim, Appenweier und Achern, verwaltet. Grundlage dieser Herrschaftsstruktur war die alte Reichsburg, die mit einer eigenen Burggemarkung ausgestattet war und zu der vielfältige Güter, Dienstleistungen und Abgaben gehörten.

Die Burggemarkung umfaßte einmal die Hänge des Schloßberges und der Bubenhalde, aber auch den nördlich anschließenden Viehhof, das Zollhaus mit dem Zollgarten und den Zolläckern, die Laube mit dem Laubenhof, den Laubenmatten und den Laubenäckern, den Kanzleihof mit den Kanzleimatten und ursprünglich wohl auch beide später ritterschaftlichen Rebhöfe am Schloßberg, zu denen Matten, Äcker und Reben auch „hinter dem Berg“ gehörten. Über die Ortenberger Wälder bestand eine „Einung“ mit dem Gericht Ortenberg, nach der die Hälfte der „Kaiserlichen Majestät“ als dem Burgherrn zustand. Das meiste Bauholz aber wurde durch die Frondienstler aus dem „Bellenberg“ südlich von Zunsweier herbeigeschafft. Drei herrschaftliche Rebhöfe, zwei im „Meierhof“ der Unterburg, einer unterhalb der Burg am Burgweg, bewirtschafteten die „Herrschaftsreben“ rings am Schloßberg, aber auch in den Gewannen beiderseits des Freudentales, ja in entfernter



Schloß Ortenberg.

Aufn.: J. Mühlan

liegenden Gewannen. So hatten die Unterburgrebhöfe u.a. auch Matten im Griesheimer Gericht als „Beinutzungsgüter“. Nicht zu vergessen als Einnahmequelle ist die Kinzig mit den Holzabgaben der durchfahrenden Schwarzwaldflößer, mit den Befischungsrechten des am „großen Teich“ auf einem kaiserlichen Gütchen hausenden kaiserlichen „Teich- und Fischmeisters“, mit den kaiserlichen Lachsteichen, den durch Frondienstler zu unterhaltenden „Landvesten“ der Wasserdämme am „Großen Teich“ und dem „Mühlbach“, der die beiden unmittelbar vor Offenburg liegenden kaiserlichen Mühlen mit Wasser versorgte. Diese Mühlen waren für die Aufrechterhaltung der ganzen Dienstleistungsorganisation wichtig, da ihr Mühlmeister alle Frondienstpflichtigen der Landvogtei mit den ihnen täglich zustehenden Broten zu versorgen hatte. Alles war durch altes Herkommen genau geregelt: die Ziegellieferungen von der „Ziegelscheuer“, die Schindellieferungen von Gengenbach, die Sandsteinfuhren aus dem Oberschopfheimer Gebiet, die „Beholzungs“-Rechte, die Haferlieferungen der Ortenauer Reichsstädte, die Stellung der für die Wasserversorgung vom Eselsbrunnen auf das Schloß notwendigen Esel und Eselsknechte durch Gengenbach, usf., usf.²¹ Die Burg Ortenberg war also nicht nur eine Befestigungsanlage, sondern zugleich ein differenziert organisierter Wirtschafts- und Dienstleistungsbetrieb, dessen Organisation auf eine zielstrebige Planung der Herrschaft zurückgehen dürfte, wobei man je nach Denkmodell karolingische, zähringische, staufische oder habsburgische Maßnahmen annehmen mag.

Daß die Burg Ortenberg vor allem als „Hexenstuhl“ in schlimmer Erinnerung geblieben ist, verdankt sie dem Umstand, daß in der Zeit des Hexenwahnes²², der auch in der Landvogtei Ortenau von 1557 bis 1630 tobte, die in den 4 Gerichten aufgegriffenen Beschuldigten zu Verhör unter Folterung nach Ortenberg als dem zentralen Gefängnis und dem obersten Gericht der Landvogtei eingeliefert werden mußten, obwohl eigentlich jedem einzelnen der 4 Gerichte auch die Blutgerichtsbarkeit verbrieft war. Nach der Verurteilung der Unglücklichen wurden sie entweder zur Verbrennung oder Hinrichtung durch das Schwert in ihre Gerichtshauptorte zurückgebracht oder auf der Ortenberger Richtstätte, dem heute zwischen den Gemarkungen Offenburg und Ortenberg aufgeteilten Galgenberg (Schindwasen, Galgenfeld, Galgengrün) gerichtet, der noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts den Flurnamen „Himmelreich“ trug.

Nach vielhundertjährigem Funktionieren kraft „alten Herkommens“ erfuhr diese Herrschaftsstruktur ihre erste tiefgreifende Erschütterung in den Kriegen Ludwigs XIV. am Ende des 17. Jahrhunderts: französische Truppen sprengten 1678 die Befestigungstürme und zündeten 1697 den Rest der Burg an. Die militärisch wertlose Burg war damit eine unbewohnbare Ruine. Während die drei herrschaftlichen Rebhöfe in den folgenden Jahren wieder hergestellt wurden und weiterwirtschafteten, verkamen die Reste der eigentlichen

Burganlage in den 150 Jahren der folgenden Ruinenzeit immer mehr. Lediglich der intakte Unterbau des Bergfrieds, der legendenumrankte, gefürchtete „Schimmel“, soll bis um 1760 als Gefängnisverlies weiterbenutzt worden sein, bis die moderne Strafrechtspraxis des aufgeklärten Absolutismus diese inhumane Gefangenhaltung durch Erbauung neuer Gefängnisse unten im Dorfe bei der „Krone“ ersetzte.



Schloß Ortenberg: Buckelquader am Unterbau des Bergfrieds.

Aufn.: J. Mühlau

Als 1805 die Landvogtei Ortenau an Baden kam, wurden die letzten mittelalterlichen Funktionen der Burg aufgelöst, das „Schloßrebgut“ und die Ruine kamen in den Besitz der Staatsdomänenkammer, wurden aber in den 30er Jahren zum Verkauf angeboten. So ersteigerte 1833 Gabriel Leonhard von Berckholtz aus Riga das Schloßrebgut und ließ „in den Jahren 1838—1843“ die „Burg Ortenberg neu wieder aufbauen“. Damit begann eine zweite bau- und sozialgeschichtlich bemerkenswerte Epoche des Schlosses. Wie keine andere Burg der Ortenau erfuhr nun Ortenberg das Schicksal, daß durch Handelsgeschäfte und Industriebeteiligungen zu Reichtum gekommene soziale Aufsteiger, die sich bereits den Adelstitel verschafft hatten, nun durch Burgenbesitz eine neofeudale Tradition zu bilden versuchten. Dabei gingen sie ein Bündnis mit Architekten ein, die sich aus einem romantisierenden und historisierenden Zeitgefühl heraus in die Baugesinnung des Mittelalters einzufühlen versuchten. So baute der Karlsruher Architekt Friedrich Eisenlohr nun Ortenberg für den Herrn von Berckholtz im Stile englischer Spätgotik neu auf, zerstörte dabei aber noch erhaltene Reste der romanisch-frühgotischen Ruine,

um Raum für eine einheitliche Lösung zu gewinnen. Das neue Schloß, das schon 1840 von der Berckholtz-Familie bezogen wurde, ist in seiner Mischung von baugeschichtlichem Historismus und romantisierender Feudalimitation ein in unserer Landschaft einmaliges Zeugnis der Geistes- und Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts geworden. Von der Familie Berckholtz wurde Schloß Ortenberg 1872 an Baron Gustave de Bussière verkauft, von dessen Familie es 1889 Baron von Hirsch kaufte, dessen Nachkommen es 1942 an das Deutsche Jugendherbergswerk veräußerten. Von Berckholtz, dem russischen Paßinhaber und Handelsherrn aus Riga, kam das Schloß also über den französisch-elsässischen Baron und Teilhaber der Offenburger Spinn- und Weberei Bussière an den aus einer Würzburger Judenfamilie zum Hofbankier mainfränkischer Fürsten und des bayerischen Königs aufgestiegenen Baron Hirsch, dessen Herz mehr an der Pariser Wohnung als an Ortenberg hing. Alle drei Familien waren durch Heereslieferungen und Kriegsgewinne in den napoleonischen Kriegen oder durch risikoreiche Handelsgeschäfte — man sprach sogar von Sklavenhandel — und durch moderne Industriebeteiligungen zeitweise sehr reich geworden und ließen nun auch die Ortenberger durch Schaffung von Arbeitsplätzen, großzügige alljährliche Almosenverteilungen an die Ortsarmen zu Weihnachten und durch besondere Stiftungen daran etwas teilhaben. Insgesamt ist der Versuch dieser Traditionsbildungen durch Erwerb des Schlosses Ortenberg aber mißlungen, die psychologische Kluft zwischen den Dorfbewohnern und den nur für die Sommermonate anreisenden „Herrschaften“ blieb unüberbrückt — mit Ausnahme der Maria Eleonora Diana von Hirsch, die mit Ortenberg durch Erinnerungen an eine glückliche Jugend und eine hier 1897 glanzvoll gefeierte Hochzeit mit dem bayerischen Freiherrn von Brand zu Neidstein verbunden blieb. Auf dem Ortenberger Bühlwegfriedhof erinnern noch die Familiengruften Berckholtz und Bussière an diese mit dem 1. Weltkrieg und der nachfolgenden Inflation zu Ende gegangenen Epoche.

Sagen:

Mit der Eigenschaft einer Amtsburg mag es zusammenhängen, daß sich in der Bevölkerung keine Sagen erhalten haben; die literarische Sage von der „Pilgerin“ mit dem Motiv der glücklichen Heimkehr eines in der Welt abenteuernden und sich bewährenden Burg-Jungherrn (vgl. F. Vollmer, Burg Ortenberg . . . S. 66) scheint ein junges, romantisches Kunstprodukt des 19. Jahrhunderts zu sein. Auf reale geschichtliche Tatsachen dagegen dürften die sagenhaften Traditionen von dem schauerlichen Verlies im „Schimmel“-Turm zurückgehen.

Die Erzählungen von dem unterirdischen Gang, der den Burgbewohnern als Fluchtweg — oder gar als Verbindungsweg zur Burg Hohengeroldseck — gedient habe, müssen hingegen ins Reich der romantisierenden Phantasie verwiesen werden.

Literatur:

E. Batzer, Der Stein zu Ortenberg, in: Ortenau 21/1934, S. 305—321; M. Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908, S. 522—536; F. Vollmer, Schloß Ortenberg. Grundzüge einer Geschichte der ehem. ortenauschen Reichsburg und des Sitzes der kaiserlichen Landvogtei Ortenau, in: Ortenau 34/1954, S. 100—123, 35/1955, S. 142—151, auch Sonderdruck (Offenburg 1955); F. Vollmer, Burg Ortenberg und Bühlwegkapelle. Zwei Zeugen Ortenauer Vergangenheit. Ortenberg 1976; Fr. X. Vollmer, Das „Statutum in favorem principum“ (Gesetz zugunsten der Fürsten 1232) in: Politik und Unterricht, Sonderheft Sozialgeschichte der Stauferzeit II. 1978. S. 11 ff.; G. Vilmar, Sicherung und Instandsetzung von Schloß Ortenberg im Ortenaukreis, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 10. Jg. 1981, S. 66—75.

Anmerkungen:

- 1 Zum Stein von Rheinfeldern — der Burginsel im Rhein — vgl. z.B. das Zeugnis der „inwoner der herrschaft oder grafenschaft des steynes Rynfelden“, daß sie „ein ganz fry land, also das alle die, so darin gesäßen, ganz fryzügig und mit keyner knechtlichen dienstbarkeit verfaßt noch gebunden sygent lut unser alten urbern und dinckrödeln . . .“ (1525).
Gedruckt bei G. Franz, Der deutsche Bauernkrieg, Aktenband No 44, S. 180, 1935, auch spätere Neuauflage.
- 2 Acta Gengenbacensia, hrg. v. A. Schulte, in: ZGO 43 (N.F. 4). 1889. — S. 101, 111.
- 3 Vgl. M. Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, S. 533. „Fig. 299. Der Bergfried der Burg Ortenberg.“
- 4 Einzelheiten bei F. Vollmer, Burg Ortenberg . . ., S. 44 ff.
- 5 Vgl. die Planungsskizzen von Eisenlohr 1838 im Ritterhausmuseum Offenburg. Abdruck bei F. Vollmer, Burg Ortenberg . . . S. 99.
- 6 F. Vollmer, Burg Ortenberg . . . S. 91 ff. — G. Vilmar, Sicherung und Instandsetzung von Schloß Ortenberg . . . S. 66 ff.
- 7 G. Vilmar, a.a.O., S. 66 ff.
- 8 J. Bader, Das ortenausche Schloß Ortenberg, in: Badenia I. 1839, S. 266 („Jedenfalls bleibt es unbestreitbar, daß die Römer den Ortenberg mit einem Kastelle besetzt hatten, da die Substruktionen des Schlosses völlig römischer Natur sind.“).
- 9 K.-L. Hitzfeld, Der Stein zu Ortenberg, das Bamberger Fürstenlehen und die Entstehung der Reichslandvogtei Ortenau, in: Ortenau 49/1969, S. 9—34.
- 10 Zur Zähringer-Theorie vgl. F. Vollmer, Schloß Ortenberg. Grundzüge einer Geschichte . . . 1954, S. 101 ff. — Ders., Burg Ortenberg . . . S. 20 f.
- 11 Vgl. Anm. 2.
- 12 F. Vollmer, Burg Ortenberg . . . Abb. S. 71, 75, 81.
- 13 GLA 30/16 Dattenweiler — K.-L. Hitzfeld, Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, in: Ortenau 41/1961, S. 124 f.
- 14 WUB 2, S. 154. Nr. 388 — Vgl. F. Vollmer, Burg Ortenberg . . . S. 18 ff.
- 15 Vgl. H. Niese, Die Verwaltung des Reichsgutes im 13. Jahrhundert. 1905. Register.
K. Bosl, Die Reichsministerialität der Salier und Staufer I. S. 151, 216.
F. Vollmer, Besitz der Staufer, Beiwort zur Karte V, 4 des Histor. Atlas von Baden-Württemberg; ders., Staufische Territorialpolitik im deutschen Südwesten, in: Baden-Württemberg 24/1977. Heft 1. S. 13 ff.; ders. in „Sozialgeschichte der Stauferzeit II“, (in: Politik und Unterricht, Mai 1978, S. 11 ff); F. Vollmer, Burg Ortenberg . . . S. 23 ff.
- 16 Einzelheiten bei F. Vollmer, Burg Ortenberg . . . S. 35 ff.
- 17 GLA 229/80962: Das Ortenberger Gerichtsurbarium (vgl. auch GLA 229/81015: Rechte des Gerichts Ortenberg); GLA 229/80873: Erbordnung.
GLA 229/81081: Zollordnung auf die Zollstatt zu Ortenberg.
GLA 229/81021: Schützenordnung im Gericht Ortenberg (vgl. auch 229/81025) etc.
- 18 Pehem, Geographische Beschreibung der Landvogtey Ortenau. 1795.
O. Kähni, Die Landvogtei Ortenau, in: F. Metz, Vorderösterreich, 2. Aufl. 1967, S. 491—503; F. Quarthal, G. Wieland, B. Dürr, Die Behördenorganisation Vorderösterreichs von 1753 bis 1805. 1977.
- 19 GLA 229/80849 ff.
J. Bader, a.a.O. S. 271 ff.; danach: E. Batzer, Der Stein zu Ortenberg, S. 310 ff.
- 20 GLA 229/80955: Fron-Register wegen düs schloß Ordtenberg bedte wasser deich undt Ambts hoff und bedte herrschaftl. Schloß Mühlen wie auch sonsten . . . (1666).

- 21 GLA 229/80962, 229/81015 etc. — Eselhaltung z.B. GLA 229/80954, 80956, 80957 — Altes Grundbuch Gemeinde Ortenberg, passim.
 F. X. Vollmer, Geschichte des Dorfes Ortenberg (in Vorbereitung).
- 22 F. Volk, Hexen in der Landvogtei Ortenau und in der Reichsstadt Offenburg. Lahr 1882, Nachdruck Offenburg 1978.

Das Schlößchen in Berghaupten (80)

Michael Friedmann/Nikolaus Harter

Gemeinde Berghaupten (Ortenaukreis)

Die Ortschaft Berghaupten (Berghaubten 1277, Berghopten 1370, Berghaupten 1488, Berghaupten 1504) hat ihren Namen wohl von der Burg gleichen Namens, die ehemals auf der südlich vom Dorf gelegenen Höhe stand. Von dieser Burg sind keine Reste mehr zu sehen. Die Höhe heißt aber heute noch „Burgstall“ (Stelle einer Burg).

Der Ort bildet heute ein langgezogenes Haufendorf im unteren Kinzigtal westlich von Gengenbach. Er umfaßt die Täler Berghaupten, Bollenbach und Bermersbach.

Im Dorfzentrum liegt ein zweistöckiges Schloß mit zwei Seitenflügeln, dessen Giebel das Wappen der Familie von Schleiß ziert. Der Bau ersetzte wahrscheinlich ein früheres Wasserschloß, das zum ersten Mal im 15. Jahrhundert urkundlich erwähnt ist. Sein Erbauer ist nicht mehr überliefert. Der erste Besitzer war Balthasar von Wartenberg, genannt von Wildenstein, 1462 als Schultheiß von Gengenbach bekannt. Er nutzte das Gebäude u.a. zur Jagd, denn er besaß vom damaligen Herrn von Geroldseck, Graf Jacob von Mörs, die Erlaubnis, im Berghauptener Bann zu jagen. Seine Erben verkauften das Anwesen, das dann in den darauffolgenden Jahrzehnten häufig die Besitzer wechselte. Um 1622 erfolgte vermutlich eine erste Renovierung. Ab 1697 ist das Anwesen im Eigentum von Tobias Ernst Freiherr von Schleiß, Obrist-Leutnant und Vizekommandant aus Konstanz, der in dieser Zeit Bannherr von Berghaupten wurde. Der Kaufpreis betrug damals 5 500 Gulden. Der Kaufbrief enthielt eine kurze Beschreibung des Anwesens. Danach bestand es aus „Schloß, Stallung, Keller und Trott samt daran gelegenen Küchengärtlein, so mit einem Wassergraben ringsherumb umbgeben, wie auch einem großen vorhof, worinnen ein Springbrunnen, meyerhaus und stallung daran, sodann eine scheuer mit verschiedenen ställen sambt begriff, recht und gerechtigkeiten zue Berghaupten am dorff gelegen“ . . .

Der gleiche Kaufbrief beschreibt den schlechten Zustand des Schlosses. Das veranlaßte die Freiherren von Schleiß, es abzureißen und an seiner Stelle 1788 ein neues Schloß im Stil des adeligen Landhauses des 18. Jahrhunderts errich-

ten zu lassen. Bei diesem Gebäude handelt es sich um ein zweistöckiges Haus aus verputztem Bruchsteinmauerwerk im ländlichen Barockstil, von Gärten umgeben, das im Straßenbild schon von Ferne als Ruhepunkt wirkt. Anstelle des einfachen Wohndaches dürfte ursprünglich ein Mansardendach gewesen sein. Der Grundriß des Haupthauses zeigt ein Rechteck. Die neunfenstrige Fassade ist durch einen vorspringenden Mittelbau symmetrisch gegliedert. Dieser trägt einen stattlichen Balkon und ist von einem Dreiecksgiebel gekrönt, den das freiherrliche von Schleißsche Wappen mit der Jahreszahl 1788



Das Schlößchen (altes Rathaus) in Berghaupten.

schmückt. Der Eingang hat die Form eines Portals, das man auf ebener Erde durchschreitet. Man betritt einen Vorplatz, der ein Gewölbe trägt und als Tor- durchgang durch das Schloß hindurch in einen kleinen Hof führt. Diesen umschließen kleine Wirtschaftsgebäude, die sich an das Schloß flügel- förmig anschließen. Sowohl vom vorderen als auch vom hinteren Eingang gelangt man zu einer breiten Steintreppe, die in das Hauptgeschoß führt. Das Innere des Baues bietet nichts Bemerkenswertes; es wurde wiederholt umgebaut; die ur- sprüngliche räumliche Einteilung ist nur noch schwer zu erkennen.

Das Schloß hatte nie politische Bedeutung. Es war ein sogenannter Freihof, dessen Besitzer allerdings manche Privilegien genossen. So waren sie von allen bürgerlichen Lasten befreit und von der Gerichtsbarkeit der Landgerichte ent- bunden. Ihre einzige Abgabe war die Rittersteuer. Die Güter, die ursprünglich zum Schloß gehörten (Stammgüter), waren zehntfrei. Ferner hatte der Schloß-

herr noch das Recht auf Bau- und Brennholz, Stecken für die Reben, Waidgang, Schweinemast sowie Jagdrecht auf Hasen, Hühner, Füchse und Vögel.

Die Familie von Schleiß bewohnte das Schloß bis 1831. Dann ging es in den Besitz der Gemeinde über, die es zunächst als Schul- und Rathaus benutzte. Heute ist es Sitz der Ortsverwaltung von Berghaupten.

Literatur:

O. Kähni, Die Schlößchen in Berghaupten, in: Ortenau 21/1934, S. 323—326; K. L. Hitzfeld, Berghaupten, in: Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Offenburg. Offenburg 1964, S. 17—20; E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens. Karlsruhe 1908, S. 249; M. Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908, S. 303—304.

Der Gröbernturm (81)

Thomas Kopp

Stadt Zell am Harmersbach (Ortenaukreis), ehemalige Gemeinde Unterentersbach mit Ortsteil Gröbern. 220 m ü.d.M.

Name: „bi denen greberen“ (1222); greberen vermutlich zu mhd. grap = Grab.

Der Gröbernturm gehört zu dem Gutshof Gröbern, der etwa 1 km südlich von Zell an der Straße von Zell nach Haslach i.K. liegt. Alleinstehend ohne An- und Nebenbauten beeindruckt der Turm durch seine Höhe (etwa 17 m) sowie durch die gleichmäßige Gliederung jeder der 4 weißgetünchten Mauerflächen mit Fenstern (im 1. Obergeschoß mit 3 einteiligen, in den folgenden mit je 4 doppelteiligen). Er ist errichtet auf einem quadratischen Grundriß (8,20 m Seitenlänge), hat 5 Stockwerke und ist oben durch ein steiles Satteldach abgeschlossen. Bis zum 1. Gurtgesims bilden Buckelquader, darüber Quader mit glatten Flächen die Eckkanten. Den Turm umgaben Wall und Graben, die heute eingeebnet sind, sowie eine Mauer, die noch teilweise erhalten blieb¹. Wann er gebaut wurde, ist ebenso unbekannt wie das ursprüngliche Aussehen. Als Entstehungszeit nimmt man die Mitte des 14. Jahrhunderts an. Schlimm zugerichtet wurde der Bau im Dreißigjährigen Krieg, noch mehr 1689; 1699 wurde er erneuert.

Da er in neuerer Zeit lange unbewohnt war, verwaahrloste er. Nach dem Zweiten Weltkrieg war eine Trafostation darin untergebracht. Um den unwürdigen Zustand zu beenden, ließ ihn der derzeitige Besitzer („Evangelisches weltliches Kraichgauer adeliges Damenstift“²) mit Unterstützung der staatlichen Denkmalpflege wieder herrichten. Die Freude am neuen Gröbernturm währte allerdings nicht lange, denn 1958 brannte er aus, wurde aber gleich danach wieder hergerichtet. Heute ist darin eine Wohnung untergebracht.

Wenn auch Gröbern eine der kleinsten und abseits gelegenen Burgen war, verband sich damit doch über dreiviertel Jahrtausend hinweg eine buntschillernde Fülle von Schicksalen. 1222 besaß ein Herr von Sneyt Gröbern als Lehen des Klosters Gengenbach. Die Tochter des letzten Sneyt erbte Gröbern, heiratete 1580 den „Doctor beeder Rechte und Mitglied des Straßburger Rats“ Christoph Mundt, der damit Herr auf Gröbern wurde. Im Dreißigjährigen Krieg hatte das Kloster Gengenbach als Obereigentümer das Gut im „Nutzbesitz“, bis es 1640 Dr. Johann Benedikt Finkh aus einer fürstenbergischen Beamtenfamilie, Schultheiß der Reichsstadt Zell, als ein reicher Mann erwarb, bei seinem Tode aber große Schulden hinterließ. Über die Witwe kam Gröbern durch Heirat 1650 an Christophorus Trotter, den sogenannten „Leutnant von Steinach“³. Er war zeitweise Besitzer der Badhäuser von Rippoldsau und wird als ein „grober, gewaltsamer, gewissenloser Raufbold und Zänker“ geschildert; er eröffnete eigenmächtig eine Wirtschaft auf Gröbern und starb durch die eigene in den Händen seines Meiers befindliche Waffe.



Der Gröbernturm.

Aufn.: J. Mühlau

Ein Sohn Finkhs — Stiefsohn von Trotter — hätte das Gut als Erbe übernehmen sollen, mußte jedoch wegen Blutschande nach Rom flüchten. Später übernahm ein Verwandter, der Gengenbacher Schultheiß Andreas Scheid, Gröbern zunächst als Pfand, dann als Besitz.

1696 erwarb es Johann Friedrich Meyershofen. Der Schweizer hatte ein abenteuerliches Leben hinter sich; es reichte vom Landstreicher und Klosterschüler

bis zum Reichsschultheißen und „Reichsbaron“⁴. Meyershofen wurde wegen seiner Verdienste 1695 vom Kaiser in den Reichsritterstand erhoben, verschaffte sich 1696 als dazu notwendiges und „angemessenes Rittergut“ das „Alte, adeliche Stammhauß und Gueth Grebern“ und konnte sich nun „Herr Johannes von Meyershofen von und zu Grebern“ nennen.

Vier Meyershofen-Generationen — drei stellten jeweils auch den Zeller Reichsschultheißen — herrschten auf Gröbern.

Da der letzte Junggeselle war, ging das Gut nach dessen Tod 1823 an die Schwester über und 1836 an den Vetter, den Fürstenbergischen Rentmeister Johann Heinrich Fischer, später an seinen Sohn, bei dem Heinrich Hansjakob oft zu Gaste war⁵.

1862 geriet Gröbern als „Handelsobjekt“ in den Besitz von „Isaak Dreifuß, Söhne, und Josef Zivi, Handelsmann“. Im gleichen Jahr kaufte es dann das „Kraichgauer adelige Damenstift“, dem es heute noch gehört. Der Landbesitz des Gröbernhofes reicht wie seit altersher quer durchs Harmersbachtal. Er ist gekennzeichnet durch Grenzsteine, z.T. mit Wappen, Jahreszahlen und Buchstaben.

Auch Sage und Roman befassen sich mit Gröbern: Im Stadtwald am Bisehle steht ein Grenzstein mit Meyershofen-Buchstaben. Dazu erzählen die Waldarbeiter: „Der Wald gehörte einst dem Meyershofen. Als der Sohn Schulden machte, mußte der Vater dafür einstehen, und um sie zu bezahlen, verkaufte er das Waldstück an die Gemeinde Zell.“ Dem Schriftsteller Kurt Scheid dient in seinen Romanen „Die Eisenwand“ (Kehl 1980) und „Das alte Gesetz“ (Manuskript) Gröbern unter dem Namen „Layergut“ als Örtlichkeit für entscheidende Vorgänge.

Literatur:

Fr. Disch, Gröbern, in: Ortenau 21/1934, S. 383—387; K. L. Hitzfeld, Turmburg Gröbern, in: Ortenau 50/1970, S. 481—488; J. Schlippe, Das freiadelige Stammhaus, Schloß und Gut Gröbern bei Zell am Harmersbach, in: Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden. 8. Jahrgang 1957, S. 31—35; B. Schwarz, Der Gröbernhof bei Zell a. H., in: Ortenau 14/1927, S. 49—55; T. Wussler, Die Geschichte des Gröbernhofes. Preisgekrönter Schüleraufsatz im Rahmen der Bildstein-Stiftung. 1982, Manuskript. Archiv der Ritter-von-Buß-Schule Zell; Fr. Disch, Die Reichsstadt Zell und das „freiadelige Gut Gröbern“, in: Chronik der Stadt Zell am Harmersbach. Lahr 1937, S. 399; M. Hildenbrand, Einleitung zur Neuauflage von „Der Leutnant von Hasle“. Haslach 1978, S. 11.

Anmerkungen:

- 1 Instrumentum von 1754: Auszug bei J. Schlippe, a.a.O., S. 32
- 2 G. Neuwirth, Festschrift zum 250jährigen Jubiläum des Kraichgauer adeligen Damenstiftes. Karlsruhe 1968, S. 41
- 3 Fr. Disch, Der Leutnant von Steinach — historische Skizze, in: Schwäbisches Tagblatt 1944
- 4 K. L. Hitzfeld, Vom Landstreicher zum Reichsbaron, in: Ortenau 46/1966, S. 128—138
- 5 H. Hansjakob, Aus meiner Studienzeit. Stuttgart 1910, S. 172

Das Harmersbacher Schlöble (82)

Eugen Lehmann und Karl-August Lehmann

Gemeinde Oberharmersbach (Ortenaukreis)

Auf der Gemarkung Oberharmersbach erreicht man über das Hagenbachtal auf einer Anhöhe hinter dem Anwesen Albert Lehmann am Waldrand die bescheidenen Reste des ‚Harmersbacher Schlöble‘, auch ‚Armen Bürgle‘ genannt.¹ Eine Tafel des Reichstalpfades, der die beiden bis 1812 zusammengehörenden Gemeinden Ober- und Unterharmersbach verbindet und an dieser historischen Stätte vorbeiführt, erinnert an das längst verfallene Gebäude.

Wenn man in Höhe der Tafel wenige Meter in den Hochwald hineingeht, fällt einem sofort der nach drei Seiten steil abfallende, kegelförmige ‚Schlöblebühl‘ auf. Im Oberharmersbacher Grundbuch ist diese Bezeichnung als Flurname für das umliegende Gelände vermerkt.

Ein ca. 20 auf 12 m großer Platz wird durch einen kleinen Wall begrenzt, in dem bei Untersuchungen rohbehauene große und kleine Quader, darunter auch Sandsteine, die in dieser Gegend als anstehendes Gestein nicht vorkommen, gefunden wurden. Da über den weiteren Grundriß keine näheren Angaben vorhanden sind, dürfte es sich bei diesem Wall um die Reste der Außenmauern des ‚Schlöble‘ handeln.²

Innerhalb des Erdwalls kam bei Ausschachtungsarbeiten für einen Brunnen eine Brandschicht zutage. Über und unter ihr lagen viele Dachziegelstücke, Tonscherben sowie eine nicht glasierte Ofenkachel.³

Von der Lage her war das ‚Schlöble‘ vermutlich eine Vorburg der ehemaligen selbständigen Herrschaft Mühlstein-Schottenhöfen, deren Territorium ehemals über einen hier durchführenden 2 km langen Verbindungsweg erreicht werden konnte. Der Flurname ‚Schloßacker‘ beim Reutegut (auf Nordrachter Gemarkung) und ein rundbehauener Sandsteinbrunnen, der heute beim Neumaierhof steht (eine nicht eindeutig lesbare Jahreszahl ist in das 17. Jahrhundert zu datieren), weist auf die abgegangene Herrschaft hin, die bis 1512 der Familie Röder aus Diersburg gehörte.

Das ‚Harmersbacher Schlöble‘ war der Sitz des Geschlechts der Herren von Harmersbach, eines niederen Dienstmannengeschlechts, ursprünglich ohne Herrschaftsbefugnis. Erstmals 1324 erwähnt,⁴ tauchen Nachkommen in Gengenbach und Wolfach auf. Junker Erasmus von Harmersbach war Schultheiß in Gengenbach 1433, dessen Sohn Erasmus Lehensmann der Herren von Geroldseck 1476, Schultheiß in Gengenbach 1481 und 1484 und Lehensmann der dortigen Abtei. Einer seiner Söhne, Jakob von Harmersbach, wurde 1505

und 1506 von den Grafen von Fürstenberg belehnt. 1517 wird er, vermutlich der letzte seines Geschlechts, als Mitglied des Alten Rats in Gengenbach aufgeführt.

Literatur:

K. Hitzfeld, Ein unbekanntes Schloß mit Vorburg auf dem ehemaligen Mühlsteinterritorium, in: Ortenau 50/70, S. 477—481. Aufzeichnungen von † Eugen Lehmann und † Rudolf Hahn; Angaben von Hofbauer Albert Lehmann.

Anmerkungen

- 1 Gemeindearchiv Oberharmersbach, CV 4/3 und CV 3/27 ao 1734.
- 2 Die Vorfahren des Hofbauern Albert Lehmann erinnerten sich, daß zum Bau einer Mühle von dieser Stelle Ende des vorigen Jahrhunderts behauene Steine abtransportiert wurden.
- 3 Die Funde konnten bei Untersuchungen nur grob in die Zeit zwischen 1200 und 1600 eingeordnet werden. Über den Abgang des ‚Schlöble‘, ob Verfall oder Zerstörung, sind keine Nachweise vorhanden.
- 4 J. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, S. 536, 537.

Das Schloß Haslach i. K. (83)

Manfred Hildenbrand

Stadt Haslach i. K. (Ortenaukreis)

Über das völlig verschwundene Schloß Haslach besitzen wir in den historischen Quellen nur ganz spärliche Angaben. Es befand sich an der Stelle, wo heute das Gebäude der Haslacher Sparkasse steht. Wann genau der Grundstein zu diesem Haslacher Stadtschloß gelegt wurde, läßt sich nicht feststellen. Vermutlich geschah dies um 1287. Nach dem Tode des Grafen Heinrich I. von Fürstenberg 1284 teilten seine beiden Söhne Friedrich und Egen das väterliche Erbe. Haslach fiel letzterem zu, der die jüngere (Haslacher) Linie der Fürstenberger begründete¹. Graf Egen residierte seit 1286 abwechselnd in Villingen und in Haslach. Er baute sich in seinem neuen Wohnsitz Haslach außerhalb der Stadtmauer eine Burg, die aber ihrer Form nach besser als Schloß bezeichnet werden kann, wie dies später auch geschehen ist. Innerhalb des alten Stadtmauerrings von Haslach war für ein solch großes Bauvorhaben nämlich kein Platz mehr vorhanden. So wurde dieser Schloßbau Anlaß zur ersten großen Stadterweiterung von Haslach. Es wurde neben dem neuerbauten Schloß nach und nach auf der Westseite der Stadt ein neuer Stadtteil angefügt und mit Mauer und Graben umschlossen². In einer Urkunde aus dem Jahre 1350 wird diese Stadterweiterung als „Nuwenstat“ bezeichnet³.

Das Schloß, das Graf Egen baute, war zunächst ein ziemlich bescheidener Bau. Erst im Laufe der Zeit erreichte es die baulichen Ausmaße, die Jacob Mentzinger 1655 in seinem „Mathematischen Grundriß der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal“ aufzeichnete⁴. Auf der Zeichnung Mentzingers erkennen wir deutlich die verschiedenen Anbauten. Der älteste Teil scheint das

neben dem städtischen Untertor stehende Gebäude mit den zwei großen Erkern zu sein. Wie aus der Schaffneirechnung des Amtes Haslach aus dem Jahre 1620 hervorgeht⁵, war hinter dem einen Erker die Küche, hinter dem anderen die Pulverkammer. Der zweistöckige Bau mit der Längsseite nach vorne, der höhere Bau mit dem Giebel nach vorne und der abschließende Längsbau scheinen bis zum 17. Jahrhundert nach und nach angebaut worden zu sein. Vor dem Schloß befand sich ein ziemlich großer Platz, der gegen die Hauptstraße und den Stadtbach (Stadtgraben) durch eine Mauer abgeschlossen war. Von dieser hat sich noch ein Mauerrest sowie ein Pförtchen mit Eselsrückenbogen und der Jahreszahl 1491 bis zum heutigen Tag erhalten (im heutigen Burggäßchen), das wohl dazu diente, den gräflichen Herrschaften den Weg zur Kirche abzukürzen.



Repro: M. Hildenbrand

Nach dem Verlust von Villingen im Jahre 1326 wurde das Haslacher Schloß zum dauernden Wohnsitz der jüngeren Linie der Fürstenberger. 1341 starb Graf Götz im Schloß. Sein Grabmal befindet sich noch heute in der katholischen Stadtkirche („der steinerne Mann von Hasle“)⁶. Unter seinem Sohn, dem Grafen Hug, war der Grundbesitz der Fürstenberger zum Teil stark belastet, weil Hug sich in immer größere Schulden stürzte. Geld war damals nur zu einem hohen Preis zu haben. 10 Prozent und mehr Zinsen waren nicht ungewöhnlich. Und so nimmt es einem nicht wunder, daß sich Graf Hug 1358 verpflichtete, mit „Hasela burg und stat . . .“ dem Bischof Johann von Straßburg auf

zehn Jahre zu dienen⁷, wodurch er in den Lehensdienst der Straßburger Bischöfe gelangte. Es sollte nicht das erste Mal sein, daß die Stadt Haslach und ihr Schloß von ihren Herren verpfändet wurden. Mit dem Tode des Grafen Johann 1386 auf dem Schlachtfeld von Sempach starb die Haslacher Linie der Fürstenberger aus⁸. Um ihr Erbe entstand ein heftiger Streit zwischen Graf Heinrich IV. von der älteren Linie der Fürstenberger und dem Grafen Friedrich von Hohenzollern sowie dem Markgrafen Bernhard von Baden, welcher damit endigte, daß Heinrich IV. 1389 das „sloß Hasela in dem Kinzigdale mit allen sinen zugehörden“ vom Bischof Friedrich von Straßburg als Lehen empfing⁹. „Sloß“ beinhaltet in dieser Urkunde jedoch offensichtlich mehr als das herrschaftliche Gebäude, es meint hier die ganze Stadt Haslach, was aus den gleichzeitigen Urkunden klar hervorgeht¹⁰.

1447 berichtete der Amtmann und Schreiber des Grafen Heinrich VI., Michael Spiser, im Kinzigtäler Rechnungsbuch, daß das Schloß Haslach damals renoviert worden und der neue Kornspeicher („das nuw kornhus zu Haselach vor der burgk“) erbaut worden sei¹¹. Aus dem Bericht Spisers geht jedoch deutlich hervor, daß Graf Heinrich VI. dem Schloß Wolfach weit mehr Aufmerksamkeit schenkte und es viel großzügiger erneuern ließ. Offensichtlich diente das Haslacher Schloß Heinrich VI. nur als zeitweiliger Wohnsitz, die meiste Zeit verbrachte er im Wolfacher Stadtschloß. In der Folgezeit weilten die Fürstenberger immer seltener im Schloß Haslach. Graf Wolfgang von Fürstenberg zählte in seinem Urbar von 1493 unter seinen vielen Besitztümern unter anderem auf „garten, graben, reben und anders zum schloß daselbs gehörig, daz wir selber nutzen dirzit . . .“¹². Der hier erwähnte gräfliche Garten befand sich direkt am Schloß. Der Teil des Festungsgrabens, der ans Schloß



Schloß Haslach i. K.: Pförtchen (1491) aus der ehemaligen Mauer vor dem Schloß.

Aufn.: M. Hildenbrand

grenzte, gehörte nicht der Stadt, sondern der gräflichen Herrschaft. Obwohl die Fürstenberger sehr selten im Haslacher Schloß wohnten, wurden im Schloßgebäude immer wieder Renovierungsarbeiten durchgeführt. So berichteten die Kinzigtäler Oberamtsleute des Grafen Albrecht 1590, daß im Haslacher Schloß „die neue stub . . . getäfert“ worden sei¹³. Aus dem Jahre 1620 wird uns überliefert, daß Jörg Betz, der Schlosser in der Stadtburg, im „obri- sten gewelb (Gewölbe) im alten Storkenthurn“ (Storchenturm) 60 Gulden verdient habe, als er „zweyen Thiren (Türen) und läden“ reparierte¹⁴.

Während des Dreißigjährigen Krieges mußte das Schloß unter den kaiserlichen und schwedischen Soldaten viel leiden. Rücksichtslos hausten die Landsknechte in den Gemächern des herrschaftlichen Gebäudes. Besonders schwer mitgenommen wurde das Schloßgebäude im Jahre 1643, als die Schweden drei Wochen lang in Haslach hausten und nach ihrem Abzug sofort französische Truppen die Stadt besetzten und nochmals ausplünderten. Damals wurde das Schloß übel zugerichtet, sämtliche Fensterscheiben waren eingeschlagen und das ganze Gebäude war voll von Unrat¹⁵. Erst Graf Maximilian Franz wollte das Kinzigtal wieder zum Mittelpunkt seiner Herrschaft machen. In Haslach wollte er ein „Residenzgebäu“ errichten und erwarb zu diesem Zweck das Haus des Bürgermeisters Valentin Schmieder, um den Schloßplatz erweitern zu können. Leider konnte Maximilian Franz seinen Plan nicht vollenden, da er, erst 47jährig, unerwartet 1681 in Straßburg tödlich verunglückte. Er hinterließ seinen Söhnen so viele Schulden, daß sie nicht daran denken konnten, das Haslacher Schloß zu renovieren oder gar zu erweitern¹⁶. Das Schloßgebäude wurde immer baufälliger. Während des Spanischen Erbfolgekrieges wurde am 31. August 1704 fast die ganze Stadt Haslach von den Franzosen in Schutt und Asche gelegt. Im Haslacher Stadtarchiv befindet sich eine Aufstellung des Stadtschreibers Johann Finkh vom Herbst 1704, in der alle bei der Einäscherung der Stadt zerstörten herrschaftlichen und bürgerlichen Häuser verzeichnet sind¹⁷. Unter ihnen befand sich auch das Schloß der Fürstenberger, das damals allerdings schon sehr verwahrlost und verfallen gewesen sein muß.

Niemand hatte in der Folgezeit Interesse, das Schloß wieder aufzubauen. Im Jahre 1747 riß man die Schloßruine vollends ab, und auf dem Platz des ehemaligen Schlosses wurde das Amtsgefängnis gebaut, das kurz nach 1800 zum Amtshaus umgebaut wurde. Es enthielt nach Gründung des Großherzogtums Baden ein Bezirksamt, ein Amtsgericht und ein Gefängnis. Nach der Aufhebung all dieser Amtsstellen — als letztes folgte das Amtsgericht im Jahre 1872 — wurde in dem Amtsgebäude eine Zigarrenfabrik betrieben. Nach dem Abbruch dieses Gebäudes wurde auf dem Platz 1958 der Neubau der Sparkasse Haslach errichtet.

Literatur:

Otto Göller, Das Schloß Haslach, in: Ortenau 21/1934, S. 387—389; Manfred Hildenbrand, Das Schloß Haslach, in: Ortenau 50/1970, S. 463—468.

Anmerkungen:

- 1 Georg Tumbült, Das Fürstentum Fürstenberg. Freiburg 1908. S. 19, 27 ff.
- 2 Franz Schmider, Entstehung und bauliche Entwicklung der Stadt Haslach im Kinzigtal, in: Ortenau 51/1971. S. 170 ff.
- 3 Fürstenbergisches Urkundenbuch (FUB) II, Nr. 277, S. 76.
- 4 Die Karte befindet sich im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen, Kasten II, Fach III, O. Z. 42a.
- 5 Schaffneirechnung des Amtes Haslach, F. F. Archiv Donaueschingen.
- 6 Über ihn schrieb Heinrich Hansjakob seinen historischen Roman „Der steinerne Mann von Hasle“. 7. Aufl., Haslach 1981.
- 7 FUB II, Nr. 331, S. 316.
- 8 Tumbült, a. a. O., S. 37.
- 9 FUB II, Nr. 538, S. 356.
- 10 FUB II, Nr. 527, S. 345; FUB II, Nr. 530, S. 347.
- 11 FUB III, Nr. 371, S. 275.
- 12 FUB IV, Nr. 163, S. 298.
- 13 Mitteilungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv II, Nr. 784, S. 604.
- 14 Schaffneirechnung des Amtes Haslach, F. F. Archiv Donaueschingen.
- 15 Chronik des Klosters Haslach, S. 13. Zentralarchiv der Kapuziner Koblenz-Ehrenbreitstein.
- 16 Tumbült, a. a. O., S. 179.
- 17 Stadtarchiv Haslach, Urkunde Nr. 24.

Der Befestigungsturm auf dem Galgenbühl in Haslach i. K. (83)

Manfred Hildenbrand

Stadt Haslach (Ortenaukreis)

Im westlichen Stadtwald von Haslach i.K. befindet sich ein Bergvorsprung mit weitem Blick ins Kinzigtal (278 m), der den Namen „Galgenbühl“ trägt. Auf diesem Bergvorsprung wurde 1738 der Galgen für das Amt Haslach errichtet (vgl. Rechnung der Stadt Haslach 1738). In früheren Karten und Urkunden heißt der Bergvorsprung jedoch „Burgbühl“, was die Vermutung aufkommen ließ, daß dort einmal eine kleine Burg stand.

Im Herbst 1973 wurden von Mitgliedern des Historischen Vereins in Zusammenarbeit mit dem Denkmalamt Freiburg dort Ausgrabungsarbeiten durchgeführt. Man legte ein mächtiges Turmfundament von ca. 9 x 9 m Grundfläche frei. Stratigraphische Anhaltspunkte für eine Datierung ergaben sich nicht. Dr. Schmidt-Thomé vom Referat: Archäologie des Mittelalters, Denkmalamt Freiburg, war der Meinung, daß es sich um eine hochmittelalterliche Befestigungsanlage handelt. Die gefundenen Keramikscherben von Gefäßen aus dem Mittelalter erhärten diese Annahme. Außerdem wurde ein kleiner Totenkopf aus weißem Ton gefunden, der wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert stammt. Vermutlich handelt es sich um einen kultischen Gegenstand, der in Zusammenhang mit dem damals errichteten Galgen zu deuten ist.

Offenbar gehörten die ausgegrabenen Fundamente zu einem Wach- und Befestigungsturm aus dem Mittelalter, wie er ähnlich 1971 durch die Grabungen

auf dem Bergvorsprung Gutach-Turm bei Hausach freigelegt wurde. Urkundliche Belege für die Errichtung des Wach- und Wehrturms auf dem ehemaligen „Burgbühl“ sind bis jetzt noch nicht gefunden worden. Auch über den Abbruch des Turms ist nichts bekannt. Allem Anschein nach war der Haslacher Turm ein turmähnliches Steinhaus, eine architektonische Weiterbildung des frühmittelalterlichen Burgstalls, der in der Regel aus Wall und hölzernem Wehrturm bestanden hatte. Daß der Turm auf dem heutigen „Galgenbühl“ wenigstens zeitweise bewohnt war, zeigen die zahlreichen Scherbenfunde aus dem Mittelalter, die man bei den Grabungsarbeiten fand.

Die Burg Schnellingen (84)

Werner Scheurer

Gemeinde Haslach i. K. (Ortenaukreis), Stadtteil Schnellingen

220 m ü. d. M., auf dem Hofgrundstück des Landwirts Rudolf Pfaff, Am Schloßberg 16, gelegen.

Am steilen Nordhang des Kinzigtals nur wenige Meter über der Talsohle stand im Mittelalter die Burg Schnellingen, von der nichts erhalten ist. Das Vorhandensein von etwa 1 m hohen Mauerresten aus Bruchsteinen mit sehr hartem Kalkmörtel auf dem Gelände des heutigen Hausgartens, die 1892 von Wendelin Pfaff abgebrochen wurden, war für Franz Schmider Grund zur Annahme, daß die Burg „nur an der Stelle des heutigen Hausgartens gestanden sein kann“¹. Man sollte aber den etwas tiefer gelegenen Platz, auf dem das heutige Wohnhaus steht, nicht aus dem Auge verlieren, wenn man sich die ungefähre Ausdehnung der kleinen Burg vorstellen will. Möglicherweise stammt das Bruchstück eines rautenartigen Frieses an der Außenwand der Schnellinger Kapelle (erbaut 1745), das 1972 freigelegt wurde, von der abgegangenen Burg.

Die Burg des seit 1293 bekannten Rittergeschlechts von Schnellingen wird 1324 zum erstenmal erwähnt. Damals war das Kloster Gengenbach Lehensherr über einen Teil der zur Burg gehörenden Güter. Nur eine recht schwache Vorstellung vom Aussehen der einstigen Burg vermittelt ein Schiedsspruch vom Jahre 1425, der einen Turm mit „Sprachhuß“, „usern Tor und Brücke“, das andere „Sprachhuß“ über dem „Zwingolf“ (= Zwinger, Burghof), ein Backhaus, einen Weiher, verschiedene Gärten, darunter einen um den Brunnen, und Reben aufzählt².

1440 starb mit Ritter Rudolf von Schnellingen das Geschlecht aus. Weitere Besitzer waren 1472 Martin von Blumeneck und 1528 Jos Münch von Rosenberg. 1551 erwarb Graf Friedrich von Fürstenberg das Erbe des Jos Münch. Im Jahre 1558 war die Burg bereits abgegangen³.

Was Heinrich Hansjakob in seinem „Leutnant von Hasle“ aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in dichterischer Freiheit über die Burg Blumeck (d. i. Burg Schnellingen) und seine Bewohner erzählt, gehört ins Reich der Sage.

Literatur:

O. Göller, Die Burg Schnellingen, in: Ortenau 21/1934, S. 389—391; F. Schmider, Die Burg Schnellingen, in: Ortenau 50/1970, S. 469—477, hier: S. 469 (Der Aufsatz ist auch unter der Überschrift „Die ehemalige Burg Schnellingen“ abgedruckt in: M. Hildenbrand, Haslach im Kinzigtal — Aus Geschichte und Brauchtum. Haslach 1978, S. 75 ff.).

Anmerkungen:

- 1 F. Schmider, a.a.O., S. 469.
- 2 Fürstenberger Urkundenbuch IV, 517.
- 3 Mitteilungen aus dem Fürstenbergischen Archiv, 1. Band, Tübingen 1894.

Die Burg Fischerbach (85)

Werner Scheurer

Gemeinde Fischerbach (Ortenaukreis), Ortsteil Hinterfischerbach

350 m ü. d. M., an der Mündung des Rechgrabenbächleins in den Fischerbach.

Nur eine etwa 45 m hohe, im Volksmund „Buckel“ genannte Bergkuppe am Zusammenfluß der beiden Bäche zeugt von der völlig abgegangenen Burg. Unmittelbar neben den Gebäuden des Unteren Rechgrabenhofes liegt die Burgstelle. Sie hat die Form eines flachen Ovals, das von West nach Ost 30 m,



Der „Buckel“, auf dem die Burg Fischerbach stand.

Aufn.: W. Scheurer

von Nord nach Süd 24,3 m mißt. Vom Bauernhof ist sie durch einen noch als flache Mulde erkennbaren Halsgraben getrennt. Um den Burghügel, 3,0 bis 3,5 m tiefer als dieser gelegen, zieht sich ein eingeebener Geländering, dessen Seiten nach den Tälern zu steil abfallen.

Kann die Ersterwähnung Fischerbachs als Ort etwa um 1130/45 datiert werden, so ist die Entstehungszeit der gleichnamigen Burg nicht bekannt. Als ältester namentlich bekannter Vertreter des Geschlechts wird 1240 der Ritter Cunradus de Viscerbach genannt. Töbellin von Fischerbach verkaufte seinen Besitz mit Zustimmung von Fürstenberg als Lehnsherr und dem Abt von Gengenbach als Zehntherr an Johann Fasant, der ihn bereits 1318¹ an die Brüder Tham und Konrad von Ramstein veräußerte. Nach mehrmaligem Besitzerwechsel kamen die Fischerbacher Güter 1506 an das Haus Fürstenberg. Die Burg dürfte damals schon zerstört gewesen sein.

Literatur:

O. Göller, Burg Fischerbach, in: Ortenau 21/1934, S. 391; H. Fautz, Burg Fischerbach, in: Ortenau 50/1970, S. 435—439; H. Harter, Eine Schenkung der Herren von Wolfach an das Kloster Alpirsbach, in: Ortenau 49/1969, S. 225—244.

Anmerkung:

1 Fürstenbergisches Urkundenbuch II, 96.

Die Burg Weiler (Ramsteinweiler) (85)

Werner Scheurer

Gemeinde Fischerbach (Ortenaukreis), Ortsteil Weiler

260 m. ü. d. M., unterhalb der Pfarrkirche St. Michael.

Auf steiler Bergnase, nur wenige Meter tiefer als die das Kinzigtal beherrschende Pfarrkirche St. Michael in Fischerbach gelegen, stand einst die Burg Weiler (Ramsteinweiler) an der Stelle des heutigen Gasthauses „Schloßberg“. Von der Burg, deren Größe und Aussehen nicht überliefert sind, blieb nur ein starkes Steinfundament erhalten, auf das man 1966 bei Grabungsarbeiten für den im Westen errichteten Anbau stieß. Sein Erhaltungszustand war so gut, daß darauf das Gemäuer für die Südwestwand des Neubaus errichtet werden konnte. H. Fautz vermutete noch weitere Fundamentreste unter dem 1798 als „Stubenwirtschaft“ gegründeten Lokal.

Die Entstehungszeit der Burg ist nicht bekannt, doch wird bereits 1240 ein Ritter (miles) Albertus de Wilere genannt. Beim Übergang der Fischerbacher Güter an Thame und Konrad von Ramstein im Jahre 1318 tritt ein Hans von Ramstein zu Weiler als Zeuge auf¹. Die Ramsteiner stammten aus der Gegend von Tennenbronn. Der hiesige Zweig nannte sich zur Unterscheidung von der

Hauptlinie „von Ramsteinweiler“. 1486 verbrannte das „Haus“, d. h. die Burg des Michael von Ramstein. Ein nach dem Brand sicherlich erfolgter Neuaufbau könnte im Zusammenhang mit der im Jahre 1491 geweihten Pfarrkirche von Weiler stehen. 1508 wird das „Schlößlein Wylr im Kintzigentäl“² erwähnt, über dessen Zerstörung nichts bekannt ist. Als die Güter von Ramsteinweiler nach verschiedenen Besitzerwechseln 1749 durch Kauf an das Haus Fürstenberg kamen, stand an der Stelle des ehemaligen Schlößleins ein altes, strohgedecktes Haus mit einer Scheuer und einer Stallung.

Der Name Weiler wurde bei der Entstehung der heutigen politischen Gemeinde Fischerbach (Anfang 19. Jahrh.) für den Pfarrort ein Jahrhundert lang beibehalten und existierte noch jahrzehntelang im Doppelnamen Weiler-Fischerbach weiter. Dem Zug der Zeit entsprechend ist nun der alte Namensbestandteil weggefallen.

Literatur:

O. Göller, Die Burg Weiler (Ramsteinweiler), in: Ortenau 21/1934, S. 391—392; H. Fautz, Die Burg Weiler (Ramsteinweiler), in: Ortenau 50/1970, S. 439—446.

Anmerkungen:

- 1 Fürstenberger Urkundenbuch II, 96
- 2 Fürstenberger Urkundenbuch IV, 409

Die Burg Waldstein (85)

Bertram Sandfuchs

Gemeinde Fischerbach, Ortsteil Waldstein. 510 m ü. d. M.

Name: Walstein (1275), Waltstein (1370)

Die Burgstelle liegt im hinteren Waldsteintal auf dem Bergkamm gegenüber dem „Franzosenhof“. Auf diesem Bergkamm, einem Ausläufer des Nillkopfes, finden sich in kurzen Abständen hintereinander mehrere Felskuppen, von denen sich die letzte und tiefstgelegene in ihrer Spornlage als Burgplatz anbot. Nach Nord- und Südosten fällt der Berg an dieser Stelle steil ab und bietet einen Überblick über die obere Hälfte des Waldsteintals. Nach Nordwesten und Südwesten mußte die Burg durch Gräben und Erdwälle abgesichert werden.

Durch einen künstlichen Halsgraben ist die Burgstelle vom weiter ansteigenden Bergkamm getrennt. Dieser Halsgraben wird als Burggraben in großem Bogen auf der nordwestlichen Seite um die Anlage herumgeführt. Auf der gegenüberliegenden Südost-Seite mündet er dagegen in den Steilabfall des Bergs. Bei der Schaffung des Halsgrabens blieb burgseits ein schildmauerartiger Felszahn stehen. Dieser war integriert in die Ringmauer, die die Anlage nahezu vollständig umschloß. Acht erhaltene Mauerstücke (Bruchsteinmauerwerk



Der Felskopf der Ruine Waldstein. Heute ist die Burgstelle bewaldet.

Zeichnung: H. Wöhrle

aus roh behauenen Granitporphyr, nur z.T. mit stark verwittertem Mörtel) deuten den Verlauf des Berings an. Die Ringmauer umgrenzt ein Felsplateau von ca. 40 x 10 m.

Dafür daß die Burg bewohnt gewesen sein muß, sprechen die noch feststellbaren behauenen Sandsteinquader und zahlreiche Dachziegel. Ansätze von einwärts verlaufenden Mauerzügen lassen darauf schließen, daß nicht nur Holzbauten auf dem Plateau gestanden haben.

Auf der Rückseite des dem Halsgraben zugewandten Felszahns ist das natürliche Gestein zu einer Felsterrasse bearbeitet.

Auf der Südost-Seite des Plateaus erhebt sich ein mächtiger Felskopf von eigentümlicher Form, auf den die Bezeichnung „Waldstein“ wahrscheinlich abzielt. Bildet der Felskopf vom Plateau aus gesehen eine bis zu 9 m hohe Wand, so spart er auf seiner Rückseite einen Hohlraum aus. Der Fels formte dort zusammen mit ihn ergänzenden Mauerzügen die quadratisch angelegte Grundmauer eines turmartigen Gebäudes. Ein regelmäßig behauener Sandsteinquader auf dem Felsgrat zeugt von der Bebauung des Hauptfelsens. Von dem ehemaligen Gebäude auf dem Hauptfels rührt wohl die böschungartige Stein- und Geröllhalde her, die sich auf dem Burgplateau am Fuß des Felsens gebildet

hat. Dem Hals- und Burggraben sind auf der Nordwest-Seite zwei dicht aufeinanderfolgende Erdwälle mit Gräben vorgelagert, die wohl erst im ausgehenden Mittelalter gezogen wurden.

Weitere vorhandene Spuren lassen sich als weitläufiges System der Wasserversorgung interpretieren, da sie eine konsequente Linienführung aufweisen.

Bau- und Herrschaftsgeschichte

Die ersten Nachrichten über die Herren von Waldstein betreffen Lehen der Herren von Wolfach bzw. der Grafen von Fürstenberg. So vermachte 1275 Albert von Waldstein seinen Besitzteil des Berges Eck (Fischerbach) an das Kloster Alpirsbach. 1303 bestätigten Adelheid (Udilhilt), Gräfin von Fürstenberg, und ihr Sohn den Verkauf des Gutes Aichberg beim St. Martinshof durch Hug von Waldstein an dasselbe Kloster. 1318 erscheint Hug von Waldstein als „Anstösser“ (Angrenzer) eines von den Ramsteinern neu erworbenen Gebiets in Fischerbach. An die Erstnennungen reiht sich eine genealogisch aufschlußreiche, aber noch nicht vollständig erforschte Kette Waldsteiner Namensträger, die auf die Stammherrschaft im „Zinken“ Waldstein bezogen werden können.

Eine weitere Lehensabhängigkeit bestand vom Kloster Gengenbach, das 1353 seinen Teil an der Burg Walstein, am Hofe zu Walstein unter der Burg (heutiger Name: Franzosenhof) sowie die Rechte an Egnolf von Walstein zu Lehen gab. Ein ähnlicher Lehensbrief der Fürstenberger über deren „teil ze Walstein“ datiert von 1409. Die relativ späte Erstnennung der Burg Waldstein (1353) schließt eine Erbauung bereits zu Zeiten Alberts und Hugs von Waldstein oder früher nicht aus. Wahrscheinlich haben die ersten Waldsteiner auf Veranlassung ihrer Lehensherrn das Waldgebiet in und über dem Waldsteiner Tal durch Rodung wirtschaftlich nutzbar gemacht und im Zuge dieser Maßnahme ihre Burg dort erbaut. Die Herren von Waldstein blieben über 200 Jahre unangefochten in ihrem abgelegenen und damit geschützten Herrschaftsgebiet, das mit den in seinen Besitz eingeschlossenen Rechten und Pflichten (Schirmrecht) offensichtlich ein Auskommen auch langfristig sicherte.

Einige gelungene Besitzerweiterungen ansehnlicher Art (1370 erwarb Andres von Waldstein das Dorf Bollenbach; 1470 Besitz der Burg Schuttern: Kaspar von Waldstein) konnten allerdings auf die Dauer nicht gehalten werden. Weder über die Erbauung noch über die Verödung der Burg Waldstein lassen die erhaltenen Urkunden genauere Rückschlüsse zu. Konrad von Waldstein verließ wohl um 1500 seinen Wohnsitz auf Waldstein und kaufte sich im Verwaltungsgebiet seines Schwagers, des Vogtes Eberhard von Reischach, in Pforzheim, dann in Bauschlott und Niefern ein. Von dort aus verteidigten Konrad und sein Sohn Egnolf — dieser errichtete Schloß Bauschlott — erfolgreich den Waldsteiner Besitz, den die Fürstenberger zunächst hatten einziehen

wollen. Eine Urkunde von 1506 erwähnt dann Waldstein als Burgstall, d.h. als aufgegebene Burg. Mit Egnolf von Waldstein starb 1581 das Geschlecht im Mannesstamm aus.

Die Erben Egnolfs einigten sich nach mehreren Prozessen 1621 mit den Fürstenbergern auf den Verkauf der Herrschaft zu 2 400 Gulden als Ablösung. Graf Friedrich Rudolf von Fürstenberg gab 1635 seinem Oberamtmann Simon Finckh (Haslach) Waldstein als Erblehen, welcher daraufhin als „von Wallstein“ 1638 in den Reichsadelstand erhoben wurde. Ein Enkel Simon Finckhs, ebenfalls mit Namen Simon aus dem Geschlecht Gebele, erhielt von Graf Friedrich 1649 den erblichen Adelstitel „von Waldstein“. Das Geschlecht der Gebele von Waldstein behielt die Waldsteiner Herrschaft bis 1842, als die Fürsten von Fürstenberg ihr Lehen für 74 700 Gulden zurückkauften. 1929 veräußerten diese ihre Herrschaft Waldstein an die Fa. Hespera, Luzern, von der schließlich der badische Staat das Areal 1950 erwarb.

Literatur:

H. Fautz, Burg und Herrschaft Waldstein, in: Ortenau 50/1970, S. 422—434; I. Fick, Die Burgen des nördl. Schwarzwaldes und seiner Randgebiete. Tübingen. Diss. 1956. Beilage: Einzelbeschreibung Waldstein; K. J. Glatz, Geschichte des Klosters Alpirsbach auf dem Schwarzwalde. Straßburg 1877; O. Göller, Waldstein, in: Ortenau 21/1934, S. 393; K. May, Chronik von Fischerbach. Unveröff. Manuskript, o. J.; W. Schmidt, Chronik der Gemeinde Bauschlott. Karlsruhe 1908; J. A. Gebelin v. Waldstein, Kinzingerthalische Denk- und Merkwürdigkeiten. Ca. 1840 (Archiv der Stadt Überlingen).

Freundliche Hinweise von Herrn B. Braun, Fischerbach und Herrn W. Ganter, Hausach.

Der Schwiggenstein (86)

Manfred Hildenbrand

Stadt Haslach i. K. (Ortenaukreis)

Name: auch Schwigenstein, Geschweigen Stein

Die These von Karlleopold Hitzfeld, auf dem auf Haslacher Gemarkung befindlichen „Schwiggenstein“, auch „*Gschweigen Stein*“ genannt, einem am nördlichen Bergfuß des „Urenwaldes“ vorspringenden Felsen, sei im frühen Mittelalter eine Grenzburg gestanden (vgl. K. Hitzfeld, Der Schwiggenstein, eine Grenzburg, in: Ortenau 50/1970, S. 421 f.), ist weder urkundlich noch archäologisch zu beweisen. Dies hat Franz Schmider überzeugend nachgewiesen (vgl. F. Schmider, War der Schwiggenstein Grenzburg oder nur Grenzpunkt?, Offenburger Tageblatt v. 2. und 3. 7. 1971). Die alte Grenze zwischen dem Bistum Straßburg und dem Bistum Konstanz verlief auch nicht über den „Schwiggenstein“, sondern etwa 100 m östlich über den Bergrücken des „Stimmelwaldes“. Heute bildet diese Grenzlinie die östliche Gemarkungsgrenze der Stadt Haslach i. K.

Die Burg Mühlenbach (87)

Manfred Hildenbrand

Gemeinde Mühlenbach (Ortenaukreis)

Die Burg Mühlenbach befand sich auf dem „Birkle“, einer 400 m hohen Anhöhe, die den Abschluß eines Höhenzuges zwischen dem Büchern- und dem Fannistal in der Gemeinde Mühlenbach (Ortenaukreis) bildet. Der Volksmund hat das Andenken an die Burg in dem Flurnamen „Birkle“ = „Bürgle“ = kleine Burg bewahrt. Auf dem „Birkle“ ist ein 20 m hoher ovaler, abgeplatteter Kegel. Seine Fläche ist etwa 50 m lang und etwa 30 m breit, der Umfang beträgt etwa 200 m. Den Fuß des Kegels begleitet ein 2 m breiter und noch 1,50 m tiefer Graben. Von der Höhe hat man einen herrlichen Ausblick bis nach Biberach. Hier mögen die Herren von Buchhorn bzw. Buechern ihre Burg gebaut haben. Überreste der Burg wurden allerdings bis jetzt nicht gefunden.

Wann die Herren von Buechern ihre Burg gebaut haben, läßt sich urkundlich nicht feststellen. In einer Urkunde von 1313 werden zum ersten Mal die Brüder Claus und Friedrich von Buechorn genannt, von denen der erstere „der voget von Haselahe“ war¹, also nicht auf der Stammburg wohnte. Burgherr scheint sein Bruder Friedrich von Buechorn gewesen zu sein. Von Anfang an waren die Edelknechte von Buechorn Ministeriale der Grafen von Fürstenberg. So berichtet beispielsweise eine Urkunde aus dem Jahre 1413, daß Hans von Buechern ein Lehen auf der Gemarkung Mühlenbach vom Grafen Konrad von Fürstenberg verliehen bekommen habe². Bereits 1452 jedoch starb Friedrich von Buechern als letzter seines Geschlechtes³. In dem jahrelangen Rechtsstreit um das Erbe Friedrichs obsiegten schließlich die Grafen von Fürstenberg, weshalb im Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg aus dem Jahre 1493 auch die Güter der Herren von Buechern sowie der „Burgstall“ in Mühlenbach als dessen Besitz angeführt wurde⁴. In den Schaffneirechnungen des Amtes Haslach werden noch im Jahre 1620 die Einnahmen des „Burgstalls“ in Mühlenbach angegeben⁵. Mitte des 17. Jahrhunderts scheint die Burg bereits verfallen gewesen zu sein; denn sie wird von nun an nicht mehr erwähnt. In Urkunden aus den Jahren 1371, 1398 und 1493 werden Güter und Zinsen im „Burggraben“, einem Seitental des Bücherntals, genannt⁶. Offensichtlich gehörte das Tal „Burggraben“ genauso wie der nahe gelegene „Burgwald“ zu den Gütern der Edelknechte von Buechorn.

Das ebenfalls auf der Gemarkung Mühlenbach gelegene Seitental „*Bärenbach*“ hat auch einem Dienstmannengeschlecht den Namen gegeben. Ob allerdings dort eine Burg gestanden hat, wie oft vermutet wird, ist nicht nachweisbar. Die Edlen von Bärenbach waren teils Ministeriale der Herren von Üsenberg, teils der Grafen von Fürstenberg. Ein Konrad von Bärenbach wird bereits 1303 erwähnt⁷. Im Fürstenberger Lehensbuch wird 1413 ein Franz von Bärenbach als Schultheiß von Haslach aufgeführt⁸. Die Herren von Buechorn und

die von Bärenbach standen in mannigfaltigen lehensrechtlichen Beziehungen, was aus mehreren Urkunden hervorgeht⁹.

Literatur:

O. Göller, Mühlenbach, in: Ortenau 21/1934, S. 394—395; M. Hildenbrand, Burg Mühlenbach, in: Ortenau 50/1970, S. 446—448.

Anmerkungen:

- 1 Fürstenbergisches Urkundenbuch (FUB) II, Nr. 70, S. 49.
- 2 FUB III, Nr. 55, S. 43.
- 3 FUB VI, Nr. 41, S. 84; FUB IV, Nr. 4, S. 3 ff.
- 4 FUB VII, Nr. 163, S. 294.
- 5 Schaffneirechnungen des Amtes Haslach, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen.
- 6 Otto Göller, Mühlenbach, in: Ortenau 21/1934, S. 394.
- 7 FUB III, Nr. 12, S. 9.
- 8 FUB III, Nr. 55, S. 44.
- 9 FUB II, Nr. 151, S. 101; FUB III, Nr. 55, S. 44; FUB III, Nr. 288, S. 222.

Die Heidburg (88)

Manfred Hildenbrand

Gemeinde Hofstetten (Ortenaukreis), Zinken Ullerst

Die Heidburg, im Volksmund auch „*Steinschlöble*“ genannt, stand etwa 7 km südlich von Haslach i. K. im Zinken Ullerst der Gemarkung Hofstetten auf einem Buntsandsteinkegel von 617 m. Nur noch wenige schwer erkennbare Mauerreste, ein mächtiger Wallgraben sowie ein fast völlig zugeschütteter Ziehbrunnen künden heute noch von ihr. 1954 wurde auf dem Hofe des Schloßbauern am Querweg Lahr-Rottweil, am Fuß des Burghügels der ehemaligen Heidburg, ein spätgotisches Blattkapitell entdeckt, (heute im Haslacher Museum), welches wahrscheinlich aus der ehemaligen Burgkapelle stammt¹. Der Bergkegel, auf dem sich die Heidburg mit ihren Burganlagen erstreckte, hat einen Durchmesser von etwa 135 m in Längsrichtung und etwa 75 m in der Breite.

1623 war die Heidburg schon ganz zerfallen, so daß sie in ihrer bildlichen Darstellung im „*Mathematischen Grundriß der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal*“ von Jacob Mentzinger bereits als Ruine eingezeichnet wird². Bisher war angenommen worden, daß die Heidburg nach 1623 nicht mehr aufgebaut worden war. Neuerdings wurde jedoch im Generallandesarchiv in Karlsruhe ein Plan der Heidburg aus dem Jahre 1696 entdeckt³, der beweist, daß Ende des 17. Jahrhunderts die Burg erneut zu einer mächtigen Festungsanlage restauriert worden war. Es war die Zeit der Eroberungskriege des französischen Königs Ludwig XIV., die auch im Kinzigtal wieder die Schrecken des Krieges brachten. Damals wurden vom Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-



Der Bergkegel, auf dem die Heidburg stand.

Aufn.: M. Hildenbrand

Baden, dem „Türkenlouis“, im Kinzigtal und seinen Seitentälern zahlreiche Befestigungswerke erstellt. Gräben, Redouten und Wälle wurden zwischen Hornberg, Hausach und Haslach neu gebaut, um den Ansturm der Franzosen aufzuhalten. In jener Zeit wurde auch die Heidburg als Festung neu errichtet. Nach dem im Generallandesarchiv befindlichen Plan und der dazugehörigen Beschreibung wurde auch der Palas als stattliches schloßartiges Gebäude im Barockstil wiederaufgebaut. Als Erbauer wird in der Beschreibung Meister Christoph genannt. Seine Identifizierung war bisher nicht möglich. Auffallend ist die große sternförmige Befestigungsanlage, die aus einem dreifachen Mauerring besteht. Vor der äußeren Ringmauer waren Palisaden angebracht. Auf der Nordseite der Festung befand sich ein Wehrturm, auf dem Plan „Rondell“ genannt, in dem Geschütze aufgestellt waren. Der Wehrturm konnte durch einen unterirdischen Gang erreicht werden. Wann diese imponierende Befestigungsanlage wieder vernichtet wurde, ist nicht bekannt. Vermutlich wurde sie bereits im Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) um 1704, als Haslach und die umliegenden Dörfer von den Franzosen niedergebrannt wurden, wieder zerstört.

Der Name „Heidburg“ ließe sich mit „Burg im Heidenland“ oder auch „*arx paganorum*“ (Burg der Heiden) erklären⁴. Ob allerdings die Römer bereits ein Kastell auf dem Bergkegel errichtet hatten, ist nicht bekannt, jedoch durchaus

denkbar, da die Heidburg die alte Straße vom Breisgau zur Donau beherrschte und sich ihr entlang überall römische Militärstationen und Wachposten befanden. Wann und von wem die mittelalterliche Heidburg erbaut wurde, ist nicht nachweisbar. Als gesicherte Ersterwähnung der Burg gilt das Jahr 1284. In diesem Jahr verkauften die Grafen von Fürstenberg, die wahrscheinlich die Burg erbaut hatten, die Heidburg an die Herren von Schwarzenberg⁵. In einem Gengenbacher Kopialbuch des 15. Jahrhunderts wird eine Urkunde erwähnt, laut der Papst Nikolaus IV. im Jahre 1289 dem Kloster Gengenbach seine Rechte und Besitztümer bestätigt habe. Unter denen wird auch die Kapelle des Heiligen Michael in „Heidberg“ genannt, offensichtlich die Kapelle der Heidburg, die auf diesen Heiligen geweiht war⁶. Die Burgkapelle lag auf der Grenze des Konstanzer und Straßburger Bistums, weshalb in der Kapelle zwei Altäre waren, von denen der eine, geweihte, zum Konstanzer, der andere, ungeweihte, zum Straßburger Bistum gehört hatte⁷.

Später müssen die Fürstenberger die Heidburg wieder zurückgekauft haben, denn 1351 wird sie wieder als Besitz der Grafen Heinrich und Hug von Fürstenberg erwähnt: „Heideburg unser vesti, du gelegen ist zwuschent Eltzach und Haselach uf der höhi . . .“⁸. Ihr Vater, Graf Götz von Fürstenberg, hatte seinen Söhnen eine Menge Schulden hinterlassen, so daß ihr Grundbesitz stark belastet war und die Schulden drückten⁹. Im selben Jahr mußten die beiden Grafen die Heidburg und die zu ihr gehörenden vier Meierämter für 500 Mark Silber an das reiche Freiburger Bürgergeschlecht der Geburen verpfänden. Heinrich und Hug mußten dafür 10 Prozent Zins bezahlen. Die Freiburger Gläubiger forderten von den Grafen Heinrich und Hug nicht weniger als fünfzig Bürgen, darunter einen Herzog und einen Markgrafen und mehrere Grafen, ein klarer Beweis dafür, daß die Heidburg damals nicht eine kleine, unbedeutende Feste war, sondern eine wertvolle, mächtige Burganlage. Als die Geburen den beiden Grafen noch eine Nachzahlung von 50 Mark Silber leisteten, erhöhte sich der Pfandsatz der Heidburg auf 550 Mark Silber¹⁰. Nach dem Tode seines Bruders Heinrich mußte sich Graf Hug sogar noch in den Lehensdienst des Straßburger Bischofs Johann begeben und verpfändete ihm auf zehn Jahre die Stadt und das Schloß Haslach, die Stadt und die Burg Bräunlingen, die Stadt Vöhrenbach, die Burg Zindelstein sowie die „Heydeburg, so su irloset wurt“¹¹. Es dauerte jedoch noch eine ganze Reihe von Jahren, bis Graf Hug die Burg wenigstens teilweise „einlösen“ konnte. Erst 1368 war er in der Lage von den 550 Mark Silber 425 Mark Silber zurückzuzahlen, worauf sie ihm wieder aufgelassen wurde.

Die restlichen 125 Mark Silber blieben im Pfandbesitz von Johann von Falkenstein, einem Schwiegersohn des Berthold Gebur¹². Unter Hugs Sohn, dem Grafen Johann von Fürstenberg-Haslach, ging die Pfandschaft an den reichen Freiburger Unternehmer Johann Malterer über. Die Pfandsumme erhöhte sich wieder beträchtlich, da der Sohn Malterers, Martin, für den Grafen Johann eine Menge Schulden bezahlte, die er auf die Pfandsumme für die

Heidburg schlug¹³. Im Jahre 1416 waren Heinrich von Geroldseck-Lahr und sein Schwager Bernhard von Eberstein Mitinhaber der Burg, da sie der zweiten Tochter Martin Malterers, Verene, ihren Anteil an der Heidburg abgekauft hatten¹⁴. Die beiden nahmen die Heidburg in Besitz und ließen sich in ihr häuslich nieder. Dagegen protestierte Graf Konrad von Fürstenberg und wies urkundlich seine Rechte auf die Burg nach. Dies nützte jedoch nichts; denn Heinrich von Geroldseck und Bernhard von Eberstein räumten die Burg nicht, so daß der Fürstenberger gewaltsam gegen sie vorgehen mußte. Gemeinsam mit seinem Bundesgenossen Brun Wernher von Hornberg überfiel er 1418 die Heidburg, vertrieb die beiden, nahm ihr Gesinde und ihre Knechte gefangen und fügte dem Geroldsecker und Ebersteiner großen Schaden zu¹⁵. Vor dem Bürgermeister und Rat der Stadt Straßburg sollte der Streit geschlichtet werden. Am 10. April 1418 fanden in Straßburg unter Vorsitz der Ratsherren Johann Mauß und Ulrich Bock die Schlichtungsverhandlungen statt¹⁶, die jedoch nicht zugunsten des Grafen Konrad ausgingen. Der Urteilspruch forderte den Fürstenberger auf, die Heidburg zu räumen, sie wieder an Heinrich von Geroldseck und Bernhard von Eberstein zurückzugeben, die Gefangenen freizulassen und den angerichteten Schaden zu ersetzen¹⁷.

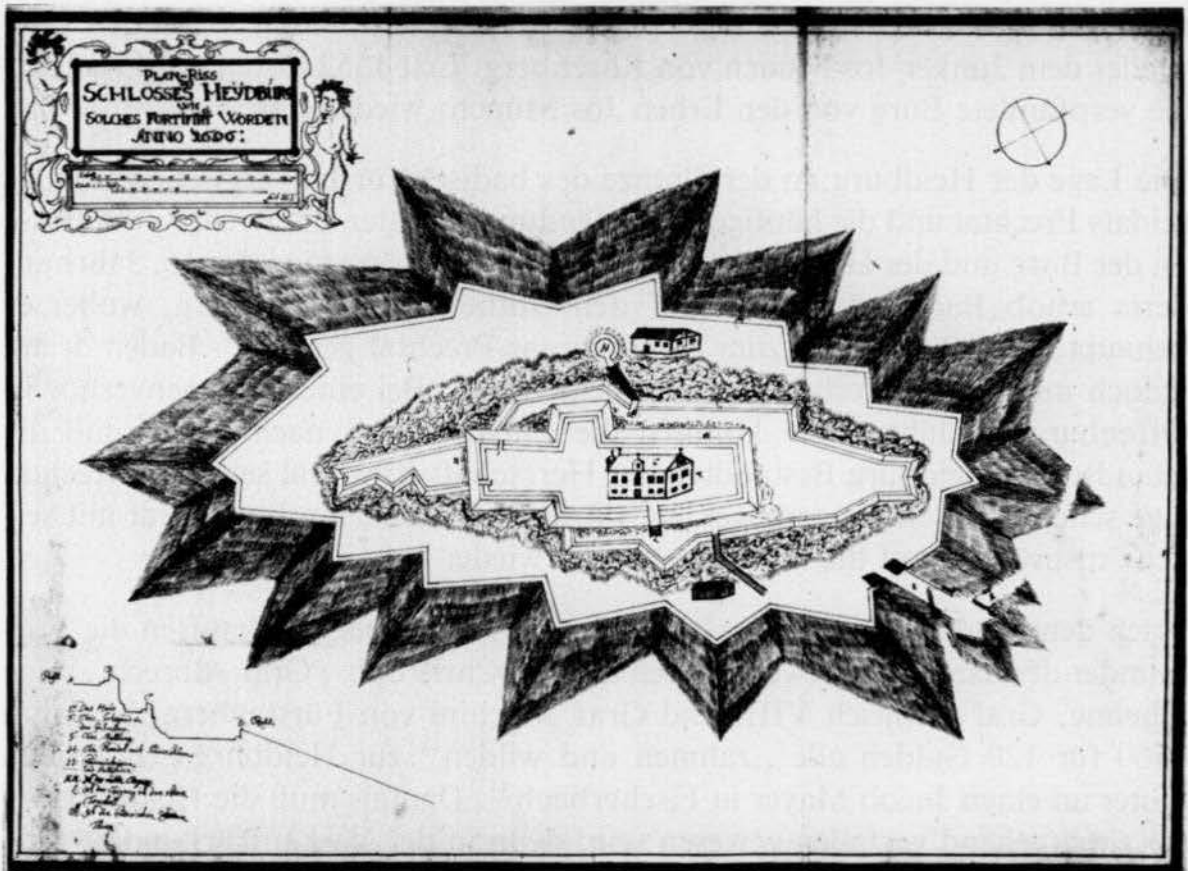
Konrads Sohn, Graf Heinrich VI., wollte die Heidburg 1435 wieder einlösen, was ihm jedoch nicht gelang. Als Besitzer der Burg werden damals genannt Graf Konrad von Tübingen-Lichteneck, der Gemahl der Malterer Tochter Verene, der anscheinend seinen Anteil wieder zurückgekauft hatte, Kaspar von Klingenberg, der Gemahl der dritten Tochter Martin Malterers, und Berthold von Staufen, der Gemahl der vierten Tochter¹⁸. Der Sohn Bertholds von Staufen verkaufte 1458 seinen Anteil an der Heidburg an seinen Onkel Thomas von Falkenstein¹⁹. Nun begannen jahrelange Streitigkeiten zwischen Graf Heinrich VI. von Fürstenberg und Thomas von Falkenstein über die Einlösung der Pfandschaft und über die Fischrechte im Hofstetter Bach, die der Falkensteiner für sich beanspruchte, sowie über die Nutzung des Steinbruches bei der Heidburg²⁰. 1476 hatte Thomas von Falkenstein eine Fehde mit Erzherzog Sigmund von Habsburg. Die Heidburg wurde von den Truppen des Erzherzogs eingenommen. Thomas von Falkenstein selbst wurde gefangen genommen und in den Kerker geworfen. Als er wieder freigelassen wurde, mußte er dem Habsburger das Öffnungsrecht der Burg einräumen²¹. Im Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg aus dem Jahre 1493 wird als Burgvogt der Falkensteiner auf der Heidburg ein gewisser Blasin genannt und betont, daß „Heidburg schloß und herrschaft Hofstetter tal mit den tellern Mullers, Salmerspach, Breitebnet, Walterspach²² und dem dorf Hofstetten ain pfandschaft“ sei²³. Noch 1502 nannte sich der Sohn des Thomas von Falkenstein, Sigmund, „friher zu Heitberc“²⁴. 1519 verkaufte Sigmund von Falkenstein, der anscheinend inzwischen der alleinige Pfandinhaber der Heidburg geworden war, „sine veste Heidburg mit aller zugehord“ für 2822 Gulden an die Grafen Wilhelm und Friedrich von Fürstenberg²⁵. Bei der Teilung der Kinzig-

täler Herrschaft 1522 erhielt Wilhelm die Burg²⁶, verpfändete sie jedoch 1541 wieder dem Junker Jos Münch von Rosenberg. Erst 1552 löste Graf Friedrich die verpfändete Burg von den Erben Jos Münchs wieder ein²⁷.

Die Lage der Heidburg an der Grenze des badisch-fürstenbergischen Kondominats Prechtal und die häufigen Verpfändungen hatten die Rechtsverhältnisse an der Burg und der Herrschaft erheblich verwischt. Anfang des 16. Jahrhunderts erhob Baden Anspruch auf den Mitbesitz der Heidburg, wobei es behauptete, daß die Burg zum Kondominat Prechtal gehöre²⁸. Baden drang jedoch mit seinem Rechtsanspruch nicht durch. Bei einem Zeugenverhör in Offenburg im Jahre 1526 konnten die Fürstenberger nachweisen, daß die Pfandschaft Heidburg Bestandteil der Herrschaft Kinzigtal sei²⁹. Die Rechtslage scheint jedoch nie ganz geklärt worden zu sein; denn Baden trat mit seinen Ansprüchen auf die Heidburg immer wieder hervor³⁰.

Nach dem Tode von Graf Christoph I. von Fürstenberg verkauften die Vormünder des damals erst zweijährigen Sohnes Christophs, Graf Albrecht, seine Oheime, Graf Heinrich VIII. und Graf Joachim von Fürstenberg, im Jahre 1560 für 120 Gulden alle „zahmen und wilden“ zur Heidburg gehörenden Güter an einen Jacob Mayer in Fischerbach³¹. Damals muß die Heidburg bereits weitgehend verfallen gewesen sein; denn in der Verkaufsurkunde wurde dem Käufer zugestanden, er könne aus dem „in Abgang geratenen Haus Heidburg“ und dem dabei gelegenen Steinbruch Holz, Eisen und Steine für sich oder andere Untertanen des Grafen Albrecht nehmen. Die Fürstenberger behielten sich jedoch, falls sie „das Haus Heidburg wieder aufrichten“ wollten, den Rückkauf gegen Erstattung der Verkaufssumme und etwaiger aufgewandter Baukosten vor³². 1569 berichtete Oberamtmann Johann Branz an die Vormünder des Grafen Albrecht, daß er vernommen habe, Jacob Mayer ließe den Brunnen der Heidburg zuschütten. Er sei daraufhin selbst dort vorbeigefahren und finde, daß Mayer des Guten zu viel tue. Deshalb habe er jenem verboten, etwas an der Heidburg zu verändern. Auch wolle er sehen, wie dem „höheren geheuß“³³ zu helfen sei, so daß es noch fünf Jahre aufrecht bleiben möge³⁴. Wahrscheinlich sind die Güter der Heidburg nach dem Tode des Jacob Mayer im Jahre 1572³⁵ von den Fürstenbergern zurückgekauft worden. Jetzt wird die Burg in den Urkunden der fürstenbergischen Verwaltung nicht mehr genannt. Vermutlich wurde die Heidburg zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges vollkommen zerstört, als 1622 Truppen des Bischofs Leopold von Straßburg durch das Kinzigtal zogen und nicht nur in den evangelischen Gebieten, sondern auch in den katholischen großen Schaden anrichteten³⁶. Wie schon erwähnt, zeichnete Jacob Mentzinger in seiner Karte von 1655 die Heidburg nur noch als Ruine ein³⁷.

Der Name „Heidburg“ ist heute nur noch als Flurname gebräuchlich. Da die Burganlage nach ihrer erneuten Zerstörung um 1704 sowie die Spitze des Bergkegels als Steinbruch dienten zur Gewinnung des roten Sandsteins, sind nur



Die Heidburg als Festung (1696). GLA Karlsruhe

noch sehr wenige Mauerreste bis in unsere Zeit übriggeblieben. Im Schlußkapitel seines „Leutnant von Hasle“ berichtet Heinrich Hansjakob von seinem im Mai 1895 ausgeführten Besuch der Heidburg in Begleitung des 84 Jahre alten Großvaters aus dem Gasthaus „Zu den drei Schneebällen“ in Hofstetten, der in seinen jungen Jahren, wie er dem Haslacher Volksschriftsteller erzählt hatte, noch die gewaltigen Ruinen der Burg gesehen hatte, welche seitdem gänzlich verschwunden sind. Hansjakob schreibt dann weiter: „Die umliegenden Bauern haben von ihnen (den Ruinen) ihre Bausteine geholt, und seit mehr als einem halben Jahrhundert brechen fast täglich Steinhauer die roten Sandsteine aus dem Bergkegel, auf dem die Burg stand. Im Volksmund hat die Heidburg deshalb ihren alten Namen eingebüßt und heißt heute das Steinschlößle.“³⁸ Selbst die Eckquader seiner Grabkapelle in Hofstetten ließ Hansjakob aus dem Sandstein der ehemaligen Heidburg zuhauen. Die Burgruine und der Steinbruch waren damals im Besitz von Hansjakobs altem Freund Nikolaus Uhl, genannt Klaus von der Funi, dessen Nachfahre, der Bauer und frühere Steinhauer Hermann Uhl, noch heute Besitzer des alten Steinbruches und des Bergkegels ist, auf dem die ehemalige Heidburg stand. Auch der zur Herrschaft Heidburg gehörende Schloßhof, den Mentzinger auf seiner Karte aus dem Jahre 1655 bereits einzeichnete, ist heute noch erhalten. Er liegt heute auf der Gemarkung Prechtal, während die anderen noch vorhandenen „Meierhöfe“ sowie der Bergkegel der ehemaligen Burg nach Hofstetten gehören.

Der Volksmund weiß von drei Sagen der Heidburg zu berichten: Die erste Sage erzählt von einem Schatz, der sich in einem unterirdischen Gang der Heidburg befindet. Ein geheimnisvoller Ritter habe der Bäuerin des Schloßhofes den Schatz einst gezeigt, doch als sie die Kostbarkeiten habe holen wollen, habe sie den Zugang zu dem unterirdischen Gang nicht mehr gefunden. Eine zweite Sage berichtet von einem in der Burg versteckten goldenen Kegelriß, eine dritte Sage von einer Schloßjungfrau, deren Geist ruhelos in den Ruinen der Heidburg umhergehe.

Literatur:

O. Göller, Die Heidburg, in: Ortenau 21/1934, S. 396—399; M. Hildenbrand, Die Heidburg, in: Ortenau 50/1970, S. 449—456.

Anmerkungen:

- 1 Franz Schmider, Hansjakob- und Heimatmuseum, in: Ortenau 36/1956. S. 45/46.
- 2 Die Karte befindet sich im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen, Kasten II, Fach III, O. Z. 42a.
- 3 GLA HfK/Hd. Nr. 53 rot.
- 4 Unter „Heiden“ oder „Haiden“ versteht man in erster Linie die Uralten, gleich ob Kelten, Germanen oder Römer. Vgl. M. R. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch. Bayreuth 1931, S. 98.
- 5 GLA 229/24388.
- 6 Fürstenbergisches Urkundenbuch (FUB) IV, Nr. 85, Anm. 2, S. 444.
- 7 Mitteilungen aus dem Fürstenbergischen Archiv II, Nr. 686, S. 547/548; ebenda, Nr. 951, S. 701/702.
- 8 FUB II, Nr. 287, S. 180.
- 9 G. Tumbült, Das Fürstentum Fürstenberg. Freiburg 1908, S. 34/45.
- 10 FUB II, Nr. 340, S. 228; ebenda, Nr. 287, S. 180.
- 11 FUB II, Nr. 331, S. 216; ebenda, Nr. 332, S. 217, Nr. 333, S. 218.
- 12 FUB II, Nr. 412, S. 273.
- 13 O. Göller, Die Heidburg, in: Ortenau 21/1934, S. 397.
- 14 FUB III, Nr. 110, S. 91.
- 15 FUB III, Nr. 119, S. 96.
- 16 FUB III, Nr. 123, S. 99.
- 17 Ebenda.
- 18 FUB III, Nr. 239, S. 176; ebenda Nr. 249, S. 186, Nr. 250, S. 187.
- 19 FUB III, Nr. 450, S. 338.
- 20 FUB III, Nr. 618, S. 437; FUB IV, Nr. 336, S. 320/21.
- 21 FUB III, Nr. 630, S. 444.
- 22 Gemeint sind die Täler Ullerst, Salmensbach, Breitebene, Altersbach.
- 23 FUB VII, Nr. 163, S. 296/297.
- 24 Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch I. Heidelberg 1919. S. 335 f.
- 25 Mitteilungen aus dem F. F. Archiv, Nr. 108, S. 53.
- 26 Mitteilungen I, Nr. 154, S. 70.
- 27 Mitteilungen I, Nr. 777, S. 524.
- 28 Praeliminaria über die Jurisdiktionsstreitigkeiten mit Baden, F. F. Archiv in Donaueschingen. Kameral. Haslach J 1/2, vol. 1, fasc. 1a.
- 29 F. F. Archiv, a. a. O., fasc. 1a.
- 30 K. S. Bader, Das badisch-fürstenbergische Kondominat im Prechtal. Freiburg 1934. S. 40.
- 31 Mitteilungen II, Nr. 22, S. 23.
- 32 Ebenda.
- 33 Gemeint ist hier wahrscheinlich der Palas der Heidburg.
- 34 Mitteilungen II, Nr. 686, S. 547/548.
- 35 Mitteilungen II, Nr. 686, S. 548.
- 36 Vgl. M. Hildenbrand, Der Dreißigjährige Krieg in der Ortenau. In: Kurt Klein (Hrsg.), Land um Rhein und Schwarzwald. Kehl, 4. Aufl. 1980, S. 95.

- 37 Der Haslacher Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob hat die gefühlvollsten Szenen seiner Erzählung „Der Leutnant von Hasle“, welche als zeitlichen Hintergrund die Jahre 1632–1648 des Dreißigjährigen Krieges haben, auf der Heidburg spielen lassen, obwohl diese 1623 schon verfallen war. Alles, was Hansjakob vom Schloß Heidburg und seinen Bewohnern in dieser Erzählung schreibt, ist dichterische Phantasie. Vgl. dazu O. Göller, Der Leutnant von Hasle. Quellenkritische Untersuchung, in: ZGO 96/1948, S. 326–336.
- 38 Heinrich Hansjakob, Der Leutnant von Hasle. 15. Aufl. Haslach 1978, S. 341/342.

Die Burg Hausach (89)

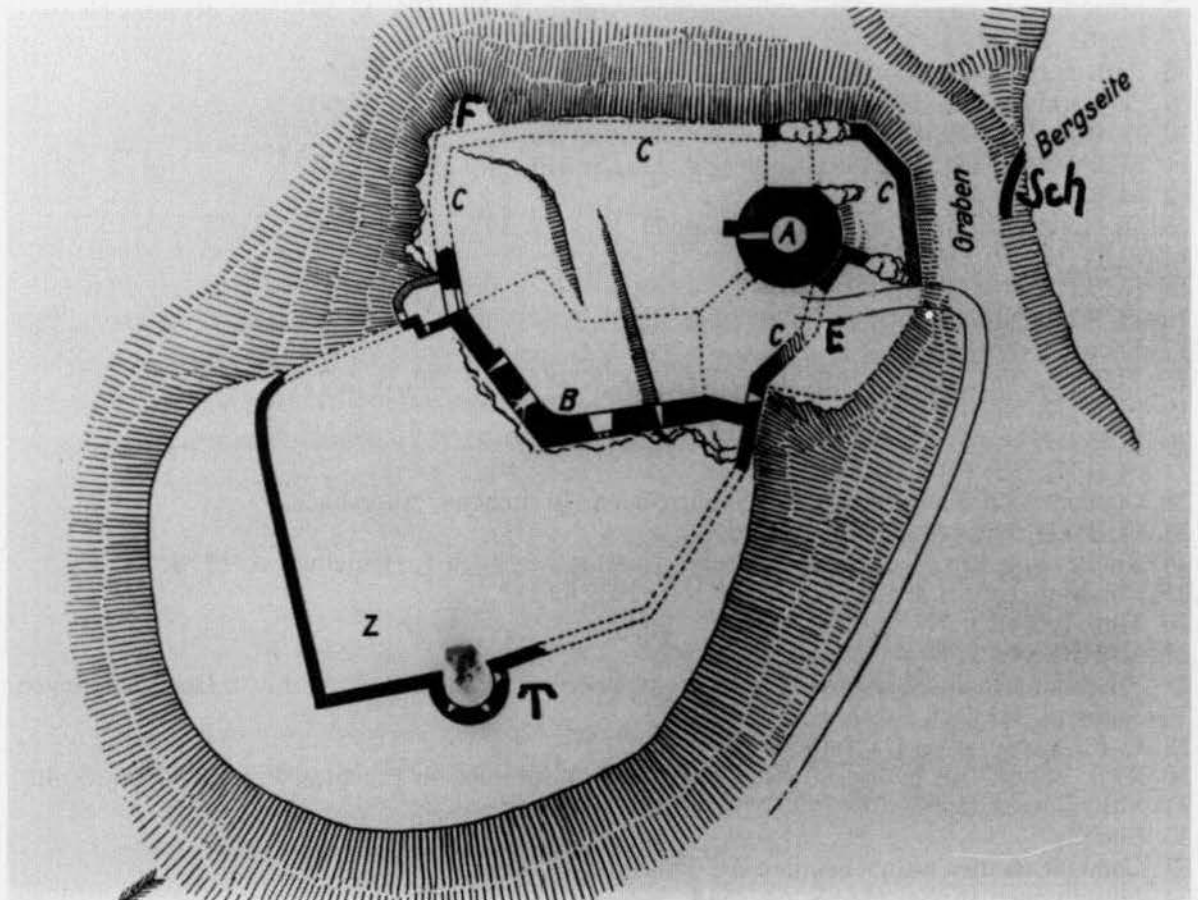
Kurt Klein

Stadt Hausach (Ortenaukreis)

Name: castrum Husen (1246). Burg, auch Schloß Husen (Hausach)

Westlich der Stadt auf einem Felsvorsprung des auslaufenden Farrenkopfmassivs gelegen. 353 m ü. d. M.

Herausragendes Merkmal der heute noch erhaltenen Ruine ist der Turm (Bergfried), ein Teil der mächtigen Palasmauern mit einigen interessanten Fensterdurchbrüchen, die Grundmauern eines kleinen Türmchens gegen Osten



Plan der Burgruine Hausach: A Bergfried — B Palas — C Mauer — S Spuren eines Flankierungsturmes — T Batterieturm — Z Zwinger

und der sogenannte „Batterieturm“ als Rest des einstigen Zwingers. Auch der künstlich angelegte Halsgraben an der Bergseite ist noch deutlich erkennbar. 1966 wurde die Ruine unter der Federführung des Historischen Vereins von den Hausacher Vereinen in einer viermonatigen „Schloßbergaktion“ vom überwuchernden Baum- und Heckenwuchs befreit und in einen parkähnlichen Zustand mit einer prächtigen Aussicht auf Stadt und Tal gebracht. Das auf dem Schloßgelände gefundene Bronzebeil befindet sich im Wolfacher Heimatmuseum, während ein eisernes Schloß im Landesmuseum von Karlsruhe aufbewahrt wird.

Über die Gründung, den Ursprung der Burg, kann nichts Genaues gesagt werden. Allgemein geht man jedoch davon aus, daß zuerst die Kirche in Hausachdorf (Dorfkirche) um das Jahr 1000 als Mittelpunkt der bäuerlichen Markgenossenschaft Einbach von den Herren von Wolva erbaut wurde. Erst später, etwa um 1150, wird der Bau der Burg angenommen, in dessen Schutz sich dann, etwa um 1200, die Gründung der Stadt Hausach vollzogen haben könnte. (1259 wird Hausach zum ersten Male urkundlich als „Stadt“ erwähnt). Neue, wissenschaftliche Forschungen weisen die Existenz eines Geschlechtes der „Herren von Husen“ als Erbauer der Burg ab. Ebenso haben damit „Udalricus von Husen“ (1086), der „Ruotmann von Husen“ als Mitbegründer des Alpirsbacher Klosters (1095) und ein „Berthold von Husen“, der in das Kloster St. Georgen eintrat (1155), nichts mit der Burg im Kinzigtal zu tun, ebenso der Minnesänger „Friedrich von Husen“.

Es wird nun die Meinung vertreten, daß die Erbauer der Hausacher Burg im weitesten Kreise der Zähringer zu suchen sind. Tatsächlich festigten diese um die Hälfte des 12. Jahrhunderts vornehmlich durch den Bau von Burgen und der Gründung von Städten ihre Macht im südwestdeutschen Raum. So wird angenommen, daß auch die Burg Husen, wie die Schenkenburg im oberen Kinzigtal, zum Schutz der Silbergruben im Hauserbach bzw. in Wittichen angelegt wurden. Zu dem galt es, die mittelalterliche Handelsstraße von Straßburg durch das Kinzigtal - Schiltach nach Rottweil zu schützen. Dies im vermehrten Maße, als der Weg dann durch das Gutachtal - Hornberg - Reichenbach - Langenschiltach hinauf zur Baar geführt wurde. Auch befand sich über Jahrhunderte zu Füßen der Burg eine wichtige Zollstelle (Durchfuhr-, Floß- und Brückenzölle).

Nach dem Aussterben der Zähringer (1218) ging ihr Besitz zum Teil zunächst an die Grafen von Urach über und dann an die Grafen von Freiburg (1237). Aus ihrem Geschlechte stammte die Gräfin Verena, die bei der Hochzeit mit dem fürstenbergischen Grafen Heinrich II. aus Wolfach (1303) die Burg und Stadt Husen (Hausach) als Mitgift in die Ehe brachte. Damit ging Hausach mit seiner Burg für Jahrhunderte in den festen Besitz der Fürstenberger über, die es aber vorzogen, im Wolfacher Schloß zu residieren, während ihre Vögte auf der strategisch wichtigen Hausacher Burg wohnten. Über die Größe und



Die Burg Hausach.

Aufn.: K. Klein

das Aussehen der ersten Burganlage ist uns soviel wie nichts bekannt. Erst durch die Aufzeichnungen des fürstenbergischen Stadt- und Amtsschreibers Michael Spiser erfahren wir erstmals umfangreiche Hinweise.

Danach ließ sein Herr, Graf Heinrich VI. von Fürstenberg, 1453 große Teile der bisherigen Burg niederreißen und die Anlage nach und nach erneuern und vergrößern. Zunächst erhielt der Palas, das Hauptwohngebäude, aus grob behauenen Steinen aus den umliegenden Steinbrüchen und der Kinzig seine Form. Nur die Ecken, Tür- und Fenstergewänder wurden mit besser bearbeiteten Steinen versehen. Es folgten der Vorhof (1466), das Schießhaus und der Schutzrain (1467), Anlagen, die durch eine Umfassungsmauer geschützt wurden. Im Jahre 1477 ging der Bau des Turms, des Bergfrieds seinem Ende entgegen.

Dieser Rundbau hatte einen Durchmesser von 9 Meter. Im unteren Teil waren die Mauern drei Meter dick. Mit annähernd 20 Meter Höhe überragte der Turm mit seinem abschließenden kegelförmigen Dach (Turmhelm) die mächtige Burganlage, gewährte einen weiten Blick ins Tal, bot eine gute Möglichkeit zur Verteidigung des Halsgrabens und wurde in höchster Not als letzte Zufluchtsstätte ausersehen. Deshalb wurde der Zugang, eine zwei Meter hohe Spitzbogentür, in einer Höhe von 6,50 m angelegt. Nur über eine Holzterasse (bzw. Leiter), die auf zwei Konsolen auflag, war der Turm zugänglich. Einlassungen im Mauerwerk deuten darauf hin, daß etwa 60 cm über der Eingangs-

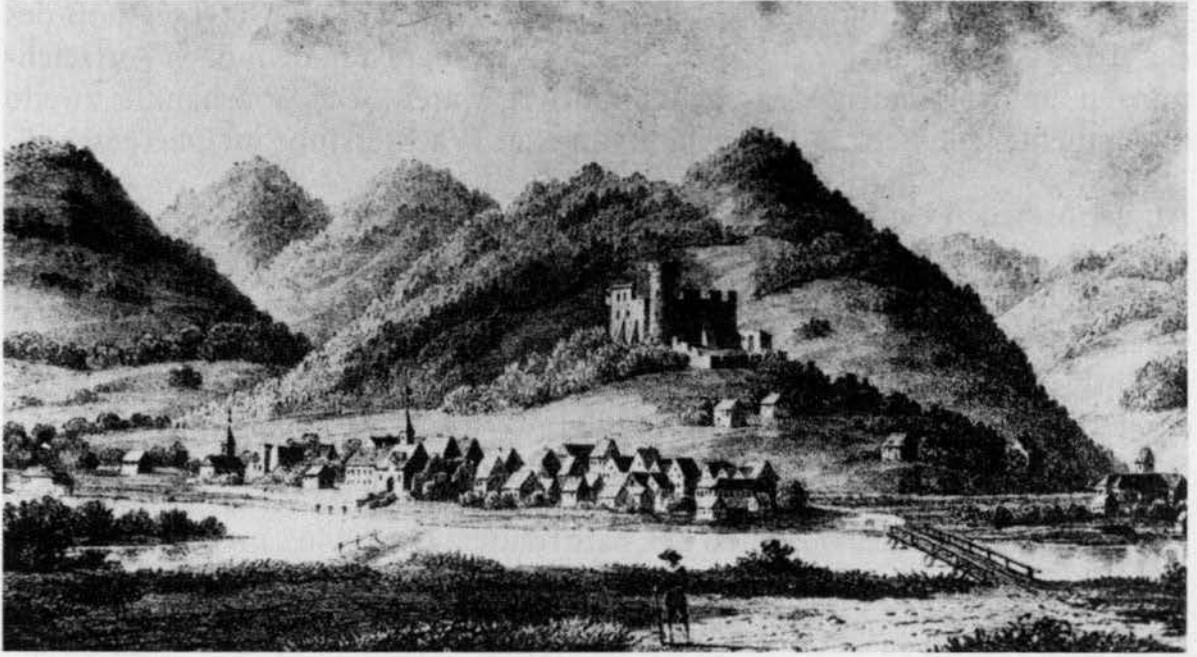
tür ein hölzerner Rundgang angebracht worden war. Das Untergeschoß des Bergfrieds diente lange Zeit als Verlies, als Gefängnis, in dem nach Aufzeichnungen immer wieder Menschen inhaftiert waren. Der sogenannte zweite Stock diente lediglich als Treppenaufgang zur Wächterstube im Obergeschoß.

An der östlichen Umfassungsmauer sollte ein nach innen offener Flankierungsturm die Verteidigungsmöglichkeit erhöhen. Schon 1453 wurde eine etwa 300 m hinter der Burg am Abfall des Schloßberges zum Dietersbach gelegene Quelle gefaßt und das Wasser in einer Deichelleitung in die befestigte Anlage geführt. Noch heute sprudelt das Wasser dieser „Schloßquelle“ beim Kriegerehrenmal in einen Brunnen. Der Überlauf speist nochmals am Fuße des Schloßberges nahe an der Hauptstraße eine weitere Brunnenanlage.

Unterhalb der oberen Burg ließ der baufreudige Graf 1465 noch einen Zwinnger, eine Vorburg (untere Burg), anlegen und diese mit einer ein Meter dicken Umfassungsmauer und einem nach innen geöffneten Batterieturm mit drei Schießscharten (Maulscharten) sichern. Die heute noch erhaltenen Teile der Ruine gehen auf diese in den Jahren 1453 bis 1477 geschaffene Anlage zurück, in der ihr Erbauer, Graf Heinrich VI. (1432—1491), gerne residierte. 1504 brachte Graf Wolfgang sogar den ihm wohlgesonnenen Kaiser Maximilian I. als Gast in der repräsentativen Burg unter. Sonst aber wohnten meist nur die fürstenbergischen Vögte oder Beamte wie z.B. Claus Marschalk, Hans Schowenburg (genannt Heffinger), Conrad von Brantloh, Wilhelm Hummel von Staufenberg, Michael Spiser, Hans und Conrad von Felsenberg, Hans von Reckenbach, Martin von Blumeck, Gallus Fürstenberger und Christoph Stachelin von Stockburg auf der Hausacher Burg.

Als man im Laufe des Dreißigjährigen Krieges westlich vor den Toren der Stadt umfangreiche Verschanzungen anlegte (1622), wurde auch die Burg in dieses Verteidigungssystem quer durch das Tal mit einbezogen. 1632 nahmen schwedische und mit ihnen befreundete württembergische Truppen Burg und Stadt Hausach ein. Ein Brand in den Gemächern des Schlosses konnte schnell gelöscht werden. Während der kriegerischen Auseinandersetzungen, in denen das Kinzigtal als Durchzugsland unter Freund und Feind viel zu leiden hatte, stand auf dem Schloß eine Kanone, „Gemerck“ genannt, die durch einen weithin dröhnenden Schuß den Bewohnern in Stadt und Tal das Herannahen der plündernden und mordenden Soldateska ankündigte.

Bevor im Herbst 1643 schwedisch-weimarische Regimenter die Gegend wieder verließen, steckten sie die Burg und Stadt Hausach in Brand. Das zerstörte Schloß wurde nie mehr aufgebaut, vielmehr dienten die Mauerreste den Hausacher Bürgern als Steinbruch. Doch bei den Kriegen in den folgenden Jahrhunderten wurde das Schloßgelände als „Redoute“, vor allem auch der Turm als Beobachtungsstand, in die Schanzanlagen (letztmals 1815 „in Verteidigung gebracht“) eingegliedert.



Stadt und Burg Hausach 1688.

Repro: K. Klein

In den Jahren 1890/91 wurden die Mauerreste der Schloßruine gesichert und nach dem Geschmack der damaligen Zeit der Turmhelm abgenommen und durch einen Zinnenkranz ersetzt. Auch wurde ein ebenerdiger Zugang durch das Mauerwerk gebrochen. 1968 „verkaufte“ der Fürst von Fürstenberg die Ruine an die Stadt Hausach, d.h. die Burg ging mit einem Zuschuß von 20 000 DM für dringende Restaurationsarbeiten in städtischen Besitz über. Der Fürst behielt sich dafür das Recht vor, an hohen Fest- und Feiertagen den Turm mit seiner Fahne zu beflagen.

Sagen:

Die Hausacher Burg hat auch im heimatlichen Sagenschatz einen Niederschlag gefunden. So soll zwischen dem Schloß und dem einstigen Klösterlein St. Sixt ein unterirdischer Fluchtgang angelegt worden sein, der sogar mit einer Kutsche befahren werden könne. — In besonders dunklen Nächten sollen sich bewegende Lichter im Gemäuer zu beobachten sein. — Auch liegt auf dem Schloßgelände noch ein reicher Schatz verborgen. Nach ihm gruben einmal einige Bauersleute. Als sie den Kessel mit den Goldstücken fanden, ertönte gerade vom Dorf herauf die Betzeitglocke. „Kommt, laßt uns beten, den Schatz haben wir ja“, riet da einer der Gräber. Doch augenblicklich versank der Behälter wieder und wurde seither nie mehr entdeckt.

Literatur:

E. Bischoff, Die Burg Hausach, in: Ortenau 21/1934, S. 400—402; K. L. Hitzfeld, Die Burg Hausach, in: Ortenau 50/1970, S. 410—421; K. L. Hitzfeld, Die Burg Hausach, in: Ortenau 47/1967, S. 112—122; H. Harter, Gab es „Herren von Hausach“?, in: Ortenau 52/1972, S. 67—76; R. Streit, Der Burgenbau im Allgemeinen und die Hochburg Husen. Hausach 1899.

Der Gutach-Turm (90)

Ansgar Barth

Gemeinde Gutach (Ortenaukreis), Ortsteil Gutach-Turm

281 m ü. d. M. auf dem Ausläufer des unteren Bühlersteins in der Nähe der Gutachmündung.

Name: Im 14. und 15. Jahrhundert der „nuwe thurn“, dann bis um 1900 „Am Thurn“ und heute „Turm“.

„Von diesem sogenannten Gutach-Turm sind keine Reste mehr übrig“ schrieb Karlleopold Hitzfeld in der „Ortenau“ 50./1970. Die umfangreichen Grabungen des Schwarzwaldvereins Gutach und des Historischen Vereins Hausach brachten jedoch 1972 die Grundmauern der Turmburg zu Tage. Sie bilden nahezu ein Quadrat von rund 12 m Seitenlänge und sind 2,60 m stark. Als Baumaterial dienten in erster Linie Bruchsteine, die allem Anschein nach beim Ausheben des Halsgrabens gewonnen wurden. Ecksteine und Türgewänder bestanden aus beachtlichen Sandsteinquadern, von denen bei den Grabungen einige gefunden wurden, zum Teil sogar Buckelquader mit Randschlag und Löchern für die Kropfzange. Die Ausdehnung und die Mauermaße lassen auf einen 12 bis 15 Meter hohen Turm schließen, also wohl drei Stockwerke umfassend.

Die Turmburg wurde im 13. oder 14. Jahrhundert als Geleit- und Zollstation von den Herren von Hornberg erbaut. Für die Erbauung im 14. Jahrhundert



Die Grundmauern des Gutach-Turmes.

Aufn.: A. Barth

sprechen die datierten Fundstücke der Grabung von 1972. 1368 wurde der Turm von den Straßburger Bürgern zerstört. Grund dafür war vermutlich die Erhöhung der Geleitschutzgebühren durch die Hornberger, wogegen sich die Straßburger Kaufleute wehrten. Doch wurden sie im Frieden am 9. Juli 1369 gezwungen, den Turm wieder aufzubauen. Der Friede war durch die Fürstenberger vor allem vermittelt worden, denen Heinrich von Hornberg 1370 den „neuen Turm“ als „offenes Haus für ihre Kriege und Nöte“ verschrieb. Im gleichen Jahr wurde auch der Stadt Straßburg das Öffnungsrecht eingeräumt. 1383 kam es zu neuen folgenschweren Auseinandersetzungen zwischen den Hornberger Rittern und der Stadt Straßburg. Diesmal zerstörten die Straßburger nicht nur den neuen Turm, sondern auch Hornberg und die umliegenden Dörfer. Dieser Kriegszug bedeutete wohl den Anfang des Ausverkaufs der Hornberger. Nach und nach verkauften sie die zum Turm gehörigen Grundstücke bis auf das Burggebiet.

So trat am 26. Februar 1389 Heinrich von Hornberg ein Viertel von seinem und seines Vetters Klainpruns von Hornberg Anteil des „nuwen thurns“ an den Knecht Aberlin Schencken ab. Am 29. Mai 1390 veräußerte Brun von Hornberg seinen Anteil des Gutes „by dem nuwen thurn“ an Aberlin Schencken. 1456 bestätigten Vogt und Richter „des tals zue Guotach“ im Streit zwischen der „alt Laeperin“, wohnhaft in Straßburg, und Hans und Claus Mausser das durch Kauf erworbene Recht der letzteren auf die „zuem thurn gehörigen“ Güter. Im Lagerbuch von 1686 wird der „nuwe thurn“ noch einmal erwähnt: „Der Burgstadel zum newen Thurn auf dem thurner berg im Künzinger Thal, soweit desselben Gemäuer und Marckung gehet, ist der Herrschaft Wirtemberg aigen.“

Noch einmal rückte der Gutacher Turm in das Licht geschichtlicher Ereignisse. Zu Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges marschierten die Truppen des Marschalls Villars im Eiltempo kinzigtalaufwärts, fanden die Hausacher Schanzen unbesetzt und nahmen am 30. April 1703 den Turm in Gutach ein, der damals vermutlich im Rahmen der Schwarzwaldlinien zu einer kleinen Schanze umgebaut worden war. Noch heute sagen die Gutacher „Schänzle“ zum mittelalterlichen Burggelände.

Im 18. Jahrhundert wurde das restliche Burgareal an Gutacher verkauft, die es als Acker- und Weidelande nutzten. Noch vorhandenes Baumaterial fand sicher in der Nachbarschaft Verwendung, so daß Pfarrer Richard Nuzinger von Gutach im Jahre 1906 nur von Überresten der Grundmauern berichtet. In der Folgezeit verschwanden auch diese unter Gras, Erde und Gebüsch und wurden erst 1972 wieder freigelegt.

Literatur und Quellen:

K. Hitzfeld, Die Schlösser bei Hornberg in: Ortenau 50/1970, S. 373—402; R. Nuzinger, Gutach unter der Herrschaft Hornberg, in: Gutacher Talbote Nr. 6 August 1906, S. 1/2; Die Urkunden der Verkäufe finden sich im Stadtarchiv von Villingen: 1389—216 (X III/1), 1390—219 (X III/1), 1456—463 (XIII/1); Lagerbuch der Kellerei Hornberg, den Stab Gutach betreffend.

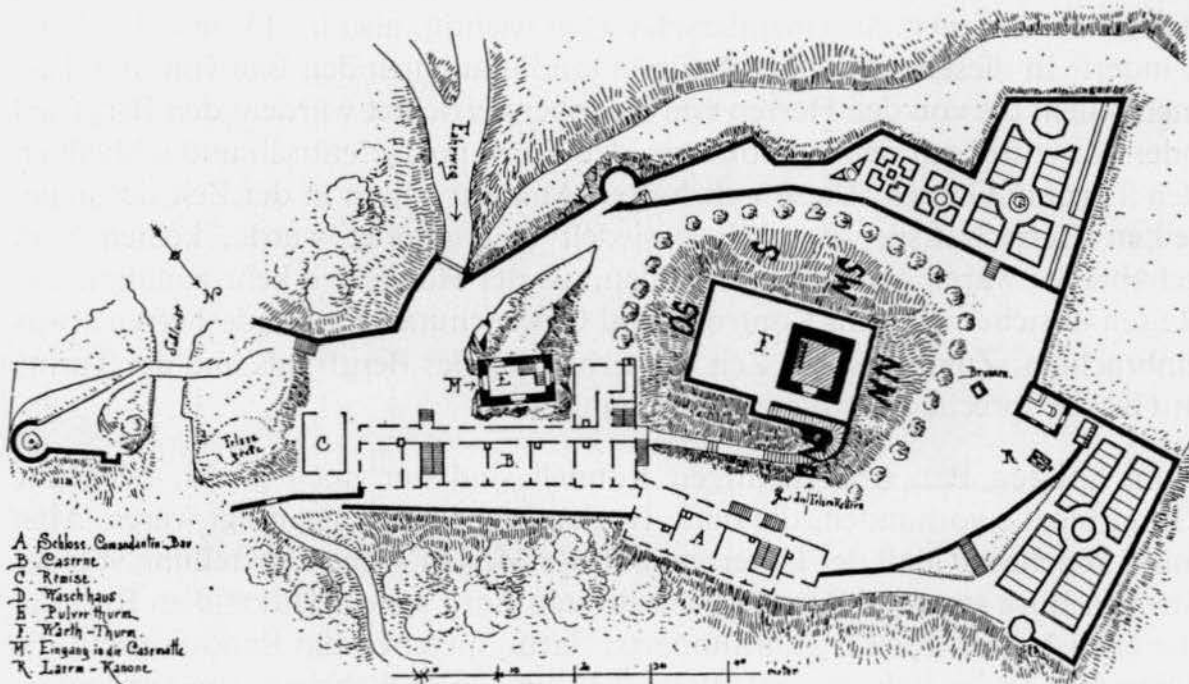
Das Schloß Hornberg (91)

Ansgar Barth

Stadt Hornberg (Ortenaukreis)

Der Schloßberg (455 m ü. d. M.) ist ein flacher Bergvorsprung im Westen der Stadt Hornberg, die 100 Meter tiefer (Rathaus 350 m ü. d. M.) im Gutachtal liegt. Das Schloßgelände selbst ist etwa 150 Meter lang und erstreckt sich von Südosten nach Nordwesten.

Zum besseren Verständnis der folgenden Ausführungen ist es ratsam, sich am Plan des Schloßbergs aus der Zeit um 1800 und am Kupferstich von M. Merian (erschienen 1643) zu orientieren.



Der Hornberger Schloßberg in einem Plan aus der Zeit um 1800.

Dem Besucher wird ein Rundgang vorgeschlagen, der ihn zunächst zum Rondell und damit zum Platz der ältesten Burganlage führt. Die dort aufgeführten Mauern stammen zwar aus dem 19. Jahrhundert, die Steine jedoch sind sicherlich schon früher verwendet worden und erlauben Rückschlüsse auf die Bauweise. Vorbei am Pulverturm (Jahreszahl 1621 über dem Türsturz) kommt man zum eigentlichen Wahrzeichen, dem mittelalterlichen Bergfried. Hinter den Wehranlagen — mit Blickrichtung Gutach — liegt das um 1900 erbaute Schloßhotel.

Der Bergvorsprung über der heutigen Stadt Hornberg bot sich für den Bau einer Burg aus verschiedenen Gründen geradezu an. Drei felsige Steilhänge

begrenzen den Bereich des ersten Baus. Von hier aus lassen sich das Gutachtal und die Mündungsgebiete von Reichenbach, Schwanenbach und Offenbach trefflich überschauen und die Bewegungen auf Straßen und Wegen kontrollieren.

Es ist noch nicht geklärt, wann *die erste Burganlage* auf dem Hornberger Schloßberg erbaut wurde; spätestens muß es nach der Teilung des Herrschaftsgebietes der Herren von Hornberg um 1200 gewesen sein. Ihre erste Burg stand auf dem Schloßfelsen in Alt-Hornberg. Hitzfeld vermutet, daß schon vor der Teilung der älteste Bau auf dem späteren Schloßberg errichtet wurde. Man kann dieser Annahme folgen, weil die mörtellose Mauerung dafür spricht und vor allem weil sicher schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts der Raum um Hornberg und Gutach wirtschaftlich für die Herren auf Alt-Hornberg von großer Bedeutung war. Die strategisch günstige Lage des Schloßbergs wurde erst mit der Zunahme des Handelsverkehrs und den damit verbundenen Auseinandersetzungen wichtig, also im 13. und 14. Jahrhundert. In diesem zeitlichen Rahmen muß man auch den Bau von drei Türmen sehen, die von den Herren von Hornberg errichtet wurden: den Bergfried oder Wartturm auf dem Schloßberg, den Turm im Tiefenbach und schließlich den Turm in Gutach. Diese wehrhaften Anlagen hätten in der Zeit des ungeteilten Herrschaftsgebietes, als besiedelt und gerodet wurde, keinen Sinn gehabt. Sie waren erst nötig geworden, als der Handelsverkehr zunahm, das Reisen unsicher war und Kontrolle und Geleitschutz dem Landesherren etwas einbrachten. Zumindest die Zeit der Erbauung des Bergfrieds und des Turms in Gutach sprechen für diese Überlegung.

Vom ältesten Bau beim heutigen Rondell sind nur noch große, behauene Granitblöcke vorhanden, die ohne Bindemittel zusammengefügt waren. Man kann annehmen, daß der Unterbau auf der Merian'schen Darstellung von der ältesten Burg stammt. Den Bau der ältesten Burg verlegt Hitzfeld zu Recht in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts; dafür sprechen die Bauweise und die Tatsache, daß es sich offensichtlich nicht um einen Wehrbau, sondern um einen herrschaftlichen Wohnbau und Wirtschaftshof für die Lehensgüter im unteren Reichenbach-, Schwanenbach- und Gutachtal handelte. Die weiteren Vermutungen über das Aussehen der ersten Burg aufgrund des Merian-Bildes oder der Hinweis Jäckles, noch im 19. Jahrhundert seien in der Nähe des heutigen Rondells Reste eines Turmes sichtbar gewesen, sind zu unsicher und entsprechen nicht dem heutigen Kenntnisstand. Leider wurden die Reste der 1. Burg gegen Ende des 19. Jahrhunderts beseitigt.

Das auf dem Merianstich anstelle des hochmittelalterlichen Burgbaus zu sehende Gebäude stammt sicher aus der Zeit der Württemberger. 1443 verkaufte nämlich Konrad aus der Nebenlinie der Herren von Hornberg seine Besitz- und Herrschaftsrechte an die Grafen von Württemberg. Schon Jahrzehnte zuvor hatte der Ausverkauf des Hornberger Besitzes begonnen, und nach 1443 zog alsbald ein württembergischer Untervogt auf, der im alten

Gebäude wohnte und für den wohl bald der auf dem Merianbild gezeigte Bau errichtet wurde. Später diente dieses Gebäude als Fruchtkasten, Zeughaus und Gefängnis.

Wie so viele mittelalterliche Burgen wurde dieser Bau während des Dreißigjährigen Krieges zerstört. Von 1640 bis zum 20. Februar 1641 hatten sich hier schwedische und französische Soldaten festgesetzt und — ein Kuriosum auf so engem Raum — in der benachbarten Hauptburg bayrische Truppen. Ehe die Schweden und Franzosen abzogen, setzten sie den roten Hahn auf das Dach der Burg, die später auch nicht mehr aufgebaut wurde. Merians Blatt über Hornberg kam 1643 heraus, die Bauaufnahme muß indes schon einige Jahre früher vorgenommen worden sein. Hitzfeld nimmt für die Entstehung des Bildes gar das Jahr 1600 an.



Stadt und Burg Hornberg:

Kupferstich von M. Merian, 1643 veröffentlicht. Die bei Merian abgebildeten Gebäude auf dem Schloßberg sind mit Ausnahme des Bergfrieds und der Grundmauern der ältesten Hornberger Burganlage (links) aus württembergischer Zeit. Letztere wurde 1641 niedergebrannt. Schon aus diesem Grund muß die Bauaufnahme Merians früher gewesen sein.

Repro: A. Barth

Auch über die Entstehungszeit *der zweiten Burg mit dem Bergfried* ist nichts bekannt. Allerdings bietet gerade der Bergfried als einziges erhaltenes Bauwerk aus der Zeit der Herren von Hornberg aufgrund des baulichen Befundes Hinweise auf die Zeit der Erbauung. Darüber hinaus läßt sich aus der Familiengeschichte der Herren von Hornberg mit ziemlicher Sicherheit ablesen,

wann ein solch gewaltiger Bau für eine relativ kleine Landesherrschaft überhaupt nur möglich war. Hitzfeld hat dies überzeugend dargestellt, so daß hier seine Überlegungen zur Entstehungszeit der Hauptburg folgen sollen.

Um 1200 fand eine erste Teilung der Herrschaft Hornberg statt, wobei die Herrschaft Triberg und (Neu-)Hornberg entstand. Ursache war sicher nicht nur die größer gewordene Familie, auch die wirtschaftliche Entwicklung im Gutachtal und der Gang der Geschichte im allgemeinen mögen dazu beigetragen haben. Städte entstanden, der Handelsverkehr nahm gewaltig zu und auch die Bevölkerungszahl stieg. Burkhard von Hornberg erhielt die Herrschaft Triberg, die Brüder Bruno und Werner Hornberg.

Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gibt es zwei Hornberger Linien, ausgehend von Friedrich und Bruno, dem Minnesänger. Die Hauptlinie Friedrichs blieb beim Wappen mit dem grünen Dreiberg, während Brunos Linie einen schwarzen im Schilde führte. Eine regelrechte neue Lehensteilung fand nicht statt, man einigte sich auf bestimmte Einkünfte und Anteile an der Herrschaft, wobei Friedrich als älterem Bruder mehr zufiel als Bruno. Eine gewisse Wohlhabenheit der Brüder ist daran abzulesen, daß Friedrich 1312 als Besitzer der Schneeberg auf dem Schönberg bei Freiburg genannt wird und Bruno 1280 als Stifter der Kapelle der Zisterzienserabtei Tennenbach auftritt, die heute als einziger Überrest des Klosters an der Straße von Sexau nach Ottochwanden steht. Jedenfalls scheinen die Hornberger in der Zeit Friedrichs und Brunos in geordneten Verhältnissen gelebt zu haben, und der Bau einer neuen Burg mit oder um den Bergfried liegt nahe. Gegen eine spätere Bauzeit spricht der beginnende Niedergang der Hornberger und der Ausverkauf des Herrschaftsgebietes. Beides deutet sich unter den Hornbergern der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Wernher von Hornberg schenkt am 6. November 1349 „die burg genant Schneberg gelegen in Brisgö“ und den darunter gelegenen Hof dem Kloster St. Gallen. Das Stift belehnte ihn wieder mit Burg und Hof und dazu mit Dorf und Herrschaft Ebringen. Deutlicher wird der Niedergang bei den Vettern Wernhers, Heinrich und Friedrich. Sie gerieten durch die Auseinandersetzungen mit den Straßburgern um den Turm in Gutach in Not, so daß Heinrich 1370 den „Newen Thurn“ als offenes Haus an Hug und Johann von Fürstenberg verschrieb.

Die neue Burg aus dem 13. oder frühen 14. Jahrhundert diente der Hauptlinie der Herren von Hornberg als Residenz. Aber schon 1423 verkaufte sie Brun Werner von Hornberg mit dem Anteil seines Herrschaftsgebietes an die Grafen von Württemberg, die ihm bis zur völligen Bezahlung des Kaufpreises das Schloß Schiltach als Wohnstätte zuwiesen.

Der Bergfried, heute neben dem Pulverturm einziges Relikt aus der Hornberger bzw. Württemberger Zeit, verdient hier als Wahrzeichen Hornbergs eine ausführliche Beschreibung.



Schloß Hornberg: Pulverturm, dahinter der Bergfried.

Aufn.: J. Mühlau

Heute ist er noch 17 Meter hoch und in 16 m Höhe durch eine Plattform abgeschlossen. Die Grundrißaußenmaße betragen 8,05 m : 8,85 m, die Mauerstärke schwankt um 2 Meter, so daß sich eine lichte Weite von etwa 3,60 m : 4,25 m über die ganze Turmhöhe ergibt; dort springt die Mauer um 1,25 m zurück. Durch diese Aussparung ergab sich ein größerer Raum, dessen Fenster auf dem Merianbild auszumachen sind und in dem Reiß-Vaseck und Hitzfeld eine Wächterstube vermuten. Über diesem Raum ragte ein sehr steiles Turmdach auf, so daß man für die Gesamthöhe etwa 22 Meter annehmen kann. Dafür sprechen auch die Angaben von 1804 (80 württembergische Fuß) und 1822 (58–60 badische Fuß). Die von Reiß-Vaseck angenommenen 26,40 m beruhen sicher auf einem Rechenfehler.

Mittelgroße Granitsteine bilden das Baumaterial; sie sind wenig kunstvoll zusammengefügt. Die Mauerecken sowie die Gewände der Öffnungen sind aus rotem Sandstein. Somit weist die Art der Mauerung eine Verwandtschaft zum Turm in Gutach auf.

Die Einteilung im Turminnern war recht einfach. In 4,80 m Höhe sind Auflagen für Balken zu sehen, die auf eine Decke deuten. Der Raum darunter — wohl das Burgverlies — erhielt durch einen an der nordwestlichen Wand eingelassenen Schacht Licht. Er befand sich nicht weit unterhalb der Decke und verzüngte sich auf allen vier Seiten von innen nach außen. Das mittlere Geschoß war der Ausgang zur Wächterstube und bekam Licht durch einen Mauerschacht in der Südwestseite und einen weiteren, jetzt zugemauerten in der Südostseite.

Die interessanteste Öffnung des Turms, die auch die meisten Rätsel aufgibt, ist ein großer, spitzbogiger Eingang in 9,40 m Höhe. Man findet zwar Eingänge in dieser Höhe am Bergfried vieler Burgen, aber dann meist auch ein Podest oder andere Bauspuren, die auf einen Aufgang hinweisen. Offenbar benutzte man in der Anfangszeit nur Leitern oder sehr einfache Treppen, um in den Turm zu gelangen. Beim Neubau von 1564 wurde, wie das Merianbild zeigt, eine Verbindung von dieser Bergfriedöffnung zum neuen Schloßbau geschaffen.

Die Kaminvertiefung an der südöstlichen Außenmauer des Turms spricht dafür, daß schon zur Erbauungszeit Wohngebäude an diesen Turm angefügt wurden, zumal sich der Bergfried nicht als Wohnturm eignete und die 1564 angebauten Schloßteile sicher schon andere Heizungseinrichtungen hatten.



Schloß Hornberg: Wappen der Herrn von Hornberg (am Pulverturm).

Aufn.: J. Mühlen

Im Jahre 1564 wurde an die Nordostseite des alten Bergfrieds eine neue Burganlage angebaut. Hornberg war unter den Württembergern Sitz des Obervogts am Schwarzwald geworden, und so ist verständlich, daß die von den Herren von Hornberg errichteten Gebäude inzwischen baufällig geworden waren und den Ansprüchen nicht mehr genügten. Wie die ganze Wohnbaugruppe aussah, zeigt das Meriansche Bild gut. Auf dem Bild noch nicht vorhanden ist der Pulverturm, über dessen Türsturz die Jahreszahl 1621 steht. Dies ist ein weiterer Beweis dafür, daß Merian die Bestandsaufnahme vor dem Dreißigjährigen Krieg anfertigte.

In diesem *Hornberger Schloß* fand Johannes Brenz 1548 während des Interims Zuflucht und lebte hier ein Jahr als Huldreich Engster. Während des 30jährigen Krieges war der berühmte Konrad Widerhold von 1633 bis 1634 Festungskommandant und forderte die nötigen Ausbesserungen für das übel zugerichtete Haus. Obwohl das benachbarte alte Schloß von Schweden und Franzosen besetzt war und 1643 niedergebrannt wurde, gelang die Einnahme des Hauptschlusses nicht. Sein Schicksal wurde 1689 besiegelt, als französische Truppen unter Chamilly sich dort eingenistet hatten und vor ihrem Ab-

zug am 9. Januar das Schloß ansteckten. Der Brand zerstörte sämtliche Gebäude, nur der Turm widerstand dem Feuersturm.

Wie es auf dem Hornberger Schloßberg 1710 ausgesehen hat, erfahren wir aus der „Relatio über die mittlere Linie vom Feldberg biss an den Dobel“, einer Beschreibung der Linien und Schanzen im Schwarzwald: „das Hornberger Schloß, allwo zwar noch eingeführter Thurn, und etwas alte Mauren, welche mit Erd-arbeith zum Theil Verbunden, zum Theil die Öffnungen Vermacht seynd, wegen der Enge undt Baufälligkeitt wenig resistenz Thun kan, auch der Platz wo ehemahln noch ein Schloß gestanden, und Jetzo mit auf einander gebundenen großen Bäumen statt einer Brustwehr, welche auch mit Erden außgefüllt, versehen ist. . .“ Den Verfasser der Relatio beschäftigte der trostlose Anblick des Hornberger Schloßgeländes vor allem wegen des schlechten Verteidigungszustandes. Zu Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges waren über den ganzen Schwarzwald in Eile Linien und Schanzen errichtet worden, wiesen aber noch viele Lücken auf, wie sich beispielsweise am 1. Mai 1703 zeigte, als französische Truppen durch das Wonnenbachtal (ein Seitental der Gutach) bergan marschierten und die Hornberger Schloßbefestigung, ohne auf Widerstand zu stoßen, einnahmen. Mit großem Eifer wurden zu Beginn des Polnischen Erbfolgekrieges (1734/35) die alten Linien und Schanzen ausgebessert und neue gebaut.

In diesem Zusammenhang entstand nun auf dem Hornberger Schloßberg ein neuer Gebäudekomplex, der unter der Bezeichnung „*Barockschloß*“ in die Geschichte eingegangen ist. Hornberg, Garnisonstadt des Schwäbischen Kreises, benötigte dringend eine Unterkunft für die zeitweise 300 Mann starke Truppe. Zunächst wurde im alten Bergfried eine Mannschaftsunterkunft eingerichtet und deshalb zu ebener Erde ein neuer Eingang geschaffen (Jahreszahl 1735). Auf die Dauer war diese Unterkunft nicht denkbar. So entstanden seit 1736 unterhalb des Bergfrieds auf dem steil zur Stadt abfallenden Berghang zunächst der Kommandantenbau und später, nach Südosten anschließend, die Kaserne, die 1739 bezogen wurde. Da man beim Bauen allenthalben gespart hatte, zeigten sich bald Schäden, die durch dauernden Besatzungs- und Nutzungswechsel bis um 1800 bedenkliche Formen angenommen hatten. Ein Teil der Kaserne wurde abgerissen, der Rest durch eine Riegelwand gefestigt. Zunächst als Försterwohnung genutzt, dann 1802 Rauch- und Schnupftabakfabrik und unter badischer Herrschaft (seit 1810) im Jahre 1822 als Uhrenfabrik vorgesehen, mußte der Kasernenbau 1823 aus Sicherheitsgründen abgebrochen werden.

Der Kommandantenbau wurde 1743 vollendet, wie das große herzogliche Wappen im Prunksaal des Schlosses auswies. 1936 wurde die Stuckdecke mit dem Wappen abgeschlagen; allerdings findet man heute in der Gutacher Peterskirche das Ebenbild dieses Wappens mit dem Spruchband „Carl Eugen, Herzog zu Württemberg, 1743“.

1776 wurde der Kommandantenbau noch einmal hergerichtet; denn Carl Eugen hatte dieses Schlöbchen als Wohnsitz für seine erkrankte Schwester Auguste Elisabeth, Gemahlin des Fürsten Carl Anselm von Thurn und Taxis, ausgesucht. Auguste Elisabeth wohnte bis zu ihrem Tod 1787 im Hornberger Schloß. Aus dieser Zeit stammen die nach französischer Mode angelegten Gärten, die auf dem Plan von 1800 zu sehen sind.

1841 erwarb die Aktien-Bierbrauerei-Gesellschaft Hornberg das Schloßgut; der Kommandantenbau wurde Wohnhaus, im benachbarten Garten entstand eine Brauerei, und im Pulverturm war die Mälzerei untergebracht. Nach mehreren Besitzerwechseln kaufte der Hotelier Christian Wälde 1896 das Schloßgut, führte am Barockschloß zwei Ecktürmchen auf, die später als besonders typisch barock angesehen wurden, ließ das Brauereigebäude abreißen und ein großes Schloßhotel erbauen, das heute noch als solches betrieben wird.

1956 kaufte die Stadt Hornberg das Schloßgelände mit den Gebäuden und richtete im ehemaligen Kommandantenbau und im Schloßhotel Wohnungen ein. Im Laufe der Zeit verschlechterte sich der Bauzustand so, daß die Wohnungen geräumt werden mußten. 1976 wurde das Barockschloß abgerissen; es sollte wieder in gleicher Größe und Form aufgebaut werden.

Sagen:

Die Sagen berichten von einem wegen seiner Härte gefürchteten württembergischen Amtmann, dessen Geist in einem unterirdischen Gang umgehen muß; von einem weißen Schloßfräulein, das um einen verborgenen Schatz weiß; von einer harten und grausamen Prinzessin, die einen Bettler mit ihrer Hundemeute von der Burg verjagte und zur Strafe in einen Felsen verwandelt wurde. Am bekanntesten wurde Hornberg durch das „*Hornberger Schießen*“, das sich allerdings in der Geschichte der Stadt nicht mit Sicherheit nachweisen läßt. Die eine Variante der Sage berichtet:

Einst erwartete man in Hornberg den Besuch des Landesherrn. Bürgerschaft und Magistrat wetteiferten miteinander im Bestreben, den Herzog von Württemberg gebührend zu empfangen. Das Städtchen war festlich herausgeputzt und die Kanonen und das Pulver für den Salut gerichtet. Da gab der Wächter Alarm. Man hatte ihn eigens auf den Schloßturm postiert, um den nahenden Fürsten auszuspähen. Nach dem ersten Freudenschießen stellte man aber fest, daß es nur ein Hirte mit seiner Herde war, der so viel Staub aufgewirbelt hatte. Als das Horn vom Schloßturm zum zweiten Mal ertönte, krachten die Böller wiederum über das Städtchen. Aber auch in diesem Falle hatten sich die Hornberger getäuscht. Ein fahrender Händler hatte sie genarrt. Schließlich nahte der Herzog mit seinem Gefolge. Die Hornberger, die zuvor im Freudentaumel alles Pulver zur Unzeit verschossen hatten, standen nun an die Straße und empfingen ihren Landesherrn mit kräftigem „Piff-Paff“-Rufen. Zunächst verärgert über einen solchen Empfang, soll der Herzog später mit den Hornbergern ein frohes Fest gefeiert haben.

In einer anderen Lesart liegt dem hier so freudigen Ereignis ein kriegerisches Geschehen zugrunde.

Literatur:

E. Reiß-Vasek, Schloß Hornberg, in: Ortenau 21/1934, S. 449—462; K. Hitzfeld, Die Schlösser bei Hornberg, in: Ortenau 50/1970, S. 373—402; Ders., Hornberg an der Schwarzwaldbahn — Vergangenheit und Gegenwart der Stadt des Hornberger Schießens. Hornberg 1970; A. Jäckle, Der Luftkurort Hornberg im badischen Schwarzwald. Hornberg 1983; Chr. Weiner u. A. Heß, Aus der Geschichte von Schloß und Stadt Hornberg, in: Hornberger Taschenbuch o. J., S. 22; M. Merian, Topographia Sueviae 1643 — Relatio über die mittlere Linie vom Feldberg bis an den Dobel . . . , abgedruckt im Beitrag E. Boesser, Zur Geschichte der Schwarzwaldlinien, in: Alemannia N. F. 5/1904, S. 239.

Die Turmruine im Tiefenbach (91)

Hugo Schneider

Stadt Hornberg (Ortenaukreis)

Die Turmruine liegt auf einem Felsen auf der linken Seite des Schwanenbachtals unterhalb der Einmündung des Tiefenbaches. Von dem ursprünglichen Turm blieb nur ein etwa 2 m hoher Mauerrest erhalten, der aus unbehauenen Steinen unmittelbar auf dem Felsen errichtet ist. Wer den Turm erbaute und wann dies geschah, ist unbekannt. Vermutlich geht er auf die Herren von Althornberg zurück, die einerseits mit ihm den Zugang zu ihrer weiter oben gelegenen Burg sichern, andererseits die Straße von Hornberg durch das Schwanenbachtal über die Benzebene in das Gebiet des oberen Neckars schützen wollten.

Literatur:

E. Reiß-Vasek, Althornberg, in: Ortenau 21/1934, S. 463—467; K. Hitzfeld, Die Schlösser bei Hornberg, in: Ortenau 50/1970, S. 373—402.

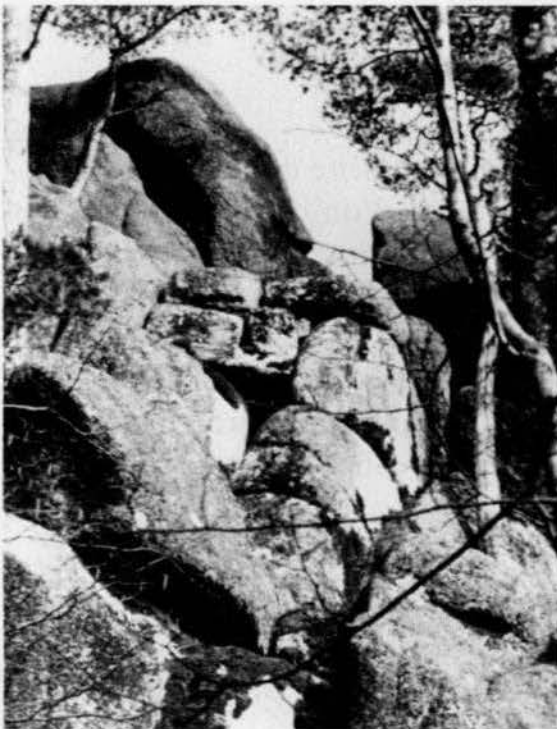
Die Burg Althornberg (92)

Karl Volk

Stadt Triberg, ehemalige Gemeinde Gremmelsbach, Ortsteil Althornberg

Hoch über der Gutach auf der rechten Talseite etwa gegenüber der früheren Station Niederwasser stehen auf einem steilabfallenden Bergvorsprung einige zerklüftete Felsen. Einer von ihnen, der Schloßfelsen (762 m ü. d. M.) trug einst die Burg Althornberg, die Stammburg der Herren von Triberg und

Hornberg. Nur dürftige Reste blieben von ihr erhalten, so daß man sich kein Bild von ihrem Aussehen und ihrer Anlage machen kann: Am Burgfelsen sind einige Einkerbungen zu erkennen, die vermutlich als Auflager für Balken dienten. Hoch in der Felswand sind noch einige behauene Steine zu sehen, darunter Buckelquader. Wenig unterhalb des Felsplateaus findet sich ein aus dem Felsen gehauener Raum. Umstritten ist die Bedeutung des Schachts (1,70 m tief, Seitenlänge 1,20 m) auf dem künstlich hergestellten Felsplateau. Die einen deuten ihn als Burgverlies (E. Reiß-Vasek), über dem sich der Bergfried erhob; andere meinen, in ihm seien jene Vorrichtungen angebracht gewesen, die zum Festhalten des Baues dienten (K. Hitzfeld). Doch scheint jene Auffassung am einleuchtendsten, die in ihm eine Zisterne sieht zum Auffangen des Regenwassers (Volk). Aus der Deutung des Schachtes leiten sich zwei Vorstellungen über die Beschaffenheit der Burg ab. Hitzfeld meint, es habe sich um einen Holzbau gehandelt, wie er häufig vor 1000 bei Burgen vorkam,



Der Schloßfelsen, auf dem die Burg Althornberg stand.

Aufn.: K. Volk

andere um einen Steinbau. Endgültige Aussagen sind wegen der Spärlichkeit des Materials und des Fehlens schriftlicher Quellen unmöglich, zumal die Burg nicht allzulange bestand. Ihre Aufgabe war es nicht, das Gutachtal zu überwachen, das zur Zeit ihres Baues noch nicht dem Durchgangsverkehr erschlossen war. Ihre Entstehung verdankt sie wahrscheinlich der Städtepolitik Kaiser Heinrichs IV. Von ihm forderten die oberschwäbischen und Schweizer Kaufleute, er solle für eine geeignetere Handelsstraße zum Kinzigtal sorgen, da der seitherige Weg über Schiltach zu weit war. Der neue solle vom heutigen Hornberg aus durch das Schwanenbachtal auf die Höhe und von dort nach Villingen führen. Der Sicherung dieser Straße diente vermutlich die Burg Althornberg.

Mit dieser Aufgabe betraute der Kaiser nach den Forschungen von K. Kaltenbach den aus einem angesehenen oberschwäbischen Geschlecht stammenden Adelbert von Ellerbach. Außerdem teilte er ihm das Gebiet zwischen Gutach und Rohrbach zur Erschließung und Besiedlung zu. Er muß eine geachtete Stellung eingenommen haben, denn er nahm 1083 an der Gründung des Klosters St. Georgen teil und 1113 an der Einweihung des Klosters St. Peter im Schwarzwald. Wohl wegen der allzu großen Unwirtlichkeit der Gegend und der wachsenden Bedeutung des Gutachtales teilten seine drei Söhne das Herrschaftsgebiet, so daß der ältere Burkhard die Stammburg Althornberg und die Herrschaft Triberg (s. d.), die beiden andern Friedrich und Bruno die Herrschaft Hornberg von Niederwasser bis Hausach einschließlich Kirnbach erhielten. Die Althornberg scheint danach noch nicht verlassen worden zu sein, denn in späterer Zeit ist eine Sigewis von Althornberg bezeugt, die vermutlich zwischen 1200 und 1325 gestorben ist. 1325 starb der Triberger Zweig der Familie im Mannesstamm aus. Danach kam die Burg Althornberg an die Familie Hohenberg und von dieser 1355 durch Kauf an das Haus Habsburg.

Zusammen mit der Herrschaft Triberg wurde sie viele Male als Pfand ausgeliehen. Als solches kam sie im 14. Jahrhundert in den Besitz eines Werner von Hornberg und nach dessen Tod durch Erbschaft an Reinolt von Urslingen, der zusammen mit seinem Bruder auf ihr wieder wohnte. Als er während einer Fehde einen Kaufmann aus Schaffhausen gefangen nahm und im Verlies der Burg lange einsperrte, erstürmten die Schaffhauser die Burg um 1440 und zerstörten sie. Jedoch scheint sie wieder hergerichtet worden zu sein, denn der Abt Gaisser von St. Georgen berichtet in seinen Tagebüchern, daß die Schweden Althornberg 1641 verbrannten. Nur noch spärliche Reste erinnern heute an sie.

Sagen:

Zahlreiche Sagen erzählen von der Burg Althornberg. An einem Heiligabend trieb es der Burgherr und seine Untergebenen so toll, daß sie infolge ihrer Vermessenheit den Zorn Gottes herausforderten. Der Blitz schlug ein, und die Burg verbrannte. Die Stallmagd, die die Herren vor dem Strafgericht Gottes gewarnt hatte, muß in der Tiefe des Berges einen Goldschatz bewachen und umgehen, bis sie erlöst wird.

Eine andere berichtet, wie es zur Gründung der Kirche in Gutach kam. Der Schloßherr ließ die Pferde anspannen und fuhr los. Dort, wo sie hielten, sollte die Kirche erbaut werden.

Literatur:

E. Reiß-Vasek, Althornberg, in: Ortenau 21/1934, S. 463—467; K. Hitzfeld, Die Schlösser bei Hornberg, in: Ortenau 50/1970, S. 373—402; K. Heck, Von der Althornburg und den Freiherrn von Hornberg, den Gründern von Hornberg und Triberg, in: Ortenau 12/1925, S. 1—18; K. Volk, Der Schacht auf dem „Schloßfels“ in Althornberg, in: Ortenau 57/1977, S. 254—256; K. Kaltenbach, Heimatblätter. Beilage zum „Triberger Boten“, Triberg 1926—1934.

Die Burg Triberg (93)

Karl Volk

Stadt Triberg (Landkreis Villingen)

Name: Triburch (1324), Tryberg (1358)

Von der Burg Triberg (auch Schloß genannt), im Mittelalter Sitz eines Rittergeschlechtes, später Verwaltungsmittelpunkt der Herrschaft Triberg, blieb außer einigen Mauerresten nichts erhalten. Eingeschlossen von der Gutach (Fallbach) und dem Prisenbach lag sie auf einem steil nach Osten, Norden und Westen abfallenden Bergsporn (686 m ü. d. M.) südöstlich der Stadt. Durch Grabungen 1934 konnten an der Ostseite Reste der Grundmauer freigelegt werden; zu sehen sind auch noch Mauerreste auf der Süd- und Westseite der Plattform, wo vermutlich das Hauptgebäude stand. Wegen des nur beschränkt zur Verfügung stehenden Platzes war dies vermutlich ein kleines Gebäude. Von ihm führte eine Treppe hinab zur Vorburg, dem heutigen Kurgarten. Der Zugang zur Burg erfolgte auf der Ostseite, während das Burgtor vermutlich auf der Südseite war. Unsicherheit herrscht in der Deutung der unterirdischen, gewölbten Gänge, die man unter dem Marktplatz bei der heutigen Volksbank und parallel zur Hauptstraße (auf der Bergseite) gefunden hat. Der Höhe und Weite nach könnten sie Fluchtwege und Schutzbunker oder Verstecke, mit der gleichen Wahrscheinlichkeit aber auch Teile eines Abwasserkanalsystems ge-



Mauerreste der Triberger Burg (Ostseite).

Aufn.: J. Mühlan

wesen sein. Für letztere Deutung spricht ein Gang, der vom Prisenbach zur Hauptstraße und zur Gutach führte.

So wenig wie das Aussehen ist auch bekannt, wer die Burg erbaut hat und wann dies geschah. Wahrscheinlich war es Burkhard I. von Triberg aus dem Geschlecht der Grafen von Hornberg, der nach der Teilung der Herrschaft (Alt-)Hornberg um 1200 die von Triberg übernahm, sich nach dem Ort benannte und zum Schutz der Straße nach Schonach die Burg erbaute.

Über ihre Baugeschichte ist nichts bekannt. Wiederholt brannte sie ab, woraus man auf eine leichtere Bauweise schließen könnte. Beim 1. Brand 1489 scheint sie nur geringen Schaden davongetragen zu haben. Im Bauernkrieg 1525 wurde sie von den aufrührerischen Bauern gänzlich zerstört, wahrscheinlich verursacht durch das harte Regiment der damaligen Herren. Zur Strafe wurden die Anführer hingerichtet, mußten die Untertanen 1527 die Burg wieder aufbauen und jede „Herdstatt“ von Beteiligten 5 fl Strafe bezahlen. Nach dem Brand von 1616 wehrten sich die Untertanen jedoch erfolgreich gegen ihre Beteiligung am Wiederaufbau, denn sie bewiesen, daß der damalige Obervogt Fabri bei seinen alchimistischen Experimenten „im Schloß mit dem Feuer nicht behutsam umgehe“, und die vorderösterreichische Regierung bestätigte ihnen 1655, daß sie nur zu Frondiensten herangezogen werden dürften, wenn die Burg durch Blitz oder Kriegsgeschehen beschädigt worden sei. Vollständig zerstört wurde sie in der Weihnachtszeit 1642 durch schwedische Soldaten, die die Besatzung überrumpelten und die Burg eroberten. Danach wurde sie nicht mehr aufgebaut. Als 1826 die Stadt Triberg niederbrannte, verwendete man die herumliegenden Steine zum Wiederaufbau der Stadt.

Nicht feststellbar sind die Gründe, die zur Teilung der Herrschaft Althornberg führten. Vielleicht waren es die fehlenden Möglichkeiten, die Burg zu erweitern, vielleicht auch ihre abseitige Lage, wahrscheinlich die allmählich wachsende Bedeutung, die dem Gutachtal für den Verkehr zukam. Die Nähe zu Villingen, dazu die Möglichkeit über Furtwangen Zugang zur Straße nach Freiburg zu gewinnen, lassen die Herrschaft Triberg als den bedeutenderen Teil der geteilten Herrschaft Althornberg erscheinen.

Begründer des Geschlechts der Herren von Triberg war Burkhard I., der Sohn Burkhards II. von Althornberg.

Der Besitz der Burg war verbunden mit der Herrschaft Triberg. Zu ihr gehörten die Burgen Alt-Hornberg und Triberg, die Stadt Triberg sowie Niederwasser, Gremmelsbach, Nußbach, Schonach und Schönwald. Später kamen noch hinzu Furtwangen, Gütenbach, Neukirch, Rohrbach und Rohrhardsberg. Im Gegensatz zu Hornberg, dessen Herren reichsfrei waren, gehörten die von Triberg zu den Reichsministerialen. Ihr Herrschaftsgebiet war ein Reichslehen, über das der Kaiser die Verfügungsgewalt hatte. Darum verlieh es 1325, als die Herren von Triberg mit Burkhard im männlichen Stamm ausstarben, der da-

malige Reichsverweser Pfalzgraf Adolf bei Rhein an seinen Verwandten, den Grafen Rudolf von Hohenberg. Doch nicht lange blieb es im Besitz seiner Familie, denn schon 1355 willigten die Hohenberger in den Verkauf an Herzog Albrecht von Österreich ein. Seitdem gehörte die Herrschaft Triberg bis 1805 zu Österreich.

Unter der Herrschaft Habsburgs ging es den Untertanen im Herzen des Schwarzwaldes nicht immer gut. Da es den Habsburgern meist an Geld fehlte, verpachteten sie immer wieder die Herrschaft Triberg sowohl an Herren des hohen wie auch des niederen Adels. Bis zu 35mal soll es gewesen sein. Pfandherren waren u. a. die Markgrafen von Hachberg (1372), der Ritter Hans Erhard Bock von Staufenberg (1442—1449), Melchior von Blumeneck (1455—ca. 1470), Ritter Ulrich von Lindau (1470—ca. 1478), Ritter Hans von Landau und seine beiden Söhne (ca. 1493—1549), der kaiserliche Rat und Feldoberst Lazarus von Schwendi (1562—1584), der 1578 das Spital und Siechenhaus in Triberg stiftete, sein Sohn Hans Wilhelm von Schwendi (1584—1604), der kaiserliche Feldherr Franz Karl von Fürstenberg (1613—1627) sowie sein Sohn (1627—1654). Um die Einkünfte aus der Pfandherrschaft zu steigern, teilte man das Gebiet in die obere und die untere Herrschaft (1380—1442). Die Pfandherren (Geldgeber) wohnten selbst nicht im Land, sondern ließen die Amtsgeschäfte durch Obervögte ausüben. So mußten die Untertanen nicht bloß den Zins aufbringen, sondern auch die Verwaltungskosten und die Kosten für den Unterhalt des Obervogtes. Das führte immer wieder zu Auseinandersetzungen mit den Pfandherren und den Obervögten. Um diese Streitigkeiten ein für allemal zu beenden, lösten die Untertanen der Herrschaft Triberg 1653 die Pfandschaft durch Zahlung einer Ablösesumme von 25 000 fl ab. Österreich mußte sich dafür verpflichten, sie nie wieder zu verpfänden. Fortan gehörte Triberg zum „vorderösterreichischen Breisgau“ mit dem Sitz in Freiburg. Um die wirtschaftliche Entwicklung der Herrschaft Triberg hat sich besonders der letzte österreichische Obervogt Karl Theodor Huber verdient gemacht, der sich um die Schulen kümmerte, die Landwirtschaft und den Straßenbau förderte und die Strohflechterei einführte, um der armen Bevölkerung ein zusätzliches Einkommen zu ermöglichen. 1805 wurde die Herrschaft Triberg badisch.

Literatur:

M. Schübler, Die frühere Herrschaft Triberg, in: Ortenau 17/1930, S. 17—36; K. Kaltenbach, Burg Triberg, in: Ortenau 21/1934, S. 468—474; K. Lienhard und K. Kaltenbach, Schloß und Burg Triberg, in: Ortenau 50/1970, S. 402—410; W. Maier und K. Lienhard, Geschichte der Stadt Triberg im Schwarzwald, Triberg 1964; M. Schübler, Das Triberger Bezirksspital, in: Ortenau 15/1928, S. 85—98; K. Klein, Der Huberfelsen bei Hornberg, in: Ortenau 63/1983, S. 341—342; K. Kaltenbach, Heimatblätter Triberg. Burg und Stadt, Herrschaft, Amtsbezirk und Dekanat in Wort und Bild. Beilage zum „Triberger Bote“ Nr. 1—32. Triberg 1926—1927.

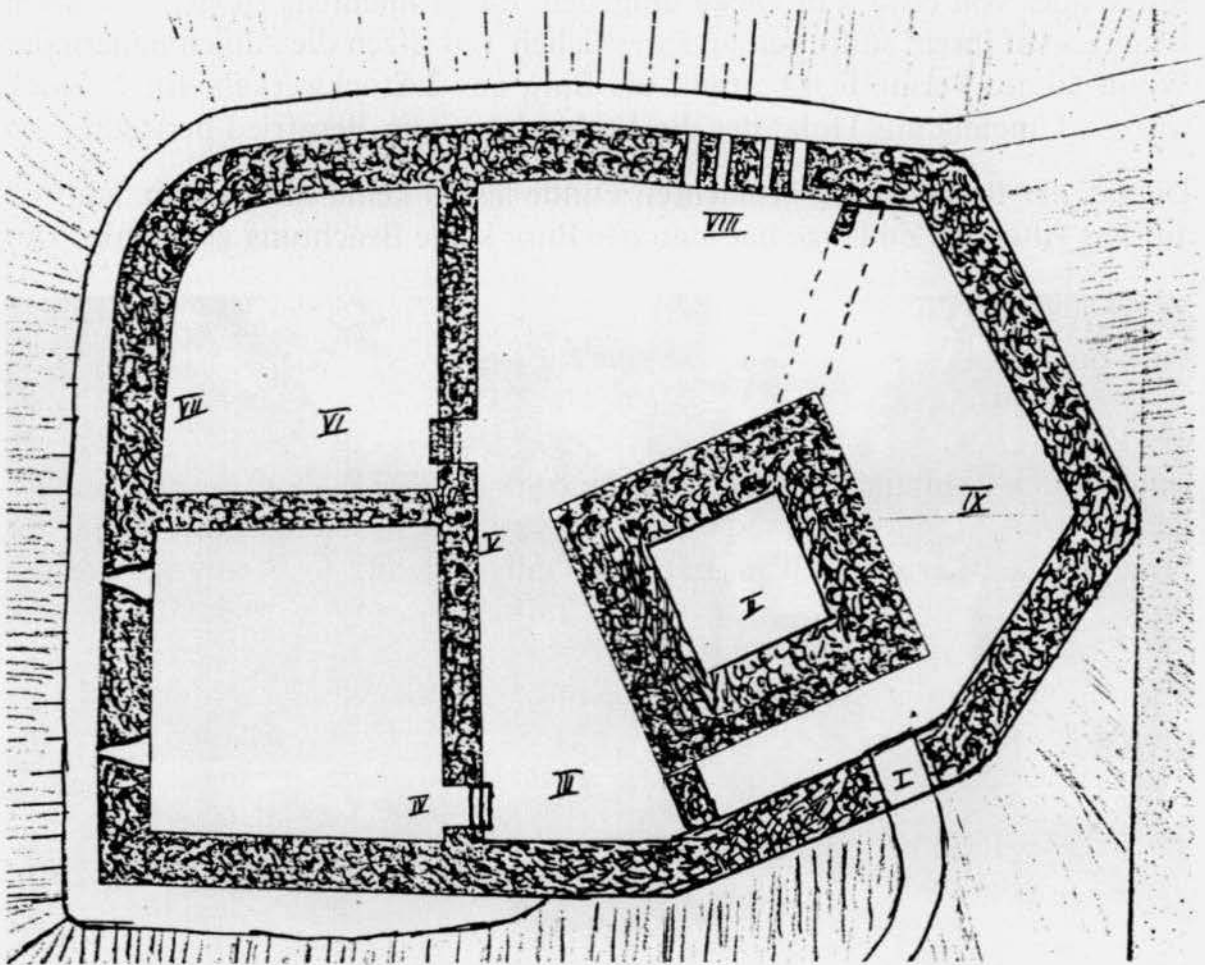
Die Burg Wolfach (94)

Eugen Dieterle

Stadt Wolfach (Ortenaukreis)

Name: Wolva

Die Burg Wolfach liegt auf einem steilen Bergkegel (345,9 m ü. d. M.) auf dem linken Ufer der Wolf zwischen Wolfach und dem Ortsteil „Kirche“ der Gemeinde Oberwolfach. Im Volksmund wird die Ruine „das Schlöble“ genannt. Nur wenige Mauerreste blieben von der Burg erhalten. Da auch keine Zeichnung von ihr vorliegt, kann man sich nur schwer ein Bild von ihrem Aussehen machen. In dankenswerter Weise hat der Schwarzwaldverein Wolfach



Burg Wolfach: Grundriß.

Zeichnung: Eugen Dieterle

unter Leitung von Eugen Dieterle und des Denkmalamtes in Freiburg 1977—1979 das Mauerwerk freigelegt und gegen den weiteren Verfall gesichert. Dabei konnte der Grundriß der Burg im wesentlichen festgelegt werden. Viele Fragen blieben allerdings noch offen.

Wenn man vom Tal aus den Burgberg hinaufsteigt, gelangt man zunächst in zweidrittel Höhe zu künstlich angelegten Ebenen, die fast den ganzen Berg umziehen. Auf ihrer südlichen wie nordwestlichen Seite finden sich Mauerreste, von denen man annimmt, daß sie zu einem Hof gehört haben. Gegen den östlich gelegenen Bergrücken zu ist die Burg durch einen steilen Halsgraben gesichert. Ob über diesen eine Zugbrücke geführt hat, wird bestritten, denn da es sich um eine kleine Burg gehandelt hat, so meint man, seien die Aufwendungen für den Bau zu groß gewesen. Der Eingang lag im Osten gegenüber dem Bergfried. Von ihm blieb nichts erhalten, da er bis auf die 3 m dicken Grundmauern abgetragen wurde. Sein Eingang lag vermutlich 4—6 m über dem heutigen Bodenniveau. Wann er erbaut wurde, ist unbekannt, doch muß er auf Grund der Ausgrabungen zu Beginn des 12. Jahrhunderts und nicht schon im 11. Jahrhundert errichtet worden sein. Die Burganlage ist von einer Ringmauer von etwa 2 m Dicke umgeben, die größtenteils freigelegt werden konnte. Auf ihrem südlichen und westlichen Teil sitzen die Außenmauern der Wohnräume. Vermutlich bestand die Burg aus 2 Stockwerken. Im 2. Stock war ein Umgang aus Holz, der die Verbindung zum Bergfried herstellte.

Die bei der Renovierung gemachten Funde lassen keine eindeutigen Schlüsse auf das Alter zu. Zu lange hat man der Burg keine Beachtung geschenkt. Der



Die Burg Wolfach: Die Grundmauern des Bergfrieds.

Aufn.: E. Dieterle

Verfall war nahezu vollständig. Bauteile wie Fenster- oder Türefassungen wurden anderweitig verwendet. 1778 als durch ein Hochwasser größere Flußbauten an der Wolf nötig wurden, erlaubte die fürstenbergische Herrschaft die Entnahme von Steinen zum Ausbessern des Flußufers. Dies war dann auch das Ende der Burg.

Wer waren nun die Besitzer dieser Burg?

Die Wolfacher Bürger sehen das „Schlöble“ als den Stammsitz der Herren von Wolfach an. Sicher scheint nach den Arbeiten 1978/79 nur zu sein, daß die im Jahre 1084 erstmals urkundlich erwähnten „Herren von Wolfach“ nicht zu diesem Zeitpunkt auf dem „Schlöble“ residiert haben. Vielmehr vermutet man, daß ein Hofgut unterhalb des Bergkegels — ob in Richtung Wolfach oder Oberwolfach sei dahingestellt — der Stammsitz der Wolfacher war.

Die Bezeichnung „Fridericus de Wolfacha“ im Jahre 1084 als Zeuge einer Verfügung des Hezelo in Irslingen am oberen Neckar und später als Gönner der Klöster St. Georgen 1086 und 1095 von Alpirsbach läßt nicht auf den Besitz einer Burg schließen, wohl aber, das kann man den großzügigen Spenden zugunsten von vor allem des St. Georgener Klosters entnehmen, auf großen Landbesitz im oberen Kinzigtal.

Von einer Burg Wolfach hören wir erst 1272. So berichtet Franz Disch in seiner „Chronik von Wolfach“ vom „in castro Wolfach“. Es ist anzunehmen,



Die Ringmauer der Burg Wolfach.

Aufn.: E. Dieterle

hätten die reichen Wolfacher, oft bei Klostergründungen erwähnt, um 1100 schon eine Burg besessen, diese auch irgendwo in einer Urkunde erwähnt worden wäre. Eine Burg verhalf zu Ansehen und Achtung.

Das Kinzigtal gewann im 12. Jahrhundert als Verkehrsweg an Bedeutung, und die Herrschaft über große Landstriche im Kinzigtal verlangte geradezu den Bau einer Burg, dem „Schlöble“.

Das Geschlecht der Wolfacher erlosch gegen Ende des 13. Jahrhunderts mit der Heirat der Erbtöchter Udilhild mit dem Grafen Friedrich von Fürstenberg. Burg, Stadt und Land kamen zum Hause Fürstenberg, bei dem die Herrschaft Wolfach bis 1806 verblieb.

Die Burg Wolfach wurde von Graf Heinrich VI. in den Jahren um 1447 nochmals erneuert. Inwieweit sie danach für Wohnzwecke noch benutzt wurde, ist nicht bekannt.

Großes Ansehen genießt auch heute noch in Wolfach Udilhild, die letzte Vertreterin des Wolfacher Geschlechts. Kurz vor ihrem Tod 1302 hat sie der Stadt einen günstigen Freiheitsbrief gewährt, der das Verhältnis der Herrschaft zur Stadt regelte. Nach der Überlieferung hat sie den Buben von Wolfach das Fischwasser in der Kinzig von der Frohnau bei Hausach bis vor Erdlinsbach geschenkt, wo einst das Teckische, später württembergische Gebiet begann. Außerdem berichtet eine Sage, daß sie das Schulgeld der Wolfacher Buben stark ermäßigt hat, das nur ein Sechstel von dem der Mädchen betragen habe. Das sei geschehen in Anerkennung ihres mutigen Verhaltens, denn als die Gräfin vor ihrem Tod wünschte, die Wolfacher Kinder noch einmal zu sehen und diese betend und singend zu ihrem Wohnsitz zogen, haben die Mädchen vor dem einbrechenden Gewitter Reißaus genommen, während die Buben den Weg weitergegangen sind.

Literatur:

F. Disch, Die alte Burg Wolfach, in: Ortenau 21/1934, S. 403—405; J. Krausbeck, Die alte Burg Wolfach, in: Ortenau 50/1970, S. 344—350; F. Disch, Chronik der Stadt Wolfach. Karlsruhe 1920; H. Harter, Die Herren von Wolfach und ihre Herrschaft, in: Ortenau 59/1979, S. 28—52.

Das Schloß zu Wolfach (94)

Josef Krausbeck

Stadt Wolfach (Ortenaukreis)

Eines der größten Schlösser Mittelbadens, vielleicht nach dem Barockschloß von Rastatt das größte, ist das einstige *Fürstenberger Schloß* in Wolfach, das wie ein gewaltiger Riegel mit seiner Hundertmeter-Front die Engstelle des



Das Stadttor von Wolfach: Einst das Untere Tor genannt. Von der Stadt Wolfach um 1180 erbaut. Beim Schloßbau 1670—1681 mit dem vergrößerten Schloß verbunden. Aufn.: J. Mühlan

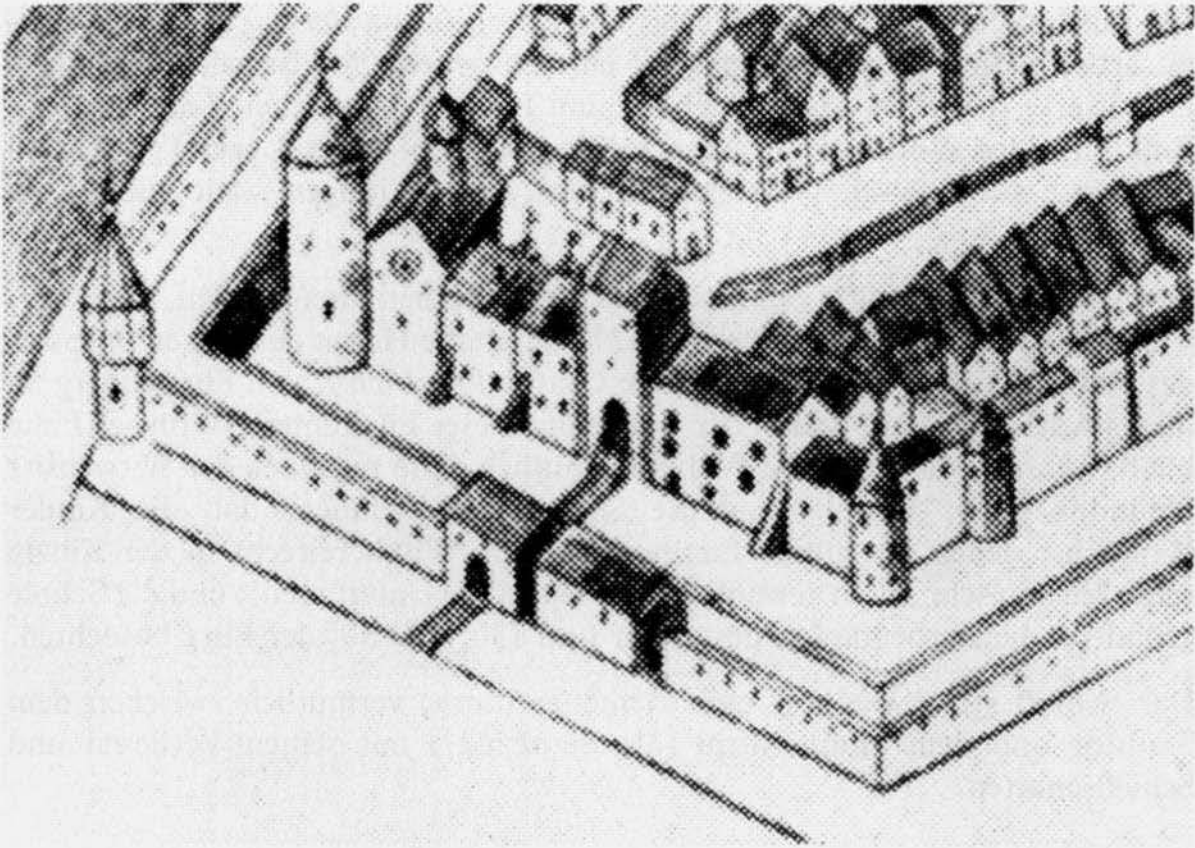
Kinzigtals abschließt, daß der Wanderer oder Reisende, der durchs Kinzigtal heraufkommt, fast meinen möchte, hier sei das Tal zu Ende. Vor dreihundert Jahren, in zehnjähriger Arbeit, 1671—1681 erhielt dieser Bau seine Gestalt, die wenigstens von außen her gesehen, noch ziemlich gleich blieb wie in jenen Jahren, als Landgraf Maximilian Franz von Fürstenberg sein Bauherr war.

Die Anfänge dieses Schlosses als eine wesentlich kleinere Anlage dürften um 1180 zu finden sein. Damals begannen die Herren von *Wolva*, eines der ältesten Schwarzwälder Adelsgeschlechter, anstelle ihres seitherigen Wohnsitzes auf der alten Burg Wolva, etwa ein Kilometer nördlich der Stadt Wolfach, sich an der Kinzigtalstraße, an deren engster Stelle, wo man leicht das Tal absperren kann, eine Tiefburg zu errichten, die dann um 1275 durch Heirat der letzten Sprossin des Wolva'sischen Hauses mit Friedrich I. von Fürstenberg in den Besitz der Fürstenberger Grafen überging und dabei verblieb, zwar nur kurzfristig als eigentliche Residenz, oft als Witwensitz und meist als Sitz der Behörden des Fürstenbergischen Oberamtes, eine Rolle, die ihm, besonders dem jetzigen Bau blieb, bis das badische Herrscherhaus die einstige Herrschaft ablöste. Dann wurde das Schloß Sitz der badischen Bezirksverwaltung, des Bezirksamtes, des Amtsgerichtes und was zur Verwaltung eines Amts-

bezirks gehörte. Heute befinden sich die Außenstellen des Ortenaukreises im Wolfacher Schloß. War das Schloß einst einheitlich im fürstlichen Besitz, so wurde es mit seinem Ostteil 1921 durch Kauf städtisch und gelangte 1928 mit dem ganzen Westteil und Nordteil sowie dem Anwesen des „Herrengartens“ ebenfalls in den städtischen Besitz. Der ganze große Komplex war nun in städtischem Eigentum, bis die Stadt 1959 den West- und Nordteil dem Kreis Wolfach verkaufte, während der Ostteil 1967 an das Land Baden-Württemberg und das Mittelstück der Längsfront an die Justizverwaltung 1969 kam. Was im Besitz des Landkreises war, übernahm der Ortenaukreis.

Was spielte nun wohl mit, daß gegen 1180 die Herren von Wolva sich an der Straße ein Schloß gründeten und gleichzeitig daran eine planmäßige Stadt gegenüber dem alten Dorf *Wolva* an der Nordseite der Kinzig? Auf älteste Quer-Verbindung durch den Schwarzwald weisen Spuren auf die mittlere Steinzeit, Steingeräte und Pfahlbauten im Gebiet der heutigen Glashütte und des „Straßburger Hofes“. Auf vorhandenen alten Wegen bauten dann um 74 n. Chr. die Römer eine feste Militär- und Nachschubstraße. Und an der engsten Stelle des Tales, gleichsam einem neuralgischen Punkt, wurde nun die Tiefburg gegründet und dabei auch die Stadt. Für die Hohenstaufenkaiser, besonders schon für Barbarossa, war die Kinzigtalstraße wichtig geworden als Verbindung der schwäbischen Besitzungen um Gmünd-Göppingen zu den Besitzungen im Elsaß aus dem Erbe der Herren von Egisheim. Aber das Kinzigtal war um jene Zeit größtenteils im Besitz der Zähringer, deren Ausdehnungspolitik viele Erfolge hatte. Nur das verhältnismäßig kleine Gebiet der Herren von Wolva, das aus einer Unterteilung der uralten Grafschaft Sulz/Neckar entstanden war, hatte seine Selbständigkeit gewahrt, vielleicht aber immer mehr um diese bangend infolge Zähringer Umklammerung. So hatten sich die Freiherren von Wolva, die zuerst in freundschaftlicher Beziehung zu den Zähringern standen (Gründung von St. Peter im Schwarzwald), dem Schutz eines größeren Herren zugewandt, dem Kaiserhaus der Hohenstaufen. Und Friedrich von Wolva, wohl der Dritte seines Namens, wird im Gefolge Barbarossas genannt.

Wenn man die Großzügigkeit der Wolfacher Stadtplanung betrachtet, zudem diese auch mit den Stadtplänen anderer staufischer Städte vergleicht, kann man nicht übersehen, daß der Stadtgründer ein Mann war, der in der Welt herumgekommen, der wußte, wie man *jetzt* eine Stadt planen mußte, um zeitgemäß und zukunftsgemäß zu sein. Da gleichzeitig auch das Kaiserhaus daran interessiert sein mußte, inmitten Zähringer Umgebung eine befestigte Stätte zu haben, kann es gar nicht anders sein, als daß im beiderseitigen Einvernehmen Stadt und Schloß gegründet wurden. Betrachtet man als Indiz hierzu, was sich am Schloß und in der Stadt aus dieser Zeit erhalten hat, so sieht man ohne Zweifel die Gründungszeit um 1180, also noch vor dem Tod Barbarossas (1190), als gegeben an. Der Torturm, nicht vom Landesherren erbaut, son-



Das Schloß zu Wolfach: Vor dem Umbau (1600).

Repro: J. Mühlhan

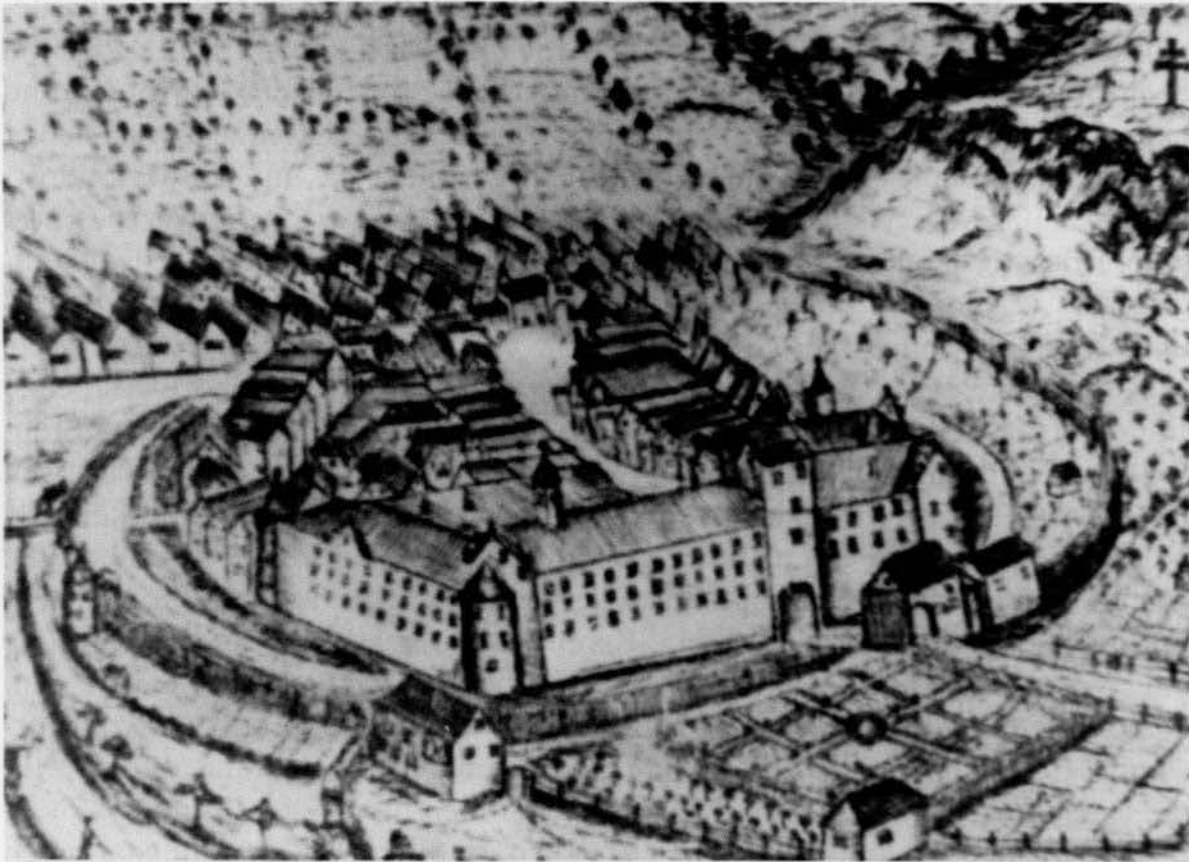
dern von der Stadt und in deren Besitz bis um 1670, zeigt noch keine Merkmale, wie sie fast schlagartig nach 1200 entstanden, die Buckelquader. Dagegen konnte man beim Umbau des Tores 1973 in den Fundamenten Fischgratmauerwerk, das um 1200 nimmer Mode war, feststellen. Das Kreuzgratgewölbe, das bei der Tor-Erweiterung zerstört werden mußte, wie auch der niedere Rundbogen an der Stadtseite waren romanisch, ebenso der Gewölbeträger, das sagenumwobene „Bettelmännle“. Auch die Sandsteinfratze, die in der Schloßstraße eingemauert ist und nach Farbvergleichen mit dem „Bettelmännle“ auch vom Stadttor stammt, ist typisch für eine romanische Arbeit. Sie erinnert sehr stark an Arbeiten in Alpirsbach, die sogar dem 11. Jahrhundert schon zugeschrieben werden. Im „Hungerturm“, der möglicherweise bei der ursprünglichen Tiefburg eine Art Bergfried war, konnten Mitglieder des Historischen Vereins 1977 bei Nachforschungen nach einem bisher unbekanntem Zwischenstockwerk ein romanisches Achteckgewölbe aus Bruchsteinen feststellen. Bei Kanalisationsarbeiten auf der „Stadt-Seite“ kam ein Tongefäß zu Tage, das von Kennern ins 12. Jahrhundert datiert wird. Eine ganz besondere Bedeutung für das Alter der planmäßigen Stadt hat auch im Wolfacher Gewohnheitsrecht des 14. Jahrhunderts die Geldwertung der „Tübinger Pfennige“. Da diese nach 1200 nimmer geprägt wurden, muß das Gewohnheitsrecht in einer Zeit entstanden sein, als diese Währung noch in Brauch war, also vor 1200! Wenn man noch in Betracht zieht, daß aus der ersten Hälfte des

13. Jahrhunderts eine ganze Menge Tonscherben von hervorragender Qualitätsarbeit gefunden wurden, die auf eine vorhergehende Entwicklung dieses Handwerks schließen lassen, auch daß um 1275 im päpstlichen Zehntbuch die Einkünfte des Wolfacher Pfarrherrn die höchsten in der Gegend waren, so muß doch auf eine schon erfolgte Entwicklung der jungen Stadt geschlossen werden.

Über die Geschichte des Schlosses soll in Kürze berichtet werden, zunächst, wie schon oben erwähnt, daß es um 1275 durch die Heirat des letzten Sprosses des Hauses Wolva, *Udilhild*, mit dem Grafen *Friedrich I.* von Fürstenberg an dieses Adelshaus kam und in der Folge Sitz dieser Fürstenberg-Wolvaer Linie blieb, während die alte Burg Wolva vermutlich dann nur noch der Witwensitz *Udilhilds* blieb. Darauf mag die Sage Bezug nehmen, daß die Kinder Wolfachs, denen die gütige Landesmutter das Fischereirecht in der Kinzig schenkte (ein sehr selten gewährtes Privileg an die Untertanen!) und die Schule gründete, die sterbende Landesmutter (um 1305/06) auf der Burg besuchten.

Das Schloß selbst war nur eine kleine Tiefburg, vermutlich zwischen dem Stadttor und dem Hungerturm (als Bergfried?) mit seinen Verliesen und Schießscharten.

Die Schloßkapelle gehörte noch nicht zum Schloß. Sie wurde z. B. 1362 genannt als „unser frowen Capelle in der Stadt zu Wolfach an der Ringmauer“, als der Fürstenberger Graf verschiedene Güter an diese verkaufte. Sie war wohl um 1200 entstanden für die Bürger der planmäßigen Stadt, da es für diese bei den zahlreichen Hochwassern und Eisgängen wie auch in Kriegszeiten zu gefährlich war, die uralte Stadt- und Mutterkirche St. Laurentius auf der nördlichen Kinzigseite zu besuchen. Das um 1272 in den Basler Annalen genannte *Castrum Wolfach* war wohl nimmer die alte Burg, sondern das Schloß, wenn nicht mit dem *Castrum* die befestigte Stadt gemeint war. Unter der Regierung des Fürstenberger Grafen *Heinrich VI.* (1419, bzw. 1432—1490) wurde das seitherige Schloß neu gebaut und auch in den alten Teilen vergrößert. Was damals alles von 1447 an gebaut wurde, zählt des Grafen Schreiber Michel Spiser auf. Wenn er „ernuwert“, also erneuert schreibt, ist dies ein Beweis für das seither schon vorhandene Schloß. Eine ganze Anzahl Gemächer, Stuben und Kammern zählt er auf wie auch das Schießhaus mit dem Erker auf dem Graben, 1473 Garten und Schießhaus und Schutzrain, 1475 das neue Haus bei dem untern Tor, das „clain Weierlin“ bei dem Garten. Damit ist der heutige „Herrengarten“ gemeint, der damit seinen Anfang nahm und später ein Gasthaus wurde. 1476 erwähnt er die neue Scheuer und den Marstall neben der Kapelle sowie Harnischkammer und Bäckerei. Da entstand wohl das Bild, wie es 1655 Joh. Jakob Mentzinger noch zeichnete. Wenn man beachtet, daß Graf Heinrich auch die Schlösser in Hausach und Haslach baute, muß man schon seine Baufreude bewundern, die fast an den „Bauwurm“ der großen Barockherren des 18. Jahrhunderts erinnert. Er starb 1490 und wurde in Wol-



Schloß und Stadt Wolfach: Ausschnitt aus einer Zeichnung des Goldschmieds Franz Fidel Sax auf einem Handwerkerbrief von 1783.

Repro: Rupprecht

fach begraben. Die Nachfolger zeigten allerdings weniger Interesse am Wolfacher Schloß, sie hatten ja sonst Schlösser genug. 1509—1540 war das Schloß Witwensitz für die Fürstenbergerin Elisabeth von Solms. Für deren Urenkel Graf Albrecht wurde 1577 das Schloß neu hergerichtet. 1588—1592 war es wieder Witwensitz für Barbara, die Mutter des Grafen Albrecht. Im 30jährigen Krieg erfuhr das Schloß durch Einquartierung verschiedener Truppen viele Zerstörungen, wobei auch die Kapelle, die im 15. Jahrhundert mit dem Schloß verbaut wurde, so gelitten hatte, daß sie nach all den Entweihungen der Altäre 1653 durch den Konstanzer Weihbischof Franz Joh. v. Praßberg neu geweiht werden mußte.

Von den Bauten des 15. Jahrhunderts blieb so gut wie nichts erhalten. Nur beim Neuwerden der Schloßkapelle 1962—1965 und bei Grabungen im Hungerturm in den 1960/70er Jahren konnte man Reste von Butzenscheiben und Rautenscheiben feststellen, die durch ihren Zuschnitt auf Maßwerkfenster schließen lassen. Auch einige Wandreste mit Spuren von Wandmalereien und ein Stück eines Spitzbogens dürften dieser Zeit angehören. Landgraf Maximilian Franz (1655—1681) war dann der große Bauherr, der dem Schloß die heutige Gestalt gab. Was wäre dies ein schönes Residenzschloß geworden, hätte es

Maximilian Franz vollenden können, der es zur Residenz seiner weitverbreiteten Herrschaft machen wollte. Nimmer wie eine Burg des Mittelalters, schon beeinflußt von der Baumode aus Frankreich mit großen, klaren Fronten und einem weiten Hof, der als Ehrenhof für offizielle Anlässe gedacht war, ließ er den hohen romanischen Hungerturm niedriger machen, und an der Südost-ecke der 100 Meter langen Südwestseite mußte auch der dortige Verliesturm seine Kürzung erfahren. Um die östlichen und westlichen Gebäudeteile miteinander zu verbinden, kaufte er von der Stadt den romanischen Torturm und umgab ihn auf seiner Stadtseite mit einem Verbindungsbau. 13 Häuser hatte er aufgekauft zum vorgesehenen Schloßbau, auch den am nordwestlichen Ende aufragenden Rondellturm. 10 Jahre hindurch ließ er vom hohen Stau-fenkopf Sandsteine führen, um die vielen Fenster- und Türgewände fertigen zu lassen. Fünf 20 Meter hohe Giebel ließ er mit mächtigen Schnecken und Obeliskten im Stil der Renaissance schmücken. Ein prunkvolles Portal mußte den Eingang zum großen Schloßhof zieren, das leider im Jahr 1983 schlecht und primitiv und ohne heraldische Kenntnisse erneuert wurde. Zwei Portale am West- und Südflügel tragen das Wappen, jedoch nicht wie jenes am Schloßhof mit Namen des Landgrafen Maximilian Franz Landgraf von Für- stenberg. Wenn man von diesem Bau die Spuren der Entwicklung ablesen will, die leider gerade bei den fertig gewordenen Teilen im großen Brand 1947 ver- nichtet wurden, so läßt sich leicht feststellen, daß man mit den Innenarbeiten des Nordflügels begann, wo ein kleiner festlicher Saal, der spätere Schöffensaal des Amtsgerichtes, eine prächtige Holzdecke im Renaissance-Stil hatte, während all die Räume im Nordflügel, die bis 1947 in Benützung des Kreises Wolfach waren, mit wuchtigen Balkendecken ausgestattet waren und deren Türen kunstvolle Beschläge hatten, meist noch sogar verzinnt. Ein großer ge- wölbter Hallenbau im Erdgeschoß war als Marstall vorgesehen, und die Trep- penaufgänge hatten interessante Tonnengewölbungen. Ein großer Festsaal an der Westseite überm heutigen Museum sollte durch zwei Stockwerke mit ringsum laufender Galerie für manche Veranstaltungen geschaffen werden. Er wurde nicht fertig und leider 1934—1937 zu Büroräumen verbaut. An seiner Stuckdecke sah man deutlich, daß hier schon die Renaissance dem kommen- den Barock weichen sollte. An der Südseite entstand in einem 20 Meter lan- gen, durch zweieinhalb Stockwerke reichenden Raum die Schloßkapelle mit ihrem Tonnengewölbe. Vielleicht sollte dies einmal mit Stuck verziert werden. Durch drei Seiten führt eine Galerie, wohl gedacht als Verbindung der Schloß- trakte. Während der Hochaltar, vermutlich aus der Frühzeit der Villinger Werkstatt Schupp stammend, fertig wurde, die Seitenaltäre jedoch als Provi- sorium zum Abschluß kamen, mußte man bei der Eingangstür feststellen, daß auch sie nur zu einem provisorischen Abschluß kam, einmal die Tür selbst, wie sie bis 1962 erhalten war, dann aber auch das steinerne Portal, das man sicher festlicher gestaltet hätte, wenn das Schloß zur eigentlichen Residenz vollendet worden wäre. Das aber war plötzlich zu Ende, als Landgraf Maximi- lian Franz 1681 starb. Die Planung war zu Ende, auch der Traum Wolfachs,

Fürstenresidenz fürs Kinzigtal zu werden. Des Landgrafen Nachfolger hatten kein Geld und kein Interesse mehr an einer Vollendung des Baues. So blieben die Räume des Südflügels, in dem heute das Amtsgericht ist, wie auch diejenigen, in denen die Finanzverwaltung und die Polizei ihre Diensträume haben, unvollendet, bis sie vor einigen Jahren der Zweckmäßigkeit wegen Umbauten erfuhren, die zwar leider die riesigen Kellergewölbe vernichteten, aber nach außen die Verbesserung brachten, daß der Treppenanbau von 1925 entfernt wurde. Der Schloßhof, in diesem Fall der kleinere östliche, erfuhr eine gärtnerische Gestaltung, die wohl den Steuerzahlern den Besuch des Finanzamtes erfreulicher machen sollte.



Das Schloß zu Wolfach: Das Portal zum Schloßhof.

Aufn.: J. Krausbeck

Der große Schloßhof, wohl einmal als fürstlicher Ehrenhof gedacht, mußte in den letzten Jahren manches von seiner einst traulichen Ruhe verlieren, indem er für die verschiedenen Behörden als Parkplatz benötigt wurde. Von seiner ursprünglichen Bepflanzung blieb außer ein paar Büschen an den Rändern nur die hohe Schloßblinde erhalten. Einige Partien des Schlosses konnten in den letzten Jahren erneuert werden, daß sie doch immerhin etwas von der einstigen Bedeutung dieses Baues zeigen. Da ist vor allem die *Schloßkapelle*, die nach 27jährigem Ringen vor der Vernichtung bewahrt bleiben konnte und wieder als eine der schönsten Andachtstätten unserer Heimat ihrem hohen Zweck dient, nachdem sie knapp dem Schicksal entronnen war, zu Büroräumen der NS-Kreisleitung verbaut zu werden. Nach dem Krieg diente sie als Roßstall, den Marokkanern als Kriegsgefangenenlager für Deutsche, als

Schlachthaus für marokkanische Hämmel, als Gerümpel- und Kohlenlager der Besatzungsmacht sowie als Versteigerungsraum des Gerichtsvollziehers, bis sie nach vielem Streiten 1962 zur Wiederherstellung freigegeben wurde. Zum Ende des Jahres 1983 konnte sie, eine Zierde für das Schloß, wieder ergänzt werden. Der Turm, von unten ein kleiner Dachreiter, oben aber eine sehr interessante und wuchtige Zimmermannsleistung alter Zeit, bekam wieder eine Zwiebelkuppel, wie er eine solche hatte, bevor um 1850 ein gewaltiger Sturm diese herabwarf. Danach brachte es das Haus Fürstenberg, dem das Schloß damals gehörte, nur zu einer kümmerlichen provisorischen Ersatzlösung. Als letzte Leistung der Denkmalspflege ließ 1967 der damalige Landkreis Wolfach den an der Nordwestecke gelegenen, vermutlich aus dem 13. Jahrhundert stammenden Rondellturm in wohl ursprünglicher Höhe wieder aufbauen, nachdem er im 18. Jahrhundert um seine ursprüngliche Form gebracht worden war. Er sah so dürftig aus, daß ein Abbruch erwogen wurde, der dann doch vermieden wurde.

Wie schon erwähnt, hat der Großbrand im Jahr 1947 viel Schönes und Erhaltenswertes vernichtet. Auch die große Sonnenuhr im Schloßhof, eine der ganz seltenen in Baden mit den zusätzlichen Sternzeichen, hatte beim Brand gelitten. Die Gesamterneuerung der 1947 wieder aufgebauten Nordteile, nunmehr durch den Ortenaukreis als Besitzer, brachte auch der Sonnenuhr wieder neues Leben, indem sie unter Anleitung von Prof. Schumacher/Freiburg, einem Spezialisten für Sonnenuhren, wieder funktionierend hergestellt wurde.



Wie ein Riegel liegt der Komplex des Schlosses im Tal, es birgt hinter sich die Stadt. Nach einem Stahlstich von Schenckzer um 1840.

Renovationen am Verputz, an den riesigen Dächern, an den Sandsteinarbeiten lieferten in der Folge auch dem Ortenaukreis den Beweis, daß Schloßbesitzer sein auch mit vielen Kosten verbunden ist. Auch der Hungerturm erhielt bei dieser Gelegenheit ein Kupferdach, ebenso der wiederaufgebaute Rondellturm, dieser mit einer viel zu kleinen und primitiven Wetterfahne. An den besonders hervorzuhebenden Gebäudepartien des Schlosses und der Verteidigungsanlagen ließ die Stadt 1980 Bronzetafeln anbringen, auf denen ihre Bedeutung erklärt wird. Der Stadt Wolfach gehört vom ganzen Schloß nur noch der Schloßhof, der sich auszeichnet für viele Festlichkeiten eignet, der Bauteil mit der Kapelle und die Mauer längs der Straße mit dem Portal Maximilian Franzens.

Wenn nun also auch das ganze Schloß aufgeteilt ist an verschiedene Besitzer, so macht es doch im Ganzen gesehen noch den Eindruck des geschlossenen Einheitlichen, in seiner Monumentalität ein Wahrzeichen des Kinzigtals und besonders des alten, einstigen Herrschaftssitzes der Stadt Wolfach.

Zum Steinfigürle des sogenannten Bettelmännles ist noch nachzutragen, daß es wohl ursprünglich nicht an der östlichen Innenseite des Tores sein sollte, sondern diagonal dazu gegen die westliche Feldseite. Beim Umbau des Tores 1971 konnte in der westlichen Wand eine Nische festgestellt werden, etwa ein Meter Durchmesser, halbkreisförmig, also wie eine halbe Walze, in ganzer Höhe des Tordurchganges, die wohl eine hölzerne Welle senkrecht in sich hatte, mittels derer die Kette der Zugbrücke bewegt werden konnte. Da für diese Kette jedoch der Gewölbeträger bzw. dieses Bettelmännle hinderlich gewesen wäre, so setzte man das Männle einfach auf die diagonale Gewölbecke, wobei sein Hinterteil dann eben nicht einem zu erwartenden Feind zugewandt wurde, sondern der eigenen Stadt!

Eigentliche Sagen, wie sie sich um viele alte Burgen und Schlösser oft in schauriger Weise ranken, kennt das Wolfacher Schloß nicht. Es war ja durch lange Zeit nicht von einer Herrschaft bewohnt, in deren Familie sich Tragödien abspielten. Allerdings gibt es nicht uninteressante Berichte aus alter Zeit, wie z. B. die Erwähnung einer Wunderhenne im Castrum Wolfach, die sogar in den Annalen des Bistums Basel verewigt wurde, Erzählungen von Turmwächtern und ausreißenden Gefangenen, vom Auftreten einer diebisch veranlagten Nachbarin als Schloßgeist bis zu ihrem Austreiben u. a.

Literatur:

Fr. Disch, Das Schloß Wolfach, in: Ortenau 21/1934, S. 405—414; J. Krausbeck, Das Schloß zu Wolfach, in: Ortenau 50/1970, S. 350—372; J. Krausbeck, Die Wiederherstellung der Wolfacher Schloßkapelle, in: Ortenau 47/1967, S. 123—143; Fr. Disch, Chronik der Stadt Wolfach. Wolfach 1920; W.A. Tschira, Stadt und Schloß Wolfach, in: Badische Heimat 22/1935, S. 322—336.

Die Burg Gippichen (Gypchen) (95)

Josef Krausbeck

Stadt Wolfach, ehemalige Gemeinde Kinzigtal, Ortsteil Ippichen

Name: Gipeche (1268), Gypchen (1332), Gippichen (1399).

Etwa in der Mitte des Tales des Ippichenbaches, eines nördlichen Zuflusses der Kinzig, lag die Burg Gippichen. Nichts blieb von ihr erhalten, sogar der genaue Platz ist umstritten. Disch nimmt an, daß sie „auf der Hofstatt des Abrahamhofes“, des ältesten Hofes der dortigen Gegend, stand, und Fautz glaubt, daß „das Gebäude des Abrahamhofes die ganze Burgstelle überdeckt“. Demgegenüber konnte der Verfasser auf Grund der Berichte der Ippicher Bewohner feststellen, daß die Burg oberhalb des genannten Hofes und zwar oberhalb des Grundbächles lag, eines Gewässers, das von der „Erzwäsche“ kommt und unterhalb des Hofes in den Ippichenbach mündet. Diese Feststellung deckt sich auch mit der Zeichnung des Johann Jakob Mentzinger von 1655, der im Auftrag der Herrschaft das fürstenbergische Gebiet des Kinzigtales aufgenommen hat.

Es muß sich um eine kleine Burg gehandelt haben; nichts bezeugt mehr ihre Existenz. 1399 wird sie erstmals urkundlich genannt, doch muß sie ebenso wie das Geschlecht schon um 1200 bestanden haben. 1493 war sie bereits Ruine.



Der Abraham-Hof im Ippicher-Tal. Oberhalb des Hofes war einst die Burg Gippichen.
Aufn.: J. Krausbeck

Die Ursache des Verfalls ist unbekannt. Die Burg war Sitz der Herren von Gippichen (Gypchen). Sie waren zunächst Dienstleute der Herren von Wolva und danach der Fürstenberger. Der erste namentlich bekannte Angehörige der Familie ist der Ritter Ulrich von Gippichen (1268). An ein früheres Mitglied der Familie erinnert eine Grabplatte an der Wolfacher Stadtkirche, die die Jahreszahl 1233 trägt. Ihr größtes Ansehen erlangten die Herren von Gippichen unter dem Edelknecht Aulbert II. (gest. um 1450), der den Besitzstand des Hauses durch Kauf und Lehen beträchtlich vermehrte. Unter seinen Nachfolgern setzte der Niedergang ein, der zum Verkauf bez. Verpfändung des ganzen Besitzes führte. Um 1480 starb mit Diepold das Geschlecht aus. Bürger von Wolfach hatten durch Kauf und Pfandschaft das Ippicher Tal erworben. 1551 löste Graf Friedrich die Pfandschaft Ippichen ein. Seitdem gehört das Tal Ippichen der fürstenbergischen Herrschaft, die es wohl schon um 1500 in acht Höfe aufteilte. Diese sind auf Mentzingers Karte von 1655 alle schon eingezeichnet.

Eine besondere Frage drängt sich auf: Aus welchem Anlaß entstand in diesem engen Tal, das nur kargen Erwerb und landwirtschaftlichen Nutzen bieten konnte, eine Burg? Da will ein Steinkreuz Antwort in etwa wenigstens bringen, das man um 1930 auf dem Gebiet der einstigen Eisenschmelze, dem „Schmelzegrün“ oberhalb von Wolfach fand mit dem Wappen eines späten Gypichers, der Jahreszahl 1453 und dem Text „Alber von Gypchen, Hauptmann“. Steinkreuze sind meist Zeugen einer Untat, Sühnezeichen. Sollte ein Gypicher die Aufsicht über die Erzgruben des Hohberg geführt haben, damit auch über die Schmelzhütte des Hohberger Erzes? Daß er vielleicht zu hart, zu streng war, so daß man ihn umbrachte? Da wäre auch der Gedanke nicht abwegig, warum man die Burg am Grundbächle im Ippichen baute. Dort kam ja das Erz vom Hohberg von der „Erzwäsche“ herab. Daraus läßt sich schließen, daß die Gypicher zum Schutz und zur Aufsicht der Gruben bestellt waren, und daß die Gruben auf dem Hohberg schon zur Zeit der Herren von Wolva, also bis ins 13. Jahrh. schon in Betrieb waren, ähnlich in der Zeit wie die Silbergruben in Wolfach, die Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrh. ihre Indiz haben mit der Bezeichnung „Silber Wolfacher Gewägs“.

Literatur:

F. Disch, Gypchen-Burg, in: Ortenau 21/1934, S. 415—416; H. Fautz, Die Burg Gippichen und ihre Edelknechte, in: Ortenau 50/1970, S. 322—326; Ders., Die Ritter und Edelknechte von Gippichen, in: Ortenau 49/1969, S. 194—218.

Die Burg Walkenstein im Wolfstal (96)

Hans-Gottfried Haas

Gemeinde Oberwolfach (Ortenaukreis), Ortsteil Walke

Auf dem westlichen Ausläufer (359 m ü. d. M.) des Webersköpfles gelegen. Verschiedentlich findet sich auch die Schreibweise Falkenstein und Valkenstein.

Durch die exponierte Lage über einem steilabfallenden Felshang kann die Ruine gefahrlos nur vom dahinter liegenden Bergrücken erreicht werden. Die in dichtem Laubwald verborgenen Mauerreste bilden ein Rechteck mit den Außenmaßen 7,80 m auf 8,75 m. Die Mauern ragen teilweise noch bis zu zwei Metern auf und sind durchschnittlich 1,50 m stark. Ebenso wie der Felsuntergrund besteht auch das Mauerwerk aus Granit. Die grob behauenen Steine sind mit Kalkmörtel zusammengefügt. Zwei kleine Fensteröffnungen weisen zur westlichen Talseite. Eine leichte Terrassierung gegen das Tal kann auf ein Vorwerk hindeuten. Der bergseitige Einschnitt läßt auf einen Halsgraben schließen. Die Ruine, die zum Felixenhof gehört, ist dem völligen Zerfall preisgegeben.

Über die Baugeschichte gibt es keinerlei Unterlagen. Fachleute vermuten, daß der Walkenstein im 14. Jahrhundert als Wach- und zugleich Wohnturm erbaut wurde.



Die Burg Walkenstein: Ansicht von Nord-West.

Aufn.: H.-G. Haas

Wahrscheinlich haben die Grafen von Fürstenberg den Turm mit Dienstmannen besetzt, um das sich an dieser Stelle gabelnde Tal zu überwachen und Bergbaurechte zu sichern. Es gibt Hinweise, daß die Falkensteiner aus dem Bernecktal bei Schramberg im 15. Jahrhundert nahe der Walke im 2 km südlich gelegenen Gelbachtal Pfandrechte besaßen. Gaben sie dem einstigen Wachturm den Namen „Falkenstein“, der dann wegen der unterhalb gelegenen und 1605 aufgegangenen Walkerei abgeändert wurde? Weder bewiesen noch widerlegt ist die Aussage des Benediktinerpaters Trudpert Neugart, seit 1759 Mönch im Kloster St. Blasien, daß sich im Jahre 1030 der geächtete Herzog Ernst II. von Schwaben auf der Flucht vor König Konrad II. in der Burg Falkenstein im Wolfstal verborgen gehalten habe.

Nach der Sage liegt unter der Burgruine ein von gespenstischen Hunden bewachter Goldschatz. Die Walkwirtin soll eine Schürze voll Gold zusammenge rafft haben. Doch die Schürze riß, und statt des Goldes fielen nur Hobelspäne auf die Erde.

Literatur:

Fr. Disch, Walkenstein (Valkenstein), in: Ortenau 21/1934, S. 416; H. Fautz, Burg Walkenstein, in: Ortenau 50/1970, S. 340—344; K.-E. Maier, Oberwolfach. Die Geschichte einer Schwarzwaldgemeinde im Wolfstal. Überlingen 1958.

Die Romburg im oberen Wolfstal (97)

Hans-Gottfried Haas

Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach (Kreis Freudenstadt), ehemalige Gemeinde Schapbach

Am Eingang des Wildschapbachtals auf einem östlichen Ausläufer (400 m ü. d. M.) des Kupferberges gelegen. Alte Bezeichnungen sind Rumberg (1309) und Ruwenberg (1315), auch Romberg.

Durch einen künstlich angelegten Halsgraben von 30 m Breite und 5 m Tiefe erhielt die einstige Romburg eine Hügellage von knapp zehn Metern über dem Talgrund. Aufgehendes Mauerwerk ist nicht mehr vorhanden. An der Ostecke künden noch Mauerreste aus grob behauenen Sandsteinen von der alten Burgbefestigung. Der Granituntergrund gilt als Beweis dafür, daß die Bausteine herbeigeschafft wurden. Ein jenseits des westlichen Halsgrabens stollenartig in den Berg getriebenes Gewölbe wird heute noch als Keller genutzt und soll zur alten Burg gehört haben. Auf dem 20 x 20 m großen Hügelplateau war vor Jahren ein Garten angelegt, der gegenwärtig brach liegt. Die talseitigen Sandsteinmauern wurden wahrscheinlich als Stützmauern für den Garten und zum Schutz der nahe am Hügel stehenden Wohnhäuser errichtet.



*Die Romburg: Auf der Erhebung zwischen den beiden Häusern lag die Burgstelle.
Aufn.: H.-G. Haas*

Die Burg wurde vermutlich um 1300 erbaut. 1492 erfolgte eine gründliche Erneuerung. Schon 1541 ist von einer Ruine Romberg die Rede, ohne daß von einer Zerstörung berichtet wird. 1788 ist auch von der Ruine kaum noch etwas vorhanden. Die letzten Trümmer transportierte man um 1860 talaufwärts auf den Schmiedsberg, um dort ein Landhaus, das sogenannte Schapbacher Schlössle, auf ein sicheres Fundament zu stellen.

Das gesamte Wolfstal gehörte im 11. und 12. Jahrhundert zum Herrschaftsreich der Herren von Wolfach. Durch Heirat kam es Ende des 13. Jahrhunderts zuerst ganz in fürstenbergischen und schon kurze Zeit später im oberen Teil in geroldseckischen Besitz. Demnach gelten die Geroldsecker als Erbauer der Romburg. Sie besetzten die Burg mit einem Vogt, der das durch Wald- und Erzeichtum bedeutungsvolle Herrschaftsgebiet überwachte. Die Teilherrschaft Romberg umfaßte zeitweise das Wildschapbachtal, die Kirchspiele Schapbach und St. Roman und grenzte bei Schenkenzell an das obere Kinzigtal. Mehrmals diente die Burg den Geroldseckern als Witwensitz. Diepold I. war im 15. Jahrhundert in viele Fehden verwickelt. Als Folge der hohen Verschuldung mußte dessen Sohn Gangolf im Jahre 1499 die Herrschaft Romberg endgültig an den Grafen Wolfgang von Fürstenberg abtreten. Bis zur Mediatisierung blieb das Gebiet fürstenbergisch. Der Burghügel ist gegenwärtig im Besitz der benachbart wohnenden Familien Heinrich und Schmid.

Literatur:

Chr. Bühler, Die Herrschaft Geroldseck. Stuttgart 1981, S. 137 ff.; Fr. Disch, Romberg, in: Ortenau 21/1934, S. 417; H. Fautz, Die Romburg und die Herrschaft Romberg, in: Ortenau 50/1970, S. 333—340.

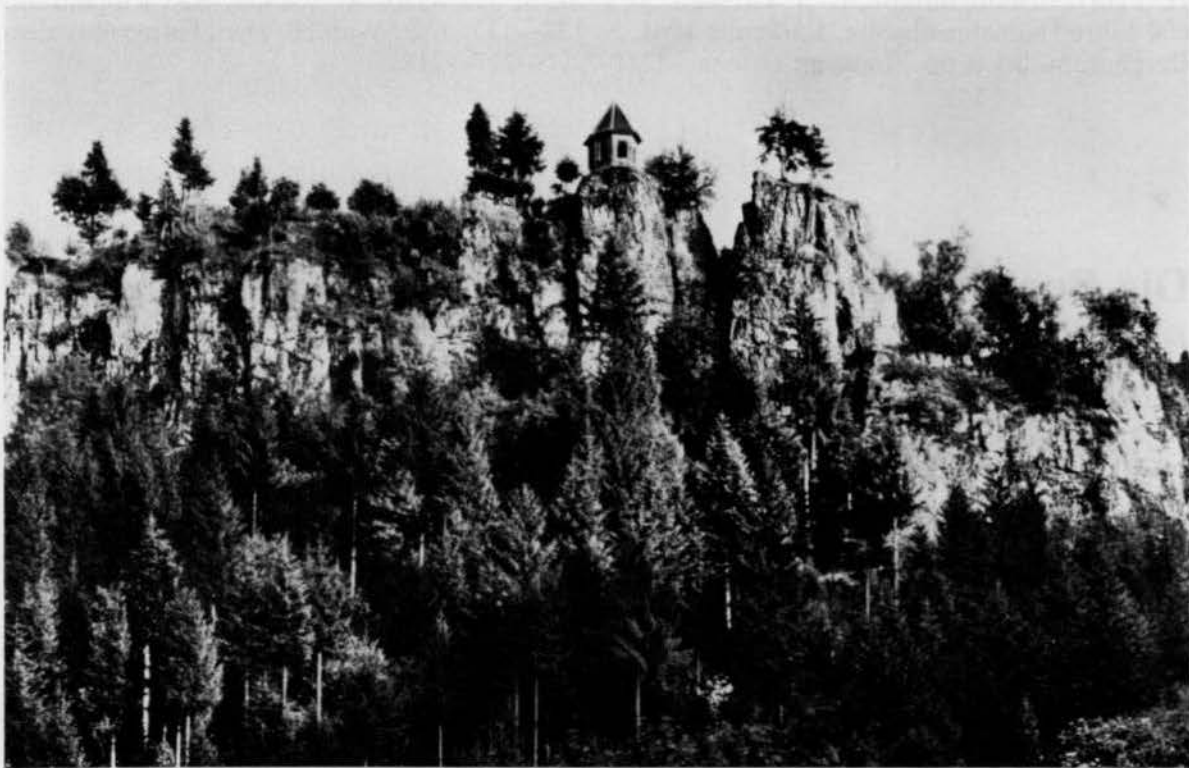
Das Schloß Burgbach (98)

Hans-Gottfried Haas

Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach (Kreis Freudenstadt), ehemalige Gemeinde Bad Rippoldsau

Die Burgstelle liegt am Ursprung des Burgbachtälchens, das, von Osten kommend, in das Wolftal einmündet. 558 m ü. d. M. Auf dem bizarren Felsblock, den das alte Schloß einst krönte, ist von einer Burganlage nichts mehr zu erkennen. Während der Granitfelsen nach drei Seiten fast senkrecht abfällt, wird er vom östlichen Bergrücken durch einen künstlich vertieften Halsgraben getrennt. Einzig nach Osten ist auch noch Mauerwerk aus Sandsteinquadern sichtbar. Vielleicht sind es die letzten Reste einer umgebenden Ringmauer. Die Burganlage in der Form eines Trapezes kann auf dem eingeebneten Felsplateau im äußersten Fall die Maße 35 m x 15 m eingenommen haben. Unsicher ist, inwieweit die beiden südlichen Felspfeiler in die Burganlage mitbezogen waren.

Über die Baugeschichte des Schlosses Burgbach ist sowenig bekannt wie über seinen Abgang. Eine erste belegbare Erwähnung findet das Bauwerk in der Menzingerschen Karte der Fürstlich Fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal aus dem Jahre 1655 als „Alt Schloß“. 1746 geht es in einem fürstenbergischen



Der Burgfelsen, auf dem das Schloß Burgbach stand.

Aufn.: H.-G. Haas

Schriftstück darum, ob „einige rauch gearbeitete Boßquaderstück zu 2 und 3 Schuh“ zum Bau eines neuen Kirchturmes in Bad Rippoldsau verwendet werden können.

Ein Adelsgeschlecht mit Sitz auf dem Burgbachfelsen hat es wahrscheinlich nie gegeben. Man weiß indessen nicht, woher der 1113 im Totenbuch der Abtei St. Peter erwähnte Egino de Burbach stammte. Schon viel früher — am 3. Mai 786 — ist im Württembergischen Urkundenbuch von einem Burbach die Rede, den Graf Gerold, ein Schwager Karls des Großen, innerhalb einer Reihe hauptsächlich in Schwaben gelegener Güter dem Kloster St. Gallen schenkte. Auch hier gibt es keinen Beweis dafür, daß damit der Wolftäler Burgbach gemeint sein könnte. Eindeutig ist die Mitteilung aus dem Jahre 1428 einzuordnen, wonach die Wolfacher Bürger Henni Francz, dessen Sohn Konrad und dessen Tochtermann Heinrich Lemp ihrer Herrin, der Gräfin Adelheid von Zweibrücken, Witwe des Grafen Konrad von Fürstenberg, die von dieser Herrschaft erhaltenen Lehensgüter im Burgbach um 7 Pfund Pfennig Straßburger Münze verkauften. Verwunderlich ist dabei, daß weder eine Burg noch ein Schloß genannt wird. Der Burgfelsen gehört zusammen mit dem benachbarten Wasserfall seit Generationen der auf dem Bergrücken wohnenden Familie Arthur Müller.

Eine Sage über die Felsbastion oder das Schloß ist nicht überliefert.

Literatur:

H. Fautz, Schloß Burgbach, in: Ortenau 50/1970, S. 327—330; A. Schmid, Bad Rippoldsau, 800 Jahre Heimatgeschichte. Karlsruhe 1966, S. 133—135; J. L. Wohleb, Der ‚Turm‘ über dem Burgbachtal bei Rippoldsau, in: Ortenau 32/1952, S. 217—218.

Die Burg Schiltach (99)

Hans Harter

Julius Hauth, Schiltach, zum 85. Geburtstag am 13. Februar 1984.

Stadt Schiltach (Landkreis Rottweil)

Der die Altstadt von Schiltach überragende „Schloßberg“ (416,7 m ü.d.M.) hat einst die gleichnamige Burg getragen. Ihr Standort war der äußerste Ausläufer des Bergrückens, der nach Westen durch einen 23 m breiten und fast 9 m tiefen Halsgraben abgetrennt ist. Ihn überquert heute eine gedeckte Holzbrücke, über die der Weg zum eigentlichen Burgbereich führt. Der rechteckige Platz von 65x21 m fällt nach allen vier Seiten verhältnismäßig steil ab; auch befinden sich an seinen Rändern niedere Wälle, in denen Gußmauerwerk steckt, doch muß man schon an der abschüssigen Südseite suchen, um noch

aufgehendes Mauerwerk zu finden. Hier ist die Ringmauer bis zu 3,20 m hoch und besitzt zum Teil auch noch ihren aus Buntsandsteinquadern gesetzten Mantel. Von dieser Außenmauer abgesehen, sind keine bemerkenswerten Bauteile mehr vorhanden. Ein auf der Westseite querstehendes Mauerstück wurde bei Verschönerungsarbeiten anfangs des Jahrhunderts gesetzt, denen auch das Pavillon im Osten zu verdanken ist. Es steht auf einem kleinen Hügel, der in sich vermutlich die Fundamente des hier gestandenen Bergfrieds birgt. Das „Schloß Schiltach“ kann kaum mehr eine Ruine genannt werden, doch lohnt ein Besuch wegen der Idylle des Platzes und der Schönheit der Aussicht.



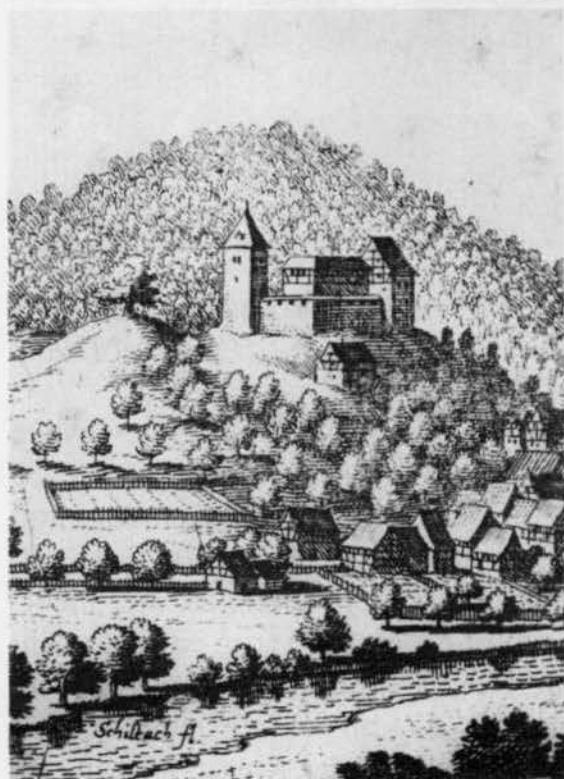
Der Schloßberg in Schiltach von Norden. Über den Halsgraben führt eine gedeckte Brücke. Aufn.: H. Harter (1984)

Es wäre schwierig sich das Bauwerk vorzustellen, das hier einmal gestanden hat, wenn nicht der Städtezeichner M. Merian¹ eine Ansicht davon überliefert hätte. Seine Zeichnung zeigt eine komplette mittelalterliche Burganlage mit Bergfried, Umfassungsmauer und Wohngebäude, die sich noch damals in voller Funktionsfähigkeit über dem Städtchen Schiltach erhoben hat: Der mehrgeschossige, auf quadratischem Grundriß erbaute Bergfried trug ein Zeltdach; sein Standort war über dem Graben an der sog. Feindseite, gegen die er im Obergeschoß auch einige Schießscharten besaß. An ihn schloß sich etwas zurückgesetzt im rechten Winkel die östliche Schmalseite der Ringmauer an. Sie

war mit Zinnen versehen und trug überdies einen hohen, in Fachwerk ausgeführten und überdachten Wehrgang. Das gilt auch für ihre dem Städtchen zugewandte Längsseite, die nach Westen dann an das Steingeschoß eines größeren Hauses anstieß. Es besaß einen Fachwerkgiebel sowie ein Satteldach und dürfte als Palas zu Wohnzwecken gedient haben. Das Bild Merians zeigt nur die Ost- und die Nordseite der Burg; es ist in der Perspektive auch etwas verzeichnet. So ist der Wehrgang zu groß geraten, und man könnte auch versucht sein, eine Übereckstellung des Bergfrieds abzulesen, wogegen jedoch die Lage seiner Reste auf der Burgstelle selber spricht.

Der Merian-Stich erlaubt durchaus eine burgenkundliche Einordnung dieser Anlage, die als eine typische „Abschnittsburg“ gelten kann, welche in der benachbarten Burg Schilteck bei Schramberg ein vergleichbares Gegenstück besitzt. Ihr wehrbaulicher Schwerpunkt befand sich in Gestalt des Bergfrieds an der durch den Graben abgetrennten Bergseite, während der Palas auf der gegenüberliegenden Talseite stand. Diese Anordnung der Hauptbestandteile einer Burg war seit dem 13. Jahrhundert allgemein üblich geworden, was auch für die Spornlage und den rechteckigen Grundriß gilt². So kann die Entstehung der Burg Schiltach ganz grob ebenfalls in dieser Phase des Burgenbaues angesetzt werden, zumal datierbare Funde oder Architekturmerkmale hier gänzlich fehlen.

Der Weg und der Zugang zur Burg lagen mit Sicherheit nicht, wie immer wieder behauptet wird, an der durch den Graben und den Bergfried gedeckten



„Schiltach“, von Matthäus Merian (Ausschnitt). Aus: *Topographia Sueviae*, 1643. Ansicht der noch mittelalterlichen Burg von Norden, kurz vor ihrer Zerstörung.

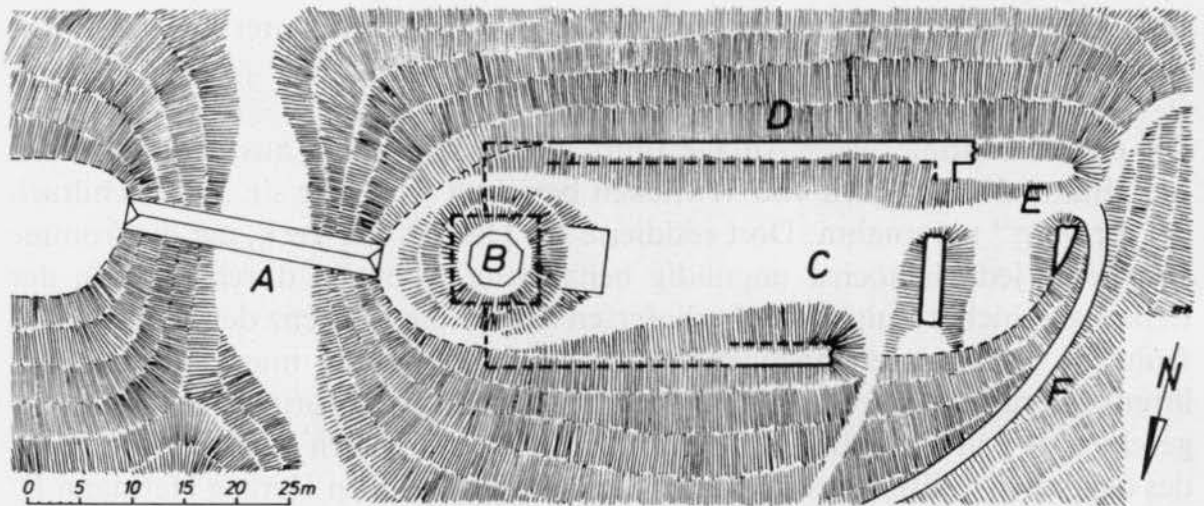
„Angriffsseite“, sondern dieser entgegengesetzt im Westen. Hier hinter dem Palas dürfte das Burgtor gewesen sein, worauf die Reste eines vorgelagerten Zwingers ebenso hindeuten, wie die Spuren des Burgwegs, die am Nordhang des Schloßbergs unterhalb der Ruine noch feststellbar sind. Aus dem Schiltacher Lagerbuch von 1591 ist schließlich zu erfahren, daß sich „im Schloß“ auch ein „Schöpfbrunnen“ befand, den zu säubern den Untertanen als Fron auferlegt war³.

Die erste Nennung dieser Anlage führt in das Jahr 1324, aus dem von einer Bettelfahrt der Luitgard von Wittichen berichtet wird, die sie „gen Schiltach uff die burg“ unternahm. Dort residierte ein Herzog von Teck, der die fromme Schwester jedoch höchst ungnädig behandelte, wiewohl durch diese in der Lebensgeschichte Luitgards überlieferten Szene⁴ die Existenz der Burg für das frühe 14. Jahrhundert nachgewiesen ist. Überdies kennt man dadurch auch ihren damaligen Bewohner und Besitzer, einen Angehörigen des Herzogsgeschlechts von Teck, dessen Familie zu den vornehmsten Adelsgeschlechtern des deutschen Südwestens zählte. Es handelte sich um den Herzog Hermann II. (1300—1334), der Schiltach von seinem gleichnamigen Vater im Jahre 1316 geerbt und auf der dortigen Burg offensichtlich auch seinen Wohnsitz genommen hatte. Hier traf ihn Luitgard, und noch 1334 besiegelte er eine Urkunde Schiltacher Bürger⁵.

Diese Beziehung des Teckers Hermann II. zu Schiltach ist insofern aufschlußreich, als sie nur ein Glied in einer Kette von Belegen darstellt, durch die Angehörige dieser Familie mit dem oberen Kinzigtal verbunden sind. Schon der Herzog Hermann I. hatte 1306 in einer Schiltach betreffenden Angelegenheit geurkundet, und auch dessen Vater Ludwig II. hatte sich bereits im Jahre 1280 „zwischen Schilta und Wolfa ze der halben mile“ aufgehalten⁶. Für diese frühe Zeit lassen sich außer den Teckern keine anderen politischen Kräfte in oder um Schiltach feststellen, auch nicht die Herren von Geroldseck, denen bisher die entscheidende Rolle in der Schiltacher Frühgeschichte zugewiesen worden ist⁷. Diese Position kann nur den Herzögen von Teck zugesprochen werden, die in einer Generationenfolge vom frühen 14. Jahrhundert bis zurück zum Jahre 1280 hier anzutreffen waren und die Burg und Stadt besessen haben.

Der Zweig der teckischen Familie, der durch die genannten Herzöge vertreten wird, geht auf Ludwig I. (1249—1266) zurück⁸, der ein bedeutender Territorialpolitiker gewesen sein muß. Er übernahm die Vogtei des Klosters Alpirsbach, begründete die Städte Oberndorf a.N. und Rosenfeld, erweiterte die Burg Wasseneck und veranlaßte um 1250/60 auch die Errichtung der bei Schramberg gelegenen Burg Schilteck⁹. Sein Interesse war damals, nach dem Zusammenbruch der Staufer, auf territorialen Ausbau am oberen Neckar und im angrenzenden Schwarzwald gerichtet, wofür die angesprochenen Gründungen deutliche Hinweise geben. In den Rahmen einer derartigen Territorial-

politik muß auch die Begründung von Burg und Stadt Schiltach gestellt werden, nachdem es als sicher gelten kann, daß sich dieser Ort schon vor 1280 in teckischer Hand befunden hat¹⁰.



Plan der Burgruine Schiltach:

A Halsgraben (mit neuer, holzgedeckter Brücke) — B Schutthügel des ehemaligen Bergfrieds (heute mit Pavillon) — C Standort des Palas — D Südliche Umfassungsmauer, mit teilweise erhaltener Quaderverkleidung — E Eingang — F Burgweg.

Zeichnung: H. Pfau, Schiltach

Das Motiv für eine derartige Gründung ist bis heute aus ihrer topographischen und verkehrsgeographischen Situation abzulesen: Der Schiltacher Marktplatz als Kern der Stadt ist zugleich der Punkt, an dem die „Kinzigtalstraße“ ihren Steilanstieg aus dem Tal auf die Hochfläche des oberen Neckars genommen hat. Bereits 1386 als „Schiltacher steige“ genannt¹¹, stellte dieses Straßenstück mit seinen 12—25 %igen Steigungen Reisende und Fuhrleute vor besondere Probleme. So wird aus dem Jahre 1590 berichtet, daß die aus dem Breisgau und dem Elsaß Wein transportierenden Fuhrmänner in Schiltach gewöhnlich Rast machten, ihre Last halbierten, um dann erst „über walde zu haudern“. Herbergen, Stallungen und Werkstätten standen hier für die notwendigen Dienstleistungen bereit, und von den Schiltachern hieß es damals, sie ernährten sich „mehrerteils“ von der „Landstraß, die bei Inen fürget“¹². Außerdem war auch eine herrschaftliche Zollstätte eingerichtet, die ihrerseits schon 1365 erwähnt ist¹³. Dürfte die „Stadt“ Schiltach als eine Art Dienstleistungszentrum für den Verkehr eingerichtet worden sein, so verkörpert die oberhalb von ihr erbaute Burg das herrschaftliche Element. Mit ihr hatte sich der Stadtherr einen standesgemäßen Wohnsitz geschaffen, von ihr aus wurde jedoch auch das Gemeinwesen zu ihren Füßen beherrscht und militärisch gesichert.

Wenn man davon ausgehen kann, daß die Schaffung von Burg und Stadt Schiltach um oder nach der Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgt ist, und zwar im Zuge territorialpolitischer Interessen des teckischen Herzogshauses, so ist jetzt auch deutlich geworden, daß diese Bestrebungen die Sicherung und den wirtschaftlichen Ausbau des Raumes Schiltach zum Gegenstand hatten. Bis dahin bestand hier um die Kirche wohl nur ein kleines Pfarrdorf, während die Straßensicherungs- und Herrschaftsaufgaben auf der Willenburg konzentriert waren¹⁴. Etwa zwischen 1250—1275, bei vermutlich anwachsendem Verkehr auf der Kinzigtalstraße und in einer Phase verstärkter territorialpolitischer Möglichkeiten im Interregnum, haben die Tecker hier ihre Position gefestigt: Die alte Willenburg wurde aufgegeben und durch die günstiger gelegene Burg-Stadt-Anlage Schiltach ersetzt auch und gerade wegen der daraus zu ziehenden wirtschaftlichen Vorteile.

Innerhalb der teckischen Familie, die seit dem 14. Jahrhundert freilich als „verarmendes Hochadelsgeschlecht“ erscheint¹⁵, wurde Schiltach als Erbgut weitergegeben und diente den Herzögen auch als Residenz, so daß die Zimmersche Chronik zu recht davon spricht, die Tecker hätten „auf Schiltach dem schloß“ gewohnt, „welches sie sampt der statt ain gute zeit besessen, ir hofhaltung gehabt“¹⁶. Noch 1342 nannte sich der Herzog Hermann III. „Herr zu Schiltach“¹⁷. Nachdem er kinderlos verstorben war, ergaben sich Streitigkeiten um sein Erbe, bei denen sich im Falle von Schiltach 1371 Konrad von Urslingen, der Sohn seiner Schwester Beatrix, schließlich durchsetzen konnte¹⁸.

Seitdem war Schiltach mit einem weiteren erlauchten Hochadelsgeschlecht, den Urslingern, verbunden, das sich in staufischen Reichsdiensten in Italien hervorgetan hatte und dabei auch den Herzogstitel erringen konnte. Aus der schwäbischen, in Urslingen am oberen Neckar beheimateten Linie des Geschlechts hatte sich der Herzog Reinold V., ein berühmt-berüchtigter Reiterführer in Italien, mit der Teckerin Beatrix verheiratet, die ihm das Anfallrecht auf Schiltach zubrachte¹⁹. Von diesem urslingisch-teckischen Ehepaar und ihrem Sohn Konrad VII. stammt die 1365 ausgestellte Urkunde, die die Nonnen von Wittichen von ihrem Zoll zu Schiltach befreite²⁰. Wohl waren sie zu diesem Zeitpunkt die Inhaber von Schiltach und hatten dort auch ihren Wohnsitz, auch wenn ihr diesbezügliches Erbrecht von einem teckischen Verwandten bestritten wurde und Konrad VII. sich mit diesem erst 1371 hat einigen können²¹.

So war die Burg Schiltach zur Residenz einer zweiten Herzogsfamilie geworden, die jedoch ebenfalls auf einer sehr schwach gewordenen materiellen Grundlage stand und auch genealogisch ihrem Ende entgegenging. Konrad VII. von Urslingen hatte zwar noch drei Kinder, die auf der Burg Schiltach heranwachsen, darunter den Stammhalter Reinold VI.²² Dieser ist mit gut 75 Jahren auch sehr alt geworden, hat aber keine legitimen Nachkommen hinterlassen. Er muß ein sehr unstetes und bewegtes Leben geführt haben, war oft in Fehden ver-

wickelt, wenn er nicht sogar als Raubritter verschrien war. Seine Besitzungen hat er nacheinander fast alle verkauft, verpfändet oder belastet²³, nicht zuletzt auch die Herrschaft Schiltach.

Die diesbezügliche Urkunde ist am 31. August 1381 ausgefertigt worden und beinhaltete den Verkauf von „Schiltach die burg und Schilttach die statt in dem Kinzgental gelegen“ um 6000 Gulden an den Grafen Eberhard von Württemberg²⁴. Der Vollzug dieses Kaufes zog sich aber noch Jahrzehnte hin, weil die Bezahlung der stolzen Kaufsumme in Raten erfolgen sollte, aber auch weil der Urslinger in Schiltach schon nicht mehr der Alleininhaber gewesen war. Teile von Burg und Stadt waren schon früher an die Geroldsecker verpfändet worden²⁵, die ihrerseits dieses Pfand zur Bezahlung von Schulden weitergaben, so daß im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts noch eine ganze Reihe von Ansprüchen bestand. Daß man zu deren Durchsetzung auch Gewalt anwandte, zeigt der Fall des Mathis von Signau, der 1378 Burg und Stadt Schiltach besetzte und dabei offenbar großen Schaden angerichtet hat²⁶. Die Ablösung der Rechte der verschiedenen Pfandinhaber war das Bestreben der württembergischen Grafen seit dieser Zeit, während sie sich mit Reinold von Urslingen 1398 darauf einigten, ihn bis zur vollen Bezahlung der Kaufschuld als Pfandinhaber mit Wohnrecht auf der Burg Schiltach und der Aufgabe der Burghut einzusetzen²⁷. Insofern war man dort nie sicher, in eine der Fehden des Urslingers verwickelt zu werden²⁸, der auch „Herzog von Schiltach“ genannt wurde und als solcher berüchtigt war. Er verstarb im Jahre 1442 im Hegau, und die Nachwelt erinnerte sich seiner als „armer verdorbener Bettel-Hertzog, saß zu Schiltach am Schwarzwald“²⁹. Hier ist der letzte Urslinger als einziger der mittelalterlichen Herrschaftsinhaber überraschend populär geblieben wohl nicht zuletzt deshalb, weil sein Wappen mit den drei roten Schilden im weißen Feld das Schiltacher Stadtwappen geworden ist.

Es war den Grafen von Württemberg im zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts gelungen, die Kaufsumme für Schiltach abzubezahlen, so daß ihnen seitdem die volle Verfügung über die Burg und Stadt zustand, für deren Erwerb sie seit 1381 so viel Energie und finanziellen Einsatz aufgewendet hatten. Dieses beharrliche Interesse lag ganz im Zuge der Territorialpolitik der Grafen, die seit dem 14. Jahrhundert nach Westen über den Schwarzwald hinüber in das fruchtbare und hochentwickelte Oberrheingebiet drängten. Für diese Stoßrichtung mußte Schiltach auf Grund seiner Straßen- und Paßlage wichtig sein, und sein Besitz konnte zusätzliche Einflußmöglichkeiten im Kinzigtal eröffnen, wo die Herrschaft Schnellingen bereits 1371 Objekt der württembergischen Erwerbspolitik gewesen war³⁰.

„Die vesti Schiltach, sampt dem stetle darunter“³¹ befanden sich nun für mehr als vier Jahrhunderte im direkten Besitz der Grafen und (seit 1495) Herzöge von Württemberg und teilten deren wechselvolle Haus- und Territorialgeschichte. Im äußersten Südwesten der württembergischen Lande gelegen,

galt Schiltach als „Grenzburg“, die aus Geldnot von 1435—1442 erst einmal an den Grafen Johann von Zimmern verpfändet worden ist³². Ihres strategischen Wertes wegen alsbald wieder eingelöst, haben die württembergischen Landesherren sie fortan an Niederadelige, die in ihren Diensten standen, gegeben, so daß sie vorrangig als „Burgsitz“ diente. Im Jahre 1486 war es der württembergische Rat und Diener Melchior von Schauenburg, der auf Schiltach „Behausung und Beholzung“ erhielt³³. Wie er so hatten auch Adam von Crowelsow (1492) oder Marquart von Iffingen-Graneck (1548)³⁴ dabei die Pflicht der Burghut, während der Landesherr das Öffnungsrecht beanspruchte, auf Grund dessen die Burg ihm im Notfall zur Verfügung stand³⁵. Das war beispielsweise 1464 der Fall, als Graf Eberhard von Württemberg den Hans von Rechberg auf Hohenschramberg belagerte und „den raisigen zeug“ teilweise „zu Schiltach“ stationiert war³⁶.

In der Reihe der württembergischen Festungen und Burgen des 16./17. Jahrhunderts gehörte Schiltach zu den „Bergschlössern“, wie die aus dem Mittelalter überkommenen Höhenburgen damals genannt wurden³⁷. Anders als die großen Festungen wie der Asperg oder der Hohentwiel, die seit dem Aufkommen der Feuerwaffen in baulicher Gestalt, Ausrüstung und Besatzung als vollkommen neuer Befestigungstyp entwickelt wurden, waren die alten Burgen den Pulvergeschützen nicht mehr gewachsen und militärisch alsbald überholt. Irgendwelche befestigungstechnische Verbesserungen sind auf der Burg Schiltach nicht durchgeführt worden, anders als auf der von Hornberg, dem Sitz des Obervogtes, die man im 15. Jahrhundert zu einer „Frühfestung“ ausgebaut hat³⁸. Für Schiltach ist immerhin seit 1592 ein neuer Name nachweisbar, „Landsehr“ oder „Hohe Landesehr“³⁹, der für sie nach wie vor auf eine Funktion innerhalb der württembergischen Landesverteidigung schließen läßt. In seiner äußeren Gestalt immer noch die mittelalterliche Hochadelsburg, wie sie Merian gezeichnet hat, diente das Schiltacher „Bergschloß“ oder „Berghaus“ seit der Mitte des 16. Jahrhunderts als Sitz eines Forstmeisters, der als herzoglicher Beamter die umfangreichen Waldungen der Herrschaft zu betreuen hatte⁴⁰.

In militärische Funktionen kam „Hohlandsehr“ dann wieder im Dreißigjährigen Krieg. Eine württembergische Besatzung lag auf der Burg, die 1634 durch kaiserliche Truppen verjagt wurde. Diese richteten sich fortan in Schiltach häuslich ein mit immer wieder wechselnden Abteilungen, die von der geplagten Bevölkerung gepflegt werden mußten. 1638 wiesen sie einen Angriff der Schweden ab, doch zog sich die kaiserliche Besatzung fünf Jahre später nach Rottweil zurück, als eine französische Armee von Osten dem Kinzigtal zustrebte⁴¹. Man schrieb den 21. August 1643, als „das hiesige Berghaus“ von den Franzosen in Brand gesteckt und gesprengt wurde, „daß der halbe Thurn auf allen Vier ecke daran zunicht worden“; „es ist also von dem ganzen Schloß . . . nitz mehr enthalten, alls ein bloßer Stein haufen“, wie es der da-

malige Forstmeister an den Herzog von Württemberg berichtet hat⁴². Kurz zuvor hatte Merian noch seine Ansicht gezeichnet und damit den mittelalterlichen Zustand der Burg festgehalten, der jetzt unwiderbringlich verloren war.

Den abgezogenen Franzosen waren bayerische Truppen gefolgt, deren Befehlshaber Mercy den Wiederaufbau des Schiltacher Schlosses anordnete. Es ist nicht genau bekannt, wie es danach ausgesehen hat; jedenfalls war das „Bergschloß Schiltach“ ab sofort wieder bemannt, und „weilen dieses Schloß hauptsächlich zur Landesdefension angesehen“⁴³, diente es das ganze restliche 17. Jahrhundert als Stützpunkt verschiedener Truppenteile, die gegen Frankreich eingesetzt waren⁴⁴. In der Zwischenzeit war es um den baulichen Zustand der Anlage offenbar sehr schlecht bestellt; das alte Gemäuer beginne übereinander zu fallen und „das terrain zu bedrohen“, die „6 eisernen Stück“ seien verrostet und in der Mündung löcherig, wie es 1717 in einem Bericht an den Herzog heißt⁴⁵.

Ein letztes Mal, 1733 bei Ausbruch des Polnischen Erbfolgekriegs, wurde das Schloß „vollkommen repariert und in einigen Defensionszustand gesetzt“ mit dem französischen Hugenotten David DuPond als Kommandant⁴⁶. Auf ihn folgte der Leutnant Witthal, ein Invalide, der sich bis 1748 jedoch nur über den schlechten Bauzustand und die ausbleibenden Reparaturen beklagte⁴⁷. Die endgültige Entscheidung über „Hohlandsehr“ fiel im März 1749, nachdem die württembergischen Rentkammerräte eine Kosten-Nutzen-Analyse erstellt hatten: 310 Gulden für neue Reparaturen standen gegen einen als fehlend erklärten Nutzen, so daß man beschloß, „dieses Berghaus eingehen zu lassen“ und „was noch was darin, an Fenster, Öfen, Stein, Ziegel . . . zu versilbern“⁴⁷.

Ab sofort fanden Versteigerungen des Inventars statt, und die Schiltacher Bürger brachen immer wieder Steine aus den Mauern, um sie als Baumaterial zu verwenden. So erhob sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf dem Schloßberg eine hochragende, vom Einsturz bedrohte Ruine, die nach dem Übergang von Schiltach an das Großherzogtum Baden im Jahre 1810 der badischen Domänenverwaltung unterstand. Diese Behörde sah alsbald in der nur Kosten verursachenden Erhaltung dieser Schloßruine keinen Sinn mehr, zumal immer wieder Steine herunterstürzten und Häuser und Menschen gefährdeten. Bemerkenswerterweise setzten sich andere Behörden wie die Wasser- und Straßenbauinspektion Offenburg im Sinne eines beginnenden Denkmalschutzes für die Erhaltung der Überreste ein, ohne damit jedoch durchzudringen. Die großherzogliche Regierung befahl 1828 den endgültigen Abbruch, der bis im November 1830 beendet war⁴⁸. Die Burgstelle wurde eingeebnet, und seitdem präsentiert sich die Örtlichkeit, die einst die Burg der Dynastenfamilien der Tecker und der Urslinger und später das württembergische Bergschloß Hohlandsehr getragen hat, als ein stiller, parkähnlicher Platz über der Stadt.

Literatur:

H. Fautz, Burg und Stadt Schiltach, in: Ortenau 50/1970, S. 291—312; I. Gründer, Studien zur Geschichte der Herrschaft Teck. (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde Bd. 1). Stuttgart 1963; H. Harter, Kirche, Burgen und Stadt. Die geschichtlichen Anfänge Schiltachs im Mittelalter, in: H. Harter und E. Harter-Bachmann, Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal. Freiburg 1980, S. 42—64; J. Hauth, Das Ende des Schiltacher Bergschlosses „Hohe Landesehr“, in: H. Harter und E. Harter-Bachmann, Schiltach, a.a.O., S. 91—94; H.-M. Maurer, Die landesherrliche Burg in Württemberg im 15. und 16. Jahrhundert. Studien zu den landesherrlich-eigenen Burgen, Schlössern und Festungen. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 1. Bd.). Stuttgart 1958; K. Schubring, Die Herzöge von Urslingen. Studien zu ihrer Besitz-, Sozial- und Familiengeschichte mit Regesten. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 67. Bd.). Stuttgart 1974.

Anmerkungen:

- 1 M. Merian, Topographia Sueviae 1643.
- 2 Vgl. H.-M. Maurer, Bauformen der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland. Untersuchungen zur Entwicklung des Burgenbaus, in: ZGO 115/1967, S. 61—116, hier S. 71, 89; vgl. ebda., S. 67ff.
- 3 Vgl. H. Fautz, Burg und Stadt Schiltach, a.a.O., S. 296.
- 4 Leben der seligen Liutgart, der Stifterin von Wittichen, von dem Pfarrer Berthold von Bombach. Von 1291 bis 1348, in: F. J. Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 3. 1863, S. 438—468, hier S. 451.
- 5 Vgl. I. Gründer, Teck, a.a.O., Stammtafel S. 47, Nr. 13; vgl. ebda., S. 29f. und R 180.
- 6 Ebda., R 116, R 38. — Das Original der Urkunde von 1280 befindet sich im GLA Karlsruhe, Bestand 21/268. — Vgl. auch: Ortenau 55/1975, S. 190.
- 7 So H. Fautz, Burg und Stadt Schiltach, a.a.O., S. 300. — Ders., Schiltach und Schenkzelle in der Gaugrafschaft Sulz, in: Ortenau 33/1953, S. 67—72.
- 8 Vgl. I. Gründer, Teck, a.a.O., Stammtafel S. 47, Nr. 1.
- 9 Vgl. den Abschnitt „Klingenburg“ in diesem Band.
- 10 Vgl. H. Harter, Kirche, Burgen und Stadt, a.a.O., S. 46ff.
- 11 FUB 2, Nr. 513. — Vgl. auch den Beitrag „Willenburg“ in diesem Band.
- 12 Bericht des württembergischen Kammerrats Isaac Schwarz nach dem Stadtbrand von 1590 (GLA Karlsruhe, Specialia Schiltach; freundliche Mitteilung von Herrn J. Hauth, Schiltach).
- 13 FUB 6, Nr. 68/1.
- 14 Vgl. den Beitrag „Willenburg“ in diesem Band.
- 15 I. Gründer, Teck, a.a.O., S. 27.
- 16 Zimmerische Chronik, hg. von P. Herrmann, 1932. Bd. 1, S. 387. — Vgl. I. Gründer, Teck, a.a.O., S. 29ff.
- 17 I. Gründer, Teck, a.a.O., R 196 und R 197.
- 18 Ebda., S. 19f. und 307. — Vgl. K. Schubring, Urslingen, a.a.O., S. 76.
- 19 K. Schubring, Urslingen, a.a.O., S. 87.
- 20 Wie Anm. 13.
- 21 Wie Anm. 18.
- 22 K. Schubring, Urslingen, a.a.O., S. 90f.
- 23 Ebda., S. 91ff.
- 24 Ebda., R 142. — Vgl. H. Fautz, Burg und Stadt Schiltach, a.a.O., S. 303.
- 25 K. Schubring, Urslingen, a.a.O., S. 76.
- 26 Vgl. H. Fautz, Burg und Stadt Schiltach, a.a.O., S. 303. — K. Schubring, Urslingen, a.a.O., R 148.
- 27 K. Schubring, Urslingen, a.a.O., R 153.
- 28 Ebda., R 166.
- 29 Tschudi, Chronicon Helveticum, Basel 1736, T. 2, S. 147.
- 30 FUB 6, Nr. 52.
- 31 Zimmersche Chronik, zitiert bei H. Fautz, Burg und Stadt Schiltach, a.a.O., S. 304.
- 32 Vgl. H.-M. Maurer, Die landesherrliche Burg, a.a.O., S. 55. — H. Fautz, Burg und Stadt Schiltach, a.a.O., S. 304.
- 33 H.-M. Maurer, Die landesherrliche Burg, a.a.O., S. 74ff.
- 34 H. Fautz, Burg und Stadt Schiltach, a.a.O., S. 305.
- 35 H.-M. Maurer, Die landesherrliche Burg, a.a.O., S. 75.

- 36 FUB 6, S. 440.
 37 H.-M. Maurer, Die landesherrliche Burg, a.a.O., S. 136ff.
 38 Ebda., S. 66.
 39 Vgl. die Karte von Georg Gadner: „Hornberger Vorst. Schiltacher Vorst. Sanct Georgen Vorst“ (HStA Stuttgart, Bestand N3, Nr. 1, Bl. 21).
 40 Vgl. H.-M. Maurer, Die landesherrliche Burg, a.a.O., S. 139. — Vgl. auch: J. Hauth, Das Forstamt und seine Forstmeister, in: H. Harter und E. Harter-Bachmann, Schiltach. 1980, S. 112f.
 41 H. Fautz, Burg und Stadt Schiltach, a.a.O., S. 306f.
 42 Ebda., S. 307.
 43 Vgl. J. Hauth, Das Ende des Schiltacher Bergschlosses „Hohe Landesehr“, in: H. Harter und E. Harter-Bachmann, Schiltach. 1980, S. 91—94, hier S. 91.
 44 Ebda., S. 92.
 45 Ebda.
 46 Ebda.
 47 Ebda. — Vgl. H.-M. Maurer, Die landesherrliche Burg, a.a.O., S. 139.
 48 J. Hauth, Das Ende. . ., in: H. Harter und E. Harter-Bachmann, Schiltach, 1980, S. 92 ff.

Die Willenburg bei Schiltach (100)

Hans Harter

Stadt Schiltach (Landkreis Rottweil)

Die Willenburg liegt östlich von Schiltach auf dem Gipfel des „Schlößlebergs“ (663 m ü. d. M.). Für die im Volksmund „Schlößle“ genannte Anlage gibt es die frühesten Belege aus dem 15./16. Jahrhundert, in denen sie als „burgstal genant willenburg“ (1491) oder „Willenburger burgstall“ (1493 und 1565) erscheint¹.

Die längst vergessene Anlage wurde durch Grabungen wiederentdeckt, die die Schiltacher Heimatfreunde F. Laib und H. Pfau unter Aufsicht des Staatlichen Denkmalamts Freiburg von 1959—1970 unternahmen². War bis dahin nur der mächtige Wallgraben sichtbar gewesen, der den kegelstumpfförmigen Gipfel des Schlößleberges umzieht, so kamen auf diesem jetzt die Fundamente von Mauerzügen zutage, die eindeutig eine hochmittelalterliche Burg getragen haben. Sie besaß einen trapezförmigen Grundriß von 36 x 20 m, dessen Außenmauern eine Stärke zwischen 1,5—2,8 m aufweisen. Sie bestehen aus roh behauenen Buntsandsteinquadern von unterschiedlicher Größe und sind doppelschalig gesetzt. In der Außenmauer an der östlichen Schmalseite stecken die stärksten Quader, die an der Nordostecke teilweise einen groben Randschlag besitzen. Hier erreicht die Ringmauer auch noch Mannshöhe, während sie sonst kaum über einen Meter hinausreicht oder sogar nur mehr in Spuren vorhanden ist.

Der Innenraum dieser Anlage wird durch zwei rechtwinklig aufeinanderstoßende Mauern so aufgeteilt, daß drei verschiedene Räumlichkeiten zu erkennen sind: Im Westen ein größerer Raum von etwa 8 x 12 m, über dem sich



Die östliche Außenmauer der Willenburg, aufgesetzt aus großen Quadern mit rohen Buckeln ohne Randschlag.

Aufn.: H. Harter (1984)

vermutlich ein Gebäude erhob; im Norden ein kleinerer Raum, der entweder dazu gehörte oder ein eigenes Gebäude getragen hat. Von beiden Räumen führen Türen in das restliche Areal im Süden und Osten, das anscheinend als Hof gedient hat. Dessen Ausdehnung bleibt jedoch unklar, da die Ausgrabungen hier im Ostteil nicht weitergekommen sind. Dafür gelang es, an der nördlichen Hofseite den gänzlich verschütteten Brunnenschacht in äußerst mühevoller Grabarbeit bis zu seiner Sohle freizulegen. Er war mit einem kreisrunden Durchmesser von 2 m senkrecht in den Sandsteinfelsen getrieben worden, bis in eine Tiefe von 30,3 m. Nicht aufgefunden werden konnte der Zugang zu dieser Anlage, die sich indessen als eine zwar verhältnismäßig kleine, aber doch sehr wehrhafte und aufwendig erbaute Burg herausgestellt hat.

Zu ihrer Befestigung gehört auch der sie in ihrem ganzen Umfang umziehende Graben, dessen Sohle zwei unterschiedliche Niveaus aufweist, von denen das tiefere bis zu 15 m unter der Burg liegt. Wie zwei Suchschnitte gezeigt haben, wurde der Felsen des Burghügels über einige Meter steil abgemeißelt, so daß man in diesem Graben stehend eine senkrechte Wand vor sich hatte, über der dann die Burg thronte. Auf der Außenseite des Grabens ist ein hoher Wall aufgeschüttet, der als erstes Annäherungshindernis diente.

Es fehlt auf der Willenburg auch nicht an sorgfältig bearbeiteten Architekturteilen wie Gewändesteinen, Türschwellen oder eigenartig gehauenen Sandsteinplatten; besonders ein Konsolstein und eine von einer Türwange stammende Dämonenmaske weisen romanische Formen auf. Unter den vielen Kleinfunden ragt ein aus zwei Stücken zusammengenieteter, bogenartig geformter Beinstab heraus, dessen eines Ende aus einem geschnitzten Tierkopf besteht. Die gesamten Funde warten jedoch noch immer auf ihre wissenschaftliche Bearbeitung, so daß vor allem im Hinblick auf ihre Datierung noch keine Klarheit besteht. Als generelles Ergebnis der Grabungen kann bisher immerhin festgestellt werden, daß hier eine Burg des frühen Hochmittelalters aufgefunden wurde, die ohne spätere Überbauung blieb und möglicherweise schon in staufischer Zeit untergegangen ist³. Die Zeitansätze reichen von „erste Hälfte oder um die Mitte des 12. Jahrhunderts“⁴ bis zu dem dendrochronologisch ermittelten Fällungsjahr „zwischen 1194—1200“ eines im Burgbrunnen aufgefundenen Balkenstücks⁵. Spätestens zu diesem Zeitpunkt muß die Willenburg fertiggestellt gewesen sein, wenn der besagte Balken nicht in eine schon länger bestehende Burg eingebaut worden ist.

Als eine Anlage des 12. Jahrhunderts gehört die Willenburg in die Reihe der frühen Höhenburgen des Schwarzwaldes und weist, wie beispielsweise die Rauhkastenburg, Alt-Hornberg oder die Rödelsburg bei Staufen, neben ihrer Höhenlage eine ausgesprochene Siedlungsferne auf. Bezeichnend für die Willenburg ist jedoch auch ihre Beziehung zu der an ihrem Fuße vorbeiführenden „Schiltacher steige“ (1386)⁶. Diese relativ frühe Erwähnung eines Verkehrsweges meinte den sehr steilen und schwierigen Aufstieg der damals durch das Kinzigtal führenden Straße hinüber auf die Hochfläche des oberen Neckargebiets. In Schiltach auch „Rottweiler Straße“ genannt⁷, besaß sie als eine der wenigen Schwarzwaldquerverbindungen überregionale Bedeutung und ist wohl schon im frühen Hochmittelalter intensiv befahren und begangen worden⁸. Einer direkt über ihr gelegenen und sie damit beherrschenden Anlage wie der Willenburg kann eine Funktion als „Straßenburg“ somit am ehesten zugekommen sein.

Aber auch als solche benötigte sie eine wirtschaftliche Grundlage, welche nur in den unter ihr gelegenen Tälern der Schiltach und der Kinzig gesucht werden kann. Ihre Besiedlung dürfte im 12. Jahrhundert in vollem Gange gewesen sein, was nicht zuletzt durch die Einrichtung der Pfarrei „Schiltach“ (1275 erstmals genannt)⁹ demonstriert wird. In sie waren die Höfe eines Sprengels einbezogen, der weit in beide Täler hineinreichte und auf den die im Spätmittelalter erkennbare Herrschaft Schiltach gründete. Deren politische und rechtliche Ausgestaltung muß jedoch schon damals zur Zeit der Besiedlung stattgefunden haben, ohne daß bisher bekannt wäre, von wo aus diese betrieben wurde. Hier ist vorzugsweise wieder an die Willenburg zu denken, die gleichfalls dem 12. Jahrhundert angehört, und deren Höhenlage sich dann mit einer erst von ihr ausgehenden Erschließung der Täler erklären läßt.



Blick auf den „Schlößleberg“ (im Mittelgrund), den Standort der Willenburg, von Osten.

Aufn.: H. Harter (1984)

Neben ihre Aufgabe für die „Rottweiler Straße“ kann demnach eine weitere im Zusammenhang mit der Besiedlung und der politischen Erfassung ihrer Umgebung gestellt werden, die sie auch als Herrschaftszentrum ausweist. Dabei dürften beide Funktionen insofern eng miteinander verknüpft gewesen sein, als die Sicherung und zuvor der Ausbau eines schwierigen Straßenstücks nicht ohne die Beherrschung und den wirtschaftlichen Rückhalt des Umlandes durchzuführen waren. So vermittelt die Betrachtung der siedlungs- und verkehrsgeschichtlichen Verhältnisse dieses Raumes den Eindruck, daß seine Erfassung primär auf Grund seiner Verkehrsbedeutung erfolgt ist. Instrument dafür war die Willenburg, die diese Straße zu sichern hatte, von der aus aber auch ein größeres Gebiet links und rechts von ihr beherrscht werden sollte. Dieses mußte ihr als wirtschaftliche Basis dienen, und aus ihm konnten zugleich Hilfsmittel und Dienstleistungen für den Verkehr auf dieser Straße bereitgestellt werden.

Lage und Alter der Willenburg legen es nahe, ihr diese doppelte Funktion zuzusprechen und sie als das älteste politische Zentrum des Raumes Schiltach zu betrachten. Sie wäre damit die Vorgängerin der nachmaligen Burg Schiltach, die seit dem 13. Jahrhundert genau die gleichen Aufgaben erfüllte¹⁰. Dieses Verhältnis von Vorgänger- bzw. Nachfolgerschaft zwischen beiden Burgen kann

historisch fruchtbar gemacht werden, als es die Möglichkeit bietet, von den quellenmäßig faßbaren Inhabern der Herrschaft Schiltach des 13./14. Jahrhunderts auf die früheren Verhältnisse zurückzuschließen. Allein diese Methode verspricht Erfolg bei der Identifizierung der politischen Kräfte, deren Tätigkeit zwar in Gestalt der Willenburg faßbar ist, die sie jedoch als einziges Dokument ihres Wirkens hier hinterlassen haben.

Im Gegensatz zum Wolf- und zum Gutachtal, wo einheimische Adelsfamilien saßen, war im Gebiet von Schiltach im 13./14. Jahrhundert mit den Herzögen von Teck eine überregional orientierte Hochadelsfamilie Träger der Herrschaftsrechte¹¹. Ihr Haus und ihre Besitzungen gehen auf den Herzog Adalbert von Teck zurück, einen Zähringer, der sich vor 1187 unter Mitnahme seines Erbguts von der zähringischen Hauptlinie getrennt und eine eigene Herrschaft Teck begründet hatte¹². Wo immer sich im Hochmittelalter teckische Rechte finden, besteht also die Möglichkeit, daß es sich um einstiges Zähringergut handelt, wenn die Tecker sie nicht auf anderem Wege, etwa Heirat oder Kauf, erst später erworben haben. Für eine derartige Annahme fehlt im Falle von Schiltach jeglicher Beweis; im Gegenteil, die teckische Position hier am Ostrand des mittleren Schwarzwalds ist im 13. Jahrhundert so stark (Schilteck bei Schramberg, Waldmössingen, Winzeln, Aichhalden, dazu die Vogtei des Klosters Alpirsbach), daß sie als bloße Verlängerung des herzoglichen Besitzstands am oberen Neckar mit der Herrschaft Wasseneck-Oberndorf als Kern erscheint. Da andere Erwerbsmöglichkeiten hier nicht überliefert oder beweisbar sind, weist dieser breit gestreute und zusammenhängende Güterkomplex auf seine ehemals zähringische Grundlage zurück. Dafür spricht im Falle von Schiltach auch und gerade die Willenburg, deren Existenz im 12. Jahrhundert sie als vorteckisch erweist, während andererseits die Tecker ihre Nachfolgebürg Schiltach im 13./14. Jahrhundert besessen haben. So kann für sie ebenfalls eine Zuordnung in den Herrschaftsbereich der Zähringer ins Auge gefaßt werden, aus dem sie um 1187 dann an Adalbert von Teck gediehen wäre.

Die hieraus sich ergebenden Überlegungen über die Existenz der Willenburg in zähringischer Zeit sind nach wie vor mit den Unsicherheiten fehlender direkter Quellenbelege behaftet, doch erscheint eine derartige Zuordnung auch aus anderen Gründen möglich: Das Kinzigtal als Ganzes gilt schon lange als Interessen- und Herrschaftsgebiet der Zähringer, da es die einzige Verbindung zwischen den „Zähringerlandschaften“ der Ortenau und des oberen Neckars darstellte¹³. Für das überragende Interesse der Herzöge an der Sicherung der Verkehrswege durch den Schwarzwald gibt es Beweise auch aus anderen Gebieten, dem Höllental beispielsweise, wo die mit Zähringerministerialen besetzte Burg Falkenstein die unter ihr vorbeiziehende Straße kontrollierte; oder aus der Baar, an deren Westseite mit der Kürnbürg, dem Zindelstein und der Warenburg drei weitere zähringische Anlagen bestanden, die die Straßen nach Villingen bewachten¹⁴. Ihnen oblag auch die Schaffung von Herrschaftsgebieten durch Erschließung der näheren Umgebung, aus denen sie ihren wirt-

schaftlichen Rückhalt bezogen und durch die die Zähringerherrschaft im Schwarzwald weiter verankert wurde¹⁵.

Jede dieser Funktionen hatte sich auch für die Willenburg ergeben, die damit als ein weiteres Beispiel für eine Burg mit „strategisch-wirtschaftlichen Funktionen“¹⁶ innerhalb der Landesherrschaft der Zähringer gelten kann. Zusammen mit dem anderen zähringischen Besitz am oberen Neckar ging auch die Willenburg um 1187 an Adalbert von Teck über, der auf diesen Vorposten am Schwarzwaldrand nicht verzichten konnte: Von ihm aus wurde der Zugang von Westen in sein neu geschaffenes Herrschaftsgebiet kontrolliert, und zugleich wies diese Position in das Kinzigtal hinab. Welche Bedeutung dieser Raum für die teckische Territorialpolitik gewann, zeigt sich einige Jahrzehnte später, als die Herzöge ihn durch den Bau der Burgen Schiltach, Klingenburg und Schilteck (bei Schramberg) sowie die Gründung der Stadt Schiltach in großem Stil ausgebaut und befestigt haben. Dabei scheint die Willenburg ihre bisherigen Funktionen an diese Neugründungen abgegeben zu haben, die günstiger gelegen und nach moderneren Gesichtspunkten errichtet worden waren. Weitab und in unwirtlicher Höhe gelegen, verlor sie ihre Existenzberechtigung und wurde womöglich noch im 13. Jahrhundert aufgegeben.

Literatur:

H. Fautz, Die Willenburg, in: Ortenau 21/1934, S. 428—431; Grabungsberichte: F. Schmider, in: Ortenau 42/1962, S. 158—163; Ders., in: Ortenau 44/1964, S. 178—183; Ders., in: Ortenau 46/1966, S. 140—144; F. Schmider, F. Laib, H. Pfau, in: Ortenau 48/1968, S. 225—232; F. Laib, H. Pfau, in: Ortenau 51/1971, S. 110—116; H. Harter, Die Willenburg, in: Ortenau 50/1970, S. 274—291; G. Wein, Gutachten über die Willenburg für das Denkmalamt Freiburg vom 14. 11. 1966 (maschinenschriftl.)

Anmerkungen:

- 1 Vgl. H. Fautz, Die alten Lagerbücher als Quellen für die Geschichte der Gemeinden Schiltach-Stadt und Lehengericht, in: Ortenau 33/1953, S. 72—88, hier S. 80; FUB 7, S. 302; Mitteilungen aus dem Fürstlich-Fürstenbergischen Archiv, Bd. 2, S. 65; Vgl. auch: H. Harter, Die Willenburg, a.a.O., S. 274, Anm. 2.
- 2 Vgl. die Grabungsberichte, a.a.O.
- 3 G. Wein, Gutachten, a.a.O., S. 7.
- 4 Ebda., S. 6.
- 5 Jahrringlabor Institut für Botanik Universität Hohenheim, Labornummer 297/80/6, Gutachten vom 16. 4. 1981. — Das Gutachten wurde vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, angefordert und von Herrn Oberkonservator F. Meckes dankenswerterweise zur Verfügung gestellt.
- 6 FUB 2, Nr. 513.
- 7 Vgl. H. Fautz, Die Landstraßen im oberen Kinzigtal, in: Ortenau 45/1965, S. 169—183, hier S. 170ff.
- 8 Vgl. dazu die Herrscheritinerare Konrads II. und Heinrichs III. in den Jahren 1035/36 bzw. 1041, die Straßburg mit Ulm und Regensburg verbinden, so daß ihr Weg durch das Kinzigtal wahrscheinlich ist; Vgl. dazu: H. Maurer, Der Königshof Rottweil bis zum Ende der staufigen Zeit, in: Der Rottweiler Königshof. Beiträge aus archäologischer und historischer Sicht. (Protokoll der Fachtagung des Alemannischen Instituts — Arbeitsgruppe Tübingen — vom 8. 4. 1978 in Rottweil), S. 1—12, hier S. 6.
- 9 FDA Bd. 1. 1865, S. 40.
- 10 Vgl. den Beitrag „Burg Schiltach“ in diesem Band.

- 11 Ebda.
 12 Vgl. dazu: I. Gründer, Studien zur Geschichte der Herrschaft Teck. (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde Bd. 1). Stuttgart 1963, S. 3.
 13 Vgl. Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Karte V,3: Hochadelsbesitz im 12. Jahrhundert (Zähringer/Welfen).
 14 Vgl. A. Schäfer, Die Höllentalstraße. Ihre Erschließung und ihre Bedeutung für den Handelsverkehr vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, in: Geschichte, Wirtschaft, Gesellschaft. Festschrift für Clemens Bauer zum 75. Geburtstag, hg. von E. Hassinger, J.H. Müller, H. Ott. Berlin 1974, S. 111—151; K.S. Bader, Kürnburg, Zindelstein und Warenburg. Stützpunkte der Zähringerherrschaft über Baar und Schwarzwald, in: Schauinsland 64/1937, S. 93—128.
 15 K.S. Bader, Kürnburg, a.a.O., S. 125.
 16 Ebda.

Die Klingenburg im Hinter-Lehengericht (101)

Hans Harter

Stadt Schiltach (Landkreis Rottweil), Ortsteil Hinter-Lehengericht

Die auf dem Burbachfelsen (559 m ü.d.M.) im Hinter-Lehengericht gelegene Klingenburg wird üblicherweise das „Schlößle“ genannt. Der ursprüngliche Namen ist dem Schiltacher Lagerbuch von 1591 zu entnehmen: Ein „Alt Burgstadel, Clingenburg genant“¹.

Diese Burgstelle besteht in der Hauptsache aus einem bis zu 4 m hohen Schutthügel, an dessen Nord- und Westseite große, sorgfältig behauene Sandsteinbuckelquader im Boden stecken. Über 6,8 m bzw. 4 m Länge bilden sie einen rechtwinkligen Mauerverband, dessen Ecke noch aus zwei Lagen besteht. Er ist mit Kalkmörtel aufgeführt und mit Granitbruchsteinen hintersetzt, stellt also den äußeren Mantel eines Bauwerkes dar, das eindeutig aus dem Mittelalter stammt.

Seine Ausmaße und sein Grundriß sind ohne Grabungen nicht genauer festzulegen, doch dürfte es sich um ein rechteckiges Gebäude, vielleicht sogar um einen quadratischen Turm gehandelt haben, der in bester Tradition staufischen Burgenbaues ganz in Buckelquadertechnik errichtet worden ist. Diese Bauweise, die vorzugsweise ins 13. Jahrhundert gehört, bietet genauere Datierungsmöglichkeiten. So erlauben die runde Ausbildung der Bossen und die Zangenlöcher in der Art von „Wolfslöchern“ auf die Zeit nach 1230, vielleicht um 1240 oder etwas später, zu schließen². Zu den noch sichtbaren Resten gehören auch einige weitere Buckelquader, die in die Stützmauer des vorbeiführenden Weges eingelassen sind, und ein am westlichen Abhang liegender Tür- oder Fenstergewandstein. Sie alle lassen noch erahnen, was für ein aufwendiges und imposantes Bauwerk hier auf den Burbachfelsen einmal gestanden hat.

Zeitgenössische Erwähnungen dieser Anlage sind nicht überliefert, so daß die aus dem Baubefund gewonnene Datierung den einzigen Hinweis für ihre geschichtliche Einordnung darstellt. Dazu kommt noch ihr exponierter Standort

hoch über dem engen Schiltachtal, über das von hier in beide Richtungen hinweggeblickt werden konnte. Die Kleinheit der Klingenburg und ihre mutmaßliche Ausführung als bloßer Turm lassen auch nicht an ein eigenständiges Herrschaftszentrum denken, sondern sehr viel mehr an eine Beziehung zu ihren Nachbarburgen, denen sie möglicherweise zugeordnet war. In Frage kommt hier weniger die Willenburg, die einer älteren geschichtlichen Phase angehört, als die Burg Schiltach oder auch die Burg Schilteck bei Schramberg, die beide ebenfalls um oder nach der Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut worden sind³. Von beiden Anlagen liegt die Klingenburg zwei bzw. vier Kilometer entfernt, wobei von ihr Sichtverbindung zu ihnen bestanden hat⁴.

Damit ist für die Klingenburg eine mögliche und denkbare Funktion angesprochen, die in der Vermittlung von optischen und akustischen Signalen zwischen den Burgen Schiltach und Schilteck bestanden haben könnte und sie als eine Art Signalturm ausweisen würde⁵. Diese Überlegung findet ihre Stütze durch die Gleichartigkeit der politischen Verhältnisse im Schiltachtal in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die durch die Territorialpolitik der Herzöge von Teck geprägt worden sind: Auf sie geht die damals erfolgte Erbauung der Burg Schiltach und die an sie angeschlossene Stadtgründung ebenso zurück wie die Belehnung der „Ritter von Schilteck“ mit der um 1250/60 errichteten gleichnamigen Burg kurz vor Schramberg⁶. Offensichtlich haben die Herzöge zu diesem Zeitpunkt das Schiltachtal als ihr Einfluß- und Herrschaftsgebiet in verstärktem Maße ausgebaut und gesichert. Ausweislich ihrer datierbaren Reste gleichfalls in dieser Phase entstanden, ergeben sich für die Klingenburg politische Zusammenhänge, die sie tatsächlich ihren beiden Nachbarburgen zuordnen lassen. Falls die Deutung ihres Namens „ze der klingenden burc“ zutrifft⁷, wäre überdies ihre diesbezügliche Funktion als Signalturm ganz direkt überliefert. In dieser Deutung fügt sich die Klingenburg als Scharnier in ein Burgensystem ein, das im Schiltachtal einheitlich geplant und den gleichen politischen Zwecken unterworfen war. Dem teckischen Herzogshaus kam es damals darauf an, am oberen Neckar und am Schwarzwaldrand die eigene Herrschaftsposition im Sinne eines territorialen Ausbaus zu stärken, wofür eine derartige Burgenkette ein denkbare Mittel darstellte⁸. So können die wenigen Reste des Buckelquaderturmes „Klingenburg“ als ein Dokument besonderer Art gesehen werden, nämlich als Bestandteil eines ehemals funktionierenden Burgensystems im Schiltachtal zum Zwecke der Raumsicherung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Literatur:

H. Fautz, Die Mühlburg, in: Ortenau 21/1934, S. 427—428; H. Harter, Die Klingenburg, in: Ortenau 50/1970, S. 312—319.

Anmerkungen:

- 1 Abschrift im Stadtarchiv Schiltach (freundliche Mitteilung von Herrn Rektor a. D. Julius Hauth, Schiltach).
- 2 Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. A. Antonow, Frankfurt a. M.

- 3 Vgl. den Beitrag „Burg Schiltach“ in diesem Band.
- 4 Vgl. dazu: H. Harter, Die Klingenburg, a.a.O., S. 315ff.
- 5 Vgl. dazu grundsätzlich: H. de Caboga-Stuber, Kleine Burgenkunde, Bonn 1961, S. 63. — Vgl. als Beispiel für einen Signalturm den der Burg Hocheppan (Südtirol) vorgelagerten „Kreidenturm“ (vgl. dazu: J. Weingartner, Bozner Burgen, Innsbruck/Wien/München 1953, S. 131ff.).
- 6 Eine Untersuchung der Burg Schilteck bleibt vorbehalten. — Vgl. zu den „Rittern von Schilteck“: I. Gründer, Studien zur Geschichte der Herrschaft Teck. (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde Bd. 1), Stuttgart 1963, S. 60.
- 7 Vgl. A. Bach, Deutsche Namenkunde, Bd. II, 1. 1953, S. 129. — F. Schnellbögl, Die deutschen Burgennamen, in: Zeitschrift für bayrische Landesgeschichte 19 (1956), S. 205—235, hier S. 226.
- 8 Burgensysteme sind aus verschiedenen Burgenlandschaften bekannt, beispielsweise der Vorderpfalz, wo die um die Reichsburg Trifels konzentrierten Burgen als ein geplant angelegtes Burgensystem gelten.

Die Schenkenburg (102)

Hans Harter

Gemeinde Schenkenzell (Landkreis Rottweil)

Die etwa 1 km unterhalb von Schenkenzell auf einem Umlaufberg der Kinzig gelegene Burg ist die umfangreichste und sehenswerteste Ruine des oberen Kinzigtals. Ihr Standort, ein schmaler felsiger Bergrücken (391,1 m ü.d.M.), erhebt sich auf drei Seiten etwa 40 m über das Tal und lehnt sich nur nach Norden an den ihn überragenden „Schloßberg“ an. Hier an der Berg- und Angriffsseite durchziehen drei kleinere Gräben das Gelände, gefolgt von dem eigentlichen, etwa 18 m breiten und 14 m tiefen Halsgraben, durch den der schmale Felskamm fast in zwei Teile geschnitten wird. Der damit geschaffene talseitige Felskopf bildet in etwa ein Rechteck von 33 x 17 m, und auf ihm hat die Kernburg ihren Platz gefunden.

Ihre Reste bilden bis heute die eindrucksvollsten Teile der Ruine. Das bis zu 16 m hohe Mauereck mit seinen Scharten und Fensteröffnungen ist ein Teil des hohen Wohngebäudes (Palas), an dem sich über dem Keller- und dem Erdgeschoß noch drei Wohngeschosse unterscheiden lassen. Seine nordwestliche Mauer wurde in einer Stärke von 2 m direkt über dem Halsgraben aufgeführt, gegen den sie bis heute einen mächtigen Schild bildet. Daneben, und damit ebenfalls gegen die Feindseite gerichtet, stand der quadratische Bergfried mit einer 9 m langen und 3 m dicken Buckelquadermauer. Von ihm ist jedoch nicht mehr als ein etwa 7 m hoher Stumpf geblieben, der auch seine Ummantelung größtenteils verloren hat. Man kann noch in sein Inneres gelangen, einen öffnungslosen Raum von 3 x 3 m, dessen Wände aus glatten Buntsandsteinquadern gefügt sind. In der über den Halsgraben und damit gegen die Angriffsseite gestellten Kombination von Palas und Bergfried, die hier zusammen ein mächtiges Bollwerk bildeten, ist das eigentliche burgenbauliche Charakteristikum der Schenkenburg zu sehen.



Die Schenkenburg: Innenwand des Palas und Mauerkerne des Bergfrieds mit den Resten seiner Buckelquaderummantelung von Süden.

Aufn.: H. Harter (1984)

An ihren drei Talseiten war die Kernburg von einer Umfassungsmauer umzogen, von der sich jedoch nur Reste erhalten haben. Ebenso sind in ihrem rückwärtigen Teil bloße Spuren der Fundamente eines größeren Gebäudes zu erkennen, das wohl Wohn- und Wirtschaftszwecken gedient hat.

Vervollständigt wurden die Wehranlagen durch eine doppelte Ummauerung der Süd- und Westflanke, deren Hänge weniger steil ausgebildet sind. In einem Abstand von etwa 12 m von der Kernburg wurde unterhalb von ihr eine erste Mauer von der Ost- zur Westkante des Berges gezogen in einer Stärke von 1 m und 4 m hoch. Mit einem Mantel aus Buntsandsteinquadern versehen, erscheint diese fast 65 m lange Ringmauer sehr solide gebaut und dürfte zeitgleich mit der Kernburg entstanden sein. Noch einmal zwischen 12—15 m hangabwärts umzieht eine zweite Mauer über mehr als 80 m den Berg, parallel zur oberen Mauer, aber weniger hoch und stark als diese und auch nicht so sorgfältig ausgeführt. Diese äußere Ringmauer könnte einer späteren Bauphase angehören, als die Burg hier auf der offenbar gefährdeten westlichen und südlichen Talseite zusätzlich geschützt wurde. Interessanterweise hat man auch auf der gegenüberliegenden Ostseite, die als steiler Felsen zur Kinzig abfällt, Mauerreste in halber Höhe unterhalb der Kernburg entdeckt. Sie dürften

zu einer Brunnen- oder Wasserholanlage gehört haben, die unten am Flußufer bestanden hat und von den Kinzigflößern noch gekannt worden sein soll¹.

Eine zeitliche Einordnung der Erbauung der Schenkenburg erlauben Architekturmerkmale an den Palasmauern, die wenigstens in etwa datierbar sind. Dazu gehören die kissenförmig überarbeiteten Buckelquader, aus denen deren äußeres Eck gebildet ist, und die als „spätstaufig“ gelten². Sodann ist die dreiteilige Fenstergruppe im zweiten Stockwerk zu nennen, die das bemerkenswerteste Architekturdetail der Burg darstellt. Die Fenster erweitern sich nach außen trichterförmig und besitzen rundbogige Stürze. Eine ähnliche Fenstergruppe wurde auf der Burg Lützelhard gefunden und gehört der jüngeren der dortigen Anlagen an (erste Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts)³. Allgemein scheint diese Fensterform zur Zeit des Stauferkaisers Friedrich II. aufgekommen zu sein, in die auch die beschriebenen Buckelquader gehören, so daß die Schenkenburg ebenfalls in der Zeit von 1220—1250 erbaut worden sein dürfte.



Die Schenkenburg: Die Westwand des Palas mit ihren Eckbuckelquadern und der dreiteiligen rundbogigen Fenstergruppe aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Aufn.: H. Harter (1984)

In ihrem landläufigen Namen „Schenkenburg“ hat sich eine Erinnerung an diese ferne Zeit erhalten, in der diese wehrhafte Anlage tatsächlich mit Personen verbunden war, die den Schenken-Titel geführt haben. Die Belege für sie reichen bis in das Jahr 1244 zurück, in dem ein „H. pincerna (= Schenk) de Celle“ in einer Zeugenreihe für die Grafen von Freiburg erscheint⁴. Falls die Abkürzung seines Namens hier die gebräuchliche war, kann er als „Heinrich, Schenk von Zell“ identifiziert werden. Mit gleichem Titel und eindeutiger

Herkunftsbezeichnung tritt 1251 „Hermannus pincerna de Shenchencelle“ dann schon als zweiter in der Reihe der Schenken auf⁵. Von ihm gibt es noch weitere Nennungen, die es erlauben, ihn und seinen Stand genauer zu bestimmen. Sie betreffen drei Aufenthalte auf der Burg Freiburg in den Jahren 1255/56, wo „Hermannus pincerna de Zella“ oder „her Herman der Schenke“ jeweils als Zeuge für Urkunden der Grafen Konrad (und Heinrich) aufgeboden war⁶. Seinen Platz in den Zeugenreihen fand er dabei nach den Edelfreien in der Gruppe der „milites strenui“. Zu ihr zählten auch Männer wie Konrad von Staufen, Heinrich von Munzingen oder Walter von Falkenstein, die alle als gräflich-freiburgische Dienstleute bekannt sind, und in die deshalb auch der Schenk Hermann einzureihen ist. Nur so findet seine mehrfache Anwesenheit am Hofe der Grafen, aber auch sein Titel „Schenk“ eine Erklärung, den er bei allen seinen Nennungen geführt hat. Dieser bezeichnete eines der Hofämter, die nach dem Vorbild des Königshofes auch von geistlichen und weltlichen Großen eingerichtet und an Dienstleute übertragen wurden. Sie waren in herausgehobener Funktion als Hofbeamte tätig, seit dem 13. Jahrhundert jedoch auch außerhalb eingesetzt und dienten z. B. als Vögte und Burgmannen den politischen Interessen ihrer Herren. Ganz in diesem Sinne bestanden auch bei den Freiburger Grafen solche Ämter, wo die Herren von Staufen ihre Marschälle genannt wurden oder 1244 bzw. 1251—1256 die Schenken Heinrich und Hermann aufgetreten sind. Diese nannten sich jedoch zugleich „von Zell“ oder „von Schenkenzell“, was darauf hindeutet, daß auch sie ihren Sitz und ihren Aufgabenkreis nicht mehr auf der Burg Freiburg, sondern im oberen Kinzigtal gehabt haben. Als gräflich-freiburgische Dienstleute weilten sie aber immer wieder bei ihren Herren, in deren Urkunden sie dementsprechend erscheinen.

Die Verbindung zum Freiburger Grafenhaus wird auch durch das Wappen der Schenken demonstriert, das auf einem Siegel Hermanns von 1251 erhalten ist⁷. Es zeigt im geteilten Schild unten einen erhöhten Sparren oder First, oben aber einen wachsenden Adler und damit das Wappentier der Grafen von Freiburg. Es war Sitte, daß Ministerialen das Wappen ihrer Herren in modifizierter Form übernahmen, so daß durch dieses Siegelbild des „verminderten“ Freiburger Wappens die Zuordnung der Schenken eine nochmalige Bestätigung findet.

Ihr Auftreten im oberen Kinzigtal kann dann jedoch nur mit den politischen Interessen der Grafen in Freiburg zusammenhängen, für deren Wahrnehmung sie eingesetzt worden sind. Die gräfliche Politik richtete sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch im Kinzigtal auf die Rückgewinnung der ehemaligen zähringischen Rechte, die ihnen 1218 durch das Eingreifen des Stauferherrschers Friedrich II. in die Erbfolge der damals ausgestorbenen Herzöge vorenthalten worden waren. Zwar hatten sich die Urach-Freiburger auf der Baar, im Breisgau und im Renchtal die zähringischen Hausgüter

sichern können, das Kinzigtal mit seinen vom Reich stammenden Rechtstiteln und Kirchenlehen war jedoch staufisch geworden und damit als Verbindungslinie für die Grafen unterbrochen⁸. Hier wieder Einfluß zu gewinnen, mußte ihr langfristiges Ziel bleiben, dem sie bereits 1234 näher kamen, als Graf Egino V. sich für seine Parteinahme von König Heinrich (VII.) die Bergrechte in einigen Gebieten des Schwarzwaldes verschreiben lassen konnte. Darunter fiel auch „Kinzechen usque Gengenbach et nominatim Milenbach“⁹, das heißt, das obere Kinzigtal bis zum Gengenbacher Klostergebiet, aber einschließlich des Mühlenbachs, wo alle Gold- und Silberfunde als Reichslehen dem Grafen zugestanden wurden. Durch diese Verleihung mußte sich ihm außer einer guten Einnahmequelle auch wieder eine Einflußmöglichkeit im Kinziggebiet eröffnen, da gerade das Bergregal zum Zwecke des Herrschaftsaufbaus eingesetzt werden konnte: Die Aufnahme eines Grubenbetriebs war nicht ohne umfangreiche Organisations- und Schutzmaßnahmen zu bewerkstelligen, für die eine sichere Machtbasis, etwa in Gestalt einer Burg, unumgänglich gewesen ist.

Wie und wo der Freiburger Graf seine Bergrechte realisiert hat, braucht nicht mehr fraglich zu sein, nachdem seit 1244 seine Ministerialen im Gebiet von Schenkenzell nachzuweisen sind. Daß hier auch schon Bergbaumöglichkeiten gegeben waren, zeigen Nachrichten über „Silberberge“ in Wittichen, die bis in das 13. Jahrhundert zurückgeführt werden können¹⁰. Es scheint, als ob der Schenk Heinrich alsbald nach der Verleihung des Bergregals im Jahre 1234 hierhergeschickt wurde mit dem Auftrag, diese Bergrechte wahrzunehmen und zu organisieren. Noch 1223 war „Heinricus Pincerna“, in einer Reihe freiburgischer Ministerialen stehend, ohne eine Herkunftsbezeichnung gewesen¹¹; 1244 nannte er sich „de Celle“, also nach einem Sitz, den er in der Zwischenzeit bezogen und an den er sein Tätigkeitsfeld verlegt hatte. Der Zeitraum für diesen Orts- und Funktionswechsel kann damit auf die Jahre zwischen 1223—1244 eingegrenzt werden, wobei ein Zeitpunkt bald nach 1234 am wahrscheinlichsten ist.

Dieser aus den Urkunden gewonnene Sachverhalt trifft sich nun mit der Datierung des Baues der Schenkenburg in so auffallender Weise, daß die Identifizierung des Wohnsitzes „Celle“ oder „Shenchencelle“ der ersten Schenken ohne Schwierigkeiten gelingt. Dies kann nur die Schenkenburg gewesen sein, die wenig später namentlich ebenfalls als „Schenckenzelle die burge“ (1301) erscheint¹². Für sie haben sich die Umstände ihrer Erbauung geklärt, und auch an der ihr zugeordneten Funktion braucht nicht mehr gezweifelt zu werden: Sie diente den freiburgischen Schenken als Sitz und Stützpunkt, von dem aus sie die Bergbauinteressen der Grafen im Revier von Wittichen wahrnahmen. Auf Grund des hervorragenden Standortes auf dem das ganze Tal abriegelnden Bergrücken konnte man von ihr aus auch den Zugang in dieses Bergbauggebiet sichern, so daß aus dieser Sperrlage eine weitere Funktion für diese Burg deut-

lich wird. Die Absicherung eines derartig wertvollen Wirtschaftsraumes, wie es ein Erzrevier darstellte, konnte offenbar nicht weit genug gehen, wie die Errichtung noch weiterer Befestigungen auf dem „Burgstallfelsen“ und auf dem „Wittichenstein“ beweist¹³.

Dieser massive und auch kostspielige Einsatz der Schenken zeigt auch an, daß die Verleihung der Bergrechte 1234 von den Freiburger Grafen wenigstens in einem Falle konsequent umgesetzt worden ist. Inwiefern ihre Ministerialen an Ort und Stelle dabei auf ältere Rechte gestoßen sind, kann in diesem Zusammenhang nicht weiter erörtert werden. Jedenfalls bestand hier, am Zusammenfluß der beiden Kinzigen, schon eine „Celle“, nach der sie sich auch benannten, und weiter talaufwärts liegen die Reste des „Schlöble“, einer befestigten Anlage, die vermutlich schon im 12. Jahrhundert existierte¹⁴.

Wohl müssen sich die Schenken hier in den Besitz der Grund- und der Gerichtsherrschaft gebracht haben, die später als Bestandteile der „Herrschaft Schenkencell“ faßbar werden. Daraus wurden schon 1294 Güter „uff Kúbach“ und „zu Hozenhúsern unter Schenchencelle“ verkauft, wozu Graf Friedrich von Fürstenberg als Lehensherr seine Zustimmung gab¹⁵. Weit oben im Tal der Kleinen Kinzig, in Hinterrötenberg und Schömberg, bestanden Rechte an „lute und gut“, die 1298 veräußert wurden¹⁶. Aus dem Erbe der Schenken stammte schließlich das „Gut uf dem Buihel zu Schenkencelle“, das 1313 dem Kloster Alpirsbach übereignet wurde¹⁷. Dazu verfügten die Schenken in Gestalt der Wittichenstein über eine zweite Burg, und „Cella Pincerne“ hieß schließlich die 1275 erstmals erwähnte Pfarrei¹⁸, deren Rechte wohl ebenfalls den Schenken zustanden. Es zeigt sich, daß die Schenkenburg von Anfang an auch ein Herrschaftsmittelpunkt war, von dem aus das Gebiet um die obere Kinzig zwischen Schiltach und Alpirsbach sowie der gesamte Einzugsbereich der Kleinen Kinzig verwaltet worden ist. Der Aufbau dieser „Herrschaft Schenkencell“ muß ebenfalls den Schenken zugerechnet werden, wobei ihnen die Verfügbarkeit über das Bergregal zu Hilfe kam, das bekanntermaßen gerade zum Zwecke des Herrschaftsaufbaues eingesetzt werden konnte.

Die Schenkenfamilie selber wurde im Jahre 1277 durch den Schenken Eberhard vertreten¹⁹, der mehrere Nachkommen gehabt hat: Ein Sohn war vermutlich jener „Hainzze“, dem Graf Egen von Fürstenberg 1292 das Kirnachtal bei Villingen verlieh²⁰; damals noch „Shenkk von Celle“ genannt, führte er diese Herkunftsbezeichnung nicht mehr, als er anfangs des 14. Jahrhunderts wieder in fürstenbergischen Urkunden auftauchte²¹. Er hatte sich von seinem Herkunftsort ebenso gelöst wie sein Nachkomme Schenk Eberhard, der in seinem Siegel aber noch immer den Adler und den Sparren führte²². In die Generation des Schenken Heinz gehören als weitere Brüder die Schenken Heinrich und Burkhard, die 1298 einen Verkauf getätigt haben. Von ihnen war Konrad „der elter“; er führte ebenfalls das Schenkenwappen im Siegel²³, wird als „der Schenke von Schenkencelle“ aber 1299 letztmals genannt²⁴. Danach hat



„Schenkenzell“ von Maximilian von Ring, 1828 (Ausschnitt). Blick von Westen auf die Ruine der Schenkenburg mit den hohen Mauern des Palas und den Resten der zweifachen Umfassungsmauer. Unterhalb die Schenkenzeller Kirche. Vorlage und Aufnahme: Städt. Sammlungen, Freiburg i. Br.

auch er die Burg Schenkenzell verlassen und am oberen Neckar eine neue Existenz begründet, wo er der Stammvater der in der Nähe von Epfendorf beheimateten „Schenken von Schenkenberg“ geworden ist. Sie stellten im 14. Jahrhundert im Kloster Alpirsbach zwei Äbte²⁵, deren Wappen, der alte Schenkenzeller Schild, an der Westfront der Abtei noch zu sehen ist.

Von den Schenken „von Zell“ war am Ende des 13. Jahrhunderts nur Burkhard im oberen Kinzigtal geblieben. Doch saß auch er nicht mehr auf der Stammburg, sondern urkundete gewöhnlich „aput Witechenstain“, wo er von 1293—1304 nachzuweisen ist²⁶. Mit den Grafen Egen und Konrad II. von Freiburg muß er in schwere Streitigkeiten geraten und von diesen auch gefangen gesetzt worden sein, worüber eine Urkunde von 1297 berichtet²⁷, aus der die näheren Umstände aber leider nicht zu entnehmen sind. Hier dürfte jedoch ein Ansatzpunkt für ein entscheidendes Ereignis in der Geschichte der Schenkenburg liegen, das um das Jahr 1300 stattgefunden hat und das nur als Herrschaftswechsel interpretiert werden kann: 1301 erscheint „Schenckenzelle die burge“ im Besitz einer geroldseckischen Erbgemeinschaft, und auch 1309

wurde die „vesti zu Schenkenzell“ unter den Burgen der Geroldsecker aufgezählt²⁸. Ebenso trat 1312 der Geroldsecker Johann als Lehensherr von Wittichenstein auf²⁹, so daß davon ausgegangen werden muß, daß die gesamte Herrschaft Schenkenzell seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts in die Hände der Herren von Geroldseck übergegangen ist. Auf welchem Wege sie dahin gelangte, ist ein bis heute ungelöstes Forschungsproblem³⁰, doch kann auf eine Häufung von Schwierigkeiten innerhalb der Schenkenfamilie kurz zuvor verwiesen werden, die ihren Ausdruck in Verkäufen, im Wegzug der Schenken Heinz und Konrad und schließlich in der Gefangenschaft Burkhardts gefunden haben. Er hatte seine „missehelli“ bemerkenswerterweise mit den Freiburger Grafen, den Dynasten also, die für die Schenken von Anfang an die Dienst- und Lehensherren gewesen sind. Ob er sich ihnen gegenüber einer Verletzung seiner Pflichten schuldig gemacht oder sich möglicherweise gegen die von diesen geplante Veräußerung von Schenkenzell gewehrt hat, kann nicht mehr entschieden werden.

Die Schenkenburg selber war seit dem 14. Jahrhundert jedenfalls durch geroldseckische Dienstleute besetzt wie jenen namentlich unbekannt gebliebenen Burgvogt, der 1323 der Luitgard ein Hilfsversprechen für ihre Klostergründung in Wittichen gab³¹. Für 1327 ist dann die Belehnung des Heinrich Hülwer überliefert, dessen Nachkommen bis anfangs des 15. Jahrhunderts als Edelknechte „zu Schenkenzell“ gesessen sind³². Unter den geroldseckischen Besitzungen kam der „vesti zu Schenkenzell“ insofern eine gewisse Bedeutung zu, als sie der Sitz einer eigenen „Unterrherrschaft“ gewesen ist, wie sie auch auf der Burg Lahr, auf Hohengeroldseck und in Sulz am Neckar bestanden. Sie und die mit ihr verbundenen Herrschaftsrechte wurden innerhalb der Linie Hohengeroldseck des sich aufteilenden Geroldsecker Hauses vererbt, aus der jeweils einzelne Angehörige, oft nicht ohne Erbstreitigkeiten, Schenkenzell in Besitz nahmen und dort auch gewohnt haben.

1370 hatte der Geroldsecker Georg Schenkenzell nach einer Herrschaftsteilung erhalten³³. Sieben Jahre später mußte er dem Grafen Eberhard von Württemberg das Öffnungsrecht der dortigen Burg verschreiben³⁴, auf die dieser ganz im Sinne der damaligen württembergischen Expansionspolitik im Kinzigtal sein Interesse gerichtet hatte. Danach kam die Schenkenburg nur auf Umwegen wieder an Walter von Hohengeroldseck zurück³⁵, dessen Söhne Diebold und Heinrich im Jahre 1433 anlässlich ihrer Fehde mit der eigenen Verwandtschaft in ihr belagert wurden³⁶. Bei diesem „Geroldsecker Erbfolgekrieg“ muß großer Schaden angerichtet worden sein, denn noch 1436 wurde an den Schlössern Schenkenzell und Romberg und am Kloster Wittichen „gebaut“³⁷, wobei möglicherweise auch die äußere Zwingermauer der Schenkenburg errichtet worden ist.

Seit 1451 lebte hier Anna von Zimmern, die Witwe des Hans von Geroldseck, um die sich die Erzählung von der „Gefangenen auf der Schenkenburg“

rankt³⁸. Schließlich nahm Gangolf hier seinen Wohnsitz und nannte sich seit 1471 „Herr zu Geroldseck und Schenkenzell“³⁹. Er bestellte sich 1474 „den vesten Hansen von Reckenbach“ zum Burgvogt unter Bedingungen, die einen guten Einblick in dieses Amt verschaffen: Er erhielt das Wohnrecht „im Schloß“, das er zu behüten und mit Gesinde zu versehen hatte. Verschiedene Grundstücke wurden ihm zur Nutzung verliehen, dazu Weide-, Holz- und Wasserrechte. An Abgaben standen ihm die Schulter-, Eier- und Hühnerzinse aus Reinerzau, Kaltbrunn und Schenkenzell, sowie aus der Witticher Kastenvogtei 10 Malter Roggen zu. Nutzen konnte er auch die zur Burg gehörenden Frondienste, und darüber hinaus erhielt er jährlich zwei Hofkleider und acht Gulden Bargeld. Als Gegenleistung hatte er dem Geroldsecker ein Pferd und ein reisiges Pferd bereitzuhalten und ihm auf der Burg Stallung, Heu und Stroh für die Pferde und ihm selbst ein Mahl und Wein gegen Entgelt zu geben⁴⁰.

Von Gangolf selber ist bekannt, daß er in wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten lebte, so daß er seit 1488 gezwungen war, die gesamten geroldseckischen Besitzungen im Kinzigtal zu veräußern. Als Käufer fand er die Grafen von Fürstenberg, die ihrerseits an der Vergrößerung ihres Kinzigtäler Territoriums interessiert waren und offenbar auch finanzkräftig genug gewesen sind. Nachdem sie 1490 die Herrschaft Romberg erwerben konnten, mußte der Geroldsecker 1498 den größten Teil der Herrschaft Schenkenzell für 1400 Gulden an sie verpfänden, noch ohne die Burg und die Kastvogtei Wittichen, die er dann zwei Jahre später für weitere 920 Gulden verkaufte⁴¹. Den bei diesen Geschäften ausgestellten Urkunden lassen sich nochmals der Umfang und die Rechte der Herrschaft Schenkenzell entnehmen, wie sie letztlich aus dem hohen Mittelalter überkommen waren: Die Täler Kaltbrunn und Kuhbach sowie das Dorf Schenkenzell mit „lütten und guten“, der niederen und der hohen Gerichtsbarkeit, deren Kern die Burg Schenkenzell gewesen ist. Dazu gehörte ursprünglich auch das Tal Reinerzau, das schon früher an Alpirsbach verpfändet worden war, und auch Wittichen, über das seit der Klostergründung die Geroldsecker die Kastenvogtei besaßen. Bevor sie 1331 an dieses Kloster geschenkt worden waren, standen auch die Kirchenpatronate von Schenkenzell und Roßberg dem Herrschaftsinhaber zu, der hier die volle Grund-, Orts-, Gerichts- und Kirchherrschaft besessen hat⁴².

Nur um wenig geschmälert waren diese Rechte seit 1500 fürstenbergisch geworden, und die Schenkenburg wurde, nachdem Gangolf von Geroldseck 1506 für nochmals 300 Gulden auf sein Wiederlösungsrecht verzichtet hatte⁴³, von dem Grafen Wolfgang von Fürstenberg als Lehen ausgegeben. Zu ähnlichen Bedingungen, wie schon früher die Burgvögte bestellt worden waren, erhielt der Junker Hans von Weitingen 1513 „Schloß Schenkenzell“ als erbliches Mannlehen, dazu noch das Jagdrecht jenseits der Kinzig⁴⁴. Seine Neffen und Nachfolger als Lehensträger machten sich dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg gegenüber jedoch des Treuebruchs schuldig, was diesen als streitbar

bekanntem Herrn so verärgert haben muß, daß er mit seinem Kriegsvolk im Jahre 1534 vor der Schenkenburg erschien, sie einnehmen und ein für allemal zerstören ließ.

Literatur:

Chr. Bühler: Die Herrschaft Geroldseck. Studien zu ihrer Entstehung, ihrer Zusammensetzung und zur Familiengeschichte der Geroldsecker im Mittelalter (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 96. Band), Stuttgart 1981; H. Fautz: Die Schenkenburg, in: Ortenau 50/1970, S. 236—255.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. zur Beschreibung der Burg: H. Fautz, a.a.O., S. 237.
- 2 Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Gerhard Wein, Kreisarchivar Freudenstadt.
- 3 Vgl. K. Hammel, Lützelhardt, in: Ortenau 21/1934, S. 511—526, hier S. 519. — Vgl. auch: H. Graf Waldburg-Wolfegg, Vom Nordreich der Hohenstaufen. München und Zürich 1961, S. 50.
- 4 FUB 1, Nr. 411.
- 5 F. J. Mone, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte Bd. 4. 1867, S. 75. — GLA Karlsruhe 24/55.
- 6 FUB 1, Nr. 439. — Ebda., Nr. 440 („Her. pincerna de Celle“). — Freiburger Urkundenbuch Bd. 1, S. 124f.
- 7 GLA Karlsruhe 24/55.
- 8 Vgl. dazu: H. Büttner, Eginow von Urach-Freiburg, der Erbe der Zähringer, Ahnherr des Hauses Fürstenberg (Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv Heft 6). Donaueschingen 1939.
- 9 FUB 1, Nr. 379.
- 10 Vgl. den Beitrag „Wittichenstein“ in diesem Band.
- 11 Freiburger Urkundenbuch Bd. 1, S. 24f.
- 12 FUB 5, Nr. 290.
- 13 Vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band.
- 14 Vgl. den Beitrag „Schlöble (bei Schenkzell)“ in diesem Band.
- 15 FUB 1, Nr. 634. — Vgl. auch: K. J. Glatz, Geschichte des Klosters Alpirsbach. Straßburg 1877, R 55b (z.J. 1303) und R 58 (z.J. 1304).
- 16 WUB 11, S. 143.
- 17 FUB 5, Nr. 338.
- 18 FDA 1/1865, S. 40.
- 19 WUB 8, S. 52.
- 20 FUB 1, Nr. 628.
- 21 FUB 2, Nr. 13; ebda., Nr. 592.
- 22 FUB 2, Nr. 493; ebda., Nr. 506.
- 23 Wie Anm. 16.
- 24 FUB 1, Nr. 657.
- 25 Vgl. K. Schreiner, Sozial- und standesgeschichtliche Untersuchungen zu den Benediktinerkonventen im östlichen Schwarzwald (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 31. Band). Stuttgart 1964, S. 256ff.
- 26 Wie Anm. 10.
- 27 Freiburger Urkundenbuch Bd. 2, S. 234f.
- 28 FUB 5, Nr. 290 und 290/1. — Vgl. dazu: Chr. Bühler, a.a.O., S. 71f.
- 29 Wie Anm. 10.
- 30 Vgl. dazu die älteren Arbeiten von H. Fautz, Schiltach und Schenkzell in der Gaugrafschaft Sulz, in: Ortenau 33/1953, S. 67—72; ders., Geroldsecker Land im oberen Kinzigtal, in: Geroldsecker Land 9/1966/67, S. 71—79. — Vgl. auch Chr. Bühler, a.a.O., S. 138, der Schenkzell von den Grafen von Sulz über die Tiersberger an Hohengeroldseck gedeihen läßt. Dagegen sprechen die eindeutigen Beziehungen der Schenken zu den Grafen von Freiburg.
- 31 Leben der seligen Luitgart, der Stifterin von Wittichen, von dem Pfarrer Bertholt von Bombach. Von 1291 bis 1348, in: F. J. Mone, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte Bd. 3, 1863. S. 438—468, hier S. 451f.

- 32 Vgl. H. Fautz, Die Schenkenburg, a.a.O., S. 246f. — Vgl. Chr. Bühler, a.a.O., S. 74, Anm. 75.
 33 Vgl. Chr. Bühler, a.a.O., S. 81. — Zur Numerierung der Geroldsecker, vgl. ebda., Stammtafeln, S. 168ff.
 34 Württembergische Regesten Nr. 6024.
 35 Ebda., Nr. 6033. — Vgl. K. Schubring, Die Herzöge von Urslingen. Studien zu ihrer Besitz-, Sozial- und Familiengeschichte mit Regesten (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 67. Band), Stuttgart 1974, R 158.
 36 Ebda., R 410 und R 411.
 37 Ebda., R 497.
 38 Vgl. H. Fautz, Die Gefangene auf der Schenkenburg, in: Geroldsecker Land 7/1964/65, S. 168—171.
 39 Vgl. Chr. Bühler, a.a.O., S. 151, Stammtafel S. 174.
 40 FFA Donaueschingen, Abt. Aliena-Geroldseck 10. — Vgl. H. Fautz, Die Schenkenburg, a.a.O., S. 247.
 41 FUB 4, Nr. 227; ebda., Nr. 305. — Vgl. Chr. Bühler, a.a.O., S. 138.
 42 Vgl. Chr. Bühler, a.a.O., S. 134ff.
 43 FUB 4, Nr. 305/3 und Nr. 306/1.
 44 Mitteilungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv Bd. 1, Nr. 48, S. 22f.

Der Burgstall bei Schenkenzell (103)

Hans Harter

Gemeinde Schenkenzell (Landkreis Rottweil)

Der „Burgstall“ liegt südlich von Schenkenzell auf dem 50 m die Kinzig überragenden Burgstallfelsen (412 m ü.d.M.). Neben einem landwirtschaftlichen Anwesen findet sich auf dem höchsten Punkt des nach allen Seiten abfallen-



Der Burgstall bei Schenkenzell von Süden. Aufn.: H. Harter (1984)

den Felsens die fast kreisrunde Burgstelle, die einen Durchmesser von 22 m aufweist. Der Ring besteht aus einer zwischen 1,6 bis 2,2 m hohen Trockenmauer, die auf dem gewachsenen Granitfelsen sitzt. Die von ihr umgebene Innenfläche ist ohne bauliche Spuren und wird heute als Garten oder Wiese genützt.

Der noch feststellbare Befund weist auf nicht mehr als das runde Fundament eines Bauwerkes hin, das wahrscheinlich ein turmartiges Gebäude gewesen ist. Immerhin wird „das burgstall“ im Jahre 1493 als Grenzpunkt des Schenkenzeller Burgfriedens erwähnt¹, war aber schon damals ruinös, wie seine namenlose Kennzeichnung als „Burgstall“ schließen läßt. Anhaltspunkte für eine Datierung könnten nur durch Grabungen gewonnen werden, so daß das Alter dieser Anlage vorerst unbestimmt bleiben muß. Auch ihre Funktion ist nicht ohne weiteres zu erkennen. Hinzuweisen ist jedoch auf einen alten Weg, der von Schenkenzell über die Kinzig hier am Burgstall vorbei hinauf auf die Holzebene und zum Brandsteig führte, wo er an das Straßennetz des oberen Neckargebiets Anschluß fand. Eine Beziehung zu diesem Weg ist durchaus denkbar, da er den einzigen Zugang in den Schenkenzeller Raum von Osten gebildet hat und vom Burgstallfelsen aus gut gesichert und überwacht werden konnte.

Literatur:

H. Fautz, Der Burgstall bei Schenkenzell, in: Ortenau 50/1970, S. 259—262.

Anmerkung:

1 FUB 7, S. 302.

Das Schlöble bei Schenkenzell (103)

Hans Harter

Gemeinde Schenkenzell (Landkreis Rottweil)

Das „Schlöble“ liegt nordöstlich von Schenkenzell auf einem über dem Kinzigtal sich erhebenden Bergkegel (490,5 m ü.d.M.).

Daß der schmale, in Nord-Süd-Richtung verlaufende Bergrücken einstmals eine Befestigung getragen hat, ist in deutlichen Spuren noch immer zu erkennen. Ein bis zu 5,5 m tiefer und über 16 m langer Graben zieht sich quer über das bewaldete Gelände. Er schließt den vorderen Teil des Berges so nach Norden ab, daß dieser ein für sich stehendes Plateau von etwa 10 x 16 m Seitenlänge bildet. An dessen nördlicher Schmalseite, über dem Graben, stecken Mauerreste im Boden, die auf ein aus Sandsteinquadern aufgeführtes und mit stark gemörteltem Bruchsteinwerk hintersetztes schildmauerartiges Bauwerk schließen lassen. Auf dem dahinter gelegenen Plateau, der eigentlichen Burg-

stelle, finden sich zerstreut quaderförmig behauene Buntsandsteine, Mörtelreste und ein ovaler Erdeinbruch, der möglicherweise einen jetzt mit Bau- schutt verfüllten Kellerraum andeutet.

Es ist schwer zu sagen, wie das Bauwerk ausgesehen hat, das hier einmal ge- standen ist. Auf jeden Fall war es eine stark befestigte Anlage, zu deren Schutz außer dem Halsgraben an der Bergseite auch an den abfallenden Tal- seiten umfangreiche Erdbewegungen vorgenommen worden sind. Dabei wur- de ein das Burgplateau umziehender doppelter Wallgraben geschaffen, der auf zwei übereinanderliegenden Stufen in teilweise noch beträchtlicher Breite und Tiefe erhalten ist.

Eine Datierung dieser Anlage kann bisher nur auf Grund der oberflächigen Beschaffenheit vorgenommen werden. Mit Sicherheit handelt es sich um eine mittelalterliche Burg, was auch die für sie gebräuchliche Bezeichnung „Schlöble“ nahelegt. Darüber hinaus können Aussagen nur sehr behutsam gemacht werden, wiewohl an der von G. Wein vorgenommenen Einschätzung als „hochmittelalterlich“ und „vor dem 13. Jahrhundert“ als Ausgangspunkt festzuhalten ist¹. Dafür sprechen nicht nur ihre bauliche Ausführung wie das kleinquadrige Mauerwerk, sondern auch die vollkommen fehlenden histori- schen Belege, die, wie im Fall der benachbarten Willenburg, eine „frühe“ Burg annehmen lassen.

Möglicherweise findet sich im „Schlöble“ die überhaupt älteste Burg des Schenkenzeller Raumes und dessen frühester politischer Mittelpunkt, das heißt, daß es einer geschichtlichen Phase angehört, die vor der Erbauung der Schenkenburg in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts anzusetzen ist. Dieser Zeitraum ist bisher unerforscht geblieben, obwohl er quellenmäßig erschlos- sen werden kann: Als die Schenken von Schenkenzell im Jahre 1244 hier erst- mals aufgetreten sind, müssen sie jene „Celle“ vorgefunden haben, nach der sie sich benannten und die bis heute im Ortsnamen von Schenkenzell erhalten geblieben ist². Dieser Zelle, einer offenkundig klösterlichen Niederlassung, kann eine im Tal der Kleinen Kinzig gelegene „terra beati Galli“ zugeordnet werden, von deren Existenz aus dem frühen 12. Jahrhundert berichtet wird³. An sie erinnern auch noch die im Vortal haftengebliebenen Flurnamen „Gal- lenbach“ und „Gallusberg“. Es liegt auf der Hand, hier ein Besitztum der Reichsabtei St. Gallen zu konstatieren, ohne daß dessen Bedeutung genauer bekannt wäre. Das in nächster Nähe davon gelegene „Schlöble“ hätte dann jedenfalls nicht ohne Beziehung zu einem solchen Klostergut bestanden, sei es als Sitz eines Ministerialen, eines Lehensträgers oder des die Vogteirechte aus- übenden Adeligen. Diese Fragen können ohne umfangreiche Untersuchungen nicht geklärt werden, doch bleibt festzuhalten, daß dem „Schlöble“ für die Schenkenzeller Frühgeschichte eine größere Bedeutung zuzukommen scheint, als seine geringen Spuren heute noch vermuten lassen.

Literatur:

H. Fautz, Das Schlöble bei Schenkenzell, in: Ortenau 21/1934, S. 444; Ders., Das Schlöble bei Schenkenzell, in: Ortenau 50/1970, S. 255—259.

Anmerkungen:

- 1 Mündliche Mitteilung von Herrn Dr. G. Wein, Freudenstadt anlässlich einer Begehung am 2. 4. 1978.
- 2 Vgl. den Beitrag „Die Schenkenburg“ in diesem Band.
- 3 WUB 1, S. 362.

Die Burg Wittichenstein (104)

Hans Harter

Gemeinde Schenkenzell (Landkreis Rottweil), ehemalige Gemeinde Kaltbrunn

Der im Weiler Vortal sich von Westen an die Kleine Kinzig vorschiebende Bergrücken zwischen dem Witticher Klosterbach im Süden und Kaltbrunnerbach im Norden trägt den Namen „Burgfelsen“ (510 m ü.d.M.). Auf ihm, der die drei ihn umgebenden Täler um mehr als 100 m steil überragt, hat O. Beil im Jahre 1920 die Spuren einer befestigten Anlage freigelegt und diese als die



Die Burg Wittichenstein: Der Burgfelsen über dem Witticher Tal von Süden, Standort der Burg.
Aufn.: H. Harter (1984)

seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in Urkunden erscheinende Burg „Wittichenstein“ identifiziert.¹

Die äußerste Spitze dieses Felsenkammes ist von ihrer Bergseite durch drei hintereinander angelegte Gräben abgetrennt. Der Felskopf, der die einstige Burg getragen hat, mißt nicht mehr als 9x7 m, dazu erstreckt sich unterhalb von ihm nach Süden und Westen noch eine etwas größere Terrasse, so daß die gesamte Anlage nur etwa 20 m im Geviert hat. Während O. Beil verschiedene Mauerspuren hat aufdecken können, finden sich heute an Ort und Stelle nur noch Trümmer, Mörtelreste und einige behauene Sandsteinquader, die regellos verstreut sind. Der Ausgräber wollte die Grundmauern eines viereckigen und eines runden Turmes gefunden haben, doch bleiben diese und andere Angaben über das Aussehen des hier gestandenen Bauwerks bloße Vermutung.²

Dagegen hat man zu Recht alle Angaben über eine Burg „Wittichenstein“ auf diese Anlage bezogen, die auf Grund ihrer geographischen wie topographischen Lage diesem Namen genau entspricht. „Aput Witechenstain“ wurde im Juli 1293 eine Urkunde ausgestellt und damit die Existenz dieser Burg zum ersten Male belegt.³ Es war der Schenk Burkhard „de Celle“, der hier damals einen Güterkauf getätigt hat, und er wird 1297 nochmals, und zwar als Schenk „von Wittechenstein“, urkundlich genannt.⁴ So ist sicher, daß dieser Angehörige der Familie der Schenken von Schenkenzell seinen Sitz auf Wittichenstein gehabt hat, was in den Jahren 1303 und 1304 durch zwei weitere von ihm dort getätigte Verkäufe bestätigt wird.⁵ Man hat den Eindruck, daß Schenk Burkhard, in beengten wirtschaftlichen Verhältnissen lebend, sich auf diese Burg zurückgezogen hatte, wo er 1312 dann verstorben ist.

In diesem Jahr nämlich hat „Johannes der Bock von Kolbenstein, ein riter“ einen Lehensrevers unterschrieben, wonach er „die burg ze Witechenstein“ als Nachfolger des als tot gemeldeten Schenken lehensweise empfangen hat. Die im Original erhaltene Urkunde⁶ beschreibt zugleich die für diese Burg gültigen Rechtsverhältnisse, die in zweierlei Hinsicht höchst aufschlußreich sind: Lehensherr war Johannes (I) von Geroldseck, der Begründer der zu Sulz am Neckar gesessenen Linie der Geroldsecker Herren,⁷ wobei von Wittichenstein hier ausdrücklich gesagt wird, daß sie „ze Sulze an die herschaft höret“. Sodann ist der Fall angesprochen, „das dekein silber Berg funden ist, alder wirt, in deme gehelde umbe Witechen unde der zu höret.“ Dann sollen diese „silberberge“ ebenfalls verliehen sein und von der Ausbeute dem Geroldsecker „zwei teil“, dem Lehensmann Johannes Bock von Kolbenstein „das triteil“ zustehen.

Neben der Bestätigung ihrer damaligen Zugehörigkeit zur geroldseckischen Herrschaft Sulz, wird die Burg Wittichenstein hier in einen Zusammenhang gestellt, der ihre Existenz und ihre Funktion ganz neu beschreiben läßt: In einem offenbar florierenden Bergbaugebiet, dem „gehelde umbe Witechen“, gelegen, hatte ihr Inhaber das Recht zur Ausbeutung dieser „silberberge“,

wobei die Erträge zwischen ihm und seinem Lehensherrn im Verhältnis eins zu zwei zu teilen waren. Nicht nur daß damit der Silberbergbau im Witticher Revier schon für das Hochmittelalter erwiesen ist, was bisher entweder unbekannt war oder bestritten wurde,⁸ die Burg Wittichenstein kann darüber hinaus jetzt auch als eine typische „Bergwerksburg“ angesprochen und gedeutet werden. Ähnlich wie etwa die Birchiberg im Revier von St. Ulrich bei Freiburg oder andere befestigte Anlagen in den Schwarzwälder Bergbaugebieten⁹ diente sie ebenfalls als Stützpunkt, von dem aus der Grubenbetrieb organisiert und geschützt wurde. Die gewonnenen Erze waren an Ort und Stelle zu sichern, für ihren Abtransport unter Geleit mußte gesorgt werden, so daß es verständlich ist, wenn zur Wahrnehmung dieser Aufgaben inmitten des Reviers eine solche Befestigung bestand. Diese diente den damit beauftragten Lehensleuten zugleich als Wohnsitz, und es sind diese Funktionen, in denen die Burg Wittichenstein auch schon vor 1312 gesehen werden muß.

Ausdrücklich sagt der damals ausgestellte Revers, daß der Kolbensteiner sie zu den gleichen Bedingungen verliehen bekam, wie sie schon „her Burcart selige der schenke“ innegehabt hatte. Über ihn, der übrigens der Schwiegersohn des Johannes Bock gewesen war¹⁰, läßt sich die Funktion der Wittichenstein als Bergwerksburg zunächst mindestens auf das Jahr 1293 zurückführen, in dem sie erstmals erwähnt worden ist. Wahrscheinlich reichte sie jedoch sehr viel weiter ins 13. Jahrhundert zurück, in die Jahre vor 1244 nämlich, als die Vorfahren des Schenken Burkhard ins obere Kinzigtal gekommen waren¹¹. Er hatte diese Burg als Lehensbesitz 1312 an seinen Schwiegervater vererbt¹², so wie sie vermutlich an ihn selber als Familiengut gekommen war.

Damit ordnet sich die Burg Wittichenstein in einen zeitlichen und politischen Zusammenhang ein, der seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch das Auftreten der Schenken bestimmt wird, die sich schon 1244 „de Celle“ nannten. Auf sie, denen offenbar die Bergrechte im Gebiet um Schenkenzell verliehen waren, muß die Erbauung auch dieser Burg zurückgehen, mit der sie das für sie wertvolle und ergiebige Revier schützten. Während die Burg Schenkenzell ihnen als repräsentativer Wohnsitz diente und zugleich den Zugang in ihren Herrschaftsbereich sperrte, war Wittichenstein inmitten der „silberberge“ der den Gruben unmittelbar zugeordnete Stützpunkt. Vielleicht gehört in diesen Zusammenhang auch die Erbauung des Turmes auf dem „Burgstallfelsen“ zur Kontrolle eines von der Hochfläche des oberen Neckars herunterführenden Weges¹³. Man gewinnt den Eindruck umfangreicher Sicherungsmaßnahmen durch ein ganzes Burgensystem, die zum Schutz und Betrieb eines derartig wertvollen Wirtschaftsraumes aufgewendet worden sind¹⁴. So kann das „gehelde umbe Witechen“ als Beispiel für den mittelalterlichen Grubenbetrieb im Schwarzwald und seine Sicherung durch Burgenbau gelten.

Die weitere Geschichte von Wittichenstein zeigt jedoch auch, daß Bergbau keine sichere Existenzgrundlage gewesen ist. Der seit 1293 hier hausende

Schenk Burkhard scheint unter permanentem Geldmangel gelitten zu haben, und auch sein Schwiegervater und Besitznachfolger Johannes Bock tat sich 1313 und 1314 durch Veräußerungen hervor¹⁵. Einige Jahre später, 1322, wird er „Ritter zu Ulenburg“ genannt¹⁶; er war also wieder ins Renchtal zurückgezogen, während seine Burg Wittichenstein 1344 als „Burgstall“ erscheint¹⁷, der auch nicht mehr weiterverliehen wurde.

In der Zwischenzeit muß der mit ihr verknüpfte Bergbau zum Stillstand gekommen sein, vielleicht auf Grund eines Unglücks oder wegen mangelnder Ausbeute. Darauf verweist auch die im Witticher Tal bald darauf erfolgte Klostergründung, die man sich bei einem regen Grubenbetrieb schwerlich vorstellen kann. Im Gegenteil, als Luitgard 1324 auf der Suche nach einem geeigneten Bauplatz für ihr Kloster dort ankam, war es eine Einöde, die sie vorfand: „Do was der wald vormals als gar erhowen“, so daß nicht einmal das nötige Bauholz geschlagen werden konnte¹⁸. Diese Nachricht beweist nochmals den zuvor hier umgegangenen Bergbau, dessen außerordentlicher Holzverbrauch für den Schacht- und Stollenbau bekannt ist. Jetzt aber waren die Wälder abgeholzt und der Grubenbetrieb eingestellt worden, so daß sich das verödete Tal als Ort für ein Kloster anbot.

Bemerkenswerterweise haben die Geroldsecker Luitgard von Anfang an unterstützt, sich sogleich aber auch die Vogteirechte über diese klösterliche Niederlassung gesichert¹⁹.

Vielleicht stand auch der Ritter Johannes Bock von Kolbenstein, der letzte Inhaber der Burg Wittichenstein, mit dem neuen Kloster noch in Verbindung und hat sich dort begraben lassen. Darauf verweist eine noch erhaltene Grabplatte, die an der westlichen Außenwand der Klosterkirche aufgestellt ist und die den Staufener Kelch, das Wappen des Kolbensteiners, trägt²⁰. Wie sehr sich das Kloster in der Kontinuität der Burg sah, wird in seiner Namensgebung deutlich, die von Anfang an auf „monasterium in Widechenstein“ (1331) oder „Kloster zu Widchenstain“ (1336) gelautet hat²¹.

Literatur:

O. Beil, Fundbericht über die im Juni 1920 auf der Gemarkung Kaltbrunn am Eingang des Witticher- und Kaltbrunner Tales aufgedeckte Burgruine, in: *Mein Heimatland* 7/1920, S. 47—52; H. Fautz, Burg Wittichenstein, in: *Ortenau* 50/1970, S. 262—269.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. O. Beil, Fundbericht, a. a. O.
- 2 Vgl. ebda., S. 49ff. und H. Fautz, Burg Wittichenstein, a. a. O., S. 265f., der eine Illustration eines Luitgard-Buches aus dem 18. Jahrhundert auszuwerten versucht hat.
- 3 WUB 10, S. 157. — Auf diese Urkunde bezieht sich die Notiz „Wittichensteinensis arx mentio fit“ aus den Sanktgeorgener Jahrbüchern, die in FUB 5, Nr. 262 mitgeteilt wird.
- 4 Freiburger Urkundenbuch Bd. 2, Nr. 205, S. 234f.
- 5 K. J. Glatz, Geschichte des Klosters Alpirsbach. Straßburg 1877, R 55b und R 58.
- 6 HStA Stuttgart A 157/U 246. Diese Urkunde ist der bisherigen Forschung unbekannt geblieben. Man zitierte immer ein unzulängliches Regest in FUB 2, Nr. 65.

- 7 Vgl. Chr. Bühler, Die Herrschaft Geroldseck. Studien zu ihrer Entstehung, ihrer Zusammensetzung und zur Familiengeschichte der Geroldsecker im Mittelalter. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 96. Band). Stuttgart 1981, S. 72f., 169, 175.
- 8 Vgl. R. Metz, Der Silber-Kobaltbergbau im Wittichener Revier und die Kinzigtäler Blaufarbenwerke, in: Alemannisches Jahrbuch 1955, S. 224—262, hier S. 232ff.
- 9 Vgl. dazu: H. Nehlsen, Die Freiburger Patrizier-Familie Snewlin. Rechts- und sozialgeschichtliche Studien zur Entwicklung des mittelalterlichen Bürgertums. (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau Bd. 9). Freiburg i.Br. 1967, S. 98. — Vgl. auch: I. Fick, Die Burgen des nördlichen Schwarzwalds und seiner Randgebiete. Mathem.-naturwiss. Dissertation Tübingen 1956 (maschinenschriftl.), S. 147ff.
- 10 FUB 5, Nr. 338.
- 11 Vgl. den Beitrag „Die Schenkenburg“ in diesem Band.
- 12 Vgl. die Urkunde von 1312: „unde her Burcart selige der schenke brahte unze an sinen tot“.
- 13 Vgl. den Abschnitt „Burgstall“ (bei Schenkenzell) in diesem Band.
- 14 Ob freilich auch auf dem westlich von Wittichen gelegenen „Silberberg“ eine befestigte Anlage bestanden hat, erscheint eher fraglich. H. Fautz, Das Schlöble am Silberberg bei Wittichen, in: Ortenau 50/1970, S. 270—273, möchte hier eine „Burgstelle“ festgestellt haben, doch können die Geländemerkmale auch und eher als Bergbauspuren gedeutet werden.
- 15 FUB 5, Nr. 338. — HStA Stuttgart A 470, Nr. 481.
- 16 Vgl. J. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, Bd. 1. 1898, S. 115ff, besonders S. 119.
- 17 FUB 5, Nr. 477.
- 18 Vgl. Leben der seligen Luitgart, der Stifterin von Wittichen, von dem Pfarrer Bertholt von Bombach. Von 1291 bis 1348, in: F. J. Mone, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte Bd. 3. 1863, S. 438—468, hier S. 452.
- 19 FUB 5, Nr. 399. — Vgl. auch: Chr. Bühler, Die Herrschaft Geroldseck, a.a.O., S. 139.
- 20 Abbildung in: Ortenau 57/1977, S. 150. — Vgl. zum Wappen des Kolbensteiners: J. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, Bd. 2, S. 350.
- 21 FUB 5, Nr. 339/4; ebda., Nr. 441.

**Schanzen
und Linien
in
Mittelbaden**

Schanzen in Mittelbaden

Thomas Kopp

Es ist sicher kein Zufall, wenn in der Ortenau — Grenzland und von Schwarzwaldflüssen durchzogen, deren Täler Wege ins Gebirge und zu den Pässen öffnen — sich zahlreiche Schanzen finden. Ein Fachmann beschreibt diese Zeugen einer früher üblichen Kriegsführung: „Ein Wall mit einer Brustwehr und davor ein Graben; vor dem Graben aber hundert Schritt breit ein Holzverhau, wo man die Baumstämme, mit ihren zugestutzten krackligen Ästen nach außen gekehrt, gut in der Erde verrammt und durch Astklammern zusammengehängt hatte; an den gefährdetsten Stellen eine stärkere Schanze (ein viereckig oder sternförmig aufgeworfenes Erdwerk: Redoute), doppelt gut bewehrt mit spitzen Pfählen nach außen gekehrt, mit Dornestrüpp und Fallen. Bei diesen Schanzen standen niedere Blockhäuser, in denen die Wachen sich aufhielten und . . . Gelegenheit zum Kochen und Schlafen gegeben war. Die Wege wurden auf sechs Stunden aufgerissen und absichtlich vernachlässigt, um den Feind im Anrücken zu hindern. — Bis diese Anlagen fertig waren, waren aber auch sämtliche Wälder der Umgebung kahl gehauen, und die Bauern hatten kaum mehr Holz zum Feuern . . .“¹

Da Schanzen wie die meisten Burgen Schutzfunktionen zu erfüllen hatten, dürfte es angebracht sein, als Abschluß des Burgenbandes einen Blick auf die Schanzen der Ortenau zu werfen. Dabei ist's keineswegs die Freude am Krieg, die uns veranlaßt, den heimatlichen Zeugen von Kämpfen und Nöten der Vorfahren nachzugehen. Diese Bauten könnten gar wohl mithelfen, einem die Schrecken der Gewalt anschaulich vor Augen zu führen.

Vorläufer des Westwalls

Wer offenen Auges durch die Ortenau wandert, trifft öfters auf Reste alter Befestigungen. Ein Teil derselben ist in ein „Linien-System“ unterzubringen, das über den Schwarzwald hinweg zieht, eine Art Vorläufer des Westwalls.

Eine ältere Linie beginnt am Hochrhein bei Säckingen, führt über die Hirschlach- und Prechtaler Schanzen in unsern Raum nach Hausach und dann dem Kniebis zu.

Neben der „Älteren Schwarzwaldlinie“ gibt es eine zweite, jüngere. Sie fängt am Feldberg an, kommt beim „Schänzle“ (in der Nähe des Karlsteins) in unsern Raum, zieht zur Rehhalde, von dort im rechten Winkel abbiegend zum Hornberger Schloß und das Gutachtal querend über Markgrafenschanze, Schondelhöhe, Waldhäuslekopf und Liefersberg ins Kinzigtal. Von hier „läufft nun die Linie auf St. Roman, eine Wallfahrt vor der Linie gelegen“²,



Sternschanze bei Hausach (Talschanze).

Aufn.: J. Mühlan

hernach dem Kniebis zu. Dort aber findet sich auch ein „Führerbunker“ des Zweiten Weltkriegs! Der Wanderer sieht viele Male die häßlichen Reste der gesprengten Westwallbunker.

Der „Vordere Kinzigtal-Wall“

Durch geologische Ereignisse wurde dem Kinzigtal schon vor Jahrmillionen sein geschichtliches Schicksal vorgezeichnet. Vom Eindringen der Kelten in die breite Gebirgsbresche, von der Römerstraße und dem Siedlungswerk der Gengenbacher Mönche bis zum Bau der Schwarzwaldbahn und der Schnellstraße von heute sind es die gleichen Naturkräfte, die bestimmend wirkten, ebenso aber auch bei der Anlage der Schanzen und Bunker. Deshalb nimmt es nicht wunder, wenn wir gleich im vorderen Teil des Kinzigtales, dort wo es sich oberhalb Gengenbach zum ersten Mal verengt, auf Schanzen stoßen.

Wer vom Holdereck dem Kamm Strohbach — Fußbach entlang wandert, kommt vorn bei der Bergnase („Auf der Schanz“ 384,8 m) zu einem sehr gut erhaltenen Werk mit tiefem Graben. Der wunderbare Blick ins vordere Kinzigtal könnte einen Hinweis auf die frühere Bedeutung der Wehranlage geben. Von ihr verläuft steil abwärts ein als „Schanzenreste“ bezeichneter Graben zu einer zweiten Schanze in der Höhenlage 260 m. Mit etwas Phantasie kann man eine ehemalige Weiterführung des Walls durch die Talaue vermuten. Auf alle

Fälle aber haben wir gleich jenseits des Flusses die sichtbare Fortsetzung: das „Paulischänzle“ über dem Schwaibacher Steinbruch. Von dort sind es etwa 1000 Meter Luftlinie bis zum Roßgrabeneck, wo die Anlage wieder gut zu sehen ist und sich verfolgen läßt bis zur 1100 Meter entfernten „Reig“ („Aufm Schänzle“). Von hier aus sieht man die Linie über den Lieberskopf weitere 2 km hinziehen. An einer Stelle ist sie vom „Wenkweg“ angeschnitten, so daß der Wanderer dort anschaulich das Schanzen-Profil beobachten kann.

Die „Schwedenschanze“ beim Dreimärker Welschensteinach — Prinzbach — Schuttertal („Prinzbacher Eck“)

Eine der besterhaltenen, größten und schönsten Redouten liegt auf dem „Prinzbacher Eck“; die Topogr. Karte 7713 bezeichnet den Punkt 570,7 mit „Auf der Schanz“. Der Volksmund redet von „Schwedenschanze“. Man war zu gewissen Zeiten gerne bereit, das Bestimmungswort „Schweden“ zu verwenden (Schwedenkrieg, -kanonen, -brunnen, -schanze), wohl auf Grund von lebendigen Erinnerungen an den schrecklichen Dreißigjährigen Krieg.

Zeichnet man die Schanzen des Kinzigtals auf einer Karte ein, könnte man auf den Gedanken kommen, unser Verteidigungswerk sei als Teil einer Linie angelegt worden, welche die genannte Strohbacher mit der Prechtaler Schanze verbindet. Die Vermutung wird noch wahrscheinlicher, weil wir in diesem Gebiet — zwischen Rebio und Kallenwald — beträchtliche Grabenspuren feststellen können. Zudem ist in der älteren Literatur der angenommene Verlauf angedeutet.

Der Haslacher „Schanzgraben unter dem Siechenhaus“

Das bisher bekannte älteste schriftliche Zeugnis über Schanzen unserer Heimat stammt von 1610. In diesem Jahr zogen protestantische Uniontruppen durchs Kinzigtal, worüber ein Bericht³ des damaligen Oberamtmanns vorliegt, der u. a. den im Haslacher Raum entstandenen großen Schaden feststellt. Und dann fügt der Schreiber an: „Was nur dessen Ursach, mag ich eigentlich nit wissen, sorg wohl, der unter Haslach, gleich unter dem Siechenhaus, aufgeworfene Schanzgraben und sonst ein Sach seien nit die gerinste Ursachen eines großen, schädlichen Verderben. Wer nur zue gedachter Schanz geraten und mit interessieret, haben Ew. Gnaden . . . vernommen und wäre meinem einfältigen guetbedünken nach besser und dem ganzen Kinzigtal nützlicher, es were dies Schanzgrabens niemaln gedacht worden . . .“

Kinzigtalsperre bei Hausach

Die Lage Hausachs am Zusammenfluß Kinzig-Gutach macht den Ort zu einem Angelpunkt, und es ist begreiflich, wenn dort sich Burg und Schanze finden.

Mit dem Schanzenbau wurde 1622, also in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges, durch den Schwäbischen Kreis begonnen. Über den Schanzenbau selbst wissen wir Bescheid, weil dazu Geld nötig war. Dessen Beschaffung hat sich dann „buchmäßig“ niedergeschlagen. Wir erfahren, wie die Hausacher das Geld bei einem Bankhaus Burkhard in Basel liehen. Als es ans Abzahlen ging, verlangte man Hilfe vom Umland, vor allem von dem vor der Schanze gelegenen Haslach mit der Begründung, dessen Bewohner könnten bei Gefahr hinter die Schanze fliehen. Die Haslacher aber lehnten ab. Ferner bat man Blumberg um Geld; die Werke gewährten ja bis in die Baar hinauf Schutz.

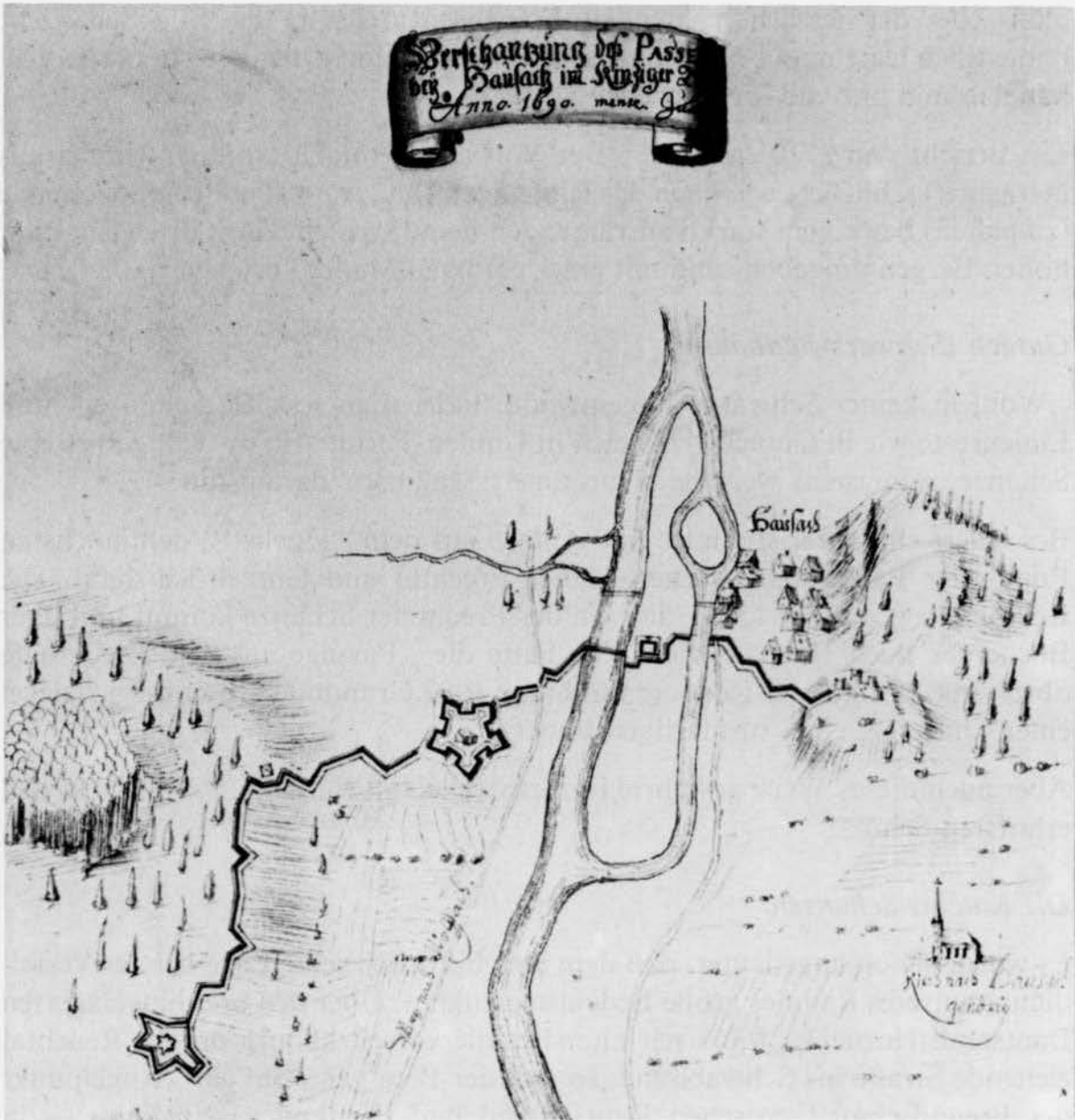
Der Hauptpunkt der Hausacher Verteidigung war das Schloß auf der Anhöhe. Dort lag zudem eine Redoute. Der Wall zog den Schloßberg hinab zur Kinzig. Links des Flusses befand sich eine kleinere, rechts eine größere — heute im Erdwerk noch gut erhaltene — Sternschanze (Fünfeckschanze). Die Linie ging von dieser „Talschanze“ am benachbarten Dorschenberg hinauf zu einer „Bergschanze“.

Auch in den Kämpfen des späteren 17. und 19. Jahrhunderts spielten die Hausacher Anlagen immer wieder eine gewichtige Rolle. Als 1689 die Franzosen ins Tals vorstießen, wurden die Werke von Verteidigern besetzt. Sie waren schon 1675 auf Veranlassung des kaiserlichen Feldherrn Montecuccoli teils ausgebessert, teils neu erstellt und mit Blockhäusern ausgestattet, nun aber beim Heranrücken der französischen Truppen von den „schlecht ausgerüsteten Verteidigern“ rasch aufgegeben worden. Im Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) ging's ähnlich. Der Obervogt der österreichischen Herrschaft Triberg berichtet:⁴ „Nachdem der feind ins Kinzinger Thal bis gegen Haslach angeruckt, hat der Herr General von Fürstenberg mit einem Corpo von etlich wenigen 1000 Mann die Schanz und Paß bei Hausach zwar besetzt . . ., weilen man aber in Beysorg gestanden, es dörfte der Feind über und hinter den Bergen seinen Marsch nemen und dem Herrn General in den Rücken gehen, maßen daselbsten in denen Bergen keine Linie gezogen ware, hat man den Paß und Schanz zu Hausach abandoniert (verlassen) . . . Der Feind avancirte derohalben auf Haslach . . .; von dannen er graden Wegs auf Hausach und bis zum sogenannten Thurm marschirt . . .“ — also über die Schanzen hinaus!

Im Polnischen Thronfolgekrieg (1733—1735) werden die Hausacher Schanzen nochmals neu erstellt. „Dem Franz Schwendemann von Haslach wird . . . die Erlaubnis gegeben, in der Schanz zu Hausach zu margetentern.“⁵

Zum letzten Mal wurden die Hausacher Anlagen 1815 erneuert. Baumeister Michael Hacker richtete sie mit dem Landsturm her, worauf man sie mit „Linien-Truppen“ besetzte.

Wenn der Wanderer seine Schritte rechts der Kinzig talabwärts lenkt, Richtung Fischerbach, stößt er auch da auf Befestigungsreste, die aber vom letzten



Die Schanzen vor Hausach i. K. (1690). GLA Karlsruhe

Weltkrieg stammen: die geographischen Grundkräfte, die Anlagen zum Schutze fordern, sind wie einst; nur die Formen haben sich geändert: vor drei Jahrhunderten aus Holz und Erde — heute aus Beton und Stahl . . .

Wolfach

Daß wir aus den vorhandenen Akten nur wenig über Schanzen bei Wolfach erfahren, ist erklärlich. Bedingt durch seine Lage im „Hinterland“ — vor allem auch hinter dem schützenden Hausach —, erforderte diese unbedeutende „strategische Situation“ kaum größere Befestigungswerke. Im Dreißigjährigen Krieg begnügte man sich mit einem „Schänzle“; es wurden „hinter der Vorstadt Stageten, Blockhäuser und ein Schänzle errichtet“. 1675 baute

man „bei der jetzt herrschenden Franzosenfurcht in der Eile Schanzen, namentlich legte man beim Hohen Weg, wo die Kinzig den Berg berührt, Verhaue an und hob die Kinzigbrücke ab“.⁶

Ein Bericht von 1710⁷ meldet: „Der Vorplatz Wolfach (von St. Roman aus betrachtet) schließet zwar auch das Kintzinger Thal, wäre aber nicht Soutenable (zu halten) bey einem starkh antringenden Feind, weilen das Stättlen rings mit hohen Bergen umgeben, und mit einer geringen Mauer versehen . . .“

Gutach (Schwarzwaldbahn)

„Wohl in keiner Schwarzwaldgemeinde findet man so viele Schanzen- und Linienreste wie in Gutach.“⁸ Gleich in Gutach-Turm, also im Tal, gab es eine Schanze, wenigstens weist der Flurname „Schänzle“ darauf hin.

Besonders charakteristisch ist eine Anlage auf dem „Höchst“, dem höchsten Punkt der Paßstraße zwischen Elzach-Prechtal und Gutach-Kinzigtal. Die Redoute liegt auf der Linie, die von der Prechtaler Schanze kommt und über Büchereck nach Hausach zieht. Sie hatte die „Passage aus dem Brechthale observiret“.⁹ In dieser Redoute fand man 1982 Grundmauern und Dachziegel einer Chartage, eines turmartigen Baues.

Aber auch dieses Werk gewährte im Ernstfalle — Frühjahr 1703 — nicht den erhofften Schutz!

Die Kniebis-Schanzen

Es wurde schon angedeutet, daß dem Kniebis durch seine Lage bei der Verteidigung unseres Raumes große Bedeutung zukam. Über den breithingelagerten Buntsandsteinrücken führt seit altersher die von Straßburg durchs Renchtal ziehende Straße ins Schwäbische, so daß der Berg gar wohl ein „Angelpunkt der Freundschaft“ zwischen Deutschland und Frankreich sein kann — in Kriegszeiten aber auch ein wichtiger strategischer Punkt, auf dem sich — bestimmt nicht durch Zufall — die ältere und jüngere Schwarzwaldlinie der einstigen Verschanzung trafen.

Zur strategischen Bedeutung des Berges schrieb ein Fachmann schon 1710: „ . . . der Kniebis nun . . . ist ein considerabler (beträchtlicher) Posten wegen der großen Landstraß, aus dem Württembergsch, über Freudenstat und den Kniebis und Oppenau auf Oberkirch, undt Straßburg, welche ehemals in consideration (Betrachtung) gezogen worden, bey den Frantzosen 1690, . . . da sie die Durchpassirung allhier möglich und zum leichtesten erachten . . .“¹⁰

Auf der Schwarzwaldvereinskarte, Blatt Freudenstadt — Kniebis ist in der Nähe der Zuflucht, beim Roßbühl, eine „Schwedenschanze“ eingezeichnet und nicht weit davon entfernt die „Schwabenschanze“, auch „Röschen-

schanze“ genannt nach dem württembergischen Major Rösch, der sie um 1794 anlegte. „Die Schwabenschanze war als starkes Sechseck mit einem Blockhaus in der Hauptsache von französischen Flüchtlingen, die sich in Württemberg niedergelassen hatten, auf damals völlig kahler Fläche aufgeführt. Von Wert war sie nicht und wurde schon auf den ersten Anlauf genommen.“¹¹

Eine dritte, die sogenannte „Alexanderschanze“, findet sich südöstlich in etwa 4 km Entfernung, benannt nach Herzog Alexander von Württemberg, der sie 1734 bauen ließ. Auch beim heutigen Hotel Lamm sieht man Wälle; sie sollen von den Württembergern im Auftrag der Reichsarmee gegen die Franzosen (Spanischer Erbfolgekrieg) errichtet worden sein. Das Hauptwerk stand an Stelle des Hotels; der Holzturm nebenan steht in einer Redoute; eine weitere liegt im benachbarten Wald.

Weitere Schanzen

Außer den angeführten Schanzen finden sich in der Ortenau noch viele weitere solche Befestigungen, z. T. gehören sie zu Vorwerken“ der Hauptlinien; u. a. seien als Beispiele erwähnt:

im Raume Biberach — Zell eine „Linie von Biberach rechts durch das Hermersbachtal, bis an den Hermersberg und Hundskopf, links bis zur Geroldseck“,¹³ dazu die Anlagen bei Fröschbach und im Haubach —

im Raume Steinach auf dem Artenberg (hinter dem Steinbruch) und beim Gewann Herbstloch („Auf d'r Schanz“), taleinwärts auf Welschensteinacher Gemarkung ein „Schänzle“, auf der Grenze Steinach-Hofstetten unweit der „Sieben Lochen“ eine weitere Schanze mit einem von ihr ausgehenden Wall. Die Anlagen auf dem Sommerberg (Biberach — Zell), dem Spitztannenkopf (Gengenbach), bei Schwaibach — Bergach und nördlich des Bleichbachs (Heidenkeller, Gisenburg, Schänzle, Tanzbühl) erinnern an die vorgeschichtliche Fliehburg des Burghards (Lahr). Deren nähere Erforschung stellt den Ortenau-Historikern Aufgaben für heute und morgen . . .

Linien in der Rheinebene

Natürlich finden sich auch in der Rheinebene — im Vorfeld Straßburgs — Befestigungswerke. Markgraf Ludwig Wilhelm, der Türkenlouis, ließ von Ortenberg nach der Festung Kehl der Kinzig entlang eine Linie ziehen. Sie wurde, nachdem die Franzosen 1703 Kehl eroberten, vom Sieger dem Erdboden gleich gemacht. Vor allem hatte dann auch die quer durch die Rheinebene ziehenden „Bühl — Stollhofener Linie“ zeitweise große Bedeutung¹².

Linien-Geschichte — „Geträumter Schutz“

Ein Fachmann, General Kleemann, hat sich 1894 mit dem Problem „Linienverschanzung“ befaßt und schreibt u. a. über unsere 1701 begonnene

„Schwarzwaldlinie“: „Ihre Verteidigung war dem Breisgauischen und Schwäbischen Landsturm anvertraut. Erwägt man jedoch, daß das Landvolk teils infolge des Werbesystems für die stehenden Armeen, teils auch wegen der maßlosen Jagdgesetze der Behandlung von Feuerwaffen fast ganz entfremdet war, auch bei der Zersplitterung des Deutschen Reiches oft nicht wußte, wofür gekämpft wurde, so wird man sich kaum wundern, wenn die Leute lieber daheim als auf Wache und Posten waren. Reguläre, tüchtige Truppen zur Verteidigung der Linien fand man selten in genügender Zahl und am rechten Ort . . .“¹⁴

Es ist interessant, von Kleeman zu hören, wie sich unsere „Schwarzwaldlinie“ „bewährte“: Der französische Marschall Villars ging am 25. April 1703 „mit seinem Heer nach Offenburg, um von da den Durchbruch durch den Schwarzwald zu versuchen. Zu diesem Zweck sendete er den General Blainville mit 28 Bataillonen, 30 Schwadronen in das Kinzigtal, welcher im raschen Anlauf die Posten Gengenbach, Biberach, Haslach und Hausach wegnahm und dabei mehrere Hundert Gefangene machte. Am 1. Mai drang er in das Tal von Hornberg ein und fand diese Stadt und das Tal bis auf die Höhen verschanzt und mit Truppen besetzt. Hier vereinigte sich Blainville wieder mit Villars, der nachgerückt war und nun an der Spitze von 60 Bataillonen, 70 Schwadronen mit einem außerordentlich zahlreichen Wagenpark mit Munition und Lebensmittel stand. — Villars ließ nun die vor den Verschanzungen liegenden Höhen ersteigen und von hier aus angreifen. Nach Abgabe einer einmaligen Salve flohen die Verteidiger (!) und die französischen Truppen kamen den Tal-Verschanzungen in den Rücken, so daß deren Besatzungen alsbald das Feld räumten. Die französische Armee rückte ohne weitere Belästigung über Triberg, wo sie noch frisch aufgeworfene, jedoch nicht mehr besetzte Schanzen fand . . . Die vom Markgrafen Ludwig für fast unüberwindbar gehaltenen Schwarzwald-Linien waren den Franzosen ohne besondere Verluste in die Hände gefallen, womit auch ihre Rolle zu Ende war.“ — „Geträumter Schutz!“

So hat gerade in unserm Raum „der praktische Gebrauch die Fehler und Schwächen zusammenhängender Linien-Verschanzungen genügend erwiesen“. An Stelle der Starrheit traten später die „neuesten Grundsätze von Beweglichkeit und Offensive“. Nach Clausewitz waren die „festen Linien die verderblichste Art des Cordonkrieges“.¹⁵

Auf zum Schanzen!

Die Befestigungen mußten schließlich errichtet werden. Dazu aber ließen sich Soldaten nicht immer kommandieren, das gehörte nicht zu ihren Pflichten. Deshalb wurde „zum Schanzen“ oft die Zivilbevölkerung herangezogen. Im „Vogt auf Mühlstein“ schreibt z. B. Hansjakob: „Da rückte im Jahr 1792 der kaiserliche General Wurmser gegen die französische Rheinarmee ins Elsaß

ein. Es wurden Schanzen aufgeworfen und die Bauern aus dem Breisgau und Kinzigtal zu Tausenden dazu kommandiert. Fast täglich sah man in den Jahren 1792 und 1793 Scharen junger Bauern und selbst starke Wibervölker aus dem Kinzigtal mit Schaufeln und Picken bewaffnet gen Kehl ziehen zum Schanzen.“¹⁶

Durch den „Fro(h)ngraben“ ist man wohl (am rechten Hang des Nordrachtales bei Lindach) zum Schanzen auf den Kamm („Schänzle“) und hinunter ins Kinzig- und Rheintal gezogen. In den Ortenau-Akten finden sich so viele Hinweise, weil sie durch Ausgaben für Arbeit und Baumaterial als „Soll“ in den Gemeinderechnungen erscheinen. Von 1701 an müssen die Kinzigtäler — um ein Beispiel herauszugreifen — für die von Offenburg bis Kehl angelegten Schanzen Faschinen, Pfähle, Weiden, Bauholz, Heu und Stroh liefern, ebenso Schänzer nach Straßburg. Die Gerichtsbarkeit jener Zeit setzte das Schanzen sogar als Strafe ein. Eine Biberacher Bürgerstochter, die „beim Herumschwärmen mit Soldaten den Schäppel verloren“, wird 1794 zu 12 Gulden oder zu 15 Tagen Schanzarbeit verurteilt. Strafgefangene flohen dann natürlich bei der ersten Gelegenheit.

Harmersbacher Reichsbauern, die nicht selber gehen wollten, konnten ihre Knechte, ja sogar Mägde oder Töchter schicken. So meldete der Obmann der Harmersbacher Schänzer, daß „die Tochter des Gallus Schnaiter zwei Mal auf der Schanz fehlt und einmal davongelaufen sei und wird der fronpflichtige Vater um acht Gulden vom hohen Rath gestraft“.¹⁷

Vom Sommer 1697 berichten Zeller Akten: „Man hat alle Mannschaft mit Unter- und Oberwehr samt Schanzzeug auf die Linien stellen, 300 Mann jung und alt, in die 6 Wochen continuierlich (beständig) zu den Schanzen halten, auch täglich fast alle Fuhren herbeyschaffen müssen. Die Fuhren wurden nicht von Mannsleuten, sondern vom Weibsvolk versehen und geleitet, wodurch das ganze Wesen gleichsamb öd gestanden. Bei diesen Faschinenfuhren ist ein Weibsbild, jung und wohlgestaltet und geraden Leibs, so auf eine guethe Heirath hoffen konnte, elendiglich zum Krüppel durchschossen worden.“¹⁸

Besonders hart war's, wenn man für den Feind schuften mußte. Als die Franzosen 1795 unsere Gegend besetzten, hatte die Landschaft Wolfach für das „Schanzwesen“ in Kehl zu sorgen. Später mußten Kinzigtäler nach Willstätt, Neumühl und Marlen, diesmal jedoch für die Kaiserlichen. 1799 ging's nach Auenheim, und in den Napoleonischen-Kriegen (1806/15) mußten die Hausacher, Offenburger und Kehler Werke abermals Baumaterial liefern.

Wer von den Älteren denkt dabei nicht an den Zweiten Weltkrieg — an die Zeiten, da man draußen in der Rheinebene am Westwall baute und die „Schänzer“, z. T. in den Kinzigtalorten untergebracht, täglich auf Lastwagen hinaus zur Arbeitsstätte befördert wurden!

Literatur:

H. Fautz, Das Schlöble von Sulzbach, in: Ortenau 50/1970, S. 321—322; A. Hasel, Aus Stollhofens Vergangenheit, in: Ortenau 37/1957, S. 69—75; K. Heck, Hornberg in alter und neuer Zeit, in: Mein Heimatland 16/1929, S. 1—11; M. Hildenbrand, Der schwerste Tag in der Geschichte Haslachs, in: Ortenau 52/1972, S. 77—85; K. Hitzfeld, Die Burg Hausach, in: Ortenau 47/1967, S. 112—122 und Ortenau 50/1970, S. 410—421; K. Hitzfeld, Die Schlösser bei Hornberg, in: Ortenau 50/1970, S. 373—402; H. Hübner, Verrat und Fall der Stollhoferer Linien, in: Mein Heimatland 26/1939, S. 64—73; Th. Kopp, Der Schwarzwaldwanderer stößt auf Schanzen, in: Badische Heimat 53/1973, S. 56—72; F. Schnabel, Die Geschichte der Schwarzwaldpässe, in: Badische Heimat. Offenburg und die Ortenau. 22/1935, S. 140—143; H. Schneider-Strittmatter, Das Kreisgebiet im Gange der Geschichte, in: Der Kreis Wolfach, hrg. 1966; M. Walter und F. Langenbeck, Die Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit, in: Ortenau 40/1960, S. 78—111; J.L. Wohleb, Der Wehrbau im Schwarzwald und in der Ortenau im 17. und 18. Jahrhundert, in: Offenburger Tagblatt vom 9.—14. 11. 1942; J.L. Wohleb, Die Anfänge des Erdwehrbaues auf dem Schwarzwald in: ZGO 92/1940, S. 256—274.

Karten:

Auf den Karten des „Schwarzwaldvereins“ (1:50 000) und den „Topographischen Karten“ (1:25 000) — soweit sie die Ortenau betreffen — gibt es außer den hier angeführten noch zahlreiche weitere Hinweise auf Befestigungswerke.

In einem „Inventar der handgezeichneten Karten und Pläne zur europäischen Kriegsgeschichte des 16.—19. Jahrhunderts“ (GLA) finden sich auch solche von Ortenauschanzen.

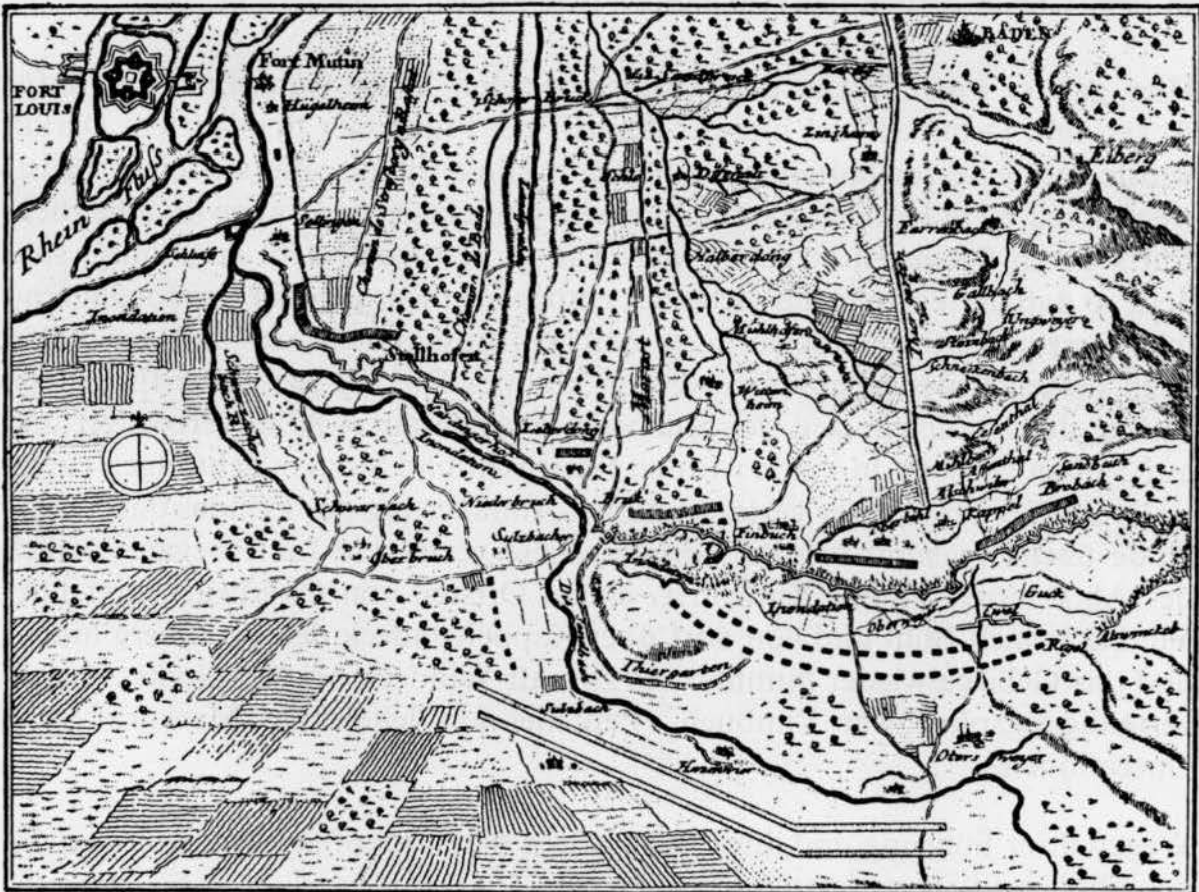
Anmerkungen:

- 1 K. Halter, Der Schwarzwald („Führer für Naturfreunde“), Karlsruhe 1922.
- 2 „Relatio“: „Über die mittlere Linie vom Feldberg bis an den Dobel, in was vor Stand sich selbige befinde, und bei einem attaquierenden Feind vor avantage und desavantage zu besorgen“, 1710, in: Boesser E.: „Zur Geschichte der Schwarzwaldlinien“ — Freib. Zs. 20 (zugleich Alemannia N. F. 5), 1904, S. 223—240, 292—298.
- 3 F. Disch, Chronik der Stadt Wolfach. Karlsruhe 1920, Seite 623.
- 4 ders., a. a. O. Seite 657.
- 5 ders., a. a. O. Seite 664.
- 6 ders., a. a. O. Seite 650.
- 7 siehe 2.
- 8 A. Barth, Mit ein paar Salven genommen, in: Offenburger Tageblatt v. 18. 3. 1982.
- 9 ders., a. a. O. 8.
- 10 siehe 2.
- 11 siehe 1.
- 12 Kleemann, Die Linien (Linienverschanzung) in Mittel-Europa im 17. und 18. Jahrhundert. Darmstadt und Leipzig, 1894.
- 13 F. Disch, Chronik der Stadt Zell am Harmersbach. Lahr 1937, Seite 394.
- 14 siehe 12.
- 15 siehe 12.
- 16 H. Hansjakob, Der Vogt auf Mühlstein, in: Schneeballen II.
- 17 H. Hansjakob, Der letzte Reichsvogt, in: Schneeballen I.
- 18 siehe 13, Seite 371.

Die Stollhofener Linien

Hugo Schneider

Kaum war der Pfälzische Krieg (1688—1697) mit seinen furchtbaren Verheerungen der Pfalz und des badischen Mittellandes beendet, brach ein neuer Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich aus, der Spanische Erbfolgekrieg (1701—1714). Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der Türkenlouis, der den Oberbefehl über die Reichstruppen am Oberrhein führte, erkannte als seine Aufgabe, den Einmarsch der französischen Heere in die Markgrafschaft zu verhindern. Diese hatten als Ziel, sich über die Pässe des nördlichen Schwarzwaldes mit den Truppen des bayrischen Kurfürsten Max Emmanuel im Kampf gegen den Kaiser zu vereinigen. Da die französischen Truppen zahlenmäßig stärker waren als die dem Markgrafen zur Verfügung stehenden, da zudem die Reichstruppen nur mangelhaft ausgerüstet und teilweise auch unzuverlässig waren, entschloß sich Ludwig Wilhelm, den Krieg am Oberrhein defensiv zu führen. Diesem Zweck der Verteidigung dienten die Stollhofener Linien. Unter Einbeziehung früherer Verteidigungslinien wurden sie 1701



Die Stollhofener Linien im Kriegsjahr 1703:

||||||| = Reichstruppen inondation = Überschwemmungsgebiete

■ ■ ■ = Französische Truppen

nach Angaben des Markgrafen von dem Major Albert Elster an einer der schmalsten Stellen des badischen Landes zwischen Stollhofen und Bühl angelegt. Die Arbeiten wurden im Spätjahr von Reichstruppen durchgeführt. Die zu Fronarbeit verpflichteten Untertanen wurden vor allem zu Transportdiensten herangezogen. Die Eckpunkte der etwa 20 km langen Linien waren die Festung Stollhofen am Rhein und Bühl am Rande des Gebirges. Stollhofen mit seinem Schloß und seiner Stadtmauer, geschützt durch Wasserläufe und Sumpfgebiete, wurde durch den Bau von Schanzen (Redouten) verstärkt. Nach Norden war es durch die Sternschanze von Hügelsheim gedeckt, die den Schutz gegen das 1688 aufgebaute Fort Louis auf der andern Rheinseite übernommen hatte. Außerdem wurde eine ununterbrochene Verteidigungslinie bis Söllingen angelegt und eine ältere zum Rhein in Richtung Dalhunden, der Land- oder Markhag, wieder in Stand gesetzt. Von Stollhofen führte die Linie unter Ausnützung der natürlichen Verteidigungsmöglichkeiten zum Hartunger Bosch, von da zum Waldgebiet Grubhurst und dem Nordrand des Abtsmoors. Da das Gelände hier wegen der nassen Wiesen, Sümpfe und Moore für marschierende Truppen unpassierbar war, begnügte man sich mit Schanzen, darunter eine Sternschanze bei Leiberstung. Anders lagen die Verhältnisse in dem Gebiet östlich des Abtsmoores bis Bühl.

Hier gab es auch Bäche und Gräben, jedoch kaum Sumpfgebiete, dafür Ackerland. Demnach war hier der Angriff der Franzosen zu erwarten. Darum wurde hier eine fortlaufende Verteidigungslinie erbaut, die aus einer Brustwehr von 2,60 m Höhe bestand und einem vorgelagerten Graben und die rückwärts durch Schanzen verstärkt war. Die Linie verlief nicht geradlinig, sondern so daß die Vorteile des Geländes einbezogen wurden. Sie war fortlaufend mit vorspringenden winkelartigen Anlagen ausgestattet, so daß der Feind nach beiden Seiten abgewehrt werden konnte. Die vor der Linie fließenden Bäche, der Sandbach und der Sulzbach, wurden auf 4,80 m verbreitert und auf 2,60 m vertieft. In ihnen wurden Schleusen und Stauvorrichtungen eingebaut, so daß das Wasser gestaut und bei Annäherung des Feindes das Vorgebiet überschwemmt werden konnte. Diese verstärkte Linie begann östlich des Abtsmoores unweit Kinzhurst, einem Ortsteil von Oberbruch, lief über Vimbuch nach Bühl und von dort über Kappelwindeck den Klotzberg hinauf und das Gebirge wieder hinunter bis zur Alt-Windeck bei Waldmatt. Hauptverteidigungsplatz war Vimbuch. Von hier aus leitete der Markgraf seine Operationen.

Wegen ihrer Führung und ihres Baus galten die Stollhofener Linien als uneinnehmbar, und sie widerstanden auch den 5 Angriffen, die der französische General Villars im März und April 1704 durchführte. Dennoch wurden sie im Mai 1707, bald nach dem Tode des Türkenlouis, von Villars eingenommen. Gegenüber der Markgräfin Sibylle erklärte der siegreiche General, „es sei weiter nichts Rühmliches dabei, der Markgraf lebe ja nicht mehr!“

Ermöglicht wurde jedoch die Einnahme infolge der Spionagetätigkeit des kaiserlichen Obersten Hieronymus von Erlach, eines gebürtigen Berners, der unter dem Kommando des Türkenlouis stand. Er hatte laufend Paris über die Aufstellung und die Bewaffnung der kaiserlichen Truppen unterrichtet und in mehreren Denkschriften die schwachen Stellen der Linien aufgezeigt. Er wurde dabei unterstützt von einem weiteren Spion namens Schredt.

Nach der Einnahme ließ Villars sofort die Verteidigungslinien wieder einebnen und das Stollhofener Schloß zerstören. An die Stollhofener Linien erinnern noch heute 2 Schanzen im Waldgebiet Grubhurst sowie der Name Schänzel beim Ortsteil Brombach von Kappelwindeck. — Die Aufgabe der Verteidigung übernahmen weiter nördlich die Ettliger Linien.

Literatur:

E. von Müller, Die Bühl-Stollhofener Linien im Jahre 1703, in: ZGO 60/1906, S. 99—137; L. Korth, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden der Türkenlouis. Baden-Baden 1905; H. Hübner, Verrat und Fall der Stollhofener Linien, in: Mein Heimatland 26/1939, S. 64—73; H. Mercier, Un Secret d'Etat sous Louis XIV. et Louis XV. La double vie de Jérôme d'Erlach. Paris 1934.

Fachausdrücke

Die angeführten Fachausdrücke finden sich in einzelnen Beiträgen des Werkes und wollen dem besseren Verständnis des Textes dienen. Eine Vollständigkeit ist nicht erstrebt.

Die Fachausdrücke des *Festungsbaues* stehen auf Seite 270 und 271.

Allodialgut: die Liegenschaften, die einem Lehensmann als eigen gehören und über die er frei verfügen kann.

Altan: der hochgelegene, auf Mauern oder Stützen stehende Vorbau an einer Burg, einem Gebäude.

Apotropäisch: einen Feind, Unheil abwehrend (z.B. Steinkugel in einer Burgmauer).

Architrav: Steinbalken, der den leeren Raum zwischen zwei Säulen horizontal überbrückt.

Barbakane: vor dem Burggraben angelegtes Außenwerk zum Schutze des Tores.

Baluster: als Stütze eines Geländers dienender kleiner profilierter Pfosten (Säule).

Balustrade: Geländer, das von Balustern gebildet wird.

Bastion: s. Fachausdrücke des Festungsbaues auf Seite 270 und 271.

Bergfried: der an höchster Stelle oder an der am meisten gefährdeten Seite gelegene starke Hauptturm einer Burg, der als Wachturm, zur Verteidigung sowie als Zufluchtsort für die Burgbewohner diente.

Bossenquader: der Buckelquader.

Buckelquader: Haustein, dessen vortretende meist nur grob bearbeitete Außenseite von einem rechteckigen geraden Randschlag umgeben ist.

Burg: im Mittelalter der befestigte Wohnsitz eines adligen Herrn. Seit dem 15. und 16. Jahrhundert wird gleichbedeutend mit Burg auch Schloß verwendet.

Burgfriede: die zwischen den Ganerben einer Burg festgelegten vertraglichen Abmachungen über den Frieden in der Burg sowie die Leistungen der Ganerben im Hinblick auf ihre Erhaltung und Verteidigung.

Burgstadel: der Name kann bedeuten kleinere Burgruine oder Burgstall.

Burgstall: der Name wird in verschiedener Bedeutung verwendet und kann bezeichnen

eine kleinere, auf Verteidigung eingerichtete Burg;

eine nur noch in Ruinen vorhandene Burg;

eine gänzlich abgegangene Burg.

Dirnitz: heizbarer Raum einer Burg, besonders Versammlungsraum, Speisesaal u.ä.

Donjon: der Bergfried.

Edelknecht: junger Adliger, der noch nicht zum Ritter geschlagen ist; später auch Ritter.

Fronhof: der einem Grundherrn gehörige Hof; sein Verwalter hatte ihn zu bewirtschaften und war gleichzeitig mit der Aufsicht der zu diesem Fronhofverband gehörigen Höfe beauftragt.

Ganerbe: Miteigentümer einer Ganerbenburg.

Ganerbenburg: Burg, die von einem Lehensherrn an die Mitglieder einer Erbgemeinschaft zu gemeinsamem und ungeteiltem Besitz verliehen wurde.

Glacis: s. Fachausdrücke des Festungsbaues.

Gußerker: nach unten offener Erker über dem Eingang einer Burg, von dem aus Pech u.a. auf die andringenden Feinde gegossen werden konnte.

Halsgraben: zur Verteidigung angelegter Graben vor einer Burg an jener Stelle, von der sie aus am leichtesten anzugreifen ist. Bei Höhenburgen trennt er den Platz der Burg von der Bergseite.

Höhenburg: auf einem Berg bez. Berghang gelegene Burg. Gegensatz: Tiefburg.

Kapitell: das kunstvoll ausgearbeitete Kopfstück einer Säule oder eines Pilastrs.

Kartusche: aus gerollten Bändern, Pflanzenteilen, Muscheln, Rollwerk u.a. kunstvoll gestaltetes Rahmengebilde für Wappen, Inschriften u.a.

Kastell: Burg mit regelmäßigem rechteckigen Grundriß.

Kemenate: heizbarer Raum einer Burg, besonders das den Frauen vorbehaltene Gemach.

Kropflöcher: Löcher in einem Mauerstein, in die die Spitzen einer Mauerzange eingesetzt werden, um den Stein hochzuziehen.

Laterne: rundes oder polygonales Türmchen mit Öffnungen oder Fenstern als Aufsatz auf einer Kuppel.

Lisene: schmaler, flacher, senkrechter Mauerstreifen zur Gliederung einer Wandfläche.

Mannlehen: Lehen, das nur in der männlichen Linie weitervererbt wird.

Mannsloch: niederes schmales Tor neben dem Burgtor; auch kleines niederes Tor im Burgtor zum Hinaus- und Hineinschlupfen.

Mansardendach: nach dem französischen Baumeister Mansard (†1666) benanntes gebrochenes Dach zur Gewinnung weiterer Wohnräume im Dachgeschoß.

Mantelmauer: Mauer, die einer Mauer oder einem Mauerteil als zusätzlicher Schutz vorgesetzt ist.

Mezzanin: das zwischen dem Erdgeschoß und dem 1. Obergeschoß eingebaute Zwischengeschoß.

Ministeriale: aus dem Stand der Unfreien hervorgegangener Adel.

Motte: Burg, um die ein steil ansteigender Erdwall aufgeschüttet ist, um die Aufstellung von Belagerungsmaschinen zu verhindern. Kegelburg.

Mushaus: herrschaftliches Wohngebäude auf einer Burg.

Neidkopf: an einem Haus angebrachter Tierkopf oder Fratze zur Abwehr von Dämonen.

Niederburg: = Tiefburg.

Palas: das langgestreckte, gewöhnlich zweistöckige Hauptwohngebäude einer Burg; meist mit einem Saal im Obergeschoß.

Pechnase: der Gußerker.

Pilaster: flacher, rechteckiger, aus der Wand hervortretender Pfeiler mit Basis und Kapitell.

Quaderung: auf bestehendem Mauerwerk in Putz angebrachte Nachbildung von Quadern mit rinnenförmigen oder gemalten Fugen.

Rempart: der an der Innenseite der Ringmauer aufgeschüttete Wall.

Ringmauer: die den Platz einer Burg umschließende Mauer.

Risalit: der symmetrisch an den beiden Enden oder im Mittelteil in voller Höhe vor die Mauerflucht vorgezogene Teil einer Fassade zum Zweck ihrer Gliederung.

Rollwerk: bandartiges Ornament, dessen Enden ein- bez. aufgerollt sind.

Rondell: aus der Befestigungsmauer vorspringender runder Turm.

Schanze: durch Erdaufschüttung und Graben gegen den Feind gedeckter Wehrbau.

Scharwachtturm: vorgekrager, kleiner gedeckter Beobachtungsturm an einer Ecke einer Burg.

Schildmauer: der der Angriffsseite zugewandte beträchtlich verstärkte und erhöhte Teil der Umfassungsmauer.

Schleppgaube: Gaube, bei der das Dach über dem Fenster angehoben ist.

Schloß: der meist unbewehrte, vor allem der Repräsentation dienende Wohnsitz eines Fürsten oder adeligen Herrn.

Schnecke: die Wendeltreppe.

Spornterrasse: natürliche oder künstlich hergestellte Terrasse am Ende eines Bergrückens oder eines Plateaus.

Spornlage: Lage am Ende eines Höhenrückens oder eines Bergvorsprungs.

Tiefburg: auf ebenem Gelände errichtete Burg. Gegensatz: Höhenburg.

Turmburg: meist ein quadratisch oder rechteckig angelegter Turm mit mehreren Stockwerken, der einer adligen Familie als Wohnsitz dient.

Volute: aufgerollte spiralförmige Verzierung in der Art eines Schneckenhauses.

Vorburg: die der Hauptburg vorgelagerte Burg mit den Wirtschaftsgebäuden.

Wasserburg, Wasserhaus, Wasserschloß: durch umgebendes Wasser (Burggraben u.a.) geschützte Burg.

Weiberlehen: Lehen, das nicht nur in der männlichen, sondern auch in der weiblichen Linie vererbt wird.

Wighaus: Gebäude aus Holz mit Schießscharten zum Aufstellen von Kriegsmaschinen.

Welsche Haube: Glocken-, auch zwiebelförmig geschweiftes Kuppeldach.

Zinnen: der von Zwischenräumen unterbrochene obere Rand einer Wehrmauer.

Zwinger: der Zwischenraum zwischen einer 1. und 2. äußeren Mauer einer Burg, auch der zwischen der Schloßmauer und dem Graben.

Abkürzungen

FDA	=	Freiburger Diözesanarchiv
GLA	=	Generallandesarchiv in Karlsruhe
StA	=	Stadtarchiv
ZGO	=	Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins

Verzeichnis der Mitarbeiter

Barth, Ansgar; Kirchstraße 215, 7611 Gutach/Schwarzwaldbahn
Bayer, Dr. Josef; Nikolaus-Schrempf-Straße 30, 7601 Hohberg 1
Daferner, Willi; Weinstraße 16, 7570 Baden-Baden-Neuweier
Dieterle, Eugen; Schlößleweg 5, 7620 Wolfach
Finkbeiner, Gerhard; Schulstraße 24, 7631 Schuttertal
Friedmann, Michael; Dahlienweg 5, 7611 Berghaupten
Furtwängler, Dr. Robert; Osterbachweg 8, 7637 Ettenheim
Fuß, Margot; Klöckelsbergstraße 6, 7570 Baden-Baden
Haas, Hans-Georg; Grünach 11, 7620 Oberwolfach
Harter, Hans; Engelmatte 9a, 7801 Wittnau
Harter, Nikolaus; Am Bürgerwald 8, 7600 Offenburg
Hildenbrand, Manfred; Georg-Neumaier-Straße 15, 7612 Hofstetten
Hinn, Friedrich; Sudetenstraße 16, 7834 Herbolzheim
Hirth, Adolf; Kastanienweg 23, 7594 Kappelrodeck
Hoffmann, Gerhard; Oppelner Straße 8, 7550 Rastatt
Honold, Dr. Nikolaus; Auf der Höhe 24, 7597 Rheinau-Freistett
Hornung, Klaus († am 11.1.84); Hauptstraße 17, 7640 Kehl
Kauß, Dr. Dieter; Hildastraße 89, 7600 Offenburg
Kewitz, Hubert; Gartenstraße 10, 7636 Ringsheim
Klein, Kurt; Haselwanderstraße 11, 7613 Hausach
Klem, Ekkehard; Jasminstraße 28, 7632 Friesenheim
Knappe, Dr. Karl-Bernhard; Am Rainhof 27, 7815 Burg-Kirchzarten
Kopp, Thomas; Gartenstraße 20, 7615 Zell a. H.
Krausbeck, Josef; Kleine Dammstraße, 7620 Wolfach
Lauppe, Elisabeth; Hauptstraße 24, 7585 Lichtenau
Lehmann, Karl-August; Küblerweg 4, 7611 Oberharmersbach
List, Karl; Bürklinstraße 48; 7630 Lahr
Marx, Dr. Wilhelm; Kehler Straße 78, 7607 Neuried-Altenheim
Maurer, Prof. Dr. Hans-Martin; Lieschinger Straße 47, 7000 Stuttgart
Naudascher, Josef; Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg
Panther, Dr. Albert; Geroldsecker Straße 18, 7633 Seelbach
Pillin, Dr. Hans-Martin; Albert-Köhler-Straße 22, 7593 Ottenhöfen

Sandfuchs, Bertram; Elmattenstraße 21, 7612 Fischerbach
Scheurer, Werner; Schlattstraße 8, 7612 Haslach i. K.
Schneider, Hugo; Kirchstraße 10, 7590 Achern
Schwab, Karl; Poststraße 4, 7570 Baden-Baden-Steinbach
Sprauer, Hermann; Laubenlindleweg 21, 7600 Offenburg
Steckner, Carl-Helmut; Honsellstraße 8, 7640 Kehl
Stopfel, Prof. Dr. Wolfgang; Scheffelstraße 59, 7800 Freiburg i. Br.
Volk, Karl; Untertal 19, 7741 Triberg-Gremmelsbach
Vollmer, Prof. Dr. Franz X.; Gottfriedstraße 18, 7800 Freiburg i. Br.
Westermann, Wolfgang; Sonnenhalde 7, 7616 Biberach i. K.
Zoller, Franz; Eisenbahnstraße 6, 7573 Sinzheim

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e. V.
gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die
Zeitschrift

„Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichte bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden. Der Jahresband wird den Mitgliedern kostenlos zugestellt.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 7600 Offenburg, Postfach 1569 sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entgegen:

Vorstand und Beirat des Vereins:

Kurt Klein, Schulamtsdirektor
Präsident
Haselwanderstr. 11
7613 Hausach i. K.
Tel. 07831/6125

Manfred Hildenbrand, Realschulkonrektor
Stellvertr. Präsident und Schriftführer
Georg-Neumaier-Str. 15
7612 Hofstetten-Haslach i. K.
Tel. 07832/2867

Hugo Schneider, Studiendirektor i. R.
Redakteur der „Ortenau“
Kirchstr. 10
7590 Achern
Tel. 07841/5772

Theo Schaufler, Kreisoberverw.-Rat
Kassen- und Geschäftsführung
Postfach 1569
7600 Offenburg
Tel. 0781/805-266

Beiräte:

Dr. Hans-Joachim Fliedner
Esenstr. 24
7600 Offenburg

Adolf Hirth
Kastanienweg 23
7594 Kappelrodeck

Josef Naudascher
Schmiedeweg 23
7631 Mahlberg

Dipl.-Ing. Erwin Steurer
Metzgerstr. 14
7630 Lahr

Dr. Wilhelm Marx
Kehler Str. 78
7607 Neuried-Altenheim

Karl Maier
Jakobstr. 6
7604 Appenweiler

Rainer Fettig
Straßburger Str. 6
7603 Oppenau

Gerhard Hoffmann
Oppelner Str. 8
7550 Rastatt

Mitgliedergruppen:

- 7590 Achern: Hugo Schneider, Kirchstr. 10, Tel. 07841/5772
7604 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 07805/695
7570 Baden-Baden: Robert Erhard, Spörsigweg 18, Tel. 07221/71792
7570 Baden-Baden (Yburg-Steinbach): Ursula Schäfer, Rebbergstr. 12,
7570 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 07223/5572
7605 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner,
Renchtalstr. 17, Tel. 07806/533
7616 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Rebhalde 26, Tel. 07835/8309
7580 Bühl/Baden: Egon Schempp, Meisenstr. 2, 7580 Bühl/Baden, Tel. 216
7637 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14, Tel. 07822/5800
7614 Gengenbach: Alfons Frei, Hauptstr. 25, Tel. 07803/2471
7612 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 07832/2867
7613 Hausach: Kurt Klein, Haselwanderstr. 11, Tel. 07831/6125
7601 Hohberg: Michael Bayer, Reisengasse 7, Tel. 07808/3716
7746 Hornberg-Triberg: Walter Aberle, Hornberg, Schloßstr. 2, Tel. 0783/277
7640 Kehl-Hanauerland: Kurt Ganss, Richard-Wagner-Str. 109,
Tel. 07851/71469
7630 Lahr/Schw.: Dr. Rudolf Ritter, Schillerstr. 6, Tel. 07821/26140
7631 Meißenheim: Karl Schmid, Schillerstr. 6, Tel. 07824/2362
7607 Neuried: Werner Kopf, Akazienweg 1, Neuried-Altenheim,
Tel. 07807/698
7611 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Dorf 31a, Tel. 07837/288
7602 Oberkirch: Wilhelm J. Vajen, Stadtgartenstr. 7, Tel. 07802/4842
7600 Offenburg: Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstr. 24, Tel. 0781/76638
7601 Ortenberg: Hermann Litterst, Rathaus, Tel. 0781/32051
7603 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 07804/2024
7550 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 07222/22901
7597 Rheinau-Freistett: Dr. Nikolaus Honold, Auf der Höhe 24
7587 Rheinmünster: Adolf Hirth, Kastanienweg 23, 7594 Kappelrodeck,
Tel. 07842/2615
7592 Renchen: Erich Huber, Rathaus, Tel. 07843/501
7625 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, Tel. 07839/378
7622 Schiltach: Theo Becker, Hohensteinstr. 11, Tel. 07836/2442
7601 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 0781/52381
7633 Seelbach-Schuttertal: Erich Krämer, Schwarzwaldstr. 5, Tel. 07823/2333
7611 Steinach i. K.: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 07832/8656
7620 Wolfach: Ernst Bächle, Messnergasse 6
7615 Zell a. H.: Thomas Kopp, Gartenstr. 20
- überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler,
Postfach 1569, 7600 Offenburg, Tel. 0781/805-266

Leiter der Fach- bzw. Arbeitsgruppen:

Archäologische Arbeitsgruppe:

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg

Arbeitsgruppe Denkmalpflege:

Dr. Dieter Kauß, Hildastr. 89, 7600 Offenburg, Tel. 0781/805-534

Arbeitsgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Heiner Raulff, Lichtenbergstr. 16, 7640 Kehl-Goldscheuer

Arbeitsgruppe „Mundart“:

Prof. Hermann Braunstein, Am Bruch 1, 7601 Schutterwald,
Tel. 0781/52111

Arbeitsgruppe „Museen“:

Reinhard End, Binzmattstraße 28, 7614 Gengenbach, Tel. 07803/4229

Arbeitsgruppe „Grenzüberschreitende Zusammenarbeit“:

Carl-Helmut Steckner, Honsellstraße 8, 7640 Kehl, Tel. 07851/3994

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. 3. jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann Sonderdrucke einzelner Beiträge in beliebiger Zahl bei der Druckerei A. Morstadt, Buch- und Offsetdruck, 7640 Kehl, Kinzigstr. 25, bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahrbuchs. Danach können die Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band, solange der Vorrat reicht.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrgänge nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 1569, 7600 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1981 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:
25,— DM für natürliche Personen und Schulen
40,— DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V., Sitz Offenburg, dient ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken. Gegen die Anerkennung der Mitgliedsbeiträge als steuerbegünstigte Ausgabe nach § 10 b EStG bestehen seitens des Finanzamtes Offenburg lt. Mitteilung vom 19. Juli 1972 keine Bedenken. Die Bescheinigung über die steuerbegünstigten Beträge erfolgt auf der Mitgliedskarte oder auf besonderem Formular.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg, Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Bezirkssparkasse Offenburg, Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Postscheckkonto Nr. 6057-756, Postscheckamt Karlsruhe).

